Enc

1214

Mannichfaltige

Unterhaltungen

zur

Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse,

ein

Buch für die mittlere Volksklasse.

Augsburg,
bei Johann Andreas Brinhauser 1794.

1993.2

Vorerinnerung.

Da mehrere Freunde der Lectüre, welche nicht Gelegenheit hatten auf die im verflossenen Jahre unter dem Tittul — Mannichfaltigkeiten — wöchentlich herausgekommene Blätter zu subscribiren, das Verlangen äusserten, dieselben zu besitzen, so haben wir uns entschlossen, weil diese Wochenschrift nungeendiget ist, und ein Ganzes ausmacht — sie unter dem Tittul — Mannichfaltige Unterhaltungen zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, ein Buch für die mittlere Volksclasse — unsern schätzbaren Freunden in die Hände zu liefern. Die Hauptabsicht, die wir bey Verfertigung dieser Schrift hatten, und die wir unvermerkt in den Augen zu halten suchten — war, durch Belehrung und Unterhaltung irgend etwas zu einer zweckmäßigen Aufklärung der mittlern Volksclasse beyzutragen. Geschichte, Geographie, Erzählung der innern Einrichtung eines Staates, Wissenschaften die einen entschiedenen Einfluß auf die Bereicherung unserer Kenntniße haben — schienen uns dazu am nützlichsten zu seyn.

Wir erzählten daher die Geschichte von Portugall in einem leichten deutlichen und angemessenen Ausdrucke. Eben so würden wir mit der Geschichte von Spanien verfahren seyn, wenn uns nicht der Wunsch unserer Leser zur Bearbeitung der französischen Geschichte hingelenkt hätte, welche wir sodann auch mit Geographie und Statistick verbunden, bis auf die gegenwärtigen trüben Zeiten, in einer kurzen Uebersicht darzustellen gesucht haben. Verschiedene aus der Moral, Naturlehre, Naturgeschichte, Theologie und Oekonomie, herausgehobene und bearbeitete Aufsätze gaben wir hier gleichfalls den Lesern in die Hände, die auch wirklich die Absicht der Verfasser nicht ganz verfehlt haben, wovon wir mündlich und schriftlich versichert wurden. Wir halten es übrigens für die süsseste Belohnung auch von unserer Seite durch vorliegende kleine Schrift etwas zur Bildung des Geistes und Herzens einiger unserer Zeitgenossen, beygetragen zu haben, und empfehlen uns.

Die Verfasser.

Inhalt.

Seiten.

Ueber den Nutzen der Geschichte ⸗ ⸗ 1

Geschichte von Portugal ⸗ ⸗ ⸗ 17

Fortsetzungen 65 81 97 113 129 145
161 177 193 208 257 273 289 305
321 337 353 369.

Geschichte von Frankreich ⸗ ⸗ ⸗ 385

Fortsetzungen 401 417 433 449 465 481
497 513 529 545 561 577 593 609
625 641 657 673 689 705 721 737
753.

Vom elastischen Gummi ⸗ ⸗ ⸗ 5

Ueber den Kummer ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 7

Beschluß ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 24

Gedrucktes Makulatur wieder in weißes Papier zu verwandeln ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 15

Leichtes Mittel, im Sommer das Getränke abzukühlen ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 16

Ermunterung zu fleißiger Betrachtung der Natur ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 29

Fortsetzung ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 39

Seite.

Umfang und Nutzen der Naturlehre " 43

Fortgesetzte Betrachtung der Natur " " 49

Fortsetzungen 49 69 35 103 117 178 195
211 225 241 291 326 341 358

Löschmittel bey Feuersbrünsten " " 32

Merkwürdige Begebenheiten aus dem Thierreiche " " " " " " 33

Fortsetzungen " " " 54 73 87

Der Beinbruch, eine Anekdote " " 36

Fragment aus der Lebensphilosophie und Menschenkunde " " " " 46

Fortsetzung " " " " " 63

Die künstliche Windgeschwulst, oder medicinische Aufblähung " " " " 47

Ursprung des fliegenden Sommers im Oktober 57

Der Magenstich, ein Mittel beym Schwellen des Rindviehs " " " " 60

Was heißt ein Freygeist seyn? " " 76

Die Tabakspfeifenköpfe von Meerschaum " 77

Funken aus dem Munde zu speien " " 80

Chinesische Art, alte Oelgemälde zu reinigen 80

Die eßbaren Vogelnester " " " 91

Kuriose Nachricht vom Genie " " " 93

Korkstöpsel zu flüchtigen Geistern " " 95

Wie die halbgelähmte Betäubung der eingeschlafenen Glieder sogleich gehoben werden kann " " " " " 96

Kaiser

Seite.

Kaiser Otto der erste und Heinrich von Kempten ″ ″ ″ ″ ″ 105

Von der Freyheit ″ ″ ″ ″ 107

Ueber das Alter der Fische ″ ″ ″ 109

Eine sympathetische Dinte ″ ″ ″ 112

Eine Silbermünze der Fläche nach zu spalten 112

Verhältniß der menschlichen Sinnorgane zu der Natur ″ ″ ″ ″ ″ 120

Fortsetzungen ″ ″ ″ ″ 135 150

Etwas zur Naturgeschichte des Affen und des Esels ″ ″ ″ ″ ″ 123

Auf Glas zu zeichnen, oder zu schreiben 128

Wie viel Silberdrath würde erfordert werden, um davon einen Reif um die Erdkugel zu legen ″ ″ ″ ″

Der Grönländische Singestreit ″ ″ 139

Vor die Beruhigung der stürmischen Wellen durch Oel ″ ″ ″ ″ ″ 140

Zu ausländischen Blumen und deren Vermehrung, vermittelst des Wassers, zu gelangen ″ ″ ″ ″ ″ ″ 142

Pappier zu machen, das nicht leicht Feuer fängt; und umgekehrt, eines zuzurichten, das gerne Feuer fängt ″ ″ ″ 144

Auszug aus Hrn. Prof. Burja's Bemerkungen über Liefland und Rußland ″ 154

Fortsetzungen ″ ″ ″ ″ 164 182

Die Weiber der Karaiben auf den Antillen 157

Seite.

Der weise Fürst ″ ″ ″ ″ 159

Mit einem Brennglase im Schatten anzuzünden ″ ″ ″ ″ ″ ″ 160

Ueber das Vergnügen des Nachdenkens aus dem Englischen des Knox ″ ″ 168

Aus einem Briefe des Doktor Hirzels ″ 170

Auch Erdtoffeln leuchten ″ ″ ″ 172

Das Radirpulver ″ ″ ″ ″ ″ 173

Der sogenannte Schwefelregen ″ ″ 173

Eis auf großen Flüßen zu zersprengen, um den Eisgang zu befördern ″ ″ 175

Einfaches Mittel, Quellwasser unter der Erde zu entdecken ″ ″ ″ ″ ″ 175

An jedem Wintertage natürliche frische Blumen aufzuzeigen ″ ″ ″ ″ 176

Fettflecken aus Sammet und Seide zu bringen ″ ″ ″ ″ ″ 176

Der Tempel in Paris ″ ″ ″ 186

Das Hahnengefecht der Engländer ″ ″ 189

Mittel gegen den Brand im Waizen ″ 190

Die beste Zubereitungen des Kalkes ″ 191

Mittel wider Erdflöhe und Raupen ″ 192

Polierwachs ″ ″ ″ ″ ″ 192

Von den öffentlichen Spielen der neuern Römer ″ ″ ″ ″ ″ ″ 199

Eine gute Art zu bitten ″ ″ ″ 203

Was

Seite.

Was kein Mensch durch seinen Verstand kann, kann öfters ein Thier durch seine schärfern Sinne = = = = 205

Harvords Bluteinspritzung = = = 206

Eine Glastafel mit einer Scheere zu zerschneiden = = = = = 207

Die Posttaube = = = = = —

Zwey Erzählungen mit einer Nutzanwendung 214

General Aldringer, eine Anekdote = 217

Das Testament. Eine Aufgabe für Arithmethiker und Juristen = = = 218

Auflösung des Testaments = = = 304

Frösche sind in den Küchengärten nützlich 220

Gute Zähne zu bekommen und zu erhalten 223

Das Gefrieren der Fenster = = = —

Ueber das Alter des Schießpulvers = 224

Beytrag zur Naturgeschichte des Härings 228

Ueber das Gesundheitwünschen beym Niesen 231

Die Gemsjagd der Bewohner des Thals von Chamouny in Savoyen = = 233

Auch gegen das Leben eines Juden ist Gott nicht gleichgültig = = = = 237

Das Gastrecht ist bey allen Edeln heilig 246

Die Liebespfeile der Schnecken = = 247

Der Mann von Ordnung = = = 248

Ueber das Zutrauen = = = = 252

Seite.

Die Sternschnuppen = = = = 255

Das Skeletiren der Baumblätter und Obst-
arten = = = = = 255

Die Fliegen von den Gemählden und Ta-
peten abzuhalten = = = = 256

Ein Gemählde aus dem häuslichen Leben,
nebst einem Urtheil über alte Jungfern 261

Sonderbare Fischerey der Chineser mit ab-
gerichteten Vögeln = = = = 270

Ein kleiner Schlag ins Auge = = 272

Forsocks Bemerkungen über den Bohon-
Upas oder Giftbaum auf der Insel Japan 277

Vorschlag eines Verwahrungsmittels wider
die Feuchtigkeit neugetünchter Wände = 283

Der Floh = = = = = = 284

Der Jude und der Schüler zu Lemberg = 288

Advokaten = = = = = —

Erfahrungen über die Wirkungen des Gum-
mi vom Bohon-Upas = = = 296

Die Todtenuhr in den Wänden = 299

Die Gefahr des Reisens. Eine Anekdote 300

Ein Mittel, die Fett- und Oelflecken aus
den Kupferstichen zu bringen = = —

Beschreibung des Originals oder Amerika-
nischen Elendthiers = = = = 308

Anekdoten von dem berühmten Mahler Vandyk 313

Das Heu darf nicht zu trocken eingebracht
werden = = = = = 317

Die

Seite.

Die Natur des Echo = = = 318

Der Abderit = = = = = 319

Eine Schrift oder Karaktere durch die Eyschaale durchzuzeichnen = = = 320

Ein Paar Anekdoten aus des berühmten holländischen Admirals Ruiter Leben = 332

Der Sirokkowind in Neapel und Sizilien 345

Das Ziehen der Federkiele zu den Schreibfedern = = = = = 348

Edler Christensinn eines Landmanns, und Dankbarkeit eines Juden gegen denselben 350

Ein geprüftes Mittel wider den Stich einer verschluckten Wespe = = = = 351

Etwas über die Bewohner der Schweitz = 363

Nützliche Anwendung der wilden Kastanien 367

Die natürliche Geschichte der Ebbe und der Fluth überhaupt = = = = 376

Wanzen zu vertilgen = = = = 381

Abergläubische Meynungen von dem Monde und dessen Wirkungen = = = 389

Rührendes Beyspiel der Menschenfreundschaft, der kindlichen Liebe und einer edelmüthigen Familie = = = = 394

Fortsetzungen = = = 407 422

Ueber den Ursprung des Lombrespiels = 397

Wahrer Patriotismus = = = 398

Das Entschwefeln der Steinkohlen = 399

Der

Seite.

Der unwürdige Sohn = = = 400

Hat der Mond gar keinen wirksamen Einfluß auf unsere Erde? = = = 409

Cirkularschreiben des Herrn Generallieutenant von Möllendorf = = = 414

Vorsichtsregeln zur Schonung des Gesichts 415

Der Kaufmann und sein Sohn = = 416

Ueber die Bewohnbarkeit der Weltkörper 425

Fortsetzungen = = = 439 453

Das hätte ich nicht geglaubt. Eine arithmetische Progression = = = 427

Die zwey Ritter und zwey Säcke = = 428

Vorschläge, wie man der Gefahr bey laufend gewordenen Pferden, welche vor einer Kutsche gespannt sind, am besten ausweichen könne = = = = = 530

Rührende Dankbarkeit = = = 431

Eine gute dauerhafte schwarze Schreibdinte 432

Fürstliche Großmuth = = = = 441

Die unfruchtbaren Obstbäume fruchttragend zu machen = = = = = 442

Ungewißheit menschlicher Zeugnisse = = —

Naturgeschichte des Murmelthiers = =

Fortsetzungen = = = 458 469

Nachtrag zu den Vorsichtsregeln zur Schonung des Gesichts = = = = 461

Eine treue Dienstmagd = = = = 464

Erzäh-

Seite.

Erzählung von einem in der Wildniß aufgewachsenen Mädchen = = = 471

Das Wasserziehen der Sonne = = 476

Anekdote = = = = = = 477

Ueber Bewegung in psychologischer Hinsicht 478

Fortsetzungen = = = = 485 504

Spuren göttlicher Vorsehung bey Entdeckung heimlicher Verbrechen und verlorner Unschuld = = = = = = 490

Das Kräuterbad = = = = = 493

Der Thau = = = = = 495

Der Eidervogel = = = = 496

Edle That eines Fischers = = = 505

Edle That eines Schiffers = = = 506

Der Gallapfel = = = = 508

Seltsamer Irrthum einer Katze = = 509

Wider die Geschwulst des Küheiters = 521

Eine dauerhafte Ofenkütt, die Risse an den Kacheln der Stubenöfen zu verschmieren = —

Der schnelle Flug der Vögel = = 512

Gustav Adolph von Schweden in seinen Jugendjahren = = = 519 535

Dankbarkeit eines türkischen Galeerensklaven 526

Heyrathsgebräuche der Einwohner in Pensylvanien = = = = = 527

Mäuse in Island = = = = 528

Die

Seite.

Die Weinprobe, oder die Verfälschung des Weines " " " " " " 540

Klugheitsregeln bey Gewittern " " 542

Der Blumenfreund in Venstädt " 560 567

Beyspiel brüderlicher Liebe " " " 581

Die Blattläuse auf den Rosenstöcken " 583

Mittel wider den Bienenstich " " 585

Der Blutregen " " " " " 586

Wirkung der Einbildungskraft " " 587

Der künstliche Baumschnitt " " 588

Befleckte Kleidungsstücke und Wäsche wieder herzustellen " " " " " 591

Fortsetzungen " " " 607 648

Fragment aus dem Tagebuch eines Reisenden über Ankona und Loretto " 597

Irrwische " " " " " 606

Von Verfertigung vegetabilischer Hüte " 615

Resultate einiger Betrachtungen über die Lebensdauer der Menschen " " " 619

Merkwürdiger Wasserfall " " " 623

Vom Elephantenfang und dem Verkauf derselben auf der Insel Zeilan " 630 645

Schöne Charakterzüge " " " 634

Die Gegenwart des Geistes " " " 636

Mechanische Ursache des bekannten Kunststückes, da man einen Stab, der auf zwey

Seite.

zwey Gläsern aufliegt, ohne deren Schaden entzwey schlägt " " " 637
Die magische Bauchsprache " " 638
Die Betende " " " " " 640
Eine Anekdote " " " " " 649
Historische Bemerkungen über den Aufsatz von Verfertigung vegetabilischer Hüte " 652
Nachahmung der Sternschnuppen " 656
Praktisches Heilmittel bey entrindeten Obst- und Feldbäumen " " " " 664
Die Promenade eines Todtenkopfs " 666
Der Nebel " " " " " 670
Die Wolken " " " " " —
Der Regen " " " " " 671
Ein optisches Vergnügen " " " 672
Ein nützliches Futterkraut für das Vieh " —
Das Familiengemälde. Ein Fragment aus dem Tagebuch eines Reisenden " 681 695
Aus der Naturgeschichte des Löwen " 683
Das Katzenfeuer " " " " 683
Ueber das Wachsthum der Pflanzen " 699
Die geschwinde Mästung der Gänse und Hühner " " " " " " 702
Holzleim, der das Wasser von der geleimten Stelle abhält " " " " 703
Optische Bemerkung " " " " —
Das Holz, wie Mahagonieholz zu beitzen " 704
Eine Anekdote " " " " " —
Das Gewitter " " " " " 713
Edelmuth und Dankbarkeit eines Juden " 715

Das

Seite.

Die Enthauptung der Schnecken ⸗ 717
Der König und der Knabe ⸗ ⸗ 718
Die Gesichter einer Gesellschaft scheuslich vorzustellen ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 720
Das chemische Wetterglas ⸗ ⸗ 731
Die Schnelligkeit der Pferde ⸗ ⸗ —
Die Selbstentzündung feuchter Pflanzen ⸗ 733
Einige kleine naturhistorische Bemerkungen 734
Fortsetzung ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 744
Die gebesserte Zänkerin ⸗ ⸗ ⸗ 746
Das animalische Barometer ⸗ ⸗ 750
Ein ganzes Gemach ohne Nachtheil zu entflammen ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 751
In der Nacht nach der Uhr zu sehen ⸗ 752
Mittel wider die Hausfliegen ⸗ ⸗ —
Mittel, das Holz wider die Würmer zu versichern ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ —
Eine Anekdote ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 763
Ein Kunststück mit Zahlen ⸗ ⸗ ⸗ 764
Die Ehre des Ackerbaus in China ⸗ 764
Der Toback ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 766
Mittel, zu verhindern, daß das Oel im Brennen, nicht rauche noch ruße ⸗ 768
Oel aus Papier zu bringen ⸗ ⸗ ⸗ —
Verjährt, ganz blaß gewordene Schriften, auf Papier oder Pergament, wieder leserlich zu machen ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ —

Mannichfaltigkeiten.

Ueber den Nutzen der Geschichte.

Ehe wir unserm gegebenen Versprechen gemäß unsere schätzbare Leser mit einer angenehmen Erzählung der neuern Geschichte zu unterhalten wagen, so scheint es uns nicht überflüßig zu seyn, einige Bemerkungen über den Nutzen der Geschichte überhaupt vorauszusenden, um die Lectüre eines solchen historischen Versuchs desto anziehender zu machen. — Der Nutzen, den das nachdenkende Lesen der Geschichte leistet, ist theils allgemein, theils besonders. Der allgemeine Nutzen ist, daß sie unsere vernünftige Neubegierde befriediget und uns unterrichtet, wie durch so viele Revolutionen endlich die jetzige Beschaffenheit und Einrichtung der Welt entstanden, daß sie uns durch Beyspiele lehrt, die jetzigen Vorfälle richtig zu beurtheilen, und auf die künftigen einen wahrscheinlichen Schluß zu machen. Sie allein macht uns fähig, durch eine genaue Bekanntschaft mit der Denkungsart, dem Geiste, den Sitten und den Kenntnissen so vieler durch die Zeit und den Raum von einander getrennten Nationen, unsere Kenntnisse mit den Kenntnissen des ganzen menschlichen Geschlechts zu messen, und nach diesem Maase zu erweitern, unsere Begriffe zu vervielfältigen, und zu bereichern, durch eine Uebersicht desjenigen, was das ganze menschliche Geschlecht von Sachen, die uns von Wichtigkeit sind, gedacht und gehandelt, unsere eigene Vorstellungen zu berichtigen, durch eine Bemerkung der Uebereinstimmung der Nationen, in dem, was wahr, gut und groß ist, unser Herz und unsere Gesinnung zu verbessern und zu erheben. Sie allein bewahrt große, edle und tugendhafte Thaten für die Nachwelt auf, und

enthüllt auf eine unpartheyische Weise die Gründe und Folgen aller menschlichen Handlungen, indem sie die Stärke und Schwäche des menschlichen Herzens zeigt. Sie lehrt den Menschen, den Schatz seiner Erfahrungen durch die Beute aller Zeiten bereichern und dringt ihm das öffentliche Geständnis ab, daß menschliche Größe und Macht eitel, und diese selten die Begleiterin wahrer Verdienste sey. Zittern macht sie ihn vor seiner eigenen Schwäche durch das Beispiel anderer, und führt ihn von dem gefährlichen Wege des Lasters auf die Bahn der Tugend. Ja sie ist es endlich, welche die klarsten Beweise von dem Einfluß der göttlichen Regierung auf die Handlungen der Menschen sammelt, und uns die Spuren einer höhern Vorsehung in den Schicksalen der kühnsten und klügsten Sterblichen auf eine überzeugende Art entwickelt.

Der besondere Nutzen der Geschichte besteht in ihrem Einflusse auf die Erlernung aller Wissenschaften, welches weiter zu entwickeln, nicht in unsern Plan gehört; sondern wir wollen nur noch durch einige Beyspiele zeigen, wie, den eigentlichen Gelehrten ausgenommen, der sich ohne Kenntnis der Geschichte gar nicht denken läßt, auch noch andere Stände einen besondern Nutzen aus dem Studium und der Lectüre der Geschichte ziehen können Es giebt z. B. wirklich kaum ein kräftigeres Mittel, den Regenten freymüthig zu zeigen, was sie zu ihrem wahren Ruhm, zur Erfüllung ihrer Pflichten, und zum Besten ihrer Untergebenen zu thun schuldig sind — wie weit mehr Gutes als andere Menschen sie stiften können, aber auch wie weit schrecklicheres Unglück, wenn sie das Leben und Eigenthum der ihren Befehlen unterworfenen Mitgeschöpfen als Spiel der Habsucht und der Leidenschaft betrachten; und was für Folgen insonderheit

heit daraus entstehen, wenn sie glauben, daß ihnen so lange alles erlaubt sey, als sie keinen unwiderstehlichen Widerstand finden. — Bürger und Unterthanen lernen aus der Geschichte ihr Vaterland kennen und lieben, indem sie die Schicksale desselben, den Ursprung seiner jetzigen Verfaßung, seine Gesetze und ihre Obliegenheit gegen dasselbe, nicht weniger als die Wohlthaten, welche sie von demselben empfangen haben, einsehen, und sich durch eigene Beobachtung überzeugen, wie nur da Wohlstand und Glückseligkeit wohnt, wo Bürger und Unterthanen den weisen Gesetzen und Verordnungen ihrer Regenten nachzuleben sich beeifern. — Der Kaufmann sieht in der Geschichte, wie sehr sein Gewerbe, wenn es mit Einsicht und Rechtschaffenheit getrieben wird, die Menschen untereinander verbinde, den blühenden Zustand und das Ansehen, auch wohl die Freiheit mancher Völker befördere und unterstütze; wie großen Antheil dasselbige an wichtigen Veränderungen des Friedens und des Krieges habe; wie sehr auch er seine patriotische Gesinnungen durch vorzüglichen Benutzung und Verarbeitung innländischer Produkte gegen die mit ihm zunächst verbundene arbeitsame Klasse der Bürger an den Tag legen könne; und wie schädlich ihm, ja ganzen Ländern, eine ausschweifende und unersättliche Gewinnsucht sey.

So entlehnt auch aus ihr der Künstler, der die Natur auf eine edlere Art nachzuahmen, Muster der höchsten Schönheit hervorzubringen, und dadurch zu belehren und zu gefallen sucht, seinen Stoff; findet in ihr über so viele treffliche Denkmäler der Kunst, der Mahlerey, der Bildhauerkunst und andere die nöthigen Erläuterungen, feuert seine Einbildungskraft an, und schärft durch sie seinen Erfindungsgeist. Auch der Kriegsmann darf in ihr nicht fremd seyn;

denn er findet in der Geschichte die Veränderungen und Verbesserungen seiner Kunst, ingleichem die großen Helden derselben, welche mit Verachtung der Gefahren und des Todes selbst für ihren Fürsten und ihr Vaterland gefochten, und durch Muth und Geistesgröße den Zustand ganzer Reiche und Völker entschieden haben. Sie errinnert ihn aber auch, daß Muth und Tapferkeit nicht die einzigen Eigenschaften sind, die von ihm gefordert werden, und daß mitten unter den Kriegen, einem leider oft nothwendigen Uebel, sich alle Tugenden, durch welche dasselbe vorzüglich erträglich gemacht wird, auf eine erhabene Art zeigen können und sollen; und daß es ein falscher Ruhm für ihn sey, sein Schwerdt mit dem Blute wehrloser und unschuldiger Menschen zu färben, und seine Trophäen auf den Trümmern zerstörter Länder und Städte aufzurichten, sondern daß er mit seiner Tapferkeit Menschlichkeit verbinde, welche ihm bey der Nachwelt bleibende Achtung und Liebe verschaft. — Das wäre denn also der besondere Nutzen, den die Geschichte für einzelne Stände leistet, und diesen bey unsern werthen Lesern zu erreichen, wählten wir also die Europäische Staatengeschichte, welche sich mit der Erzählung derjenigen Begebenheiten beschäftiget, die sich seit der Bildung der jetzigen Europäischen Staaten nach der berühmten Völkerwanderung nach Christi Geburt (376) bis auf unsere Zeiten ereignet haben. Um aber den Schauplatz der Begebenheiten und die Zeit, wann sie sich zugetragen, beständig vor Augen zu haben, so sind wir gesonnen, bey der Geschichte eines jeden Staates die Geographie und Chronologie oder Zeitrechnung sorgfältig zu verbinden, und durch die damit verknüpfte Statistik, oder Beschreibung der politischen, geistlichen, gelehrten und bürgerlichen Verfassung eines Volkes, das Lesen dieser historischen Arbeit angenehm zu machen.

Im

Im nächsten Blatte trift die Reihe der Erzählung den Staat von Portugal.

Vom elastischen Gummi.

Da dieses Harz in unsern Zeiten auf so mannigfaltige Art benutzt wird, so wird es hoffentlich unsern Lesern nicht unangenehm seyn, etwas näheres davon zu erfahren. Herr de la Condamine war der erste, der auf seiner Reise durch die Provinz Esmaraldas nach Quito in Amerika nicht nur den Baum, der das Harz giebt, entdeckt, sondern auch den Gebrauch, den die Einwohner davon machen, ausgeforscht hat. Aus seinem Bericht, den er deswegen an die Akademie zu Paris ertheilte, ist folgendes zu merken.

In den Waldungen der Provinz Esmaraldas wächst ein Baum, den die Einwohner Hhévé nennen, aus dem, wenn er verwundet wird, ein dicker weißer Saft, wie Milch, ausläuft, den man auf ausgebreiteten Blättern auffängt. Bringt man diesen gesammelten Saft an die Sonne, so wird er nicht nur härter, sondern fängt auch sogleich an, äußerlich braun zu werden, welches auch nachher inwendig erfolgt. Man macht daraus Fackeln von 2 Fuß in der Länge und 1 ½ Zoll dick, die man in gedoppelte Blätter von dem Bananasbaume einwickelt, um ihnen Festigkeit zu geben, während daß sie noch weich sind, oder wenn sie brennen. Diese Fackeln haben keinen Tocht, und fliessen nicht, wenn sie hin und her getragen werden; auch der Geruch, den sie von sich geben, ist nicht unangenehm. Sie brennen sehr helle und die Hälfte einer solchen Fackel reicht für 12 Stunden zu. Dieser Baum wächst auch an den Ufern des Amazonenflußes und die dasigen Einwohner Mainas geben dem darausfliessenden Safte den

Namen Caoutchouc. Sie überziehen mit diesem Safte irrdene Formen in der Gestalt einer Flasche, und zerbrechen die Formen, sobald der überlegte Saft hart geworden ist. Diese Flaschen sind weit leichter, als die gläsernen, und nicht zerbrechlich. Herr Fresnau, ein Ingenieur zu Cayenne, hatte sich in Amerika lange Mühe gegeben, den Baum zu entdecken; allein die Wilden hatten ihn immer betrogen. Endlich erhielt er von einigen den Portugiesen entlaufenen Nouragues durch Versprechungen, die Frucht des ächten Baumes in Thon abgeformet, die ihm auch zugleich sagten, daß die Portugiesen den Baum Pao-Xiringa nennten, und daß er in Quito Caoutchouc heiße. Die erhaltenen Formen theilte er an Jäger und andere Einwohner aus, die in den dortigen Gegenden bekannt waren. Bald darauf erhielt er von einem gewißen Herrn Merizot, der sich in Aprouage aufhielt, die Nachricht, daß er den Baum entdeckt habe. Herr Fresnau reißte ohne Verzug dahin ab, fand den Bamm, und überzog einige Formen von Pappe mit dem Safte desselben.

Dieser Baum, den die Portugiesen Pao-Xiringa, die Einwohner der Provinz Esmaraldas Hhévé, und die Mainas Caoutchouc nennen, wächst sehr hoch und stark, hat eine kleine Krone und am ganzen Stamme weiter keine Aeste. Die größten dieser Bäume haben in Guiana nicht unter 2 Fuß im Durchmesser, und ihre Wurzeln gehen tief in die Erde. Der Stamm ist unten dicker und geschuppt, wie ein Fichtenzapfen. Das Blatt besteht aus 4 bis 5 Blättern von ungleicher Größe an einem Stiele; die mittlern haben ungefähr 3 Zoll Länge und $\frac{3}{4}$ Zoll Breite; alle sind hellgrün auf der obern Seite und etwas bläßer auf der untern. Die Frucht ist eine dreyeckigte Schaale, wie die Frucht der Kreuz-

bäume,

bäume, nur größer. Die Schaale ist dick und holzicht und hat 3 Abtheilungen, in deren jeder ein einzelnes eyförmiges Behältnis von brauner Farbe eingeschloßen ist, in dem der Kern steckt.

Wenn man den Saft einsammelt, so wird zuerst der Stamm rein abgewaschen; hierauf werden mit einem krummen Messer lange Einschnitte durch die Rinde immer queer über einander gemacht, damit der Saft, der aus dem obern Einschnitte ausfließt, in den nächsten darunter ablaufen kann. An dem untern Einschnitte wird ein breites Blatt mit Thon befestiget, auf welchem der Saft endlich in ein darunter gesetztes Gefäs geleitet wird. Um den Saft zu verarbeiten, werden beliebige Formen von Thon gemacht, in die man, um sie bequemer halten zu können, an der Stelle, wo sie nicht mit Safte überzogen werden sollen, ein Stück Holz steckt. Diese ofne Stelle dient nachher dazu, das Wasser hineinzubringen und den Thon auszuwaschen. Sind die Formen so zubereitet, so überzieht man sie mit dem Safte, welches mit den Fingern, oder auch mit einem Pinsel geschehen kann, bringt sie in einen dicken Dampf und dreht sie fleißig um, damit sich der Saft gleich vertheile. Sobald der Ueberzug eine braune Farbe bekommen hat, und sich nicht mehr an die Finger anhängt, macht man eine neue Ueberdeckung und fährt damit so lange fort, bis man die verlangte Dicke erreicht hat; alsdenn wird alles länger gegen das Feuer gebracht, und völlig abgetrocknet.

Ueber den Kummer.

Die Leidenschaften, indem sie die Seele in Gährung bringen, treiben sie zu gleicher Zeit an, ihre Befriedigung zu suchen. Ihre Befriedigung hat zwar

selten eine bestimmte Gränze, und ihre Forderungen verdoppeln sich meistens in eben dem Maase, als die Befriedigung im Augenblicke des Genusses sehr angenehme Empfindungen erweckt und eine lebhafte angenehme Vorstellung davon in der Seele zurücklässt, die durch keine Nebenvorstellung von den unangenehmen Folgen des Genusses geschwächt wird. Allein sehr oft mindert doch das Emporkommen einer neuen Leidenschaft oder das Uebergewicht der Vernunft den Grad einer heftigen Leidenschaft, so wie auch der Genuß selbst, wenn er entweder den Reitz der Neuheit verliert oder uns eine geringere Summe von angenehmen Empfindungen gewährt, als er uns versprach, so lange wir noch heftig darnach strebten.

Die Sorge entsteht in der Seele, wenn wir in Gefahr stehen, ein Gut, das wir besitzen, zu verlieren, oder wenn sich die Hofnung ein andres Gut, nach dem wir streben, zu erlangen, vermindert. Sie hat also immer ihre Gränzen, an welchen sie entweder aufhört oder eine andere Gestalt in der Seele annimmt. Dieß geschieht entweder, wenn ihre Ursache von selbst aufhört oder die Vernunft uns den wahren Werth des Gutes, das wir zu verlieren fürchten, oder nach dem wir streben, erkennen läßt.

Auf diese Art leiten jene Krankheiten die Seele selbst zu ihren Heilmitteln hin. Je stärker der Schmerz ist, um so mehr wird auch die kranke Seele eilen, die Mittel zu finden, die sie wieder heilen können.

Aber für den Kummer hat die Natur keine solche Heilmittel bereitet. Diese hartnäckige, verzehrende Empfindung entsteht dann in der Seele, wann wir durch unvermeidliche Zufälle ein Gut, an dem

sie

sie vorzüglich fest hieng und dessen Besitz sie für ihre Glückseligkeit wesentlich hielt, verloren haben, so daß es entweder gar nicht mehr in der Reihe der Dinge existirt, oder seine Natur und seine Verhältnisse zu uns so sehr verändert hat, daß es uns das nicht mehr seyn kann, was es uns zuvor war. Bey dieser tiefen Erschütterung wird die ganze Aufmerksamkeit der Seele anhaltend auf einen schmerzlichen Punkt koncentrirt. Sie scheint in den Zwischenräumen, in welchen andere Empfindungen einigermaßen die Oberhand gewinnen, nur wieder neue Kräfte zu sammeln, um alsdann wieder desto stärker leiden zu können. Sie kann kein Heilmittel finden, auf das sie die Natur ihrer Krankheit selbst hinleitete. Die Rettungsmittel, die sie verlangen mußte, kann sie nicht hoffen. Denn diese wären in den meisten Fällen nichts geringeres, als daß die Weltgesetze abgeändert, das Vergangene ungeschehen gemacht und die Todten wieder zurückkehren müßten.

Der Kummer ist nicht jener Schmerz, den wir über Leiden empfinden, die wir uns durch unsere eigene Unvorsichtigkeit oder durch unsern eigenen Irrthum zugezogen haben, und die uns antreiben, in Zukunft aufmerksamer und gemäßigter zu seyn. Es ist nicht die Reue über begangene Verbrechen, die wir zwar nicht zurückrufen können, deren nachtheilige Folgen aber, soweit sie auf unsern Seelenzustand wirken, gerade durch diese Reue, und soweit sie außer uns Uebel angerichtet haben, durch das Bestreben, dasselbe wieder gut zu machen, vermindert werden können. Der Kummer hingegen ist ein solcher Seelenzustand, in welchem wir mit unverwandtem Blicke nur auf das Vergangene und niemals auf die Zukunft sehen. Er ist ein heftiger, unabläßiger Wunsch, daß etwas anders seyn möchte, als es gewesen ist; ein quälen-

des, abmarterndes Bedürfnis eines Genusses oder eines Besitzes, den wir verloren haben, und den uns möglicherweise kein Sehnen, kein Streben wieder verschaffen kann. In eine solche harte Lage sinken wir bey einer plötzlichen Verringerung der Glücksgüter, bey einer unvermutheten Kränkung des guten Namens, oder bey dem Verlust der Freunde, Kinder und Geliebten. Alle Kräfte unserer Seele strengen sich alsdann an, um blos nur die Schrecklichkeit eines solchen Schlages zu empfinden; wir geben alle Hofnung auf, durch irgend ein anderes Gut, das verlorne wieder ersetzen zu können; wir überlassen uns dem Trübsinn und der Kleinmuth, und verzehren uns in einem fruchtlosen Harme.

Wenn man diese Wirkungen des Kummers ohne Rücksicht auf die Natur des menschlichen Herzens betrachtet; so mag es tadelnswerth scheinen, daß man sich einem solchen Uebermaase schmerzlicher Empfindungen bey Zufällen des menschlichen Lebens dahingiebt, die man sich nicht durch eigene Schuld zugezogen hat, und daß man die Verringerung seiner Glückseligkeit durch eine so zerstörende Seelenstimmung noch weiter treibt, ohne Hofnung jemals dadurch seinen Verlust nur einigermaßen wieder herstellen zu können. Allein diese Leidenschaft ist eine so natürliche Folge der Zärtlichkeit, der Liebe, daß man es mit Recht tadelnswürdig finden würde, wenn wir sie bey gewissen Gelegenheiten nicht empfänden. Sie war immer so allgemein und so herrschend, daß selbst die Gesetze oder die Gewohnheit vieler Nationen, eine gewiße Zeit für den äußerlichen Ausdruck des Schmerzens festgesezt haben, welcher bey der Trennung naher Verbindungen und bey der Zerreißung des ehelichen Bandes entstehen.

Das ganze Menschengeschlecht scheint darinn einzustimmen, daß der Kummer, bis auf einen gewissen Grad, als eine Geburt der Liebe, lobenswerth oder wenigstens, als die Wirkung der Schwachheit, verzeihlich sey; daß man ihn aber durch zu vieles Nachgeben nicht zu sehr wachsen lassen, sondern daß er nach einem gewissen Zeitraum den Pflichten und gewöhnlichen Forderungen des Lebens wieder Platz machen müsse. Er ist in seiner ersten Entstehung unvermeidlich. Daher müßen wir ihm mit oder wider unsern Willen Raum geben. In der Folge mag man ihn als einen wohlanständigen und zärtlichen Beweis unsrer Liebe und Achtung zugeben. Etwas muß man der Natur, etwas der Welt einräumen. Allein sobald er über die Gränzen der gewöhnlichen Ausbrüche der Leidenschaft, und über die konventionelle Form der Feyerlichkeiten hinausgeht, so ist er nicht nur zwecklos, sondern auch strafbar; denn wir haben kein Recht, die Zeit, welche uns die Vorsehung zur Erfüllung unsrer Bestimmung in diesem Leben, und zur Befolgung der Pflichten, die unsere Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft von uns fordern, angewiesen hat, dem vergeblichen Schmachten und Sehnen der Liebe und Zärtlichkeit aufzuopfern. Soviel bleibt inzwischen gewiß, wenn wir auch einen noch so hohen Grad der Weisheit und der Seelenstärke erreicht hätten, so bleiben wir doch Menschen und müssen den Forderungen unserer ursprünglichen Natur in einem gewissen Maase nachgeben. Wenn wir unsere Glückseligkeit durch solche Mittel suchen, welche Religion und Tugend für rechtmäßig anerkennen, und wenn es uns erlaubt ist, unser Herz in einem gemäßigten Grade an eben diese Bestandtheile unsrer Glückseligkeit zu fesseln, je mehr uns vielleicht ihre Erwerbung Sorge und Mühe gekostet hat; so kann uns auch ihr Verlust in eben dem Maaße nicht gleich-

gültig

gültig seyn, als wir dadurch einen größern oder kleinern Theil unserer Glückseligkeit verlieren, ohne wahrscheinliche Hofnung, ihn jemals wieder ersetzt zu sehen. Gesetzt, daß auch noch manche andere Mittel zur Glückseligkeit übrig bleiben, zu deren Erwerbung uns der Weg offen steht, so hängt es doch nicht von uns ab, unserer Denkungs- und Empfindungsart, die durch den Besitz und Genuß dieser Güter eine gewiße bestimmte Richtung erhalten hat, und den dringenden Bedürfnissen, die dadurch in uns entstanden sind, so leicht und sobald eine andre Wendung zu geben. Freundschaft und Liebe sind zum Beispiel zwei der edelsten äußerlichen Güter, worauf sich unsere Glückseligkeit gründen kann. Gesetzt nun, daß ein Mann voll Gefühl und Seelengüte seine Geliebte oder seine Gattin, die er nach manchen Täuschungen und nach langem vergeblichen Suchen endlich so fand, wie er sie wünschte und sich durch sie das beste Glück seines Herzens versprach, oder es schon genoß, plötzlich durch den Tod verliert, ohne Hofnung, je wieder Eine zu finden, die ihr gliche, oder ohne Willen, je wieder eine andere suchen zu wollen. Wenn nun ein solcher Mann noch die Aussicht übrig behält, einen zärtlichen, treuen Freund zu finden; so wird dieß doch seinen Kummer nur wenig lindern. Wenn Freundschaft gleich eine volle, starke Nahrung für die Seele ist; so kann sie doch ein Herz nicht hinlänglich befriedigen, das die vollere, stärkere Nahrung der Liebe genoß, und dem sie zum unentbehrlichen Bedürfnisse geworden zu seyn scheint. Nach allen diesen Umständen ist die Entstehung und Dauer des Kummers so sehr in die Natur unseres Herzens verwebt, daß derjenige lügt oder fühllos ist für den Genuß einer reinen Glückseligkeit, der bey solchen Veranlassungen vorgiebt, daß kein tiefer Kummer seine Seele erschüttern könne.

Allein es geschieht nur zu oft, daß der Kummer, so erlaubt er auch in seiner Entstehung ist, doch in der Folge so tief in die Seele wurzelt, daß er nicht mehr ausgerottet werden kann. Die düstern Bilder drücken sich anfangs tief in die Seele ein. Sie erneuern sich leicht und oft. Jede Veranlassung, seinen Kummer zu erneuern, ist willkommen. Man sucht sie sogar, und findet sie selbst in Gegenständen, aus denen sonst Freude und Zufriedenheit quillt. Die Scenen der Freude sind dem Manne des Kummers widrig, weil er entweder seine Ohnmacht fühlt, sich mit den Fröhlichen freuen zu können, oder weil es seiner Seele zu viele Mühe kostet, frohe Ideenreihen hervorzubringen, da ihr die Hervorbringung der traurigen schon so sehr zur Fertigkeit geworden ist. Der Kummer zieht die ganze Aufmerksamkeit der Seele so sehr auf sich, daß er sich in jede Empfindung mischt, in jedem Gedanken herrscht, den denkenden Kräften der Seele einen verfälschten Stoff zuführt und ihre Wirkungen verwirrt. Er entreißt der Vernunft ihre Rechte und fesselt sie an einen einzigen Gegenstand, den sie nie anders anschauen kann, als in dem trüglichen Gewande, in welches ihn die leidenden, kränkenden Empfindungen gehüllt haben.

Der Uebergang von Zufriedenheit und Fröhlichkeit zum Kummer ist leicht und rasch. Es ist ein plötzlicher Herabsturz von einer steilen Höhe in einen düstern, schauervollen Abgrund. Aber schwer ist es, aus diesem Abgrunde sich wieder zur Heiterkeit und Zufriedenheit zu erheben. Manche Seelenärzte, die auf Heilmittel für diese Krankheit gesonnen haben, sind der Meynung, daß Verwahrungsmittel dagegen eher möglich seyen, als Heilmittel. Sie lehren uns daher, daß wir unsern Lebensgenuß nicht zu

sehr

sehr auf Eine Lieblingsfreude einschränken, unsere Zärtlichkeit für eine geliebte Person nicht auf einen gewissen Grad der Ueppigkeit ausarten, sondern unsere Seele beständig in einer solchen Gleichgültigkeit erhaltensollen, daß sie in den Gegenständen ihrer angenehmen Empfindungen ohne eine zu starke Erschütterung abwechseln kann.

Allein wer den Zustand seiner Seele genau nach diesen Vorschriften einrichten wollte, der würde zwar Ruhe finden, aber Glückseligkeit gewiß nicht. Warum soll der Körper Hunger leiden, wenn eine gewisse Diät für ihn möglich ist, die ihn gesund und stark erhalten kann? Warum soll die Seele starken und tiefen Gefühlen entsagen, die ihr zugleich volle Nahrung geben, und ihre Kräfte noch mehr entwickeln können, wenn auch für sie eine heilsame Diät möglich ist, wie für den Körper? Wer deswegen sein Herz an eines seiner Mitgeschöpfe nicht stark und innig fesseln wollte, weil er befürchtet, diesen Gegenstand seiner Liebe und Freundschaft verlieren zu können, und wenn er ihn verlöre, seine Ruhe zu tief erschüttert zu sehen, der müßte auf immer der ganzen Reihe süsser Freuden entsagen, welche Sympathie und wechselseitiges Vertrauen gewähren. Er dürfte keine schmelzende Zärtlichkeit, keine Wärme des Wohlwollens, keine jener Seelenerquickenden Empfindungen fühlen, welche die Natur durch den Zauber der Schönheit, Sanftmuth und Güte hervorbringt. Und da ein Mann mit Billigkeit von Andern nicht mehr Liebe, Freundschaft und Theilnahme fordern kann, als er selbst für sie hat; so müßte er seinen Antheil an jener dienstfertigen, aufmerksamen Zuneigung aufgeben, welche jene sanfte Gefühle eingeben, und allem Trost und allen Erquickungen entsagen, womit sie die Bitterkeiten des Lebens versüs-

sen

sen können. Jeder, der Wärme des Gefühls in seinem Busen trägt, würde kalt an ihm vorbeygehen, und ihn zurücksetzen. Denn wer sollte verlangen, der Freund eines Mannes zu werden, der, wenn man sich auch mit anhaltendem Eifer um seine Zuneigung bewirbt, und sich ihn durch tausend Dienstleistungen zu verbinden sucht, nach seinen Grundsätzen nicht geneigt seyn kann, sie wieder zu vergelten, und der, wenn man alle Beweise des Wohlwollens an ihn verschwendet hat, nicht weiter gebracht werden kann, als bloß daß er uns nicht feind wird?

Der unternimmt ein thörichtes und vergebliches Werk, der seine Seele in einem beständigen Zustande der Neutralität und Gleichgültigkeit erhalten will. Wenn wir durch Entsagung mancher wahren Freuden, auch den Schmerz aus unserer Seele verbannen könnten; so würde jener Rath eine ernsthafte Betrachtung verdienen. Allein da die Leiden sich doch durch so manche Wege in unsere Seele schleichen, wenn wir gleich manchen Zweig der Glückseligkeit nicht darinn aufwachsen lassen, aus Furcht, er möchte eines Tages bittre Früchte tragen; so müssen wir unser Gefühl zu einer Zeit über die Mittellinie der Unempfindlichkeit erheben, weil es doch nothwendigerweise zu einer andern Zeit unter diese Linie herabsinken wird.

(Der Beschluß folgt.)

Gedrucktes Makulatur wieder in weisses Papier zu verwandeln.

Der Professor Klaprot in Göttingen ließ, als Erfinder von dieser gelehrten Umschaffung, das gedruckte Papier auf der Papiermühle, vermittelst der Stampfen und etwas Walkererde, wieder zu seinem ursprüng-

ursprünglichen Teige werden. Auf solche Art wird die schwarze Druckfarbe der Buchdrucker, so aus gekochtem Leinöl und Kienruße besteht, in dem Stampftroge weggewaschen, und der Erfinder schickte davon eine Probe an die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften nach Berlin. Wenn ein dergleichen Druckpapier mit Walkererde bearbeitet worden, so muß man es noch zwey Stunden lang mit einer Menge frichgelöschten Kalkes behandeln, und alsdenn in den Holländer bringen. In diesem Grabe stehen die gelehrten Werke mit der weissen Farbe der unschuldig Vollendeten wieder auf; sie haben neue Körper, aber von diesen neuen Wesen, die nochmals in die Welt zurücke kehren, hat der Letheflus der Papiermacher, das ehemalige Bewußtseyn völlig abgewaschen, und dieses ist der andere Tod des vormaligen Schriftstellers.

Leichtes Mittel, im Sommer das Getränke abzukühlen.

Man grabe in dürren Gegenden die Erde 2 Fuß tief auf, setze das Getränk in die Grube, bedecke sie wieder mit Erde, und zünde von Stroh oder Heu eine geschwinde Flamme darüber an. Wenn die Flamme ausgegangen ist, so findet man das Getränke so kalt, als es ein Eiskeller zu machen pflegt. Indem die Flamme die Oberfläche der Grube erwärmt, so ziehet sich die vertheilende feuchte Kälte aus der Erde gegen die Flasche zu, und entwendet dadurch dem warmen Getränke seine erste Wärme.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalender-Verlag.

Portugal.

Namen, Grenze, Größe und Zahl der Einwohner.

Wenn wir die Karte von Europa ansehen, so ist das erste westliche, oder nach Sonnenuntergang zu gelegene Land, das sich unsern Blicken darbietet, das Königreich Portugal. Dieser Namen entstand im eilften Jahrhundert von einer Stadt, welche bey dem Haven des ehemaligen Städtchens Cale ¾ Meilen oberhalb der Mündung des Douro erbaut worden, welcher Portus Cale (durch Zusammenziehen Portugal, welche Benennung hernach überhaupt ein Theil des Landes bekam) die jetzige Stadt Porto ist. Gegen Süden und Westen ist es von dem Atlantischen Meere umgeben, und gegen Norden und Osten grenzt es an Spanien. Sein Flächeninhalt beträgt nebst den im Atlantischen Ocean liegenden Inseln 2000 Quadratmeilen, auf welchem höchstens dritthalb Millionen Menschen wohnen sollen.

Provinzen des Reichs.

Portugal besteht aus zwey Königreichen: dem eigentlichen Königreich Portugal, mit fünf Landschaften, 1. Estremadura, 2. Alentejo, 3. Beira, 4. Entre minho e Duro, 5. Traz los montes, dem eigentlichen Königreich Algarbien.

Hauptflüße und Gebürge.

Minho, Douro, Tejo u. Quadiana sind die Hauptflüße dieses Landes, und haben ihre Quelle in Spanien, sind schiffbar, und führen eine nicht unbeträchtliche Menge Goldsand mit sich, der auf Kosten der

Regierung durch eigends dazu bestimmte Leute ausgewaschen wird. Todesstrafe ist demjenigen gedroht, der ohne Königliche Erlaubnis, diesem Geschäfte aus Gewinnsucht nachgehen wollte. — Die vornehmsten inländischen Gebirge sind: 1) Amazao in Tra los montes. 2) Estrella und Cintra in Beira und Estremadura, und 3) Caldeirao in der Nordgrenze von Algarbien, welche alle Gold und Silber liefern sollen.

Natürliche Beschaffenheit des Landes.

Die westlichen Seewinde, die ziemlich häufigen Gebirge und Flüße, mäßigen die Sonnenhitze ungemein. — Es ist daher eines der anmuthigsten Länder in Europa, worinn der späte Herbst nach Allerheiligen, noch einem gemäßigten Sommer, und der Winter unserm Frühling gleicht. Die Wälder von Orangefrüchten, die Rosmarinberge erfüllen die Lüfte mit den herrlichsten Wohlgerüchen, und liefern den edelsten Honig. Die Oelbäume sind so häufig, daß die Einwohner das vortreflichste Baumöl überflüssig ausführen, und noch eine Menge roher und eingemachter Oliven theils selbst genießen, theils andern Nationen überlassen können. Feigen, Datteln, Rosinen, Kastanien, Kürbiße, Trüffeln und allerley andere Erd- Garten- und Baumfrüchte wachsen im Ueberfluß, und sind vortreflich. Auch der Tobakbau würde gelingen, wenn er nicht zum Besten der Amerikanischen Kolonien bey Lebensstrafe verboten wäre. Auch der Johannis Brodbaum hat hier sein Vaterland Bey der starken Anzahl der Maulbeerbäume könnte der Seidenbau ungleich wichtiger werden, als er es wirklich ist. Er wird aber, so wie die Manufakturarbeiten von den Portugiesen nachläßig getrieben. Man findet hier noch Meilenlange

Gegenden, die mit wildem Salbey bedeckt sind, und unangebaut liegen. An nöthigem Bauholz zu Häusern und Schiffen fehlt es sehr; selbst Brennholz muß an vielen Orten durch fremde Steinkohlen ersetzt werden. Mit dem häufig vorräthigen Kork oder Pantoffelholz täfelt man Zimmer, und verarbeitet ihn auch zum Hausrath. An Wachholder- und Erdbeersträuchen, Wieden und Pappeln an Flüssen ist kein Mangel. Der Wein geräth im Ueberfluß und ist vortreflich, gibt auch dem Spanischen nichts nach, ja der Maderawein übertrift ihn noch. Auch das Getreide, welches für das beste gehalten wird, könnte in größerem Ueberfluß angebauet werden; allein ihr Widerwillen gegen den Ackerbau macht, daß sie davon kaum die Hälfte des Reiches mit Brod versorgen können, und es daher mit großem Geldverlust aus fremden Ländern müssen kommen lassen, wenn sie nicht vor Hunger umkommen wollen. — Die Pferd- und Schaafzucht steht weit unter der Spanischen, die Rindviehzucht aber ist an vielen Orten besser. Die Esel und Maulesel sind zahlreicher als die Pferde. Von der guten Schweinzucht zeugen die delikaten Schinken von Lamego, die großen Würste Solamos, und der vor andern derbe Portugiesische Speck.

Das kleine Wildpret ist häufiger als das hohe Wild. In Alentejo sind die Kaninchen sehr zahlreich. Wildes und zahmes Federvieh ist von allen Gattungen da. In den Gebirgen wohnen Wölfe; und auf dem flachen Lande trift man oft Schlangen, Eidexen und Scorpionen an, die aber doch nicht so häufig und gefährlich, wie in Unteritalien sind. Das Weltmeer, die Ströme und Bäche tischen den Einwohnern Fische, Krebse und Muscheln von unzähligen Arten auf. Die Sonne kocht das schönste

Seesalz, welches das Spanische an Güte noch übertrift.

Ohngeachtet das Land ziemlich reichhaltig mit Gebirgen versehen ist, wie wir oben schon gemeldet haben, so bauen sie doch in denselbigen nichts, als Marmor und Salz, und dieses geschiehet nicht wegen Armuth dieser Gebirge, sondern weil man behauptet, man könne alle Metalle mit ungleich geringern Kosten aus ihren Amerikanischen Besitzungen ziehen, als man sie im Lande selbst gewinnen würde. Die meisten Berge sollen Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Queckſilber, Bley, Eisen, Magnete und andere Metalle, wie auch verschiedene edle Steine, als Türkise, Hyazinthe, Amethyste u. d. gl. enthalten. Auch die hie und da befindlichen mineralischen Quellen werden nicht benützt.

Handel.

Die Engländer ziehen den stärksten Gewinn aus dem Handel mit Portugal. Sie versorgen es mit allerley Arten Manufakturwaaren, Getreide (welches nebst Schiffsgeräthe auch stark aus Norden kommt) Zinn, Bley, Salz und Stockfischen u. d. gl. und holen dagegen Weine, Baumfrüchte, Oel, Wolle, Seide, Honig, Seesalz nebst demjenigen ab, was Portugal von seinen Afrikanischen und Brasiltschen Produkten entrathen kann, woraus es Zuker, Tabak, Cacao, Elfenbein, Ebenholz, Brasilienholz, Häute, Gewürze, Spezereyer, Gold, Perlen, Diamante u. d. gl. bekommt.

Schiffahrt.

Die Schiffahrt der Portugiesen erstreckt sich nicht auf das übrige Europa, sondern nach Guinea in Afrika, um Negern zu holen, und nach ihren

Kolonien in den übrigen Welttheilen. Die Brasilische Flotte, welche innerhalb 7 bis 8 Monaten hin und her segelt, bringt jährlich für 20 Millionen Goldes aus Amerika, wovon aber das wenigste im Lande bleibt.

Münzen.

Die Portugiesen rechnen nach Rees, die eine eingebildete Münze ist, und kaum einen Heller beträgt. Tausend Rees sind nach unserm Gelde drey Gulden. Ein Real ist 40 Rees oder $7\frac{1}{5}$ kr. Wirklich geprägte Münzen sind in Gold: Alte Dobraous zu fl. 72. und neue zu fl. $38\frac{2}{5}$; Cusaden zu fl. 112 kr. In Silber: Crusaden von 480 Rees, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$ dito. In Kupfer: Stücke von 10. — 5. und $1\frac{1}{2}$ Rees.

Karakter, Sprache und Gelehrsamkeit der Einwohner.

Es ist gewiß kein Volk in Europa, dessen äußere Bildung weniger Europäische Züge und einen unleidlichern Anblick hätte, als das Portugiesische. Hier findet man nicht jene von Gesundheit und Kraft strotzende Körper, nicht jene glühende Wangen und jene Feinheit der Züge, die in unsern Gegenden so oft unter den niedrigsten Ständen das Auge entzücken. — Magere, kraftlose, mit Schmutz und Lumpen bedeckte Gestalten, schwarzbraun, nicht selten mehr dem Affen als Menschen ähnliche Gesichter, das sind die Züge, aus welchen uns die besten Beobachter das Gemälde der äußern Bildung des gemeinen Mannes, und also des grösten Theils der Nation zusammensetzen. So viele Ausnahmen auch diese allgemeine Schilderung leiden mag, und so viel die Behauptung, daß Schönheit des Körpers nicht ohne Schönheit der Seele seyn kann, in einzelnen Fällen von ihrer Richtigkeit verliert, so bleibt es doch aus hier nicht zu erörternden Gründen

überhaupt genommen wahr, daß man bey einem häßlichen Volke keine großen Eigenschaften erwarten darf. Da ist auch kein einziger Reisender, der den Karakter der Portugiesen von einer vortheilhaften Seite schilderte, keiner, der nicht behauptete, daß, bey aller ihrer Armuth, Elend und Unwissenheit, sie dennoch das eitelste, spöttischste, grausamste*) und von ihren eingebildeten Vorzügen eingenommenste Volk sind, das nur immer zu finden seyn mag. Sie halten sich, weil, wie sie glauben, Christus selbst der Stifter ihres Königreichs gewesen ist, für ein von Gott besonders geliebtes Volk, welches er, wie ehemals die Juden, zu seinem Eigenthum erwählt habe. Sie behaupten deswegen auch, daß ihren Königen der Vorzug vor allen andern Christlichen Königen gebühre. — Wir könnten noch mehr ähnliche Beyspiele ihres pralerischen Stolzes anführen, wenn uns nicht der enge Raum unserer Blätter daran hinderte. Ihre Sprache ist, so wie die Nation selbst, ein Gemische von aufgenommenen Wörtern mehrerer Völker, welche sich ehedeßen in diesem Lande niedergelassen, z. B. der Cantabrer, Römer, Gothen und Araber; hat zwar mit der Spanischen große Aehnlichkeit, ist aber bey weitem noch nicht so ausgebildet, wie andere Europäische Sprachen. — Was die Gelehrsamkeit anbelangt, so steht die Portugiesische Nation noch ziemlich auf der niedern Stufe der Aufklärung, weil gewiße Stände sich thätig derselben widersetzen, aus der festen Ueberzeugung, daß nur durch Dummheit und Aberglauben blinder Gehorsam

*) Das beweisen ihre Auto da fe, oder öffentliche Hinrichtungen der Juden oder anderer Ketzer, woran auch der Hof sogar sein Vergnügen findet. Ferner ihre unmenschlichen Stiergefechte, wo Menschen mit tollen Stieren kämpfen müssen, und andere ähnliche Schauspiele.

sam gegen willkührliche Befehle könne erzielt werden. Auch selbsten das Urtheil des Italiänischen Kapuziners Barbadinno, dessen eigene Worte wir hieher setzen, ist nicht günstig für ihr Bestreben nach Kultur des Geistes: „In Portugal, sagt er, bemühe man „sich nach der Ewigkeit der Unwissenheit, und nach dem „Flor der Barbarey. In die dasigen Schulen wä„ren die aus dem ganzen übrigen Europa vertriebe„nen Irrthümer geflohen. Galiläi, Gassendi, Nerw„ton, Desartes und andere wären hier bloß Namen „von Ketzern und Gotteslängnern, vor denen man „ausspie.“ Vielleicht mag manches davon übertrieben seyn; aber es sind doch noch nicht hundert Jahre, daß man den gewiß verbrannt hätte, der die Bewegung der Erde behauptet hätte! In hohen und niedern Schulen werden die Lehrsätze der philosophischen Theologie und anderer Wissenschaften jämmerlich vorgetragen, und mehrere hunderte von Studirenden der Universität zu Coimbra paßiren sich bloß damit ihre Zeit, daß sie Millionen Zahnstocher von Buxbaumholz verfertigen und ins Ausland verschicken — herrliche Beschäftigung für künftige Lehrer und Aufklärer des Volkes! Eben so wenige große Männer können sie in den Künsten aufweisen. Der Adel, dessen ganze Sphäre der unbändigste Stolz ist, nimmt zwar in neuern Zeiten die Miene des gelehrten und eleganten Tons an, und brüstet sich mit der Lektüre der Werke Voltair's und Rousseau's — allein der wahre Adel der Seele — Grosmuth, Menschenliebe und Wohlthätigkeit — kennen die Grands und Dons von Portugal sehr wenig. Auch die von dem großen Pombal *) getroffene trefliche Einrichtungen sind wieder vernichtet, und es scheint, als ob diese

*) Er lebte unter der vorigen Regierung des Königs Josephs.

Nation vom Schicksal bestimmt wäre, noch viele Menschenalter hindurch in ihrem behaglichen Seelenschlummer zu träumen, denn die Namen eines *) Camones, Castro, Sousa, Lobo, Vicento, Gomez und Pereira können unmöglich durch ihre gelehrten Verdienste den Glanz der ganzen Nation bey andern Völkern Europens geltend machen.

Ueber den Kummer.

Beschluß.

Wenn nun aber keine Glückseligkeit denkbar ist ohne den Besitz solcher Güter, deren Verlust uns eben so elend machen kann, als uns ihr Genuß glücklich machte; so müssen wir auf Mittel sinnen, wie wir uns bey ihrer Erwerbung und in ihrem Genuße nach solchen Grundsätzen richten können, daß dabey nicht unser höchstes Glück und unser höchstes Elend dicht aneinander gränzt. Dieses Mittel kann kein andres seyn, als Mäßigung, eine Tugend, die der Inbegriff so vieler einzelnen Tugenden ist. Wir müssen den Werth der Gegenstände, die wir zu unsrer Glückseligkeit für wesentlich halten, genau kennen und einsehen lernen, wie weit sie in der That für sie wesentlich sind. Vor allem aber müssen wir die ganze Summe unsrer Glückseligkeit nicht auf einen einzigen, oder wohl gar auf einen solchen Gegenstand gründen, der uns seiner Natur nach leicht entrissen werden könnte. Derjenige ist nicht weise oder ärmer an Freuden, als Tausende seiner Mitbrüder, dessen ganzes Glück oder ganzes Elend von dem Besitz oder dem Verlust eines einzigen Gutes abhängt. Ein Le-

bens

*) Die vier erstern waren gute Portugiesische Dichter, und die zwey lezteren Philosophen.

bensgut mag an sich noch so rein und wünschenswerth seyn; so kann doch das Streben darnach und der Genuß desselben sehr leicht in Schwachheit und Laster ausarten, sobald man sich nicht dabey zu mäßigen weiß. So geht Liebe und Freundschaft leicht in Schwärmerei und Enthusiasmus, Wohlgefallen an dem Besitz und Genuß des Vermögens in Geiz und Habsucht, Ehrliebe in Ehrsucht über. Wer seine Glückseligkeit mit Mäßigung und nicht ganz allein in Gegenständen sucht, die außer ihm sind, sondern auch einen großen Theil derselben in solche Gegenstände setzt, die dem Wechsel der Dinge weniger ausgesetzt sind, als in den Umgang mit den Wissenschaften, und die Ausübung mancher schönen gesellschaftlichen Tugend, den wird zwar der Verlust eines äußerlichen Gutes immer tief beugen, aber nie ganz zu Boden drücken können. Er wird seine Kräfte bald wieder sammeln, und seine inneren Schätze aufschliessen, um damit seinen äußerlichen Verlust größtentheils wieder zu ersetzen.

Wann uns nun aber ein plötzlicher Wechsel in die Abgründe des Kummers tief hinabgestürzt hat, wann der Unglückliche in dem Vorrathe seiner Mittel zur Glückseligkeit nichts findet, das ihn entschädigen könnte, wann ihm die Hofnung des Ersatzes gänzlich entflieht, welche Heilmittel können alsdann seine kranke Seele wieder herstellen und ihm die verlorne Ruhe nach und nach wieder geben? Einige Seelenärzte rathen, man solle den Bekümmerten mit Gewalt zu den Scenen der Fröhlichkeit schleppen. Andre halten einen solchen Uebergang für zu rasch, und wollen, daß man ihn eher nach und nach wieder zur Ruhe zurückbringen soll, indem man ihn mit noch schrecklichern und beugendern Leiden bekant macht, als das seinige

ist, und seinen Blick, der unverwandt auf sein eigenes Unglück geheftet ist, auf das Anschauen des fremden Elendes lenkt. Allein es ist schon oben gesagt worden, daß der Bekümmerte gerade in solchen Gegenständen meistens nur neue Nahrung für seinen Kummer findet.

Ein wirksames Mittel gegen den Kummer ist Beschäftigung, und besonders eine solche, welche vorzüglich die Kräfte des Verstandes und Willens in Thätigkeit setzt. Sie theilt die auf einen einzigen Punkt geheftete Aufmerksamkeit der Seele, und unterbricht die zu fest geketteten Ideenreihen der Traurigkeit und schmerzlichen Sehnsucht. Neben dieser Zerstreuung gewährt die Beschäftigung manches Vergnügen, das sich um so ruhiger und unvermischter in die Seele schleicht, je weniger es der Bekümmerte, der jeder angenehmen Empfindung entsagen will, unmittelbar sucht. Auf diese Art wird sein Gefühl für Heiterkeit und Freude unvermerkt wieder empfänglich. Sie werden ihm nach und nach zum Bedürfnisse, und in demselben Maase vermindert sich sein Kummer.

Es giebt noch ein wirksameres Mittel gegen den Kummer, das sich dem Bekümmerten von selbst aufdringt, und ihn auch wider seinen Willen heilt. Dieses Mittel setzt die Vernunft wieder in ihre Rechte ein. Sobald diese ihre Stimme wieder erheben kann, verschwindet der Trug, womit ihr die Empfindung ihre düstern Bilder zuführt. Sie durchdringt den schwarzen Schleier der Schwermuth, womit der Kummer selbst die lieblichsten Gegenstände umzieht, und äußert ihre Thätigkeit wieder an einem unverfälschten Stoffe.

Unterm Druck von trüben Tagen
Spricht Vernunft umsonst an's Herz.
Unter Thränen, unter Klagen
Nährt die Seele ihren Schmerz.
Aber endlich kommt die Stunde
Neugestärkter Heiterkeit.
Balsam giebt's für jede Wunde;
Dieser Balsam heißt die Zeit.

Eine zu sehr angestrengte Kraft kann nicht immer in gleicher Spannung bleiben, sie spannt sich allmählich wieder von selbst ab. Der auf's höchste getriebene Kummer muß die Kräfte der Seele zuletzt ermatten. Er geht alsdann in Sehnsucht über. Die Sehnsucht muß immer einem gewißen Grade von Hofnung Raum geben, sollte sie auch auf Gegenstände gehen, für deren Erreichung keine Wahrscheinlichkeit da ist. Der Kummer richtet sich anfangs nur auf das Vergangene, durch die Sehnsucht aber wird er einigermaßen auf die Zukunft gelenkt. So wie die Seele bey dem Nachlaß ihrer Spannung durch einen einzigen Gegenstand nach und nach für andre Gegenstände wieder empfänglicher werden muß, so wird sie auch in dem Laufe der Zeit, in der Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die vor ihr vorübergehen und Eindruck auf sie machen, hie und da eine Nahrung finden, die mit dem Bedürfniße ihrer Sehnsucht verwandt ist, und dadurch wieder neugestärkt und erheitert werden. Der Kummer ist eine Art von Rost, der die Seele überzieht. Jede neue Empfindung, jede neue Idee trägt bey ihrem Eingang in die Seele etwas dazu bey, diesen Rost abzuschleifen. Er ist ein Stillstand des Lebens, wodurch es, gleichsam wie ein stillestehendes Wasser, in Fäulnis übergeht, welche sich durch Bewegung wieder verliert.

Das stärkste, wirksamste Mittel gegen den Kummer ist endlich die Religion. Nicht jene mißverstandene Religion, die ihr Wesen hauptsächlich in mechanische Andachtsübungen setzt, bey denen das Herz meistens wenig wahre, lautere Nahrung, und der Verstand wenige Erhellung findet, die so oft die leidende Seele nur noch kränker machen, weil sie so leicht in Schwärmerei ausarten, und die Erfüllung solcher Lebenspflichten und die Anstellung solcher Betrachtungen hindern, wodurch der Bekümmerte von einer andern Seite auf eine heilsame Art zerstreut und gestärkt wird, nein! es muß eine aufgeklärtere, ächtere Religion seyn, wenn sie ein wirksames Heilmittel des Kummers werden soll. Diese Religion muß uns lehren, daß ein Gott und eine Vorsehung ist, in welcher die Endursache alles dessen, was geschiehet, liegt. Diese Vorsehung lenkt durch unerforschliche Wege alles Uebel zu einem guten Endzwecke. Sie macht die Leiden, die sie über uns verhängt, zu Mitteln unsrer Vollkommenheit, und eben dadurch auch zu unsrer Glückseligkeit. Diese Religion kann mit den Gesetzen der Natur überhaupt, und den Gesetzen der menschlichen Vernunft insbesondere, nicht im Widerspruche seyn. Sie weist dem Kummer seine Gränzen an, innerhalb welcher er sich ausdehnen darf. Aber sie lehrt uns auch, daß er zum Verbrechen gegen uns selbst und gegen den Willen eines allgütigen Gottes wird, sobald er über diese festgesetzte Gränzen hinausgeht. Sie lehrt uns, daß wir keine Vollkommenheit und Dauer unsrer Glückseligkeit in einem Leben erwarten dürfen, das nur Vorbereitung und Pflanzschule eines bessern Lebens ist. Sie verspricht uns dieses bessere Leben mit Zuversicht, und verheißt uns einem desto höhern Grad von Glückseligkeit in diesem künftigen Zustande, je mehr wir im

Gegenwärtigen Prüfungen dulden müssen, weil doch Leiden den Menschen weiser und besser machen, als ein anhaltender Zustand von Freude und Glück, in welchem Sinnlichkeit, diese mächtige Erbsünde, die für unsre Vervollkommung gleich nothwendig und gefährlich ist, so leicht die Oberhand gewinnt, und die Grundvesten der Tugend untergräbt. Sie lehrt uns endlich, daß wir nach jener großen, ernsten Umwandlung, wann der Schleier fällt, der unser sterbliches Auge umzieht, und es eingeweiht ist, in dem Buche der Vorsehung lesen zu können, es einsehen werden, daß die Ursache unsres Kummers eine wohlthätige Anstalt für uns war, die wir nur dann begreifen können, wann unser Auge mit Preis und Dank die Schickungen des Himmels im Zusammenhange sehen wird.

Ermunterung zu fleißiger Betrachtung der Natur.

Studiere die Natur, das ist der große Zuruf, den die Weisheit an ihre Freunde ergehen läßt, wenn sie dieselben auf ihre erhabenen Lehren vorbereiten will. — Aber gilt er nicht einem jeden Menschen, und steht nicht jeder Mensch in Verbindung mit der ganzen Natur? Ja, ein jeder hat wesentliche Ansprüche auf die Freuden der Natur, jeder ist geschaffen, das Glück des Ganzen in seinem eigenen zu befördern. Die Natur lehrt ihn selbst die Pflichten, die er sich und andern schuldig ist; und wenn er sie befolgt so kann er nicht anders, als glücklich seyn und glücklich werden.

Und welche Freuden sind wohl beselender, welche süßer in der Rückerinnerung, welche der menschlichen Natur angemessener und zuträglicher, als diejenigen, deren er im Umgange mit der Natur theilhaftig wird. —

Alles Aufforderungen, sie recht oft zu genießen und unsern ganzen Geschmack nach ihnen zu bilden. Zwar sie so zu kosten, wie es große und gelehrte Naturforscher fähig sind und seyn müßen, dies setzt einen tiefdenkenden Verstand und hohes Erkenntnis- und Empfindungsvermögen voraus; aber auch der Ungelehrte, welcher diese Vorzüge nicht in so hohem Grade besitzen darf, betrachtet die Natur nie ohne großen Nutzen. Man darf nur z. B. das Schöne und Gute in seiner Brust nicht durch Unthaten erstickt, noch alle Ansprüche auf Unschuld, Tugend und Rechtschaffenheit aufgegeben haben, so werden die sanften Reitze der Natur allemal mehr Anziehendes für uns haben, als die rauschenden, Geist und Herz nicht selten betäubenden Ergötzlichkeiten der Günstlinge des Glücks. Welch erhabene Gedanken von Gottes Größe, Macht und Weisheit flößt uns nicht die Betrachtung der tausendmal tausend Welten ein, die wir in einer heitern Winternacht über uns erblicken! Wie herzerhebend, wie beruhigend ist nicht der Gedanke, der sich uns dabei von selbst aufdringt: der Gott, der über alle diese unzählich viele Welten wacht, sorgt auch für dich! Wenn wir aber auch nur bey der Betrachtung unserer Welt, die wir bewohnen, stehen bleiben, welchen reichen Stoff von den seligsten Gefühlen reicht nicht sie uns schon dar! Wie beseligend sind nicht — und hier berufen wir uns auf das Gefühl eines jeden unsrer schätzbarsten Leser selbst, — die frohen Empfindungen, die der wiederkehrende Lenz jedesmal in unserm Innern aufkeimen läßt, wenn wir den Schmelz beblümter Auen, das muntere Grün segensreicher Felder, den Flor der Gärten und den vom harmoniereichen Konzert der Sänger der Natur ertönenden Hain zum erstenmal verjüngt wieder sehen? Drängen sich dann nicht gleichsam aller Orten her neue Lebens-

genüsse

genüsse in unsre empfindende Brust? Alles um uns her athmet Freude vom neuen, frohen Gefühl seines Daseyns durchdrungen; alles vereiniget sich zum Danke und zur Lobpreisung des Schöpfers, die leblose, so wie die lebende Schöpfung! — Und wir, wir sollten bey so vielen überallher ertönenden Stimmen, als so vielen Aufforderungen zur Liebe und zum Danke gegen Gott, ungerührt bleiben; wir, als dervornehmste, als der vernünftige Theil in Gottes schöner Welt, sollten bey diesem Drange der Wesen nichts empfinden?

Wie? — ich ein Mensch, ich schwiege?
Mir gieng ein Vogel vor?
Und mich Erhabnern trüge
Die Seele nicht empor? —
O du, mein Geist sey Dank!
Denn der schuf dich zur Wonne,
Durch den die Frühlingssonne
Ihr mildes Feuer trank.

Freilich ist bey dem leidenschaftlichen in seine Lüste verstrickten Menschen der Ruf der Natur vergebens; wie will er ihre sanfte Stimme in dem Tumulte seiner Sinne, und in dem wilden Sturme seiner Begierden vernehmen? Nein, nur derjenige, dessen unbefangenes Gemüth jedem Eindrucke zur schuldlosen Freude offen steht, dessen Gemüthsruhe noch durch keine niedrigen Affekten getrübt worden, und dessen Seele noch rein, wie ein Kristall, der ächte Spiegel der Natur, ist, der, nur der kann sich einen Freund der Natur nennen. Diesem ihrem Freunde ertheilt sie auch den erhabenen Unterricht, zu diesem glücklichen Gemüthszustand zu gelangen, und in ihm zu beharren. Weiset sie nicht jeden aufmerksamen Beobachter zur Mäßigkeit, zur Ordnung und zum Fleisse selbst an? Zwingt sie uns nicht gleichsam durch das Gefühl unsrer

geschmäch-

geschwächten Gesundheit, durch Unzufriedenheit mit uns selbst und unsern Handlungen, durch Mangel bey der Befriedigung unsrer Bedürfnisse, diesen ihren Anweisungen zu folgen? — Führt sie nicht den Müßiggänger zur Ameise, den Trägen zur Biene? — Beschämt nicht der muntere Gesang der Vögel die Klagen der mit sich und der Welt unzufriednen Thoren? Was ist diese beschwerliche und drückende Langeweile so vieler Menschen, über die man sie so oft klagen hört, und die sie so oft durch Zeit und Geist tödtende Dinge auszufüllen bemüht sind, anders, als der Ruf der Natur zur Thätigkeit? — Nein, in der ganzen Natur ist keine Spur von Verschwendung und Uebermas, von Unordnung und Trägheit vorhanden. Alles bietet sich hier gemeinschaftlich die Hände zur Beförderung eines einzigen, allgemeinen, großen Endzweckes, der die Erhaltung des Ganzen ist; alles in ihr steht im genauesten Verhältniße, wie Ursache und Wirkung, Mittel und Absicht gegen einander.

(Die Fortsetzung folgt.)

Löschmittel bey Feuersbrünsten.

Dem Feuer bey entstandenen Feuersbrünsten Einhalt zu thun, wird als ein sicheres Mittel angerathen, in das Wasser in der Sprütze 7 bis 8 Pfund gestossene Potasche, die sich darinn gleich auflößt, zu schütten, und den Strahl alsdann blos auf das brennende Holzwerk und nicht auf die Mauern zu richten. Dieses Verfahren muß man wiederholen, wenn das Wasser in der Sprütze abgehet. Noch bequemer würde es seyn, wenn man ein Sturmfaß mit dergleichen Wasser zur Hand hätte, und daraus Eimerweise in die Sprütze gösse. Das brennende Holz verlöscht gleich, und entzündet sich hernach nicht wieder.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Merkwürdige Begebenheiten aus dem Thierreiche.

Unter dieser Ueberschrift sind wir gesonnen, unsern Lesern Beyspiele von solchen Handlungen unvernünftiger Thiere zu erzählen, aus welchen zu ersehen ist, daß man denselben nicht gerade zu alle Verstandeskräfte absprechen darf. Wir wollen diejenigen mit Stillschweigen übergehen, die schon so oft erzählt worden sind, daß wir sie als allgemein bekannt annehmen können, und nur solcher erwähnen, die in wenniger bekannten Schriften vorkommen. Unter den Thieren, deren Handlungen nicht blos Naturtrieb, sondern wirklich Verstand zu verrathen scheinen, nimmt ohne Zweifel der Hund eine der ersten Stellen ein, und deswegen wollen wir auch mit ihm den Anfang machen. Zu wie vielen Verrichtungen Hunde von den Menschen abgerichtet werden können, welche auffallende Beweise ihrer Liebe gegen ihre Wohlthäter sie geben und wie oft sie dieselben aus Gefahren gerettet haben, dieß ist gewiß jedem bekannt genug und wir übergehen daher die vielen Beyspiele davon. Weit merkwürdiger dünkt uns aber zu seyn, daß Hunde Frevelthaten entdeckt haben, die ohne sie vielleicht immer unbekannt geblieben wären. Wir wählen zum Beweis nur folgende Beispiele.

Unter der Regierung Karls des V. Königs in Frankreich gieng ein gewisser Aubri von Mondidier allein mit seinem getreuen Hunde durch einen Wald, in welchem er mörderisch angefallen, umgebracht und unter einem Baume eingescharrt wurde. Sein Hund verließ die Stelle einige Tage nicht, und nur der

Hunger vermochte ihn zu nöthigen, sie zu verlassen; und nun lief er nach Paris zu einem vertrauten Freunde seines Herrn, dem er durch sein Heulen seinen erlittenen Verlust zu klagen schien. Man stillte seinen Hunger, den man für die Ursache seines Heulens hielt; er fraß, aber fieng auch sogleich sein klagendes Geschrey von neuem an, und lief immer nach der Thüre, wobey er zugleich zurücksah, ob nicht jemand mit ihm gehen wollte. Als dieß nicht geschah, zog er den Freund seines Herrn beym Rocke und schien ihn dadurch zu bitten, ihm zu folgen. Dieses und der Umstand, daß der Hund sonst seinen Herrn nie zu verlassen pflegte, und jezt allein gekommen war, erweckte den Verdacht, daß jenem ein Unglück widerfahren seyn müße, und bewog die Leute, mit ihm zu gehen. Nun lief er gerade nach dem Walde und an die Stelle, wo sein Herr verscharrt war, und fieng wieder an zu heulen und in die Erde zu scharren. Man grub hierauf nach und fand Aubri's Leichnam. — Nicht lange darnach traf der Hund von ungefähr den Mörder seines Herrn, einen gewissen Ritter Macair an; er packte ihn sogleich, und nur mit vieler Mühe konnte man den Ritter retten. Dies geschah in der Folge noch einigemale und machte die Leute nun aufmerksam. Man kannte die Treue des Hundes, und mehrere erinnerten sich, daß der Ritter Macair ein Feind Aubri's gewesen wäre. Man schöpfte Argwohn und berichtete es dem Könige. Dieser ließ den Hund zu sich bringen, der auch so lange ruhig blieb, bis er unter den Hofleuten den Ritter erblickte, auf den er sogleich wüthend losgieng. Nach der Sitte der damaligen Zeiten, (des 14ten Jahrhunderts,) mußte bey zweifelhaften Fällen, wenn die Beweise nicht hinlänglich waren, ein Zweykampf zwischen dem Kläger und dem Beklagten entscheiden,

und

und weil man glaubte, daß die Fürsehung zur Rettung der Unschuld in solchen Fällen Wunder verrichte, so nannte man solche Zweykämpfe Ordalien oder Gottesurtheile. Der König Karl befahl, daß der Ritter Macair einen solchen Zweykampf mit dem Hunde halten sollte, und bestimmte die damals wüste und unbewohnte Insel Notre Dame zum Kampfplatz. Der Ritter bekam zur Vertheidigung einen großen Stock, und der Hund ein ofnes Faß, in das er sich zurückziehen könnte. Lange sprang er um seinen Feind herum, wich seinen Schlägen aus, und fiel ihn bald auf der, bald auf jener Seite an, bis er endlich Gelegenheit fand, ihn bey der Gurgel zu fassen, worauf er ihn sogleich zu Boden warf. Nun mußte der Ritter in Gegenwart des Hofes und seiner Hofleute die Schandthat gestehen, und wurde zur Strafe gezogen. Im Schloße zu Montargis soll in dem großen Saale über dem Kamine noch heut zu Tage ein Denkmal dieser Begebenheit zu sehen seyn.

Eine ähnliche Geschichte ereignete sich im Jahre 1718 mit einem französischen Papierhändler. Dieser reißte von Marseille nach Toulon, und wurde auf seiner Rückreise in einem Walde umgebracht. Vergeblich bemühten sich seine Wittwe und sein Sohn, den Thäter herauszubringen, und nur sein Hund, den er auf der Reise bey sich gehabt hatte, war im Stande, ihn zu entdecken. Der Sohn des Ermordeten hatte ihn einst bey sich im Ballhause, wo sehr viele Leute gegenwärtig waren, unter denen der Hund einen Mann mit der größten Wuth anfiel. Alle Versuche der Umstehenden waren umsonst, ihn wieder abzubringen, und nur sein Herr konnte ihn besänftigen. Es dauerte aber nicht lange, so griff er den Mann von neuem an, und konnte nur mit vieler Mühe von seinem

Herrn wieder beruhigt werden. Ein eben gegenwärtiger Kaufmann, der von der Ermordung des Papierhändlers gehört hatte, und von dem Sohne desselben auf seine gethane Anfrage erfuhr, daß er den Hund auf der Reise bey sich gehabt hätte, und dieser vor der Nachricht von seinem Tode allein nach Hause gekommen wäre, faßte Argwohn. Während daß er mit dem jungen Menschen sprach und dieser den Hund immer am Halsbande fest hielt, verwendete der Hund kein Auge von seinem Feinde, und suchte immer, ihm wieder beyzukommen. Der Kaufmann, dem die oben erzählte Geschichte von Aubri's Hund bekannt war, beredete den jungen Papierhändler, mit ihm zu einem Kommissär zu gehen, dem sie den Vorfall erzählten. Dieser begleitete sie in das Ballhaus, und kaum waren sie angekommen, als der Hund seinen Feind aufs neue angriff; der Kommissär nahm hierauf den verdächtigen Mann in Verhaft, und dieser gestand die Mordthat ein, noch ehe er ins Gefängniß gebracht worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Beinbruch.

Eine Anekdote.

Bonnard erschien Vormittags allezeit und überall als ein artiger und liebenswürdiger junger Mann, Nachmittags und Abends aber nicht immer. Er war, in Rücksicht der den alten Germanen so oft vorgeworfenen Liebe zum Trunk, ein eifriger Deutscher, und kannte kein süsseres Vergnügen, als die beliebten Lieder: Genießt den Reitz des Lebens! und: Bekränzt mit Laub die lieben, vollen Becher! in lustiger

Gesell-

Gesellschaft zu singen, und eine Flasche Wein dabey auszustechen. Wär' es nur bey einer geblieben, so würde niemand etwas dagegen gehabt haben, da es seine Einkünfte erlaubten. Allein es hieß immer: Man steht nicht auf einem Beine, und aller guten Dinge müssen drey seyn. Oft wußt' er sogar die vierte, fünfte und sechste Flasche mit dergleichen Sprüchwörtern und Beweißstellen zu belegen. Seine Mutter und Geschwister, mit denen er noch gemeinschaftlich zusammen wohnte, hatten fast jede Nacht den Kummer, ihn bezecht nach Hause kommen zu sehen. Ihre dringendsten Vorstellungen blieben fruchtlos, und sie fiengen bald an, seine Völlerey für unheilbar zu halten. Eben so dachte Laura, Bonnards Geliebte. Nach unzähligen kleinen Zwisten darüber, kam es endlich zwischen den beyden Liebenden, die fast so gut als verlobt waren, zum völligen Bruche. Seitdem fiel er noch tiefer in Bachus Schlingen. Er hatte bisher aus Achtung gegen Lauren, wenigstens den äusserlichen Schein von ordentlicher Lebensart beybehalten; nun aber ward er ein schamloser, stadtkündiger Trunkenbold. Es vergieng keine Nacht, daß er nicht eine Schlägerey mit den Scharwächtern gehabt, oder in einer Wachstube den Rausch ausgeschlafen hätte. Seine Gesundheit fieng dabey sichtbar an zu leiden, und sein Vermögen schmolz. Kurz, er stand am Rande des Verderbens. Das schmerzte zwey redliche Freunde von ihm, die zwar oft an seiner Seite tranken, sich aber immer in den Schranken der Mäßigkeit hielten. Sie vereinigten sich, den Zecher durch ein ungewöhnliches Mittel zu bessern. In dieser Absicht giengen sie eines Abends mit ihm in einen Italienerkeller, und stellten sich von besonders guter Laune. Bonnards Lieblingsweine wurden aufgetragen. Man ließ ihn trinken, so viel

er wollte. Er berauschte sich wacker. Gegen Mitternacht rieben sich seine Gesellschafter die Augen, gähnten und schliefen ein. Ihm war es lieb, daß er nun, ohne von ihnen gescholten zu werden, noch eine Flasche trinken konnte. Eh' er aber damit fertig war, stieg seine Trunkenheit auf den höchsten Grad, und er fiel endlich selbst, von allen Sinnen verlassen, in einen festen Todesschlaf.

Jetzt erwachten seine Freunde von ihrem nur verstellten Schlummer, und rüttelten und schüttelten ihn. Zu ihrem Vergnügen ward er nicht munter. Sie riefen nun einen von der Sache schon unterrichteten und im Nebenzimmer verborgenen Wundarzt herbey. Dieser brachte Schienen, und andere bey einem Beinbruche nöthige Geräthschaften hervor, und schnürte das gesunde Bein des Schläfers so scharf zusammen, als ob er es höchst gefährlich gebrochen hätte. Hierauf spritzten sie ihm Wasser ins Gesicht und erhoben ein klägliches Geschrey. Er fuhr darüber empor, griff schnell nach dem Beine, das die Schienen drückte, und wollte vom Stuhl auf. Sie hielten ihn aber fest, und schrien ihm zu: „Unglücklicher, rühre dich nicht! Du hast Schaden genommen! Wir sind vorhin kaum eingeschlummert, so taumelst du sinnlos herum, stürzest die Treppe herunter, brichst das Bein, und fällst zugleich in Ohnmacht. Wir erwachten darüber, hoben dich auf, und liessen dich verbinden. Rühre dich ja nicht! es ist schon ein Tragsessel bestellt, dich nach Hause zu bringen." — Bonnard war ganz ausser sich. Seine Einbildungskraft vergrösserte nun den Druck der Schienen zum Schmerz eines wirklichen Beinbruchs; er hatte keinen Gedanken, daß die ganze Geschichte nur ein Märchen sey, und ließ sich jammernd heimtragen.

Hier

Hier empfieng ihn seine Familie, wie es verabredet war, weinend und wehklagend. Er ward nun vier Wochen lang vom Wundarzt besucht, und sein Bein in einen Kasten gesperrt, wo es sich nicht rühren und gar nicht zur Ueberzeugung seiner Gesundheit gelangen konnte. Ein so langes Ausharren auf einer Stelle war dem armen Manne unerträglich. Er verwünschte den Wein, als den Urheber seiner Leiden, und that ein Gelübde, sich nie mehr zu berauschen. Nach Verfluß eines Monats kündigte der Wundarzt ihm endlich an, daß die Heilung vollendet sey. Es war lustig zu sehen, wie er bedächtig und gleichsam auf Eiern gieng, um das zerbrochene Bein zu schonen. Sein erster Weg war zu Lauren, die er um Vergessenheit des Vergangenen und Wiederschenkung ihrer Liebe bat. Sie versprach beydes unter der Bedingung eines nüchternen Probejahrs. Dieses hielt er mannhaft aus, ward alsdann Laurens Gatte, und blieb zeitlebens ein ordentlicher, gesitteter Mann, der niemals mehr trank, als er vertragen konnte. Erst nach vielen Jahren erfuhr er den Streich, der ihm gespielt worden war. Er dankte seinen Freunden herzlich, und fieng nun erst wieder an, auf dem rechten Beine, dessen Anstrengung er bis jetzt immer noch mit lächerlicher Sorgfalt vermieden, fest aufzutretten.

Ermunterung zu fleißiger Betrachtung der Natur.

Fortsetzung.

Nur der Mensch widerstrebt nicht selten muthwillig dieser Harmonie durch den übeln Gebrauch seiner Freiheit, die alsdann in Knechtschaft, in die niedrigste Sklaverei ausartet, und für ihn die reich-

haltigste Quelle des Elends wird. (Daher rühren oft die vielen Leiden, denen manche Menschen unterworfen sind, und von denen das Thier, das blos dem Rufe der Natur folgt, nichts weis.) Nur er ist der einzige Empörer, wenn alles um ihn her huldigt; was Wunder, wenn sich daher die ganze Natur wider ihn rüstet, wenn die Freude seinen Fußtritt flieht, und wenn er endlich der bangen Verzweiflung zu Theil wird, die ihre kalten Arme nach ihm ausspannt! In der That, alles in der Natur hat seinen Feind außer sich, nur der Mensch trägt ihn mit sich in seinem Busen herum, wehe ihm, wenn er zu seinem Verderben aus ihm selbst die Waffen gegen seine Ruhe hernimmt! Leidenschaften, allzugroße überwiegende Sinnlichkeit, die besonders in unsern Tagen sogar auch jugendliche Seelen schon zu ergreifen anfängt, diese sind der Feind, der im Hinterhalte lauert, der unsre angebohrne Würde schändet, und thierische Lüste, die den Gott zu erkennen fähigen Verstand noch weit unter den Instinkt des Thiers herabwürdigen. Nein,

Kein Mensch ist edel und frei, der den Begierden gehorchet,
Noch groß, wofern er dem Schöpfer nicht dient;
Er sey das Wunder der Welt, er sey der König der Helden,
Stets ist er ohne die Tugend ein Knecht.

Aber nicht allein für die Sittenlehre, auch für die Religion ist das Studium der Natur von sehr großem und äußerst wichtigem Einfluß. Die Betrachtung der Natur überzeugt uns immer mehr vom Daseyn eines ewigen, allmächtigen und unbegreiflich großen Gottes, von seiner über alles waltenden Vorsehung,

sehung, von seiner unergründlichen Weisheit, von seiner höchsten Güte und unaufhörlichen Wohlthätigkeit. Denn, wenn wir sehen, daß am Gewölbe des Himmels sowohl, als unter den Erscheinungen in unserm Luftkreise, auf der Erde, im Menschengeschlechte, unter allen Thieren und Gewächsen, selbst im Wassertropfen, im Staube und im Sandkorn alles schön und gut ist, daß das alles sich nicht selber erhalten kann, daß alles vergänglich, veränderlich, hinfällig ist, und daß es doch immer vorhanden und immer so ist und bleibt, wie es seyn soll, müßen wir daraus nicht, als vernünftige Menschen, den Schluß machen, daß ein von uns ganz verschiedenes, und viel größeres, herrliches Wesen seyn müße, wodurch die ganze Welt regiert wird? Die Erde hat so viele Vorzüge, so viele edle und nützliche Schönheiten; unter den leblosen und lebendigen Geschöpfen ist so viele Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit; es sind so viele Kräfte in der Natur, die so leicht schädlich und verderbend werden könnten: und doch kracht der Donner nicht immer, die Erde bebt nicht immer, unsre Fluren, Felder und Gärten werden nicht immer von Sturmwinden und Hagel verwüstet, nicht immer vom wilden reissenden Strom des Wassers überschwemmt, der Blitz zündet nicht immer unsere Häuser, die Raupen schaden uns nicht alle Jahre, wir haben mehr zahmes Mastvieh und Geflügel, als wilde reissende Thiere und Raubvögel, unter unsern Heerden wütet nicht immer die Seuche, unter Menschen nur selten die Pest. — Was können wir anderes dabey denken, als was uns die Religion selbst lehrt, daß nemlich Gott Schöpfer, Vater und Erhalter sey von allem, was da ist, und daß wir seiner Liebe ganz allein die Abwechselung der Tages- und der Jahrszeiten, das Licht der Sonne, die Fruchtbarkeit des

Regens, die Vermehrung des Saatkorns im Boden und den Segen bey unsern Heerden zu verdanken haben? Und wer Gott nicht aus der Natur hat kennen gelernt, wird sich schwerlich von der Größe Gottes einen würdigen, der menschlichen Denkkraft gemäsen Begrif bilden lernen, und es ist ein höchst schädliches, unsre Unwissenheit mit der Natur verrathendes, und dabey längst widerlegtes Vorurtheil, daß die Kenntnis der Natur zur Irreligion führe und unvermerkt hinleite. Nein, nirgends ist Gott so nahe als in seinen Werken! Auch leben wir nicht auf der Welt, nur um immer hinter dem Pflug zu gehen und im Schweisse des Angesichts unser Brod zu essen. Wir müßen auch für den beßern Theil unsres Wesens, für die Seele sorgen, und die Gesinnungen der Ehrfurcht, der Liebe, der Dankbarkeit, der Freude über Gott und ein starkes Vertrauen zu ihm in unser Herz pflanzen. Für den aufrichtigen, unbefangenen, noch unverderbten Menschen ist die Natur auch wirklich ein ofnes Buch, das auf jedem Blatte ihm die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes predigt. Und wie tröstend wird ihm nicht die Allgegenwart seines Gottes, womit er sich überall umringt sieht, indem er in den erhabenen Tempel seiner Betrachtungen eintritt! —

Wer wollte sich nun dieses selige Vergnügen, das eine solche vernünftige Betrachtung der Natur gewährt, nicht recht oft machen? Dies Vergnügen ist so einfach, so natürlich, wir können es so wohlfeil haben, kostet uns weiter nichts, als Aufmerksamkeit und Nachdenken; es ist edel und bereitet uns zur Ewigkeit vor; ja es ist das beste Mittel gegen die lange Weile, gegen die unangenehmen Empfindungen des Verdrußes, mit welchen wir zuweilen geplagt werden.

Welche

Welche Freude für uns, wenn es uns gelingen sollte, unsre schätzbaren Leser mit Gegenständen aus der Natur, zu welchen diese Blätter künftig auch bestimmt seyn sollen, auf eine solche angenehme und zugleich nützliche Art zu unterhalten. Um diesen Endzweck zu erreichen, werden wir sogleich mit der Naturlehre selbst, ihrem weitläuftigen Umfang und dem Nutzen den Anfang machen, den diese Wissenschaft insbesondere hat.

Umfang und Nutzen der Naturlehre.

Diejenige Wissenschaft, welche wir Physik oder die Naturlehre nennen, hat alle sichtbaren Dinge zu ihrem Gegenstand, erzählt uns ihre verschiedenen Eigenschaften und Wirkungen nebst deren Ursachen. Ihr Gebiet ist also die ganze weite, vor uns liegende Schöpfung. Die Erfahrung, ihr Führer, zieht durch Hülfe der Sinne gewisse allgemeine Wahrheiten aus der Betrachtung derselben und sucht sie durch Versuche und Beobachtungen oder den sogenannten Experimenten und Observationen zu prüfen und zu bestättigen. Nutzen und Vergnügen, Unterhaltung und Belehrung verknüpft sie auf das genaueste miteinander. Sie stellt Betrachtungen an über das Wesen und die Eigenschaften der Elemente,*) und erklärt

*) So nennt man die einfachen Dinge im Gegentheil der zusammengesetzten, und begreift beyde unter den gemeinschaftlichen Benennungen, der Substanzen, der Körper oder überhaupt der Materie. Einfache Dinge sind bey ihr solche, die aus gleichartigen Theilen bestehen, als wie die Theil: der Luft, des Wassers, der Erde und des Feuers. Da hingegen die Theile der zusammengesetzten ungleichartig sind, wie z. B. die Theile einer Pflanze, eines Thiers u. s. w. Die Theile der einfachen Dinge nennt sie Atomen, die der zusammengesetzten aber Monaden.

klärt uns die wichtigsten Grundgesetze der Natur, nach welchen Ebbe und Fluth, Blitz und Donner, Wind und Sturm, Regen und Thau, Hagel und Schnee, Reif und Nebel, kurz alle uns vorkommende Phänomene oder Erscheinungen in der Luft sich ereignen. Ihr Feld ist noch weit unabsehbarer als jenes der Naturgeschichte, die sich bloß mit der Klassificirung oder Eintheilung zusammengesetzter Dinge, ihren Gestalten, Geschlechtern und Arten nach, beschäftiget, und die allenfalls noch das besondere, das jede Gattung von der andern auszeichnet, nebst ihrem Vaterlande bemerkt. Die Naturlehre hingegen ist es, die uns mit dem Nutzen, den Entstehungsarten, Bestandtheilen, Eigenschaften, Wirkungen, Fähigkeiten, Bestimmungen, Lebensarten und Trieben lebloser und lebender Dinge bekannt macht. Durch sie beschiffen wir die Luft, machen Wüsteneyen zu lachenden Gefilden, vereinigen uns durch Handlung und Schifffahrt, die sie uns lehrte, mit den Bewohnern der entlegendsten Provinzen unsrer Erde, und benutzen die Produkte der entferntesten Länder. Von ihrem forschenden Geiste beseelt, besteigen wir die steilsten Anhöhen, die höchsten Gebirge, erforschen die verborgensten Höhlen und Klüfte, und besuchen die tiefsten Schachten der Bergwerke. Mit ihr durchsuchen wir den Grund des Meeres, bahnen uns auf dem weiten Ocean Wege, die sie uns wieder zu finden lehrt, entdecken mit ihr neue Länder und Welttheile, bevölkern Einöden und umschiffen die Erde. Berge verwandelt sie in Ebenen, füllt jähe Abgründe aus, in denen der schwindelnde Blick sich verlor, und die nun der Fuß des Wanderers sicher und froh betritt. Aus faulenden Morästen schaft sie süßduftende Gärten, und läßt aus Sümpfen Palläste hervorsteigen. Sie ändert den Lauf der Flüße, verbindet ganze Meere mit einander,

ander, baut in die See und trotzt der Wellen Gewalt durch Dämme. Den Blitz selbst leitet sie von Gegenständen weg, die er zünden könnte, zeigt uns unschädlich seine Wirkungen im Kleinen durch künstliche Versuche mit der Elektrisirmaschine, Sie bestimmt sogar den Lauf der Gestirne und entdeckt in den unermeßlichsten Entfernungen neue Planeten und Weltordnungen. Vermöge ihrer Aufschlüße erkennen wir die Entstehungsart, das Alter und die vormalige Beschaffenheit unsrer Erde. Von ihr belehrt leuchtet uns überall Weisheit und Güte in der Ordnung und in dem Zusammenhange der Dinge in die Augen, und führt uns stets auf die erste wirkende Ursache aller dieser Dinge, auf Gott zurück, dessen erhabenen Verstand sie uns wohl bewundern, aber nicht ergründen läßt.

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gieb ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertrau'n.

Doch, weder die zahllose Menge von Gegenständen, noch dieß, daß wir sie eine Wissenschaft nannten, soll unsre Leser abhalten, sie näher kennen zu lernen. Wir wollen sie nicht als Gelehrte betrachten, die ihr ganzes Leben der Beschäftigung der Natur widmen, stets auf neue Entdeckungen ausgehen, immer wieder andre Versuche anstellen, und als die glücklichsten Zergliederer und fleißigsten Beobachter sich mit Mikroskopen und Sehröhren bewafnen. Nein, nicht selbst Physiker wollen wir werden, nicht selbst Versuche und Beobachtungen anstellen und diese in ein eignes System zu ordnen suchen; nur die bereits gemachten benützen, aus den glücklichen Grundgebäuden Anderer lernen,

und

und ihre Erfahrungen zu den unsrigen machen, das wollen wir. Wir werden uns also nicht sogleich für Physikverständige, wohl aber für erklärte Liebhaber derselben ausgeben, und vermöge ihres weiten unübersehbaren Gebiets, uns auf die mannichfaltigste, unterhaltendste und angenehmste Art unterrichten und vergnügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus der Lebensphilosophie und Menschenkunde.

Der Stolz reitzt uns an, unsre guten Eigenschaften in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen, um die Augen Andrer auf uns zu ziehen, und bey ihnen eine günstige Meynung von uns zu erregen. Allein derselbe Stolz macht, daß man auf der einen Seite eben so sehr befürchten kann, durch irgend ein Versehen in seinem Betragen eine nachtheilige Meynung von sich zu erregen, als man auf der andern durch die Aeusserung seiner guten Eigenschaften zu gewinnen wünscht. Man findet diese Erscheinung bey Leuten von wirklichen Vorzügen weit häufiger, als bey eiteln und hochmüthigen Personen, die gewöhnlich weit mehr Dreistigkeit und eine solche Selbstgenügsamkeit haben, daß sie nicht glauben, auf irgend eine Art durch ihr Betragen eine widrige Meynung von sich erregen zu können; dahingegen das wahre Verdienst, wenn es auch gleich nach der Natur des Menschen mit mehr oder weniger Eigenliebe verknüpft seyn mag, doch immer vorsichtiger und schüchterner ist. Eine zu große Dreistigkeit und eine zu große Aengstlichkeit sind daher gleich nachtheilig. Es giebt Leute, die bey den gründlichsten und mannichfaltigsten Kenntnissen, dennoch im Umgange mit der Welt eine alberne

Figur

Figur machen und für eingeschränkte Köpfe angesehen werden, weil ihr Betragen ganz links und gezwungen wird, indem sie ihr Stolz gleich anmassend und furchtsam macht, indessen der Mann von gleichem Schlage, der die Welt kennt, sein Licht ohne alle Furcht und Aengstlichkeit vor den Leuten leuchten läßt, weil er wohl bemerkt, daß auch die größten Köpfe und die ausgelerntesten Weltmänner in ihrem Betragen öfters fehlen, und daß man seinen Endzweck immer erreicht, wenn man die Umstände zu benützen, einen Fehler bisweilen zur Folie zu machen weiß, der eine gute Eigenschaft nur noch mehr hält und die Kunst versteht, die Blössen, die man gegeben hat, wieder leicht und schnell zu decken.

Die künstliche Windgeschwulst, oder medicinische Aufblähung.

Eine Luftgeschwulst, emphysema, ist eine chirurgische Operation, welche die Küstenbewohner von Guinea, am Vorgebürge la Hou bey Auszehrung, Hypochondrie, Rheumatismus u. s. w. anwenden. Man macht nämlich in die Haut einen Einschnitt bis aufs Zellgewebe, blaset mit einem Röhrchen Luft ins Zellgewebe, verschließt nachher die Wunde mit einem Heftplaster, damit die Luft aus der Wunde nicht wieder herausgehen möge, und davon erfolgt eine Geschwulst über den ganzen Körper. Hierauf giebt man dem Kranken eine Mixtur von Limonensafte, Pfeffer und Brandtwein ein, läßt ihn sich müde laufen, bringt ihn zu Bette, damit er stark schwitze. Man giebt ihm täglich von dem Tranke drey oder viermal ein, und zwar in eben der starken Dose, bis die Aufblähung vorbey, und der Kranke geheilt ist. Gemeiniglich läßt das von der eingeblasenen Luft hervorgebrachte Schwellen am dritten Tage nach, und am neunten, zehnten

oder eilften sieht man keine Spur mehr davon. Gemeiniglich ist der ganze Körper, nur die Fußsohle und die inwendige Haut nicht, aufgeblasen, und wenn man irgendwo die geschwollene Stellen berührt, so vernimmt man an der Hand ein Rauschen, wie von trocknem Pergamente, wenn man auf dasselbe drückt. In Deutschland bedienen sich die Bettler dieser Methode, um sich das Ansehen der Wassersucht zu geben. Hildan giebt davon Beyspiele. Die Schlächter geben dadurch dem Fleische ein volles Ansehen, und die Bauren verstehen sich ebenfalls darauf, wenn sie ihre Ochsen verkaufen, oder die Milch vermehren wollen. Den ersten, und auch wohl zwey Tage lang ist das Vieh traurig und wie krank, aber es wird bald wieder lustig und hungrig; in sechs Wochen sieht es rund und fett aus. Man bedient sich dieser Methode, das Vieh fett zu machen, in einigen Gegenden von Dänemark, und eben dieses Mittel dient auch, den Kühen viel Milch zu verschaffen. Vielleicht macht die Luft mit ihrer Schnellkraft, daß sich das gesammte Zellengewebe auflockert, und die Pulsadern mehr Platz bekommen, sich auszudehnen, ihr Fett im Zellgewebe niederzulegen, folglich auch mehr Materien abzusondern. An sich ist diese Operation eben nicht schmerzhaft, weil sich die Bettler keinen großen Schmerzen, und die Bauren ihr Vieh der Gefahr umzukommen, gewiß nicht unterwerfen würden.

Ein berühmter Wundarzt zu Middelburg hat diesen Versuch mit einem Bistouri und einem Blasebalge einigemale an Hunden nachgemacht, und die Thiere bis zur ungeheuren Dicke aufgeblasen; sie schienen während der Operation nichts zu leiden, da sie sich nicht wiedersetzten; man hat ihnen blos die Augen verbunden.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Scheinbarer Anblick des Firmaments.

Wenn wir uns einige Augenblicke auf eine flache Ebene oder an einen erhabenen Ort hindenken, wo wir rund um uns her blicken können, und zwar zu der Zeit, wann die dunkle Nacht bereits ihren braunen Teppich über die schlummernde Schöpfung ausgebreitet hat, und alles in tiefe schauerliche Stille gehüllt ist; welche Einladung, zumal bey gehöriger Klarheit unseres Dunstkreises, zu großen und erhabenen Gedanken! Wer wollte da unter solchen Anreitzen und Begünstigungen zum Nachdenken es nicht gern auf einige Zeit vergessen, daß die Nacht dem Schlafe gewidmet ist, und der Schlummer ihm winkt? Wird doch manche so unedel für Geist und Herz durchwacht — eine solche aber wird nie gereuen!

Welch ein angenehmes Schauspiel, größer als je eines, wäre es auch die prachtvolleste Lampenbeleuchtung, verschaft uns die stille Betrachtung des Firmamentes! Wie prächtig glänzt nicht der gestickte Mantel der Nacht, der uns mit heiliger Ehrfurcht und stillem Entzücken bedeckt! Ja, auch in der Dunkelheit erkennen wir den Schöpfer der Natur, der, wenn sich die Pracht der Erde unter düstre Schatten verbirgt, dort in jener Ferne dem betrachtenden Weisen neue Gegenstände zur innigsten, feurigsten Bewunderung aufstellte. Nicht nur der Tag, auch die Nacht predigt die Wunder der Allmacht.

Und welch ein liebliches, mild schimmerndes Licht ist es, das aus jenen friedsamen Höhen unsern forschenden Blicken zuströmt — in welchem für unsre durch die Helle des Tages geschwächten Augen angemessenen Glanze strahlt es auf uns herab! Wie verehrungswürdig muß der Gott nicht seyn, der auch für die Erleuchtung der Nacht so gütig besorgt war, und neben dem besondern Lichte des Mondes uns noch so viele Zeugen seiner Liebe auch in der Finsterniß aufgestellt hat!

Aber sind wohl jene himmlischen Körper, die wir **Sterne** nennen, und deren nähere und eigentliche Anzahl und Beschaffenheit wir noch nicht kennen, von Gott einzig und allein nur dazu bestimmt worden, die nächtliche Dunkelheit unsrer Halbkugel mit einem mäsigen Schimmer zu erhellen? Hätte, wenn der Schöpfer blos dieses gewollt haben sollte, dieser Endzweck nicht noch viel eher auf andre Art von ihm bewerkstelligt werden können? Konnte er z. B. den Mond nicht noch einmal so groß schaffen, oder ihm noch einen Gesellschafter geben, wenn blos die Erleuchtung unsrer Nächte, als er sie schuf und ordnete, seine Absicht gewesen wäre? — Ueber dem entzieht uns nicht ein trüber Himmel oft ihren ganzen Schein, und verdunkelt sogar das Licht des Mondes, der doch unsre Nächte noch um eins so helle macht, als sie alle zusammengenommen nicht vermögen? Wie viele sehen wir überdies nicht ihr Licht der Erde gänzlich entziehen, und nur dann und wann, bey sehr heiterm Himmel, und doch kaum merklich herabblinken? Ja, schon ein mäsiges Nachdenken belehrt uns, daß Gott noch andere seiner Macht und Weisheit würdige Absichten hatte, da er sie in solch einer Menge im dem Weltraum ausstreuete, als blos uns zu leuchten.

Gott

Gott vereinigt in seinem erhabenen Verstande stets mehrere Endzwecke miteinander; er umfaßt zugleich das Ganze, wenn er blos für das Einzelne besorgt zu seyn scheint. Mittel und Endzweck sind deshalb bey ihm ein Gedanke; wir denken sie uns nur abgesondert, nicht er. Eben daher ist auch alles Harmonie oder Uebereinstimmung in der Natur, die ein Abglanz seines erhabenen Verstandes und gleichsam der Abdruck seines unsichtbaren Wesens ist.

Nein, jene funkelnden Punkte, womit wir das Firmament gleichsam wie übersät erblicken, sind Sonnen, wie die unsrige, die der Arm der Allmacht in diesen ungeheuren Raum hinstellte, um wieder andern Welten Licht, Bewegung und Wärme mitzutheilen. Ihre Massen übertreffen die Größe unsrer Erde etliche Millionenmal, und ihre Entfernungen sind undenkbare Weiten, die sie eben unsern Augen so klein darstellen, und uns oft Sterne wie neben einander erscheinen lassen, die doch eben so weit wieder, ja oft noch zehnmal weiter von unserm Standpunkte entfernt stehen, als jene, neben welchen wir sie als Gesellschafter erblicken. —

Welch ein majestätisches Ganze muß das seyn, von dem wir jedoch nur kaum das tausendste Theilchen erblicken, und wie groß der Schöpfer, dessen erhabener Verstand diesen grossen Plan entwarf, und ihn noch täglich durch sein allmächtiges Wollen unterstützt! — Und ruft er uns nicht stillschweigend zu:

Vernehmts und sehet die Wunder der Werke,
Die die Natur euch aufgestellt! —
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Euch nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Blicken wir, nach der vorhin angenommenen Stellung, rund um uns her, so finden wir, daß das Firmament sich unsern Augen als eine große hohle Halbkugel darstellt, die sich binnen vier und zwanzig Stunden von Morgen nach Abend herum zu drehen scheint. Wir selbst dünken uns im Mittelpunkte dieser scheinbaren Bewegung zu seyn, obgleich nicht die Erde, sondern die Sonne als derselbe von uns betrachtet werden muß, welchen Irrthum wir aber, bey der allzugroßen Entfernung der Fixsterne und ohne genauere Kenntnis des Himmels, ohnmöglich zu bemerken im Stande sind. Wir sagten daher oben mit Recht, es scheine, weil sich nämlich das Firmament eigentlich nicht selbst bewegt, wenigstens nicht so, wie es uns vorkömmt und vorkommen muß, sondern unsre Erde; und es verhält sich damit eben so, wie, wenn wir uns dem Sprachgebrauche gemäs ausdrücken, mit dem Auf- und Untergehen der Sonne und des Mondes, wo es eben auch die Erde ist, welche diese Täuschung und zwar eben durch jene Bewegung verursacht, durch welche es uns scheint, als ob sich das Firmament um die Erde, aller vier und zwanzig Stunden, herumbewege. Es ist also nicht die Sonne, nicht der Mond, nicht das Firmament, sondern allein unsre Erde, welche sich täglich, d. h. in vier und zwanzig Stunden einmal um sich selbst herum dreht. Und diese kugelförmige Bewegung der Erde um sich selbst, welche man die Umdrehung um ihre Achse zu nennen pflegt, verursacht es eben, daß es uns scheint, als ob sich das Firmament selbst bewege. So wie, wenn wir an einem Ufer schnell vorbey schiffen, oder zu Lande in einem bedeckten Wagen durch eine auf beyden Seiten mit Bäumen besetzte Allee schnell und doch gemächlich dahin rollen, die Gegenstände, bey denen uns unsere Fahrt vorbey treibt, uns zu

fliehen scheinen, obgleich wir es eigentlich sind, die wir uns von ihnen, vermöge des Laufes unsres Schiffes oder unsers Wagens, entfernen; eine eben solche Bewandnis hat es mit jenen Gegenständen am Himmel, und nur in diesem und keinem andern Verstande können wir ihnen, überhaupt genommen, eine Bewegung zuschreiben. Eben von dieser Umdrehung der Erde um ihre Achse rührt es auch her, daß wir nur immer die eine, nemlich die nördliche Hälfte dieser Himmelskugel erblicken. Denn vermöge der Dicke unsrer Erde, auf deren nördlichen Hälfte wir uns befinden, ist es uns unmöglich, auch zugleich die andere zu sehen, welches nur allein unsern Gegenfüßlern, welche auf der uns entgegengesetzten Seite unsrer Erdkugel wohnen, vergönnt seyn kann.

Alle jene himmlischen Körper, die wir theils mit, theils ohne Sehröhre erblicken, werden ihres Laufes und übrigen Verhältnissen zufolge, mit verschiedenen Namen belegt, und in gewisse Ordnungen oder Systema vertheilt. Man darf nur an einem heitern Abende auf ihre Bewegung und Lage Achtung geben, so wird man leicht bemerken, daß die meisten Sterne immer einerley Lage gegen einander erhalten, einige aber, eben so wie der Mond, beständig ihre Lage verändern, und heute z. B. nicht mehr bey denjenigen Sternen stehen, bey welchen sie vor einigen Tagen oder Wochen stunden. Dieser Ursache wegen hat man sie von jeher in zwey Klassen, nemlich in **Fixsterne** und in **Wandelsterne** eingetheilt. Letztere heissen bald **Planeten** oder Irrsterne, bald **Nebenplaneten** oder Monde, bald **Kometen** oder Haarstern. Wir wollen daher diese ebengenannten, als die vorzüglichsten, in der Folge genauer miteineinander betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Begebenheiten aus dem Thierreiche.

(Fortsetzung.)

Anderer Beyspiele von der großen Sorgfalt treuer Hunde für das Wohlseyn ihrer Herren, die von ältern Schriftstellern zuerst, und nachher oft von andern wieder erzählt worden sind, nicht zu gedenken, wollen wir nur noch ein einziges anführen, welches D Brattie, ein noch lebender berühmter Philosoph in England in einer seiner Schriften erzählt. Einer seiner Freunde gieng an einem Wintertage mit seinem Hunde auf die Jagd, und da sie über einen Strom gehen mußten, welcher zugefroren war, so hatte ersterer das Unglück durchzubrechen. Zum Glück hatte er seine Flinte queer vor dem Leib gehalten, und da diese über der Oefnung auf beyden Seiten auf dem Eise ruhte, so diente sie ihm eine Zeit lang zu einer Stütze, an der er sich festhalten konnte. Dieß war aber auch das einzige; denn sich aus dem Wasser herauszuarbeiten durfte er nicht wagen, aus Furcht, das Eis, auf dem die Flinte ruhte, möchte alsdenn zugleich durchbrechen, worauf er ohne Rettung hätte umkommen müssen. Der Hund versuchte mancherley um seinem Herrn zu helfen; da aber alles vergeblich war, so lief er mit der größten Geschwindigkeit nach dem nächsten Dorfe. Hier schmeichelte er allen, die er antraf, aufs freundlichste, um ihnen sein Anliegen zu verstehen zu geben; da ihn aber niemand verstand, so faßte er einen bey dem Rocke, und zog ihn nach der Gegend hin, wo sich sein Herr befand. Die Neugierde, zu wissen, warum der Hund alles dieses thue, bewog endlich einige, ihm zu folgen; diese fanden nun den nothleidenden Jäger und retteten ihn.

Aber nicht blos unter den zahmen Thieren ereignen sich solche Begenheiten, sondern selbst von wilden reissenden Thieren werden von glaubwürdigen Schriftstellern Handlungen erzählt, die musterhafte Beyspiele von Edelmuth und Dankbarkeit genannt zu werden verdienen. Die Geschichte von dem Löwen, welcher einem Römischen Sklaven, Namens Adroklus, aus Dankbarkeit, daß er ihn von einem kranken Fuß geheilt hatte, so lange Unterhalt verschafte, und am Ende gar das Leben rettete, ist schon so oft erzählt worden, daß wir sie als bekannt voraussetzen dürfen. Aber weniger bekannt möchte diese seyn, welche von den Geschichtschreibern von der Provinz Paraguai in Amerika erzählt wird. Als die Spanier in Burnos Aires, (einer Provinz in Peru) von den Bewohnern des Distrikts eingeschlossen wurden, so litt die Kolonie große Noth an Lebensmitteln, und diejenigen, welche sich herauswagten, um sich einigen Vorrath zu sammeln, von den Wilden umgebracht. Obgleich der Oberbefehlshaber bey Lebensstrafe verboten hatte, daß sich jemand aus der Stadt wagen sollte, so glückte es doch einer Frau, Namens Maldonata, die ausgestellte Wachen zu hintergehen und hinauszukommen. Schon war sie lange in den verwüsteten Gefilden herumgeirrt, als sie endlich eine Höhle erblickte, in der sie sicher zu seyn glaubte: aber wie groß war ihr Schrecken, da sie in derselben eine Löwin antraf. Das Jammern und die Freundlichkeit, womit dieses sanft so furchtbare Thier die gute Frau um Hilfe anzuflehen schien, machten daß Maldonata alle Furcht verschwinden ließ. Die Löwin befand sich nämlich in Geburtsschmerzen, und Maldonata wagte es endlich, der Natur nach bestem Vermögen zu Hilfe zu kommen, so daß die Löwin glücklich von ihrer Bürde entbun-

den wurde. So lange ihre Jungen noch klein waren, und sie täglich ausgieng, um Lebensmittel für sie zu holen, brachte sie ihrer Wohlthäterin immer auch einen Theil mit, den sie ihr allemal zu Füssen legte; da aber in der Folge die Jungen selbst mit ihr ausliefen, so blieb sie aus, und Maldonata sah sich nun genöthiget, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen. Nun fiel sie den Indianern in die Hände, die sie zur Sklavin machten; jedoch wurde sie in der Folge von den Spaniern wieder befreyet und nach Burnos Aires zurückgebracht. Der Oberbefehlshaber, ein harter und grausamer Mann, hielt sie noch nicht für bestraft genug daß sie sein Gebot übertretten hatte; sondern gab den grausamen Befehl, sie auf ofnem Felde an einen Baum anzubinden, damit sie vom Hunger, dem sie durch ihre vorige Flucht hätte entgehen wollen, doch noch aufgerieben werden sollte. Nach Verlauf einiger Tage schickte er Soldaten hinaus, um zu erfahren, ob seine Absicht erreicht worden wäre: aber wie groß war die Verwunderung dieser Leute, da sie die Maldonata gesund und wohl, und von Löwen und Tigern umgeben sahen, von denen sich jedoch keiner ihr nähern durfte, weil eine Löwin zu ihren Füssen lag, und nebst einigen jungen Löwen sie zu vertheidigen schien. Die Löwin machte, sobald sie die Soldaten sah, ihnen Platz, damit sie sie losmachen könnten, welches auch, nachdem Maldonata ihnen die Begebenheit mit diesem Thiere erzählt hatte, geschah. Da man sie nun nach Burnos Aires zurückbringen wollte, bezeigte ihr die Löwin noch viele Freundlichkeit, und ihr ganzes Betragen schien die Wehmuth zu verrathen, mit welcher sie sich von ihr trennen mußte.

Eine ähnliche Begebenheit wird in den Geschichten der Kreuzzüge erwähnt. Ein gewisser Ritter, Gotrfried de la Tour, der mit bey dem ersten Kreuz-

zuge ins gelobte Land war, ritt eines Tages durch einen Wald, wo er plötzlich ein sehr ängstliches Schreyen hörte. In der Meynung, daß vielleicht ein unglücklicher Mensch seiner Hülfe bedürfe, ritt er muthig darauf zu, und erblickte zu seiner nicht geringen Verwunderung einen Löwen, um dessen Leib sich eine fürchterliche Schlange fest umschlungen hatte. Seiner Ritterpflicht, Bedrängten zu Hülfe zu kommen, eingedenk, säumte er nicht, auch diesem leidenden Thiere beyzustehen, hieb mit seinem Schwerd die Schlange entzwey, und rettete auf diese Weise dem Löwen das Leben. Von nun an begleitete dieses dankbare Thier den Ritter beständig und an allen Orten, so wie ein Hund seinen Herrn, und äusserte seine natürliche Wildheit nur auf den Wink und Befehl seines Befreyers. Nachdem der Krieg geendigt war und der Ritter sich zu seiner Rückreise anschickte, wünschte er auch seinen getreuen Löwen mit sich nehmen zu können: aber kein Schiffer war dahin zu bringen, daß er ihn ins Schiff mit aufgenommen hätte, und das gute Thier mußte am Ufer zurück bleiben. Jetzt, da es sich von seinem geliebten Herrn durch das Meer getrennt sah, fieng es an entsetzlich zu brüllen, und stürzte sich dann ins Wasser, um ihm nachzuschwimmen. Vielleicht hätte sein Betragen den Schiffer auch noch bewogen, es aufzunehmen; aber da die Entfernung zu groß war, und der Löwe seine Kräfte zu sehr anstrengte, um nachzukommen, so wurde er bald entkräftet und die Wellen verschlangen das edle Thier, das wegen seiner Treue und Zuneigung ein besseres Schicksal verdient hätte. (Die Fortsetzung folgt.)

Ursprung des fliegenden Sommers im Oktober.

Jedermann, sogar schon Kinder, kennen den fliegenden Sommer, oder die Marienfäden, welche

unter der Gestalt eines weißen, ziemlich dicken Gewebes, von den Feldern in die Höhe fliegt und sich hie und da anhängt, mehrentheils aber vor dem Winde hersegelt. Einige Naturforscher erklärten dieses Gewebe für eine, durch die kühlen Herbstnächte, aus den Pflanzen zu Fäden verdichtete und vom Winde losgerissene Materie, wie etwa Kinder aus nassem Kirschbaumgummi sich den Daumnagel mit Fäden bespinnen. Andere hielten es für ein Gewebe der Feldspinnen, welche von den Stoppeln Abschied nehmen, und vor Kurzem wollte Pereboom eine Art von Käfern mit einer Rückenblase entdeckt haben, woraus zwey Fäden zu einem Zwirn würden, der oft über zehen Ellen nachschleppte, dessen zerrissene Enden das Gewebe des fliegenden Sommers hergeben sollten.

In der That aber entsteht dieser Stadt- und Landkalender von einer Art kleiner Feldspinnen, deren kleiner Körper nebst ihrer Behendigkeit den Naturforscher ohnfehlbar täuscht, wofern derselbe nicht ein sehr scharfes Gesicht und viel Geduld hat.

Vielleicht verdiente diese Spinne, welche so groß, als der Kopf einer kleinen Stecknadel ist, den Namen der fliegenden Herbstspinne. Ihr länglichter Kopf trägt acht graue Augen. Der Leib ist eyrund, die gelben Füsse sind nicht sehr lang, und das ganze Insekt ist mit einzelnen Haaren besetzt.

Mit dem Anfange des Oktobers verlassen sie Wälder, Gärten und Wiesen, und erscheinen auf den Feldern bis zur Mitte des Novembers. In diesen ofnen Stoppelkantonirungen scheinen sie sich zu begatten. Sie spinnen von Halm zu Halm einzelne Fäden, und gegen das Ende des Oktobers sieht man, wenn

wenn man sich bückt oder dergestalt auf die Erde niederlegt, um den Glanz der Sonnenstrahlen daran zu bemerken, Zäune, Wiesen, Stoppeln, gepflügte Aecker und ganze Felder mit einem zarten, weißen Flor bedeckt und tapezirt. Wenigstens sechs Fäden können erst gesehen werden, ein einzelner aber nicht; denn diese Spinnen machen kein Gewebe, sondern sie ziehen nur äußerst feine, einzelne Fäden, worauf sie als Seiltänzer fortschreiten. Sonderlich spinnt das ganze Feld nach dem Morgenreife mit vieler Anstrengung, um eine Brücke über den Reif zu schlagen. Am emsigsten arbeitet man des Mittags. Hier kann man durch ein Vergrösserungsglas vorzüglich zwischen den Haberstoppeln eine große Menge verwickelter Fäden arbeiten und ausspannen sehen. Sie scheinen von einer Stoppel zu der andern herüber zu fliegen. Auf diese Art scheinen diese kleinen Insekten den Hintertrab der größern, welche schon lange in die Winterquartiere eingerückt sind, auszumachen, und ihre späte Jagd ist das Fest der Liebe, nach welcher alle verlorne Posten sogleich eingezogen werden, Eyer legen und sterben, und sich unter den Sandkörnern verlieren.

Diese höchst zarte Fäden, die während der letztern Oktoberhälfte ganze Fluren als Anzeigen der nahen Schneegestöber auspolstern, zwirnen sich von dem kleinsten Luftstriche, zerreißen, bilden bemerkbare weisse Fäden und Flocken, verwickeln sich mit mehrern zu Knoten und fliegenden Enden von Geweben, und in dieser Gestalt sehen wir den Sommer von uns Abschied nehmen. Oft fliegen darinn verwebte Spinnen dieser Art mit davon, vielleicht, weil ihnen die Natur durch diese fliegende Brücken oder Luftpontons, einen andern, sonst unerreichbaren Kanton für ihre

künf-

künftige Eyer anweiset. Doch auch andre Arten von Spinnen bedienen sich dieser Freypost. So verzwirnt oft der Wind die Kastanienspinne in diesem Gewebe. Nicht selten dient es aber auch, um fliegende Blattläuse und ganz kleine Fliegen wegzufouragiren, von deren Safte unsre kleinen Spinnen leben.

Doch warum erscheinen diese Herbstspinnen nicht auch im Sommer? — Im Herbste verlassen die Strichvögel unsre Gegenden, besonders die Lerchen, welche auch von diesen Spinnen Liebhaber sind. Ueberdem sind die Saatfelder und Wiesen beschnitten, das Gras welk, und die Oberfläche der Felder viel gerader. Unsre Spinnen dienen also, nebst den ausgefallenen Haberkörnern, den Lerchen auf ihren Reisestationen zur Interimsfouragirung bey dem sechsmonatlichen Herbstmanöuvre; denn in Gebüschen verbergen sich noch einige Vögel, die auf sie Jagd machen und sie in die Stoppeln austreiben. Vielleicht jagt sie auch die Nässe des Bodens und der Reif herauf, um an der Sonne das Seiltänzerfest zu beginnen, oder ihre Lichtmesse zu feyern. Aber alles dieses scheint noch nicht die rechte Ursache davon zu seyn, daß die kleinsten Spinnen, welche anfangs kaum so groß sind, als eine Nadelspitze, im Reife am spätesten scherzen, wenn bereits die größten und sogar Haarthiere in der Erde erstarrt liegen.

Der Magenstich, ein Mittel beym Schwellen des Rindviehs.

Das Schwellen von Giftkräutern. Dieses widerfährt dem Rindvieh von dem Genusse des Garten- und Wasserschierlings, oder auch vom Ueberflusse guter Kräuter, von bereiften Pflanzen im Herbst

oder

oder auch auf Kleefeldern, wofern das Vieh zu viel säuft, und der Klee im Bauch aufquillt, oder wenn man im Sommer des Morgens bethauten Klee abmäht, oder wenn der vorgestreute Klee naß ist. Man muß überhaupt den Klee und die saftigen Futterkräuter etwa um 10 Uhr Vormittags schneiden, und niemals zu viel davon, so wenig als von Heu, Klee, Erdbirnen vorlegen, weil alles überflüssige, sonderlich grüne Futter, das Vieh aufbläht. Endlich fällt das, von der fixen Luft des grünen Futters aufgetriebne Vieh zitternd um, und stirbt. Der Anfang dieser Krankheit äussert sich durch einen geschwollenen Leib, durch heisses Athmen, Keuchen und durch den aufgesperrten Mund, so wie durch ein ängstliches Zittern über den ganzen Leib. Einige legen ein Tuch mit warmen Wasser auf den Rückgrad, drehen ein langes Talglicht im After herum, und gießen dem Vieh einen warmen Aufguß von Theer in den Hals, welchen man durch einen Strohkranz für den Ausgang der gährenden Dünste offen erhält. Andere giessen ihm etliche Löffel Leinöl ein. Den Ochsen giebt man warmes Bier; worinnen gesiebte Asche gekocht, und man treibt sie auf dem Felde umher. Man kann dem Vieh auch einen Aufguß von Sennesblättern, ohne den Stich zu wagen, eingeben und es herum jagen.

Doch wenn die Haut schon als ein Trummelfell gespannt ist, und das Vieh schon Versuche macht, sich niederzulegen; alsdenn ist der Stich, an der linken Seite, zwischen der letzten Ribbe und dem Hüft- und Kreuzknochen, genau in der Mitte der Weiche (Hungerlücke) senkrecht in dem hohlen Bauch mit dem Troikar, *) eine unentbherliche Operation, dessen Röhre

*) Ein Troikar ist ein zu dieser Operation sehr dienliches Instrument, von Stahl, in Form eines Stils

Röhre man, für den Ausgang der Winde, in der Wunde stecken läßt. Nach einer Viertelstunde zerstreuen sich die elastischen Dünste, und nun zieht man die Röhre aus der Wunde, führt das Vieh herum, und salbt die Wunde täglich dreymal mit Wagenschmeer, da sie dann unter dieser Pflege innerhalb vierzehn Tagen zuheilt. In den ersten Tagen reicht man dem kranken Vieh nur wenig Haberschrot, oder das Ueberbleibsel vom Biermalze. In Ermanglung eines Viehtroikars bedient man sich eines Messers, und man hält den Stich, durch eine dünne, hohle Hollunderröhre, woran eine Schnur festgemacht ist, offen. Diese Röhre stößt das Fett des Zellgewebes zurücke, damit es den Stich nicht verstopfe. Der Stich selbst wird bey erwachsenem Vieh eine Spanne, bey jungem Vieh eine halbe Spanne tief, an der linken Seite, da, wo, wenn man mit der rechten Hand von hinten vom Hüftknochen vorwärts gegen die letzte Ribbe spannet, dann den kleinen Finger vom Hüftknochen hebt, und gegen den Rückrad wieder zuspannet, just wo der Daumen aufsitzt, da es einen rechten Winkel machet: recht mitten in der Weiche, geführt. Die Spitze des Messers, oder eines runden, dicken Pfriemens, dringe bloß zwey bis drey Zoll tief ein, und den übrigen Theil des Messers bewickle man indessen mit einem Lappen. Nach eben der Methode werden auch die überfutterten Pferde gestochen. Diese Operation ist auch erst in diesem Jahre

lets, nur daß es rund und vorne kegelförmig zugespitzt ist. Der Stachel ist ungefähr 1/3 Zoll dick und bey 9 Zoll lang, über welchen eine Röhre von Stahl, die hinten etwas auswärts aufgebogen, daß sie sich nicht in den Leib ziehen kann, gehet, vorne ist sie aber abgenommen, daß die Spitze des Stachels bey 2 Zoll hervorsticht, und gegen solchen zugeschärft, so daß sie samt ihm ohne Hinderniß eingestochen werden kann.

von Herrn Holzheu, Gastwirth in Göggingen, an einigen Kühen mit dem besten Erfolge vorgenommen worden. Andre giessen dem überladnen Rindvieh, wenn es zu schwellen anfängt, Milch mit Schnupftabak, als eine Purganz ein, und führen es umher.

Fragmente aus der Lebensphilosophie und Menschenkunde.

Fortsetzung.

Affektation und **Heucheley** scheinen sehr nahe mit einander verwandt zu seyn, indem beyde uns einen Schein von Eigenschaften geben, die wir nicht besitzen. Allein wenn man dem Ursprung und der Absicht dieser beyden Erscheinungen nachspührt, so findet man einen wesentlichen Unterschied in ihrer Moralität. Der Affektirte maßt sich an, Eigenschaften zu besitzen, deren Mangel man ihm vielleicht gar nicht anrechnen würde. Der Grund dieser Anmassung ist Eitelkeit und Vorzugssucht, oder auch blos nur eine mißverstandene Meynung von den Erfordernissen des Anständigen und Schicklichen, indem man dazu entweder ganz untaugliche Muster erwählt, welche man sich nachzuahmen vorsetzt, oder sich solche Eigenschaften zueignen will, die sich mit den Kräften und Anlagen, welche uns die Natur verlieh, nicht vertragen. Aus diesem erhellet, daß bey der Affektation keine böse Absicht statt findet. Sie bringt Thoren hervor, die lächerlich und im gesellschaftlichen Leben lästig sind, die man aber deswegen nicht hassen wird, weil sie bey ihrer Thorheit dennoch manches Verdienst und manche liebenswürdige Eigenschaft besitzen können. — Der Heuchler hingegen nimmt die Maske der Frömmigkeit, der Rechtschaffenheit des strengen Wandels, kurz irgend einer Tugend an, um darunter Trug und Arglist oder irgend ein ande-

res Laster zu verbergen. Seine Absicht kann niemals gut seyn, wenn sie auch nicht geradezu boshaft ist. Die Affektation verräth sich sehr bald, aber die Heucheley spielt öfters ihre Rolle lange fort, ehe sie entlarvt werden kann. Sie bringt Schurken hervor und ihr Lohn ist Abscheu und Verwünschung. — Laßt uns daher nicht blos scheinen, sondern seyn, was wir seyn wollen, das heißt, wir sollen uns in allem, wozu unser Fleiß etwas beytragen kann, bestreben, das zu werden, was wir scheinen wollen, und in dem, was nicht von uns abhängt, nie mehr scheinen wollen, als wir sind. *) Jeder Mensch besitzt immer irgend eine schätzbare Eigenschaft oder wenigstens hervorstechende Anlagen dazu, die er leicht entwickeln könnte. In so weit hat auch jeder Mensch einen gewissen Werth. Er lauft aber immer Gefahr, wenn er Eigenschaften affektirt, die er nicht hat, oder nicht erwerben kann, daß man bey der Entdeckung eines solchen Betrugs, selbst seine guten Eigenschaften für geborgt hält. Gesetzt auch, daß der Affektirte seine Rolle eine Zeit lang mit Erfolg fortspielt; so wird man doch, eh' er sichs versieht, seine Blösse entdecken. Alsdann kann ihn das erschlichene Lob für die gewisse Verachtung, die auf eine solche Entdeckung folgt, nicht schadlos halten. Wir werden immer verlieren und irre gehen, sobald wir uns von dem geraden Pfade der Natur entfernen, und die Erhöhung der Vorzüge vernachläßigen, wozu uns die Natur Anlagen und Kräfte gab, um andre Vorzüge zu erreichen, zu welchen wir weder Anlagen noch Kräfte haben, und die vielleicht zu unsrer Vollkommenheit und Glückseligkeit nicht einmal nothwendig sind. (Die Fortsetzung folgt.)

*) So erklärt Garve die goldene Regel des Socrates: Esto ut videare.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Fortsetzung von Portugal.

Kirchliche Verfassung.

Die Religion der Portugiesen ist die katholische, und man kann ihnen ihre eifrige Anhänglichkeit an das System ihrer Kirche nicht absprechen. Die drey Inquisitionsgerichte, welche über die sogenannten Ketzer ein wachsames Auge haben müssen, und ihren Sitz in Lissabon, Coimbra und Evora haben, sind in gegenwärtigen Zeiten etwas mehr eingeschränkt und bescheidener, als ehemals. Die Bischöffe stehen unter dem Patriarchen zu Lissabon, welcher allemal Kardinal ist, und unter den Erzbischöffen von Lissabon, Evora und Braga. Die Zahl der Klöster wird von einigen auf 300, von andern auf 900 gesetzt. Zu übertrieben aber scheint die Angabe derjenigen zu seyn, welche die Zahl aller geistlichen Personen in Portugal auf 200000 setzen; denn diese Angabe würde fast die Hälfte aller erwachsenen Personen ausmachen. Der König ernennt alle Erzbischöffe und Bischöffe, und disponirt auch über ein Viertheil ihrer Einkünfte. Die Bestättigung ihrer Würden aber müssen sie von Rom aus erhalten.

Politische Verfassung.

Der König regiert unumschränkt. Ehemals wurde zu neuen Auflagen und zur Bestimmung der Reichsfolge die Einwilligung der Reichsstände erfordert; sie sind aber seit mehr als hundert Jahren nicht mehr versammelt worden. Die Prinzessinnen des letzten Königs gehen in der Erbfolge allemal seinen Brüdern vor. Der vollständige Titel des Königs ist: König von Portugal und Algarbien, disseits und

jenseits des Meeres in Afrika, Herr zu Guinea, der Eroberung, Schiffahrt und Handlung in Aethiopien, Arabien, Persien und Indien u. s. w. Wegen der grossen Verdienste der Portugiesischen Monarchen um die katholische Kirche und den Päbstlichen Stuhl hat der Pabst Benedict XIV. dem König Johann V. den Titel rex fidelissimus (d. i. der Allergetreueste) beygelegt.

Das Portugiesische Wappen besteht aus fünf kreutzweis gesetzten blauen Schildlein in silbernem Felde, deren jedes fünf in der Form eines Andreaskreutzes liegende silberne Pfenninge enthält. Um den Schild ist ein rother Rand, auf welchem sieben goldene Kastelle mit blauen Thüren stehen, die das Wappen von Algarbien vorstellen. Auf dem Helme erscheint ein hervorwachsender goldener Drache, und die Schildhalter sind auch zwey Drachen. Der zur Rechten hält eine silberne Fahne mit fünf blauen Schildlein, und der zur Linken eine rothe mit sieben goldenen Kastellen. Die Portugiesen suchen und finden große Geheimnisse in diesem Wappen, welche sich auf eine Erscheinung gründen, die Alfonsus I. vor der Schlacht bey Ourique (1139) gehabt, und worinn Christus ihm befohlen haben soll, den königlichen Titel, und zum Wappen seine Wunden und das Geld, wofür ihn die Juden gekauft hätten, anzunehmen. Daher sollen die fünf Schildlein, die von Alfonsus überwundenen fünf Mauriſchen Könige, die in jedem dieser Schildlein befindlichen fünf weissen Punkte, oder silberne Pfenninge, die fünf Wunden des Heilandes, und diese alle nebst den fünf Schildlein zusammengenommen, die dreißig Silberlinge, wofür ihn Judas verrathen hat, bedeuten. Durch die kreutzweis gesetzten fünf Schildlein soll das Kreutz

Christi

Christi, und durch den Drachen auf dem Helme, die von Moses aufgerichtete eherne Schlange, als ein Vorbild Christi, vorgestellt werden. *)

Ritterorden.

Die vornehmsten Ritterorden sind: Der Orden Christi, im vierzehnten Jahrhundert gestiftet, der Orden von St. Jago und der Ritterorden von Avis. Die Könige sind beständige Ordensmeister. Ihr Hauptgelübde ist ein beständiger Krieg gegen die Unglaubigen. Die Ritter davon dürfen sich auch verheyrathen. Ihre Güter und Revenüen sind sehr beträchtlich.

Höchste Staatskollegien.

Die höchsten königlichen Gerichte sind: 1) der Staatsrath, 2) der Kriegsrath und 3) der Rath des Pallastes. Unter diesen stehen noch eine Menge niederer Gerichte, die aber freylich auch nicht immer die beste Polizey im Lande erzielen können. Denn auch hier erheben sich Klagen über Formalitäten, Weitläuftigkeiten und Schikanen, welche den Gang der Gerechtigkeit hindern, und die Gerichte öfters zu einem Abgrund machen, der das Vermögen der Bürger und Unterthanen verschlingt. Die peinlichen Gesetze scheinen mit Blut geschrieben zu seyn, so hart und tyrannisch sind sie, und die kleinsten Verbrechen werden mit einer Grausamkeit gestraft, die einem türkischen Pascha Ehre machen würde. Indessen mag es zum Beweise dienen, daß strenge Strafen nicht immer gute Sitten hervorbringen, und gute Polizeyanstalten mehr Ordnung bewirken, als Galgen und Räder, daß nur seit der Verbesserung, welche die

*) S. Schmausens Staat von Portugal. Theil II. S. 265. u. f.

Polizey unter der Administration des Marquis von Pombal erfahren, Mordthaten und gewaltsamer Raub seltener zu werden anfangen, da man vorher nicht ohne Gefahr für Leben und Börse, sogar in der Hauptstadt, sich des Abends auf den Strassen finden lassen durfte.

Revenüen.

Die königlichen Einkünfte sollen sich auf dreißig Millionen Gulden belaufen, davon werden die Civilstellen besoldet, und die Land- und Seemacht unterhalten; aber, allen Nachrichten zufolge, auch ein sehr beträchtlicher Theil dieser Gelder zum Glanz des Hofes verwendet.

Der letzte Krieg im Jahr 1762 gab Anlaß, daß die Portugiesische Landmacht, die in sehr elender Verfassung war, völlig umgeschmolzen und durch den großen Kriegshelden, Grafen von Lippe-Bückeburg, welcher zum Generalissimus gesetzt wurde, vortreflich geübt und ganz auf preußischen Fuß eingerichtet ward. Diese Verbesserungen gelangen zum Theil, aber nur eine Zeitlang; denn nach den neuesten Nachrichten des Major Dalrymble ist das Militär in dem elendesten Zustande, der sich nur denken läßt; die Truppen sind schlecht montirt, ihre Gewehre verrostet, und bey den meisten Regimentern sind fast alle Offizierstellen erledigt. So sahe Dalrymble zwey Regimenter, welche nur zwölf brauchbare Flinten hatten, bey denen auch ausser dem Obristlieutenant kein Offizier war, und in Lisboa brachte ihm ein portugiesischer Lieutenant persönlich die seidenen Strümpfe wieder zurück, die er bey seiner Frau hatte waschen lassen. Was läßt sich nun wohl von einem solchen Militär erwar-

*) S. Dalrymble's Reisen durch Portugal und Spanien, aus dem Englischen. Leipzig 1776.

erwarten, dessen Ehrgefühl, — die Seele dieses Standes — so sehr erstickt wird?

Auch die Seemacht soll nicht besser seyn. Sie besteht aus zehn bis eilf Linienschiffen, einigen Fregatten und andern Fahrzeugen, die alle schlecht regiert und schlecht bemannt sind, zur Parade eine zu ansehnliche, und zum Ernst eine zu unbedeutende Figur machen.

Dies wäre ungefähr die allgemeine Uebersicht der Kultur und der Verfassung Portugals. Um aber nichts zu vernachlässigen, was diese Kenntnisse vollständiger machen kann, so wollen wir unsere Leser noch mit dem Zustande der einzelnen Provinzen, den darinn befindlichen Städten, und andern Merkwürdigkeiten bekannt zu machen suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Fixsterne.

Die Fixsterne haben ihren Namen von dem unveränderlichen Standpunkte erhalten, den sie nicht wie die Planeten, die gleichsam dem Anscheine nach im weiten Raume des Himmels herum zu irren scheinen, und daher auch, wie bereits angemerkt worden, Irr- oder Wandelsterne genannt werden, gegeneinander abzuändern pflegen. Sie sind Sonnen oder Körper, die ihr eigenes Licht haben, und dies schließt man daher, weil sie in so ungeheuren Entfernungen, wie wir bald sehen werden, dennoch leuchten und uns sichtbar sind. Sie zeichnen sich am Himmel durch ihr ungemein lebhaftes, stralendes und zitterndes Licht aus. Vermöge ihres Standes

haben sie keine andere Bewegung, als die um ihre Achse, so wie unsere Sonne. Die Fixsterne machen am Himmel augenscheinlich die größte Anzahl aus. Denn ausser dem Monde kann man mit blossen Augen nur fünf Sterne, und mit verstärkten Augen nur noch einen sechsten Stern bemerken, welche ihre Lage gegen die übrigen verändern. Die Zahl der Fixsterne hingegen, die sich mit blossen Augen erkennen lassen, belauft sich, nach den neuesten Entdeckungen, gegen drey tausend. Dies hindert uns aber nicht, demungeachtet zu behaupten, daß die Menge der Fixsterne unzählbar ist. Denn wir müssen nicht etwa glauben, wir sähen sie alle; sondern wenn wir uns auf dem entferntesten, für uns noch sichtbaren Sterne befänden, so würden wir demungeachtet doch noch einen Himmel über uns haben, dessen Sternenheer gleichfalls unermeßlich wäre. Dies gilt nun nicht von einer Himmelsgegend allein, sondern von allen, wohin wir uns nur immer wenden mögen. Ihre ganze Zahl läßt sich daher so wenig bestimmen, als wir sie würden begreifen können, wenn sie uns auch wirklich bestimmt angegeben würde. Aber auch die Erfahrung und die Beobachtungen, die wir deshalb anstellen, bestättigen die Wahrheit dieser Behauptung. Jemehr das Auge durch vollkommene Fernröhre gestärkt wird, desto mehrere Sterne kommen am Gewölbe des Himmels zum Vorschein. Ja es giebt Sterne, die den blossen Augen nur wie dünne, leichte Wölkchen erscheinen und daher Nebelsterne genannt werden. Wenn man dergleichen neblichte Sterne mit einer guten Fernröhre betrachtet, so findet man, daß sie aus einer Menge sehr entfernter Sterne bestehen, die sich mit blossen Augen nicht von einander unterscheiden lassen. Eben diese Beschaffenheit hat es auch mit dem weißlichen Streife, welcher fast mitten durch den

Him-

Himmel geht, und unter dem Namen der Milchstrasse bekannt ist. Durch Hülfe der Fernröhre findet man darinnen ebenfalls eine unzählbare Menge Sterne, welche uns, wegen ihrer allzu grossen Entfernung, nur unter einem sehr matten Lichte, und daher bloß wie weißlichte Punkte erscheinen.

Um aber auch nur die mit blossen Augen bemerkbaren Fixsterne von einander zu unterscheiden und sie desto leichter wieder zu finden, hat man sich schon von den ältesten Zeiten her bemüht, dem Gedächtnisse einigermassen dadurch zu Hülfe zu kommen, daß man nicht nur den merkwürdigsten derselben besondere Namen gegeben, sondern auch von den übrigen immer eine bald grössere bald kleinere Anzahl zusammengenommen und sich dabey gewisse Figuren gedacht hat, die man meist aus dem Thierreiche entlehnte. Dadurch entstanden denn die sogenannten **Sternbilder**, die aber am Himmel nicht wirklich gesehen werden, sondern ihr Daseyn blos einer sehr lebhaften Einbildungskraft zu verdanken haben. Man hat dabey weniger auf die Bilder selbst, als vielmehr blos auf die Sternhäufchen zu sehen, welche sie einschliessen. Die merkwürdigsten derselben sind der **große und kleine Bär**, als welche niemals aus unserm Gesichtskreise verschwinden, oder, wie man zu sagen pflegt, nie untergehen; man nennt sie auch nur gewöhnlich den großen und kleinen Wagen am Himmel; ihre Gestalt aber am Himmel sieht weder einem Bären noch einem Wagen ähnlich, wie man aus folgender Figur, die den großen Bären oder sogenannten Heerwagen bezeichnet, von selbst ersehen kann,

Welche Aehnlichkeit mit einem Bären oder mit einem Wagen? Und doch nennt man die viere, welche beinahe ein Viereck bilden, die Räder am Wagen und die drey letztern den Schwanz des Bären. Ausser diesen zeichnet sich auch noch der Orion als eines der schönsten Bilder mit den drey schräg laufenden Sternen * * * in seinem Gürtel aus, die man nur den Jakobsstab nennt; der große Hund mit dem Syrius, dem hellesten und größten Fixsterne, weil er aller Wahrscheinlichkeit nach uns der nächste unter allen Fixsternen ist. Und wem sind die zwölf Bilder des Thierkreises, in welchen wir die Sonne am Himmel sich bewegen sehen, nicht wenigstens dem Namen nach bekannt, als: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schütze, der Steinbock, der Wassermann, die Fische?

Die Fixsterne haben nicht alle einerley scheinbare Größe, sondern es ist immer einer dem Ansehen nach grösser oder kleiner, als der andere. Die Sternkundige theilten sie deshalb in Sterne erster, bis sechster und siebenter Grösse ein, von welchen jene der ersten die größten, diese letztere die kleinsten Sterne anzeigen. Diese Eintheilung betrift aber nur ihre scheinbare, nicht ihre wirkliche Größe; denn daraus folgt noch nicht, daß ein Stern der zweyten Größe kleiner, als ein Stern der ersten, so wie ein Stern der dritten größer, als ein Stern der vierten Grösse seyn müsse. Dies würde nur alsdenn statt finden, wenn alle Sterne von uns einerley Abstand und Entfernung hätten, welches sich aber ganz anders verhält, ob man sie gleich auf der künstlichen Himmelskugel in gleicher Weite von dem Mittelpunkte setzt, weil man dadurch den Himmel nur so abbildet, wie er uns in die Sinne fällt. Es

kann

kann vielmehr seyn, daß mancher Stern von der dritten und vierten Größe viel größer ist, als ein Stern erster Größe, und daß er uns nur deswegen so klein vorkömmt, weil seine Entfernung von unsrer Erde sehr vielmal mehr beträgt, als die Entfernung eines Sterns erster Größe Es läßt sich hierinn überhaupt nichts gewisses bestimmen, weil es den Sternkundigen bisher noch nicht geglückt hat, die Weite und wirkliche Größe der Fixsterne genau zu entdecken und zu bestimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Begebenheiten aus dem Thierreiche.

(Fortsetzung.)

Herr de Lacroix erzählt in seinem Taschenbuche für Physiker, das in Paris 1780 erschien, folgende merkwürdige Geschichte. Ein Löwe, der dem Großherzog von Toscana zugehörte, war aus dem Thiergarten entkommen, und kam nach Florenz, wo er großes Schrecken verbreitete. Unter den vor ihm fliehenden Personen befand sich eine Frau, die ein kleines Kind auf den Armen hatte, welches sie aus übermäßiger Furcht fallen ließ. Der Löwe bemächtigte sich desselben und schien bereit, es fressen zu wollen, als die Mutter vom zärtlichsten Naturtrieb gereitzt, umkehrte, sich dem Löwen zu Füssen warf und um ihr Kind bat. Das Thier sah sie mit starrem Blicke an, schien durch ihr Bitten und ihre Thränen gerührt zu werden, legte das Kind auf die Erde hin und gieng fort, ohne ihm das geringste Leid zugefügt zu haben.

Herr von Boussancelle, Kapitain bey dem französischen Kavallerieregiment von Beauvilliers erzählt, daß ein Pferd bey seiner Kompagnie, das zwar schon alt, aber doch noch sehr schön und voll Feuer war, auf einmal so stumpfe Zähne bekam, daß es weder Heu noch Haber mehr kauen konnte. Dieses wurde zween Monate lang von zween andern, die neben ihm zur rechten und linken Seite standen, unterhalten, und es würde noch länger geschehen seyn, wenn man es beybehalten hätte. Diese beyden Pferde nahmen Heu aus der Raufe, zerkauten es, und warfen es dem alten vor; eben so machten sie es auch mit dem Haber, den sie sehr klein zermalmten, und ihn eben so vorlegten. Der genannte Kapitain versichert, daß sowohl Offiziers als Gemeine von seiner Kompagnie Zeugen dieser Begebenheit gewesen seyen.

Gleiche Bewunderung verdient die Geschichte, die schon erwähnter Herr de Lacroix von der Klugheit einer Katze erzählt, die er selbst mit angesehen zu haben versichert. Dieses Thier wurde unter die Glocke einer Luftpumpe gethan, um die bekannte Wahrheit zu beweisen, daß die Thiere nicht ohne Luft und Athemholen leben können Der Naturforscher hatte schon einigemal Luft aus der Glocke herausgezogen, als die Katze, welche die Beschwerlichkeit der so verdünnten Luft zu fühlen anfieng, das Glück hatte, den Ort zu entdecken, von dem seine Gefahr herkam Sie hielt nun ihre Pfote über das Loch, das in die Glocke gieng und verhinderte dadurch den weitern Ausgang der Luft. Alle Versuche des Gelehrten, sie davon wegzubringen, waren vergeblich; denn sobald er Luft hineinließ, zog sie ihre Pfote zurück, die sie aber auch eben so schnell wieder

auf das Loch drückte, sobald man ihr die Luft wieder rauben wollte. Alle Zuschauer bewunderten die List der Katze, und man war genöthigt, sie zu befreyen und an ihre Stelle ein anderes weniger kluges Thier unter die Glocke zu bringen, das ihnen das grausame Vergnügen gewährte, den Uebergang vom Leben zum Tode stufenweise zu beobachten.

Der Aras ist einer der größten Papageyen; er lernt, wenn man ihn frühzeitig unterrichtet, sehr gut sprechen, und seine Stimme ist sehr stark und deutlich. Der Pater Labat erzählt von einem derselben folgende artige Geschichte. Einer unsrer Ordensgeistlichen, sagt er, hatte einen solchen Vogel, der mit seinem Herrn äusserst vertraulich umgieng, und ihn so liebte, daß er ordentlich eifersüchtig war, denn niemand durfte sich diesem Geistlichen nähern, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von dem Vogel gebissen zu werden. Wenn er in die Kirche gieng, um Messe zu lesen, so mußte man den Papagey einsperren; vergaß man dieses, oder hatte er Gelegenheit gefunden, durchzukommen, so folgte er ihm, setzte sich auf den Fußschemel am Altar, und litt nicht, daß der Ministrant seinem Herrn zu nahe kam. Dieser Vogel, fährt P. Labat fort, gab uns eines Tages ein lustiges Schauspiel. Er hatte sich frey gemacht, während daß man einige von uns barbirte; und da er seinen Herrn in dem nämlichen Zimmer antraf, so setzte er sich seiner Gewohnheit nach neben ihm, und blieb ganz ruhig, bis sich dieser hinsetzte, um sich auch barbiren zu lassen. Jetzt fieng er an, seine Federn empor zu sträuben: man schmeichelte ihm, gab ihm zu fressen und brachte es so weit, daß er den Barbier seine Vorbereitungen machen ließ; aber da er sah, daß er das Messer nahm und sich dem Herrn wieder näherte, so schrie er aus allen Kräften,

machte sich los, und biß ihn so wütend ins Bein, daß das Blut häufig heraus strömte. So sehr uns der Unfall des Barbiers zu nahe gieng, so konnten wir uns doch nicht entbrechen, den Eifer zu bewundern, mit dem der Aras seinen Herrn vertheidigte. Nun hüpfte er ihm auf den Schoos und von da auf die Schultern, von welchen aus er der ganzen Welt zu drohen schien, indem er schrie, den Schnabel aufsperrte und alle Federn in die Höhe richtete. Sein Herr hatte Mühe, ihn zu besänftigen. Endlich trug er ihn in eine Kammer, und sperrte ihn ein, um dem Barbier Zeit zu verschaffen, sich seine Wunde zu verbinden und ihn vollends zu barbiren. Bewundernswürdig war es nun, wie sehr der Vogel schrie und an der Thüre nagte, um heraus zu kommen. — Ich selbst, setzt der P. Labat hinzu, hatte einen großen Hund, der den Besitzer des Vogels oft liebkosete. Dieser wurde dann so eifersüchtig darüber, daß er, sobald er es sahe, auf ihn losgieng oder flog, sich ihm auf den Rücken setzte und ihn biß. (Die Fortsetzung folgt.)

Was heißt ein Freygeist seyn?

Freygeister sind Leute, die entweder keinen Sonntagsrock haben, um in die Kirche gehen zu können, oder die sich dies Wort blos gemerkt haben, weil es irgend einmal in einer Gesellschaft, oder in einem Buche vorgekommen ist.

Der Begriff dieses Worts ist leicht aus der Abstammung zu finden. Schuldenfrey heißt, wer keine Schulden hat; — Freygeist bedeutet, frey vom Geiste seyn, keinen Geist haben, es ist grammatisch richtig.

Winterszeit ist kein Freygeist zu bekehren, aber im Sommer darf man blos ein obligates Donnerwetter abwarten, und man findet diese Helden so geschmeidig und lehrbegierig hinter dem Ofen sitzen, daß man aus ihren wachsweichen Seelen alles machen kann.

Ich habe einen Freygeist gekannt, der durchs Nasenbluten bekehrt wurde, weil er einen Blutsturz befürchtete. — Und wenn Freygeister einmal anfangen zu glauben, so gehts ihnen eben wie ausgehungerten Menschen; diese fressen ohne Maas und Ziel, daß man sogar Beispiele hat, wie sich mehrere todt gefressen haben; und jene glauben nach ihrer Bekehrung so handfest, daß man ihnen manchen Artikel gar nicht unterkommen lassen darf, weil sie ihn ungekocht verschlucken und sich den Magen damit verderben würden.

O du liebes Medium tenuere! o du guter beati!

Die Tabakspfeifenköpfe von Meerschaum.

So groß die Liebhaberey für Meerschaumene Pfeifenköpfe ist, so giebt es doch gewiß noch viele unter ihren eifrigen Verehrern, die eben nicht mehr davon wissen, als daß sie von Meerschaum seyen. Vielleicht ist es ihnen nicht ganz unangenehm, die Bestandtheile und das Vaterland dieser ihnen so werthen Gesellschafter näher kennen zu lernen, und auch der nicht Raucher wird sich hierüber ganz gerne belehren lassen.

Ohnweit Konie in Anatolien wird diejenige Erde gegraben, woraus die Morgenländer die sogenannten Merrschaumköpfe verfertigen, und nach Europa verhandeln. Dieser Ort, das alte Ikonium, liegt

liegt in einer überaus fruchtbaren Gegend, und enthält ein berühmtes Kloster von zweyhundert Derwischen bewohnt, zu deren Einkünften die weißgelbe Erdart*,) die man Meerschaum nennt, und ein Marmorbruch gehört. Diese Erde wird fünf Stunden weit von der Stadt Konie, in dem Dorfe gegraben, das Klitschick, d. i. die Thongrube heißt.**) Gewöhnlich bricht sie in einem sechs Fuß tiefen Kalkbruche, der grauschiefrig ist, und soll schäumend wieder nachwachsen, daher nennen sie die Türken daselbst Killkeffi d. i. Schaumthon. Sie ist schmierig, zäh, weißgelb, schwer und fett, schwitzt im Feuer, macht stinkende Dämpfe, verhärtet auch ohne Feuer und brennt sich weiß. Die frische Erde löset sich in keiner Säure auf, aber die gebrannte wird doch nur vom Salpetergeiste angegriffen und in der Wärme allein. Abgeraucht hinterläßt die durch Wasser verdünnte Auflösung ein leichtflüchtiges Salz. Frische Erde fällt im Wasser zu Grunde, und verliert dadurch alle bindende Kraft. Gebrannt saugt dieser Thon Wasser in sich, stößt Luftblasen von sich und wird weich; für sich allein wird sie im Feuer nie fliessen, aber mit etwas Flußspath sehr bald zu einem gelben Glase zusammenschmelzen. Gegen eine Abgabe an das Kloster graben die Bauren des Dorfes Klitschick solche Erde, um Pfeifenköpfe daraus zu schneiden. Mehrentheils pressen sie die noch weiche Erde zwischen ausgehölten hölzernen Formen, in die man Laub-

*) So allgemein auch jene Erdart für eine Thonerde gehalten wird, so besteht sie doch unläugbar aus gleichen Theilen von Bittersalzerde und Kieselerde, und gehört unter die Speckstеinarten.

**) Doch nicht bloß in dieser Gegend, sondern auch am Mare di Marmora, nahe bey Theben, und in Nordamerika bey Quebek findet man diese Erdart, ja selbst in Pohlen will man Spuren davon entdeckt haben.

Laubwerk geschnitten, und wenn sie noch weich in den Formen stecken, so bohrt man die Hölung der Köpfe aus, und läßt sie nachher an der Sonne trocknen. Wenn solche nach einigen Tagen mit einer gelblichen Haut verhärtet sind, so bringen sie den ganzen Vorrath der Köpfe in einen gewärmten Backofen, worinn sie bis zum Erkalten liegen bleiben. Hierauf kochen sie die Köpfe eine Stunde lang in Milch, und nachher reiben sie mit der Pflanze Katzenschwanz, (equisetum,) womit auch unsre Tischer das Holz abzureiben pflegen, die Köpfe glatt, und zuletzt mit einem weichen Leder. In dieser Gestalt werden sie nach Konstantinopel verhandelt, wo man sie in Wachs oder Oel siedet. Durch die Griechen kommen sie nach Siebenbürgen, Ungarn und Venedig, und von da noch grob zugeschnitten nach Nürnberg, Leipzig und andere Orte. Hier werden sie meistens von neuem geschnitten, um ihnen die Form nach der jetzigen Mode zu geben. Wenn auch nur in einer Kiste, die oft 200 Thaler kosten soll, ein Paar Stücke vorkommen, die vollkommen gut zugerichtet werden können, so bezahlen diese schon die ganze Auslage und Arbeit, womit viele in Nürnberg, Lemgo und Ruhla beschäftiget sind. Ehedem wurde der Abfall weggeworfen, seit dreißig Jahren aber hat man in dem Dorfe Ruhla im Herzogthum Gotha und Eisenach, die Kunst erfunden, diesen Abfall zu neuen Pfeiffenköpfen zu verarbeiten. Die Ruhler kauffen nemlich den Zentner zu 20 Thaler. Der Abfall wird in einem hölzernen Mörser fein zerrieben, in Wasser geweicht, und der daraus entstandene Brey in thönerne Formen gedrückt. Wenn er abgetrocknet und fest geworden ist, so wird er durchbohrt, abgedreht, polirt, und mit Fett eingekocht, wozu oft Drachenblut in Leinöhl aufgelößt, genommen wird. Diese

ungear-

ungearbeiteten Köpfe, welche jetzt häufig für ächte verkauft werden, verrathen sich theils durch ihre Schwere, theils dadurch, daß sie bey dem Rauchen gar bald Risse bekommen. Nicht selten werden auch bey Waaren Versendungen die leeren Stellen einer Kiste mit noch rohen Köpfen ausgefüllt. Dieser Ballast hat dann den Vortheil, daß er die Kiste nicht merklich schwerer macht, und doch nicht ganz ohne Werth ist. Was die Liebhaberey mit Blumenzwiebeln in Holland thut, das hat die Liebhaberey auch mit Pfeifenköpfen hie und da schon gethan. Man hat bis 20 und 30 Louisdor dafür bezahlt, Pfeifenkopfkabinete angelegt, ja mancher gab wohl um seinen Kopf recht schön braun zu machen, sein edelstes und bestes dafür hin — seine Gesundheit.

Funken aus dem Munde zu speien.

Welches ich Jedermann zum dreusten Versuche anrathe. Man zerbeiße im finstern Zuckerkand und zerknirsche ihn mit den Zähnen; diese elektrische Lichtfunken lassen sich sogar mit Vergnügen hinabschlucken, und heilen den Husten.

Chinesische Art, alte Oelgemälde zu reinigen.

Diese Art, in China die Wandgemälde, so mit Sittensprüchen untermischt sind, zu säubern, ist sehr einfach. Man trägt nämlich Kalkwasser, mittelst eines Pinsels auf das Gemälde, und wäscht es damit dreymal ab, und es erlangt dadurch sein voriges Wesen nebst dem Glanze wieder.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortsetzung von Portugal.

Geographie von Portugal.

Wir wollen des Zusammenhangs wegen, die oben Seite 17. angegebene Eintheilung des Landes hier noch einmal wiederholen und topographisch ausführen.

Das Land besteht aus zwey Königreichen, 1) dem **eigentlichen Portugal** mit fünf Landschaften, von denen die fast in der Mitte gelegene, a) **Estremadura** den vorzüglichsten Rang verdient. Sie ist wo nicht die volkreichste, doch die fruchtbarste unter allen, indem sie alles im Ueberfluß hervorbringt, was in den andern Provinzen nur einzeln wächst. Der Hauptort und zugleich die Residenz- und Hauptstadt des ganzen Reiches ist Lisboa, bey den Deutschen Lissabon genannt. Prächtig ist der Anblick der Stadt, wenn man sich derselben von der Seeseite nähert; denn hier erhebt sie sich, in Gestalt eines Amphitheaters, auf sieben mit Palläſten, Kirchen und Häusern bedeckten Bergen. So schön aber die äussere Ansicht ist, so unbequem und häßlich wird das Innere der Stadt, wegen der Höhen und Tiefen, welche durch die Berge gebildet werden, wegen der schmutzigen engen Gassen, und wegen der Menge schlecht gebauter Häuser. Vor dem Erdbeben vom Jahr 1755 den ersten November, welches in Zeit von sieben Minuten die Stadt auf eine schreckliche Weise verwüstete, befand sie sich in einem ungleich blühendern Zustande, als gegenwärtig, wo noch ein grosser Theil der schönsten Gebäude in der Asche liegt. Noch schätzt man die Anzahl der Häuser auf 30000, und die Einwohner auf 250000,

von denen ein Fünftheil eine widrige schwärzliche Gesichtsfarbe hat. Sie zählt in ihrer Mitte 50 reiche Klöster und 37 Pfarrkirchen Man wollte ehedessen die Stadt mit hohen Wällen umgeben, allein das Werk blieb, nach Verschwendung großer Summen, unvollendet liegen. Mitten in der Stadt steht indessen eine Citadelle, und bis an den Ausfluß des Tajo, der hier einen vortreflichen Hafen bildet, und beständig mit Schiffen gleichsam bedeckt ist, sind über zwölf Kastelle angelegt, die den feindlichen Schiffen das Vordringen in dem Strom streitig machen können. Seitdem das Erdbeben die königlichen Palläste zerstört hat, wohnt die königliche Familie in dem Flecken Belem in einem hölzernen Hause, das weder von innen noch aussen ein empfehlendes Ansehen hat. Ein ungleich mehr prächtiger Aufenthalt ist das von Johann V. zu Anfang dieses Jahrhunderts mit einem Aufwand von mehr als fünfzig Millionen Gulden erbaute Mafra. Der König that nemlich in einer heftigen Krankheit das Gelübde, den ärmsten Mönchen seines Reiches ein prächtiges Kloster zu bauen. Nach geschehener Untersuchung fand sich, daß das Kloster Mafra, wo zwölf Franziskaner in einer Hütte wohnten, unstreitig das allerelendeste war. Nach einem von Rom eingeschickten Risse ward nun vom Jahr 1717 bis 1731 durch Johann Friedrichs, einen Deutschen, ein Gebäude aufgeführt, das aus einer durchaus marmornen Kirche, einem reichen Kapuzinerkloster, einem weitläuftigen Pallast für den König und einem für den Patriarchen und vier und zwanzig Domherren besteht, und dem spanischen Eskorial weder an Größe, noch an Pracht etwas nachgiebt. Nahe bey der Stadt im Thal von Alcantara sieht man auch eine prächtige Wasserleitung, welche auf 35 Bogen von einem Berg zum andern geht, und Lissabon mit

gutem

gutem Trinkwasser versieht. Noch bemerken wir Setubal, eine Stadt mit 11000 Einwohnern und einem sehr guten Hafen.

Die größte Landschaft des Königreiches ist b) Beira, in der wir des Berges Estrelha, als einer vorzüglichen Merkwürdigkeit der Natur, gedenken müssen. Dieser ist beynahe eine Meile hoch, und das Wasserrauschen, das man überall beym Hinaufsteigen hört, gibt zu erkennen, daß er inwendig hohl ist. Oben auf seinem Gipfel ist ein mit hohen Felsen umgebener klarer See, der einen verborgenen Abfluß in einen etwas mehr niedrig gelegenen See zu haben scheint, aus dem verschiedene wasserreiche Bäche entspringen. Der Hauptort dieser Provinz ist Coimbra, der Sitz einer Universität, um welche Pombal sich große Verdienste erwarb, indem er einen zweckmäßigen Studienplan für die dort zahlreich versammelten Studierende entwerfen ließ.

c) Entre Minho e Duero. Fruchtbarkeit des Bodens und Gesundheit des Klima machen diese Provinz zu einer der volkreichsten in Portugal, und es ist nichts seltenes hier, in einer Familie zwanzig und mehrere Kinder zu sehen. Porto oder O-Porto ist der vorzüglichste Ort derselben, und nach Lisboa die reichste, bevölkertste und den meisten Handel treibende Stadt im Reiche. Die Anzahl der Einwohner erstreckt sich über 40000. Sie giebt dem bekannten, in England vorzüglich beliebten Portwein den Namen. Man rechnet, daß jährlich auf 20000 Pipen, jede zu 60 bis 70 schwere Thaler gerechnet, davon ausgeführt werden.

d) Traz-los montes, ein größtentheils bergichtes, rauhes, unfruchtbares, wenig bewohntes Land, und die einzige unter den Portugiesischen Pro-

vinzen, welche nicht an das Meer gränzt. Die Städte sind schlecht gebaut, und die Einwohner äusserst arm und elend. Wir merken uns darinn Braganza mit 3000 Einwohnern, den Stammort der jetzt regierenden Könige, ferner Chave mit 2000 Einwohnern, von dessen ehemaligem Wohlstande unter Römischer Herrschaft noch verschiedene Ruinen zeugen.

c) Alentejo ist ungleich fruchtbarer als Traz-los Montes, aber auch von jeher das Theater der Kriege zwischen Portugal und Spanien. Daher sind auch fast alle darinn gelegene Orte mit Festungswerken umgeben. Wir nennen hier Evora, eine große, bevölkerte und mit einigen Reliquien ehemaliger Befestigung versehene Stadt; übrigens der Sitz eines Erzbischoffs und einer Universität im Portugiesischem Geschmack. Eine ungleich bessere Festung ist der Flecken Estremoz. Hier wird schönes Porzellain verfertiget und in den nahgelegenen Bergwerken sehr schöner Marmor gebrochen. La Lippe ist eine neue, im Jahr 1763 von dem Generalissimus, Grafen von Schauenburg-Lippe angelegte Festung, die nach den besten Regeln der Kriegskunst gebaut ist, und mit einer Besatzung von 2000 Mann eine lange Belagerung gegen eine zahlreiche Armee aushalten kann.

Noch merken wir den Flecken Durique an, berühmt durch den von Alfonsus I. 1139 über fünf Arabische Fürsten erfochtenen merkwürdigen Sieg, wovon wir in der Geschichte selbst mehr erzählen werden.

2) Das Königreich Algarve oder Algarbien. Es erstreckte sich ehedessen nicht nur bis in das Spanische Granada, sondern es begrif auch ein Stück von dem gegenüberliegenden Afrika, daher auch die

Könige

Könige von Portugal den Titel von Algarve disseits und jenseits des Meeres in Afrika führen. Das Land liefert Wein, Oel, Weizen und vortrefliche Baumfrüchte, und an der Küste treiben die Einwohner einen beträchtlichen Tonfischfang. Die Hauptstadt darinnen ist Lagos mit 3000 Einwohnern und einem guten Hafen.

Auswärtige Besitzungen.

In Asien, wo ihre Macht ehedem ganz Indien zittern machte, besitzt diese Krone nichts mehr als die Städte Diu, Goa und Macoa an der Sinesischen Küste u. a. An der Küste von Afrika die Azorischen Inseln, die Insel Madera, die vortreflichen Wein liefert, und Porto Santo, die Inseln des grünen Vorgebirgs oder die Kapoverdischen. Die Insel St. Thomas an der Küste von Guinea. Auf dem festen Lande von Afrika, verschiedene Städte in Niederguinea. Die Südostküste von Afrika mit verschiedenen Inseln. In Amerika: Brasilien nebst dem Portugiesischen Guiana.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Planeten und Kometen.

Daß die Planeten Körper von ganz andrer Structur und Beschaffenheit sind, als die Fixsterne, können wir schon aus ihrem von jenen ganz verschiedenen Lichte wahrnehmen, in welchem sie sich unsern Augen am Himmel zeigen. Manche derselben übertreffen zwar die Fixsterne bey weitem an scheinbarer Größe, Glanz und Schönheit. Wenn aber jener ihr Licht

voll Lebhaftigkeit funkelt und zum Theil fast in allen Farben spielt, so ist dieser ihr Licht ganz sanft und ruhig, und zeigt sich bey den meisten nur in einerley Farbe. Auch erscheinen sie schon mit guten Augengläsern deutlicher und vergrößert, da hingegen die Fixsterne sogar mit den besten Sehröhren immer noch wie kleine unmerkliche Punkte gesehen werden. Nimmt man alles dieses zusammen, so schließt man daraus mit allem Rechte, daß ein Planet ein solcher himmlischer Körper ist, der sich mit noch andern seines Gleichen um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, welches jederzeit ein Stern oder eine Sonne ist, herumdreht, und der, als ein an sich dunkler Körper, sein Licht, wodurch er uns sichtbar wird, erst von seiner Sonne erhalten muß. Ein solcher Planet ist unsere Erde, die mit ihrem Monde und noch sechs andern Schwestern nebst deren eilf Trabanten oder Monden, die Sonne zum gemeinschaftlichen Zentrum oder Mittelpunkte ihres Kreislaufes hat.

Was die **Nebenplaneten** oder **Monde** anbetrift, so dienen dieselben erstern gleichsam zu ihren Trabanten oder Begleitern in ihrem gemeinschaftlichen Umlaufe um die Sonne, und erleuchten ihre Nächte. Sie sind jederzeit viel kleiner als die Hauptplaneten, um die sie sich in kürzerer oder längerer Zeit herumbewegen. Sie sind ebenfalls dunkle Körper, und theilen erst ihr von der Sonne entlehntes Licht, je nachdem sie dieser zugekehrt sind, ihrem Hauptplaneten mit; und unsere Erde selbst hat einen dergleichen Nebenplaneten am Monde.

Die **Kometen**, welche ihre Benennung von dem lateinischen Worte coma, welches so viel als Haar bedeutet, ihres haarichten Ansehens wegen bekom-

bekommen haben, sind wie jene, gleichfalls dunkle Körper, die ihr Licht stets von der Sonne erhalten. Eben dies ihr ganz besonderes Ansehen, und ihr langer, oft ungeheurer Schweif, nebst ihrem, aus den Bahnen der Planeten heraus schreitenden und sie gleichsam durchschneidenden Laufe, ist die Ursache, daß man sich lange von ihrer Bestimmung und von ihrer Bahn keinen Begriff zu machen gewußt, und sie für ganz besondere Erscheinungen angesehen hat, deren sich Gott bediene, um seinen Zorn und die damit verbundenen Strafgerichte dem Menschengeschlechte anzudeuten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Begebenheiten aus dem Thierreiche.

Beschluß.

Besonders auffallend sind die Beyspiele von gewißen Handlungen einzelner Elephanten, welche man nicht wohl einem bloßen Instinkte zuschreiben kann, weil sie wirklich das Gepräge eines gewißen Nachdenkens an sich tragen. Wir wollen aus der großen Anzahl derselben nur einige ausheben. Schon einige der ältern Schriftsteller erzählen folgende Geschichte, die sich in Ostindien zugetragen haben soll. Es wurden mehrere Elephanten zur Tränke geführt; einer davon blieb auf dem Wege vor dem ofnen Laden eines Schneiders stehen, und wurde, da er seinen Rüssel hineinstreckte, von einem Gesellen mit der Nadel gestochen. Ohne die geringste Spur von Unwillen zu äussern, gieng er fort und folgte den übrigen. Auf dem Rückwege blieb er abermals vor dem nämlichen Laden stehen und wiederholte das Hineinstrecken des Rüssels, so daß der Geselle auf den Gedanken kam, er müsse den er-

sten Stich eben nicht empfunden haben, und ihn von neuem verwunden wollte. Aber kaum hatte er sich von seinem Sitze erhoben, als ihm der Elephant eine so große Menge übelriechenden Wassers entgegenspritzte, daß er zu Boden fiel.

Darinnen stimmen überhaupt alle Naturforscher überein, daß der Elephant denjenigen sehr zugethan sey, die ihn gut behandeln; hingegen aber auch sich sehr empfindlich an denjenigen räche, von denen er irgend eine Beleidigung habe erdulten müssen. Herr Montmirail erzählt aus den Beobachtungen des Herrn Bussy, der zehn Jahre in Ostindien gelebt, und selbst viele Elephanten gehalten hatte, folgendes: Wenn man einen Elephanten eine schwere Arbeit thun lassen will, so stellt man ihm erst alle Ursachen dazu vor; wenn ihn aber dieses noch nicht zum Gehorsam bringen will, so verspricht man ihm Arack, oder sonst etwas angenehmes, worauf er sogleich willig wird. Aber nun muß man ihm auch Wort halten, sonst ist es für den Cornack (so nennt man in Ostindien die Führer der Elephanten,) gefährlich, und schon viele sind darüber Opfer ihrer Rache geworden. So hat sich, fährt er fort, in Dekan, (einem der ostindischen Königreiche) ein merkwürdiger Vorfall zugetragen, der aufs genaueste wahr ist, so unglaublich er auch scheint. Ein Elephant hatte sich wegen einer Beleidigung an seinem Cornack gerochen und ihn umgebracht; die Frau desselben, die dem Auftritte zusahe, ergriff ihre beyden Kinder, warf sie dem noch wüthenden Thiere vor die Füsse hin, und sagte: Hast du meinen Mann getödtet, so nimm auch mir und meinen Kindern das Leben. Der Elephant stand auf einmal stille, besänftigte sich, und nahm, als wenn ihm das geschehene nahe gienge, das älteste

von den beyden Kindern mit dem Rüssel auf, setzte es auf seinen Hals, gab ihm die Stelle seines Cornacks, und wollte von der Zeit an keinen andern Führer auf sich leiden.

Ein anderer eben so merkwürdiger Zug wird von einem Elephanten berichtet, den der bekannte Lord Hastings mit sich nach London gebracht hat. Dieser Elephant gehörte vorher einem Privatmann in Calcutta, der ihn nach Chotygonè schickte. Durch Zufall machte sich das Thier einmal los, verlor seinen Führer, der es sehr gut behandelt hatte, und verirrte sich in den Wäldern. Man gerieth auf den Argwohn, der Cornack habe den Elephanten verkauft, und er wurde deswegen zum Strassenbau verurtheilt. Zwölf Jahre darauf ward dieser Mann in das innere des Landes geschickt, um bey einer Elephantenjagd zu helfen. Eine der Arten, wie die Indianer die Elephanten fangen, ist diese, daß man sie umzingelt und den um sie gemachten Kreis nach und nach so enge macht, als es nur möglich ist. In dieser Lage ist es aber sehr gefährlich, sich den Elephanten zu nähern, bevor man nicht einen davon zahm gemacht hat, der alsdann die übrigen durch sein Beyspiel dahin bringt, daß sie ihre Wildheit verlieren, und sich zähmen lassen. Mitten in dem Kreise, in dem die Elephanten versammelt waren, erblickte der oben erwähnte Cornack den Flüchtling, der an seinem Unglück Schuld gewesen war. Keine Vorstellung, keine Furcht hielten ihn jetzt zurück; er entschloß sich, mitten durch die Versammlung dieser wüthenden und drohenden Thiere zu seinem Gefangenen hin zu gehen. So wie er sich ihm näherte, erkannte ihn der Elephant, begrüßte ihn durch dreymalige Emporhebung des Rüssels, und hob ihn dann auf seinen Rücken. Zu-

gleich bewirkte er dadurch, daß man sich der übrigen mit leichter Mühe bemächtigte, und brachte auch drey von seinen Jungen mit sich, die er während seiner Flucht gehabt hatte.

Zum Beschluß wollen wir noch einige Beyspiele von Affen beyfügen, die nicht mindere Bewunderung verdienen. Herr de la Brosse hatte ein Paar Orang Outangs gekauft, und brachte sie mit sich an Bord. Das Männchen wurde krank und ließ sich wie ein Mensch bedienen; man ließ ihm sogar zweymal am rechten Arm zur Ader, wodurch es auch besser mit ihm ward. Wenn er sich nun in der Folge nicht wohl befand, so zeigte es immer auf den Arm, daß man ihm wieder zur Ader lassen solite. Diesem ganz ähnlich ist das, was der berühmte Naturforscher Bonnet von einem andern kleinen Affen erzählt. Ich habe, sagte er, seit mehr als vier Jahren einen weiblichen Maki bey mir, und mich über dessen Naturtrieb vielmals sehr verwundert. Alle Winter bekömmt dies vierhändige Thier eine Art von Verstopfung, wodurch es sehr mitgenommen wird. Als man dieses zum erstenmale merkte, fiel man darauf, ihm Klystiere beyzubringen, die ihm sogleich Linderung schaften, und es nach und nach völlig herstellten. Seit der Zeit hat das Thier niemals Verstopfung verspüret, daß es nicht der Person, die ihm das Klystier beygebracht, den Hintern hergehalten hätte. Es nahm dabey eine lustige Positur an, hob den Hintern stark in die Höhe und streckte den Schwanz gerade aus, um die Operation dadurch zu erleichtern. Zu jeder andern Zeit ließ es sich durchaus kein Klystier setzen, und floh, sobald er nur die Sprütze erblickte. Dieses sanfte und sehr reinliche Thier schläft gern bey seinem Klystiersetzer, legt sich dicht an ihn, klam-

mert sich ihm gleichsam um die Füße und ist die ganze Nacht ruhig. Es macht niemals das Bette unrein, sondern geht heraus, seine Nothdurft zu verrichten. Es leckt die Hand, welche es gestreichelt hat, zu widerholtenmalen, und gleichsam mit einer lebhaften Dankbarkeit. Vornämlich aber leckt es seinen Klystierer im Gesichte und am Halse. Seine Zunge scheint ein wenig scharf, wie der Katzen ihre; es feuchtet aber selbige oft durch Speichel an, und macht sie dadurch sanfter.

Die eßbaren Vogelnester.

Ohnweit Batavia, in einer Reihe von Flötzgebirgen, an den Küsten und in Felsenhöhlungen, die auswendig aus Kalksteinen und weissem Marmor bestehen, leben die kleinen Vögel, welche diese berühmten Nester bauen. Sie sind schwarzgraue Schwalben, die ein wenig ins Grünliche spielen; am Rücken und Unterleibe aber schwartz mausefahl sind. Ihre Länge beträgt vom Schnabel bis an den Schwanz vier und einen halben Zoll. Die Javaner nennen diesen Vogel Lawit; Linnäus, eßbare Schwalbe. In horizontalen Lagen, dichte neben einander, hängen diese Thierchen ihre Nester an die trocknen Stellen der Felsen Wände. Mit der ihrem Geschlechte eignen Geschwätzigkeit eilen sie mit Anbruche des Tages hoch in die Luft und suchen Nahrung. Nachmittags kommen sie wieder nach Hause zurücke. Sie ernähren sich von den Insekten über stillstehenden Gewässern. Die Nester bauen sie aus den Ueberbleibseln ihres Futters, und nicht vom Seeschaume. Daher sind die Nester bald grau, bald weiß, bald besser oder schlechter. In zween Monaten ist das Nestchen fertig, und die Schwalbe brütet ihre zwey Eyer in fünfzehen

bis

bis sechszehn Tagen aus. Sobald die Jungen fliegen können, so sucht man die Nester auf, und diese Aerndte ist alle vier Monate. Sie werden mit Stangen von den Klippen gehoben, die man mit Leitern besteigt. In der Nähe sind Wachhäuser, um den Nesterdieben aufzulauern, und das Herankletten kostet manchem das Leben. Das Bergvolk, welches sich mit diesem Geschäfte abgiebt, schlachtet, wie zu allen Unternehmungen von Wichtigkeit, vorher einen Büffel-Ochsen, und beräuchert die Höhle mit wohlriechenden Dingen aus Aberglauben; sogar ruft man auf Java eine besondere Schutzgöttin, unter dem Namen der Königin der Südsee, zu diesem Behufe an. Ihr Priester räuchert und berührt jeden, welcher am künftigen Freytag die Nesterreise auf der Leiter anzutreten vorhat. Die Bergjavaner machen schon weniger Feyerlichkeiten, sie gehen, mit der Harzfackel in der Hand auf Plünderung aus. Das Einsammeln der Nester dauert nur Einen Monat, und geschieht dreymal im Jahre; denn der Vogel vergrössert und verdickt es täglich, und er verläßt es, sobald es inwendig trocken geworden. Die Nester selbst werden getrocknet, gereinigt, in Körbe gepackt, und an die Chineser verkauft. Der Preiß hängt von ihrer Feinheit und Weisse ab, da manche grau oder röthlich sind. 125 Pfunde der schönsten, weißen Nester kosten 800 bis 1400 Thaler. Die jüdische Gewinnsucht der Chineser erfindet allerley Mittel, die Wächter durch Geld, Opium oder Leinwand zu bestechen.

Die zwey Hauptbezirke der Nester wurden 1778 von der Holländisch-ostindischen Gesellschaft durch eine öffentliche Versteigerung für 100,000 Thaler an andere Besitzer überlassen. Ausser diesen giebt es noch

noch mehr solcher Striche in den Flötzgebirgen und an der See. Auf der ganzen Insel Java gewinnt man jährlich etwa 2500 solcher Nester, d i. etwa 20,000 Thaler. Sowohl Javaner als Europäer essen die jungen Schwalben. Die Nester kocht man zu einem schleimigen Brey, man setzt sie die Nacht über in den Thau, vermengt sie mit Zucker, und man sagt, daß sie ein kühlendes Essen abgeben, besonders in der Fieberhitze und bey bösen Hälsen. In der That sind sie blos ein Gericht für Lecker, und die darnach lüsterne Chineser weichen sie ein, säubern sie, und legen sie nebst einem fetten Kapaunen oder Ente in einen verklebten Topf, und kochen sie ganz gelinde vier und zwanzig Stunden. — Wer erstaunt nicht darüber, wie der Mensch allem seinem Scharfsinn aufgeboten, um die sonderbarsten Dinge zur Befriedigung seines verwöhnten Gaumens zu benützen? Und wer muß nicht lächeln, wenn Menschen, die eine Speise von Insekten aneckeln würde, dennoch die Insektenglieder höchst delikat finden, die von Vögeln, vielleicht mit ihrem Unrath zusammen geklebt werden?

Kuriose Nachricht vom Genie.

Das größte Genie, das je die Erde trug, war ohne Widerrede jener Virtuos, der jüdische Trompeter, der durch Hülfe seiner Cadenzen die Mauren zu Jericho eingeblasen hat. Dies war doch sicher ein Geniestreich von der ersten Größe, der noch überdieß durch Originalität gestempelt ist, weil ihn noch zur Zeit kein imitatorum pecus durch Nachahmung entweihet hat. — So eine Trompete wollte ich allen Zeitungsschreibern wünschen, die gewiß, im Fall sich die Korrespondenz vergriffen hätte, zum Zeitvertreib

treib Sonne, Mond und Sterne mit derselben vom Himmel herunter trompeten würden.

Das zweyte Kraftgenie aus der alten Geschichte ist unstreitig der Renomist Simson, den seine Mutter ohne Zensur empfangen und gebohren, und bey dessen Vater es in actu concipiendi (als er das Konzept zum Söhnchen machte) sicher im Oberstübchen geraucht haben muß. Mit den holländischen Patrioten würde er närrische Tänze machen, wenn er noch lebte, und anstatt, daß er die Philister mit dem Eselskinnbacken zu prügeln pflegte, würde er jene mit ihren eigenen Käsen todschlagen. — Daß er sich aber von seiner Nille so mitspielen ließ, beweißt, daß er ausser dem Kraftgenie auch noch ein schöner und starker Geist war, in welchem einzigen Punkte er von seinen Nachahmern übertroffen worden ist.

Er ist übrigens einen Original Genietod gestorben, aus dem es mich Wunder nimmt, daß unsre deutschen Genies noch kein grausendes Trauerspiel verfertiget haben.

Werther war auch kein unrechtes Genie. Seine größte Force bestund im Voltigiren, wie er denn auch endlich durch einen Bravoursprung über die hohlen Graben der Zeitlichkeit auf die Wiese der Ewigkeit übersetzte. — Seine schwache Seite war eine — Butterbämme, die Lotte für ihre Geschwister schmierte; und ein Kopf, der über so etwas so viel und so lange denken kann, muß schlechterdings einem Genie, oder einem — Narren gehören.

Siegwart war ein gutes, ehrliches Schaaf, aber nichts weniger als ein Genie. Er würde, wie

der

der dumme Junge von Bremen, Häringe zum Kaffee gefressen haben, wenn es seine Marianne verlangt hätte. Zum Entführen war er zu dumm; zum Erschiessen zu fromm; zum Stadtpfeifer war er geboren, weil er gut geigen konnte, wenn er sich nicht zu todt gebetet und gepimpelt hätte.

Inzwischen war er doch eine ziemliche Zeit die Scheibe, an welcher sich unsre deutschen Butter- und Klostergenies im Schiessen geübt haben; und die Parole, die in den Gartenhäusern und Wäldern bey nächtlichen Liebesscharmützeln ausgegeben worden ist. Er muß auch lange unbegraben liegen geblieben seyn; denn er hat die ganze Luft inficirt, und ein Fieber dadurch verursacht, das erst seit einigen Jahren ausgewüthet hat.

Ein unersetzlicher Verlust für die Romanenwelt ist es, daß so manches excessive Genie, welches herrlichen Stoff zu drey oder vier Theilen in Oktav geben würde, ungekannt und ungeschätzt im Zuchthause dahin welken, oder seine Geniestreiche am Galgen büßen muß.

Korkstöpsel zu flüchtigen Geistern.

Wenn man zwey Drittheil weisses Wachs und ein Drittheil gereinigtes Ochsenfett zusammen schmilzt, den Kork dreymal eintaucht, und jedesmal im Ofen trocknet, so ist der Kork tüchtig, die flüchtigen Geister in Gläsern zurücke zu halten. Dahingegen geben die in Oel gebeitzten Englischen Korke dem Weine einen unangenehmen Geschmack. Man pflegt auch sonst über die feinen Weine in den Bouteillen frisches Baumöl zu giessen, oder auch geölte Blasen über die Korke zu binden, damit die Luft nicht eindringe.

Wie die halbgelähmte Betäubung der eingeschlafenen Glieder sogleich gehoben werden kann.

Hat man die Füsse gar zu lange über einander gelegt, so empfindet man an der gedrückten Kniekehle des untern Beins oder des lasttragenden Nerven eine sehr schmerzhafte Betäubung, oder eine Einschläferung desselben. Dieses ist der große Lendennerve (nervus sciatiquus) welcher durch den Druck zusammengepreßt oder verdichtet wird, und man hemmt durch diesen Druck den Umlauf des Nervensaftes in diesen Nervenfasern. Um diesen Schmerz auf der Stelle zu heben, darf man nur ein Eisen, z. B. einen Schlüssel zwischen die Fußsole und den Schuh schieben, und es ist schon genug, wenn man ein kaltes oder laues Eisen nahe bey oder unter dem Fußknochel anbringt. So heilt man auch das Uebel an einem gekrümmten Arme, wenn man ein Eisen in dem Buge des Ellbogens oder nur in der Hand hält. Eben dieses Mittel hilft auch, wenn man einem Krampf am Fusse empfindet, dergleichen bey gichtigen Personen öfters vorkommt; man darf nur einen lauen Schlüssel aus der Tasche an die leidende Stelle halten, und dieses wird bey dem rhevmatischen Schmerzen ohne Zweifel eben so wohlthätig wirken.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortsetzung von Portugal.

Geschichte von Portugal.

Aeltester Zustand des Landes bis ums Jahr 1095 nach Christi Geburt.

Wir können die Geschichte Portugals ohnstreitig mit keiner mehr gegründeten Bemerkung anfangen, als die der Verfasser der Briefe über Portugal macht: daß nämlich kein Staat der Geschichte so intressante Gegenstände darbiete. In den ältesten Zeiten, in verschiedene kleine Republiken vertheilt, hatte das Land gleiches Schicksal mit Spanien, von dem es unter dem Namen Lusitanien ein Stück ausmachte. Die ersten und ältesten Bewohner sind nicht bekannt, nur weiß man soviel, daß zu diesen die Phönizier, hernach die Karthager, sodann die Römer,* und nach Verdrängung dieser Nation die Gothen, und zuletzt die Araber kamen, welche eine geraume Zeit in diesen Gegenden ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, und nur erst vor wenigen Jahrhunderten ganz aus Lusitaniens Gränzen konnten vertrieben werden. Denn auf einmal ermannten sich die bey den Einfällen der Mohren in die Gebirge geflüchteten Gothen, und trieben die Mohren tiefer in die südlichen Gegenden des Landes herab, und befreyten sich nach und nach von einem lästigen Joch, das sie und ihre Vorfahren so oft, aber vergebens abzuschütteln versucht hatten. Sie bildeten sich bald zu einem Volk, das durch die Kühnheit seiner Unternehmungen, durch die Schnel-

*) Unter ihrer Herrschaft hat sich das Christenthum wahrscheinlich im zweiten Jahrhundert schon ausgebreitet.

ligkeit seiner Siege, und den Enthusiasmus, der es allenthalben begleitete, den Geschichtschreiber in gerechtes Erstaunen setzt. Da aber übrigens die Geschichte Portugals, so lange es unter der Herrschaft erstgenannter Nationen stand, mit der Spanischen ein und eben dieselbe ist, so werden wir unsre Leser bey der Erzählung der Spanischen Geschichte etwas weitläuftiger unterhalten, und gehen dafür sogleich zu der Periode über, in welcher Portugal ein für sich bestehender Staat zu werden anfieng.

Burgundischer Stamm, vom Jahr 1095 bis 1383.

Die Mauren *) oder Araber begiengen einen großen Staatsfehler, daß sie auf die in die Gebirge von Asturien geflüchteten Gothen, wovon wir oben vorläufig Erwähnung thaten, gar keine Aufmerksamkeit wandten, sondern sie ruhig sich selbst überliessen. In der Hand der Vorsehung aber war dies ein Mittel, daß sich Mahomeds Religion, (denn zu dieser bekannten sich die Mauren) und die Herrschaft seiner Nachkommen nicht über ganz Europa verbreiten sollte. Unter den Provinzen nun, welche ihnen nach und nach die Christen entrissen, war auch ein beträchtliches Stück von Portugal. Ferdinand der Große, König von Leon und Kastilien, bezwang auch die Gegend bis an den Fluß Mondego, so daß er Herr von Coimbra ward. Alle diese den Arabern entrissenen Länder liessen die Eroberer durch Grafen oder Statthalter regieren. Ein solcher war auch Heinrich, ein Prinz aus dem Herzoglich Burgundischen Hause, und Anverwandter des damals in Frankreich regierenden Cape-

*) Mauren sind eigentlich ein Afrikanisches Volk, dessen Land Mauritanien hieß. Aber man legte diesen Namen auch den nach Europa übergegangenen Arabern bey, unter welchen sich viele Afrikaner befanden.

Capetingischen Geschlechts. Alfons VI. Sohn und Nachfolger des eben genannten Königs Ferdinand, machte diesen Burgundischen Prinzen, der an seinen Hof gekommen war, die Waffen gegen die Ungläubigen zu ergreifen, zu einem Grafen von Portugal im Jahr 1095. Er gab ihm auch überdies noch seine Tochter Theresia zur Gemahlin, und überließ ihm in seinem letzten Willen Portugal eigenthümlich und erblich, so wie er ihm auch die Erlaubniß ertheilet hatte, dieses sein Gebiet durch neue, den Arabern entrissene Ländereyen zu vergrößern. Heinrich, der sich durch sehr viele Beweise der Tapferkeit dieser Schenkung würdig machte, legte in der That den Grund zum Königreich Portugal. Der Tod vereitelte seine weitern Entwürfe; denn er starb im Jahr 1112 und hinterließ seinem noch minderjährigen Prinzen Alfons die Regierung, welche dessen Mutter schlecht verwaltete.

Alfons der Erste, der Bezwinger genannt, wird König. Da dieser Herr nach dem Tode seines Vaters erst zwey Jahre alt war, so führte jetzt die verwittibte Regentin die Verwaltung des Staates. Sie vermählte sich zum zweitenmal an einen gewissen Grafen Ferdinand von Paez. Diese Vermählung ließ den jungen Prinzen keine günstige Aussichten hoffen; denn seine Mutter schmiedete mit ihrem Gemahl den abscheulichen Anschlag, den jungen Alfons auf ewig von der Regierung zu entfernen. Der Prinz aber, der mit zunehmenden Jahren von diesen Absichten unterrichtet worden war, hatte kaum sein achtzehntes Jahr erreicht, als er die Regierung öffentlich zurückforderte. Allein seine Mutter verweigerte dieses hartnäckig. Alfons mußte nun das, was er mit Güte nicht erhalten konnte, mit den Waffen erfechten. Er

zog daher, von seinen treuen Anhängern begleitet, zu Felde, lieferte bey Guimaranes ein Treffen, und nahm Mutter und Vater gefangen. Der letztere mußte das Land räumen, und seine immerwährende Entfernung von demselben beschwören. Seine Mutter setzte er gefangen. Allein dieses hinderte sie nicht, ihre herrschsüchtigen Plane auszuführen, die den jungen Alfons doch zuletzt beynahe ins Verderben gestürzt hätten. Nur ihr Tod konnte ihn davon retten, und dieser erfolgte auch unvermuthet im Jahr 1130. Dadurch gelangte er zwar auf einer Seite zu einem ruhigern Besitz seines Reiches; allein auf der andern Seite mußte er unabläßig mit den Arabern kämpfen, die er auch einigemal, und vorzüglich bey Ourique in Algarbien, besiegte und dadurch die Gränzen seiner Staaten weit über den Tajo hinaus bis an Algarbien ausdehnte. Da dieser Sieg von sehr merkwürdigen Folgen war, so wollen wir unsre Leser etwas weitläuftiger damit unterhalten. Die vor der Schlacht vorgefallene sonderbare Begebenheit geben wir unsern Lesern, wie wir sie in den Geschichtbüchern gefunden haben, und wollen dem Urtheil nachdenkender Leser auf keinen Fall vorgreifen.

Fünf Könige der Mauren stürmten mit einer Macht von viermal hunderttausend Mann auf Alfonsens kleine, und nur aus 13000 Mann bestehende Armee, nicht weit von Ourique los. Ihm ward bange, und seine Muthlosigkeit theilte sich auch gar bald der Armee mit. Er befand sich in der gefährlichsten Lage, die sich nur denken ließ. Denn entweder mußte er auf alles Verzicht thun, und sein ganzes Land den Feinden Preis geben, oder jene besiegen. Dieses alles durchkreutzte seinen Kopf, und die verzweifelndste Niedergeschlagenheit nahm seine ganze Seele

ein.

ein. Zwey Tage vor der Schlacht las er des Abends in seinem Gezelte in der Bibel, und fand gerade darinn die Geschichte von Gideons Sieg gegen seine Feinde. Angefrischt durch diese Ritterthat des Gideons, wünschte er, daß ihm Gott gegen die Ungläubigen auch einen Sieg verleihen möchte.

Von dieser Vorstellung voll schläft er ein und träumt. Im Traum erscheint ihm ein Mann, der ihm den Sieg verkündigt. Sein Kammerherr weckt ihn auf und meldet einen alten Mann an, der ihn zu sprechen verlange. Der Alte, ein Eremit tritt herein. Alfons erkennt in ihm sogleich den Greisen, der ihm in der Nacht erschienen war, und nimmt ihn desto freundlicher auf. Der Einsiedler erzählt ihm darauf, daß er vom Herrn Befehl habe, ihm anzuzeigen, daß er nicht nur siegen und überwinden, sondern daß auch bis auf das sechszehnte Glied seine Nachkommen berühmt und groß seyn würden. Er sollte nur, sobald er in der morgenden Nacht aus seiner Zelle eine Glocke würde schlagen hören, getrost auf den Feind losgehen. Alfons erwartet nun die bestimmte Zeit, und da er die Glocke hört, so geht er bewafnet aus dem Lager heraus. Da sahe er nun gegen Morgen einen schimmernden Strahl, der sich aber allmählig vergrösserte, und endlich in eine Sonne verwandelte, in der er den gekreutzigten Christum mit einer Begleitung von heiligen Engeln erblickte, der sich mit ihm lange unterredete, ihm den Sieg versprach, ihn zum Könige machte, und sogar das Wapen vorschrieb, welches in fünf, in Form eines Kreutzes gestellten Schilden, wegen des Kreutzes und der fünf Wunden Christi bestehen, und auf denen dreißig Silberlinge, und obenher die Schlange Moses liegen sollte. Diesen ganzen auffallenden Hergang

der Sache erzählte er seiner Armee, und diese, betäubt von Freuden, setzte ihm sogleich eine Krone von grünen Zweigen auf, ernannte ihn zum König von Portugal, und erfochten mit Löwenmuth einen der herrlichsten Siege gegen die Mauren.

Seine Königswürde zog ihm aber gar bald Haß und Verfolgung zu. Denn Alfons, König von Kastilien, bekriegte ihn, und nur die Vermittlung des Pabstes rettete ihn. Dafür bezeigte auch Alfons seine Dankbarkeit, indem er sein Königreich als Lehn*) vom Pabst Innocenz II. annahm, und jährlich vier Unzen Gold erlegte. Diesem staatsklugen Herrn hat auch Portugal seine Konstitution zu verdanken, die er auf dem merkwürdigen Reichstage zu Lamego 1143 machte. Hier wurde besonders die Erbfolge in männliche und weibliche Linie festgesetzt, heilsame Verordnungen gemacht, Gesetze für den Adel gegeben, und die Handhabung der Justiz vorgeschrieben. Um eben diese Zeit stiftete er auch den Ritterorden von Avis. Eine kühne That bahnte den Weg zur andern. Noch kurz vor seinem Tode mußte er mit dem Mauriſchen Könige von Sevilien eine Schlacht wagen, wo ihm abermals der Engel Michael soll den Sieg verliehen haben. Als er nemlich in der Hitze des Streites seine Hauptfahne retten wollte, sahe er einen geharnischten Arm mit eines Engels Flügel bedeckt, welcher neben ihm stritt.

Er starb im fünf und siebenzigsten Jahre seines Alters, und man kann es nicht läugnen, daß er den Grund zu dem blühenden Wohlstande von Portugal gelegt habe. Er war auch ein großer Freund der Geist-

*) Lehn heißt ein Stück Land, dessen Besitzer einen andern als Oberherrn erkennt, und dem er gewisse Verbindlichkeiten zu leisten schuldig ist.

Geistlichkeit, welcher er vieles zu danken hatte. Er besaß auch erhabene Eigenschaften, weit aussehende Klugheit und erhabene List, wenn es darauf ankam, sich Vortheile zu verschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Menge der Sonnen und Weltkörper.

Wenn alle jene Fixsterne, die unser Auge dort in den blauen Aether oder Himmelsluft zahllos ausgesät erblickt, Sonnen sind, und gleich der unsrigen wieder andere ihnen zugeordnete Welten haben, die von ihnen Licht, Wärme und Bewegung erhalten, (u. wer, der nur einige Kenntnis des gestirnten Himels hat, zweifelt noch daran?) wenn sie gleichsam die Brennpunkte so vieler unzähligen Systeme oder Weltordnungen ausmachen — wer muß da nicht der Größe eines solchen Anblicks erliegen? Könnten wir vollends jene Regionen, so wie die unsrige betrachten, alle die Myriaden von Sonnen und Millionen von Welten berechnen, welche Zahlen und welch eine Wissenschaft! — Auch dies überzeugt von der Einschränkung alles menschlichen Wissens, welches hier immer nur Stückwerk bleiben wird, daß wir so wenig von diesem großen Ganzen verstehen. Könnten wir dieses übersehen, die ganze Schöpfung im Zusammenhange betrachten, welche Erfahrungen und Aufklärungen würden wir über den Zusammenhang der Dinge und die Folgen desselben uns verschaffen, welche Begriffe von Gott und seinen erhabenen Vollkommenheiten bilden!

Unsere Sonne, die mit ihren zwanzig Planeten, unter denen unsere Erde keiner der unbeträchtlichsten

ist, eine Ordnung oder ein System himmlischer Körper ausmacht, deren gesammte Anzahl leicht größer seyn dürfte, als der Sand am Ufer des Meeres, ist ein eben solcher Stern, deren unser Auge in jenem weiten Raume des Weltalls eine so große Menge gewahr wird, und würde, aus dem nächsten Fixstern betrachtet, uns in eben keiner größern Gestalt, als dieser selbst erscheinen. Man frage nicht, wie es komme, daß wir die Planeten jener Systeme nicht bemerken, deren Sonnen wir doch sehen, da wir bereits gesagt haben, und noch ferner darthun werden, daß diese an und für sich dunkeln Körper noch millionenmal kleiner sind, als ihre Sonnen. Erblicken wir diese, die doch ihr eigenes Licht haben, nur als kleine Pünktchen, was sollen nicht erst jene, deren von ihrer Sonne entlehntes Licht um so viel schwächer seyn muß, als ihre Größe von diesen verschieden ist.

Wir sehen hieraus deutlich, daß wir uns blos auf unsern Sonnenwirbel einschränken müssen, wenn wir nur etwas zuverlässiges von den Bewegungen der himmlischen Körper, und von ihren Verhältnissen zu einander behaupten und festsetzen wollen. Und schon dieses ist keine so leichte Sache, als es scheint. Unsre Werkzeuge sind noch lange nicht zur höchsten Vollkommenheit gediehen, und über alle Mängel und Fehler erhaben. Die Beobachtungen und Ausmessungen selbst erfordern viel Fleiß und Sorgfalt, und es ist sehr leicht möglich, daß wir uns, wenn wir die Größen dieser himmlischen Körper messen, täuschen können, wie ein jeder Meßkunstverständige, der die Ausmessung und Berechnung des Winkels zur Bestimmung der Entfernung und Größe von dergleichen erhabenen Gegenständen weis, gern zugeben wird. Indessen haben wir doch Ursache,

unsrer

unsrer Sternkunde noch mehr glückliche Epochen zu prophezeyen, und zu hoffen, daß der Nachwelt Entdeckungen aufbehalten worden, die nicht minder wichtig seyn werden, als die, welche wir in unsern Tagen zu machen so glücklich gewesen sind; ja vielleicht erhebt sich dann erst diese Wissenschaft zu der Höhe, die ihr bereits unsre großen Geister mit Recht hoffen und erwarten lassen.

Wir wollen daher zu diesem unserm Sonnensystem selbst schreiten, und dasselbe im nächsten Stücke etwas näher mit einander zu betrachten suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kaiser Otto der Erste und Heinrich von Kempten.

Kaiser Otto der Erste feyerte ums Jahr 962 zu Pavia das Osterfest, das heißt, er gab nach geendigtem Gottesdienst den anwesenden Herren und Rittern einen stattlichen Schmaus. An seinem Hofe befanden sich unter andern ein junger Herzog von Schwaben und sein Hofmeister Heinrich von Kempten. Beyde kamen früher in den Speisesaal, als der Kaiser; weil wahrscheinlich damals besondere Vorzimmer noch nicht üblich waren. Der junge Herzog, dem der Kaiser zu lange ausblieb, hatte grosse Eßlust, und war so dreist, sich von einem aufgetragenen großen Osterkuchen ein Stück auf Abschlag abzubrechen. Unglücklicherweise ward die Näscherey von dem kaiserlichen Truchseß bemerkt, der als ein steifer Zeremonienmeister, über das beleidigte kaiserliche Tischrecht in solchen Amtseifer gerieth, daß er dem jungen Herzog mit seinem Truchseßstabe, einen derben Schlag über den Kopf gab. Heinrich

von Kempten, dessen Aufsicht der junge Herzog anvertraut war, gerieth über diese Beleidigung ausser aller Fassung. Blitzschnell sprang er auf den Truchseß ein, und erstach ihn auf der Stelle. Der Kaiser hörte indessen den Lärm und gieng, um die Ursache davon zu erkundigen, in den Speisesaal. Man denke sich den Schrecken des guten Otto, als er hier seinen Truchseß im Blute schwimmend fand. Ergreift den Mörder! war der Befehl des halb erstarrten Kaisers, und er büsse den Frevel mit seinem Blute! Heinrich wollte sich entschuldigen, den Vorfall erzählen und die That rechtfertigen; allein der Kaiser hörte ihn nicht. Mit steigendem Unwillen betheuerte Heinrich seine Unschuld, und bat, um der Heiligkeit des Festes willen, ihm nur wenigstens ein Verhör zu verstatten; aber der Kaiser schlug ihm auch dies ab, und bestand unerbittlich auf der Vollziehung des Bluturtheils. Den verlassenen Ritter trieb diese Strenge zur Verzweiflung. Er ergriff, um die Todesstrafe wirklich zu verdienen, mit der Wuth eines Rasenden den Kaiser, riß ihn nieder, und schlug ihn mit Faustschlägen. Alles sprang zur Rettung des Kaisers herbey, und fortgerissen ward der heillose Verbrecher zum Richtplatz. Indessen erholte sich der Kaiser wieder, und sein erstes Geheiß war, Heinrich von Kempten vor ihn zu führen. Er kam, um aus dem Munde des Kaisers ein dreyfach geschärftes Todesurtheil zu hören. Aber — wie erstaunte er, als ihn der Kaiser also anredete:

„Heinrich von Kempten, ich erkenne, daß „nicht Du, sondern daß mich Gott durch deine Hand „geschlagen und gezüchtigt hat. Ich, dein Richter, „versagte dir, vom Zorn übereilt, Verhör und Entschuldigung, und sprach an diesem großen Tage des

„Herrn

„Herrn ein Urtheil, das nur Leidenschaft, nicht aber „reife Ueberlegung eingegeben hatte. Dafür hat mich „nun Gott durch Dich züchtigen lassen. Meine „Pflicht sey es jetzt, Dich zu hören, und ein gerech„tes Urtheil zu sprechen. Rede also, und verant„worte Dich!“

Heinrich, so nahe am Rand eines schimpflichen Grabes, glaubte die Rede eines Engels vom Himmel zu hören. Er erzählte die Veranlassung des Streites, entschuldigte das begangene Majestätsverbrechen mit der Verzweiflung, in die er über das abgeschlagene Verhör gerathen sey, und bat um Gnade und Verzeihung. Als er ausgeredet hatte, sprach Otto, nach einer kleinen Pause folgendes Urtheil: „daß du „meinen Truchseß ermordet, verzeih ich Dir; daß du „Dich an meiner Person vergriffen, ist eine Züchti„gung Gottes, dessen Werkzeug du blos warst; daß „du mir aber den Bart ausgerauft, dafür entferne „dich auf eine Zeitlang von meiner Person und von „meinem Hofe.“

Von der Freyheit.

Die Freyheit ist ein ganz kleines Infusionsthierchen, welches man erst unter das Vergrößerungsglas bringen muß, weil man dasselbe unmöglich mit blossen Augen sehen kann. Durch Hülfe des Mikroskops lernt man es für schön halten, sieht aber mit Erstaunen, daß ihm der Kopf eingedrückt ist.

Der Mensch mag wohl ursprünglich zur Freyheit bestimmt und gebohren seyn; aber die Mutter Natur hat hier aus Gutherzigkeit einen Bock geschossen, der auf alle nur ersinnliche Art verbessert werden muß.

Die

Die Freyheit ist ein zu schätzbares und theures Gut, als daß die Menschenfreunde so gelassen zusehen könnten, wenn sie gemißbraucht wird. Man bringt sie also lieber aus Fürsorge in sichere Verwahrung, und sperrt sie irgendwo an einen sichern Ort ein, — auf daß — wie der Nachtwächter singt — der edlen Freyheit kein Schade geschieht! Gerade so macht man es mit kleinen, unverständigen Kindern, denen der Herr Pathe etwas sehr schönes und theures geschenkt hat. Damit sie es nicht zerbrechen oder verderben, nimmt man es ihnen weg, und spricht man wolle es aufheben, bis sie größer werden. — Wenn also die Menschenkinder auch einmal größer werden, können sie ihr Pathengeschenk, die Freyheit, zurückfordern; jetzt wäre es ihnen ohnedies nichts nütze.

Unterdessen aber muß man zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß demohngeachtet viel Freyheit in der Welt anzutreffen ist. — Wer nicht stiehlt oder todschlägt, wird so leicht nicht an die Kette gelegt; und wem es an einem Orte nicht ansteht, der kann seiner Wege gehen und es anderswo versuchen, es ist ihm unverwehrt. Ich kann mich daher allemal in der Seele ärgern, wenn die Philosophen und Moralisten anfangen, über den Mangel der Freyheit zu deklamiren. Giebt es nicht ganze, zahlreiche Stände in der Welt, die die Freyheit haben, andere methodisch, systematisch und in aller Form Rechtens auszuplündern? — Giebt es nicht ganze, zahlreiche Stände in der Welt, die die Freiheit zu fressen, zu saufen, zu spielen, zu tagdieben, zu faullenzen ꝛc. haben? Giebt es nicht ganze Stände in der Welt, die die Freyheit haben, über alles, was sie nur wollen, ganz allein zu diskuriren, es mag auch noch so dumm und abgeschmackt seyn? Giebt es nicht ganze Stände

in

in der Welt, die die Freyheit haben, Platz unter den Menschen zu machen, und die entbehrlichen und überflüssigen auf den Kirchhof zu schicken? Giebt es nicht ganze Stände in der Welt, die die Freyheit haben, mit dem Verstande und Gewissen andrer Menschen herum zu springen und anzugeben, wie es ihnen beliebt? — O! nur zuviel Freyheit! Fort damit und aufgehoben, bis die Kinder größer, d. i. verständiger werden.

Hat nicht ferner jeder Schriftsteller die Freyheit, sein Manuscript in die Zensur zu schicken, und wenn es diese nicht passirt, Haarwickel oder Fidibus daraus zu machen? Hat nicht jeder Mensch die Freyheit etwas zu lernen, oder dumm zu bleiben? Hat nicht jeder und jede die Freyheit, sich so närrisch und zierlich zu putzen, als es die allerneueste Mode verlangt? Stehet nicht jedem unzufriedenen Europäer Amerika offen? — Freyheit genug! — Wo aber die eine Sorte von Freyheit herrscht, da kann die andere nicht statt finden, so wie ich einen Beutel nicht mit Dukaten füllen kann, den mir mein Nachbar voll — hofiret hat.

Die Freyheit im Denken ist zur Zeit die uneingeschränkteste. Nur muß man die Vorsicht brauchen, und weder am Tage noch beym Mondenschein denken, damit es unsere Gesichtsmuskeln nicht verrathen, und damit uns niemand denken sieht. Sonst ist die Sache gefährlich; denn daß man das Gedachte nicht sagen darf, versteht sich von selbst.

Ueber das Alter der Fische.

Die Fische sollen ihr Alter sehr hoch bringen. Büffon sah in dem Schloßgarten des Grafen von

Maure-

Manrepas Karpfen von 150 Jahren, und in den Teichen des Schloßgartens bey Charlottenburg fand man Karpfen von ungeheurer Größe, deren dick bemoßter Kopf ein hohes Alter verrieth. Warf man ihnen Brod zu, so kamen sie wie Tonnen daher geschwommen, und brachten den ganzen Teich in Bewegung. Ihr aufgesperrtes Maul hätte eine Hand umfassen können.

Zwar haben die Fische keine Geburtsbriefe aufzuweisen, die ihr Alter bestimmten; aber die Natur gab ihnen doch etwas, was es ausser allen Zweifel setzt. Umsonst entzieht sie ein Element, das wir nicht bewohnen können, unsern Blicken, und wir machen gewöhnlich erst bey ihrem Tode ihre nähere Bekanntschaft. Und doch entdeckte der Mensch auch an diesem Thier etwas, das ihn über das wahre Alter desselben belehrt. So wie er das Alter der Bäume aus der Zahl der Holzringe erforscht, und das Alter des Pferdes in seinem Maule liest: so geben ihm bey dem Fische zwey Dinge die sichersten Spuren von seinem Alter. — Diese sind theils die Ansatzringe am Rückgrat, theils die Schichten, die man an den Schuppen entdeckt. Man bemerkt nämlich an den Wirbeln gewisse Ringe, die besonders dann sehr deutlich ins Auge fallen, wenn man von etwas grössern Fischen den Rückgrad trocken werden läßt. An jedem Wirbel, er sey groß oder klein, entdeckt man gleich viel Ringe, so daß also auch jeder für sich, ohne den andern, das Alter des Fisches bestimmt, und man, um dieses zu erfahren, nur die Ringe eines Wirbels zählen darf. Der Schluß aus der Zahl dieser Ringe auf das Alter erhält um destomehr Wahrscheinlichkeit, weil man z. B. an einem kleinen Karpfen nur wenig solche Ringe, an einem mittelmehr,

mehr, und an einem sehr grossen auch sehr viele bemerkt, und weil, je grösser der Fisch ist, er desto mehr Ringe hat; überdieß sind die äussersten Ringe immer etwas weicher, dünner, unscheinbarer, weil sie von neuerm Ansatz sind: und endlich bestättigen Erfahrungen von solchen Fischen, deren Alter man in Teichen genau wußte, diese Beobachtung.

Es giebt noch eine andere Art, das Alter der Fische zu erfahren, und zwar an den Schuppen. Diese bestehen aus dünnen, auf einander liegenden Plättchen. Alle Jahre legt sich ein neues Plättchen auf. Nimmt man nun die Schuppe eines alten Fisches und schneidet sie quer durch, so kann man auf der Kante, unter einem guten Vergrößerungsglase, die Zahl der Plättchen, und also auch die Zahl der Jahre erfahren.

Vielleicht denkt mancher: Was geht es mich an, ob der Hecht oder die Forelle Jünglinge in der Blüthe ihres Alters, oder abgelebte Greise sind? Wenn er nur meinem Gaumen behagt, so ist mir das gleichgültig! Sehr richtig für den Esser. Aber auch für den Besitzer eines Fischteiches? Ists dem auch gleichgültig, der aus Unwissenheit mit dem Rogen der Fischmutter viele Tausende zerstört? Dem auch, der die Kleinen immer wegfischt, ehe sie ihr vollkommenes Alter erreicht haben, und von derjenigen Fischgattung nun sechs für seine Tafel nehmen muß, von der ein Einziger seine Gäste gesättigt haben würde? Wird er nicht, wenn sein sonst so reicher Fischweyher immer unergiebiger wird, eher sein Gesinde des Diebstahls beschuldigen, als daß er seiner Unwissenheit die Schuld zuschreibt.

Unwissenheit ist eine Geisel der Menschen. Sie entvölkert sogar — Fischteiche.

Eine sympathetische Tinte.

So nennt man Flüßigkeiten, mit denen man Schriften oder Zeichnungen macht, die nicht eher sichtbar werden, als biß man ihnen durch farbenlose Dinge die Farbe giebt, die sie zur Tinte macht. Es gibt deren mehrere, wovon ich eine hier mittheile.

Man löse soviel gepulverten Alaun oder gereinigten Salmiak in Wasser auf, als dasselbe fassen kann. Mit diesem Wasser und einer neuen Feder zeichne oder schreibe man das beliebige auf Papier, und lasse die Züge trocknen, die nicht eher sichtbar werden, als bis man das Blatt in ein Gefäß mit Wasser legt, und das durchgezogene Papier gegen das Licht hält.

Eine Silbermünze der Fläche nach zu spalten.

Auf drey dünne in ein Brett eingeschlagene Eisenstifte lege man eine kleine Münze, sie sey von Silber oder Kupfer; man schütte über und unter die Masse Schwefel, und zünde diesen an, so wird man nach der Abbrennung des Schwefels die Fläche gespalten finden. Beyde Oberflächen behalten ihr voriges Gepräge, nur daß solches auf der einen Seite tief, auf der andern Seite erhaben erscheint.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Fortsetzung von Portugal.

(1185.)

Sancho I. oder Sanctius, mit dem Beynamen der Bevölkerer bestieg nach seinem Vater Alfons I. den Thron. Er befolgte nicht die Regierungsmaximen seines Vaters, sondern handelte nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen. Denn Alfons, der ein Freund und großer Wohlthäter der Klerisey war, legte den Grund zu ihren unermeßlichen Reichthümern, wodurch sie gar bald in den Stand gesetzt wurde, in Verbindung des Römischen Hofes jeder weltlichen Macht mit Nachdruck die Spitze zu bieten. Sancho hingegen, der die Folgen davon empfand, urtheilte daher, daß die Zeitumstände jene eifrige Anhänglichkeit gegen die Geistlichkeit von ihm nicht forderten, durch welche Vater und Großvater sich ausgezeichnet hatten. Jener hatte dem Römischen Stuhl, ausser den vier Unzen Goldes, welche er, zum Zeichen der Lehnsabhängigkeit von dem Stuhle Petri, zahlen mußte, noch hundert Goldstücke versprochen, und kurz vor seinem Tode tausend auf einmal nach Rom geschickt. Innocenz III. verlangte nun diese neue Abgabe für die Römische Kirche von seinem Nachfolger. Sancho weigerte sich zwar nicht, diese Forderung zu erfüllen; aber er behauptete, sein Vater habe, da er auf einmal tausend Goldstücke auszahlte, diesen neuen Zins auf zehn Jahre vorschußweise berichtiget. Allein, da dieses von Rom aus verneint wurde, so entstand daraus eine Erbitterung zwischen dem Römischen Stuhl und dem Könige, daß die zwischen dem Könige und der einheimischen Geistlichkeit bald darauf entstandene Zwistigkeiten für die Krone sehr nachtheilig

entschieden wurden. So unbeugsam er zwar im Anfang seiner Regierung war, und so wenig er auf den Rath seiner treuen Minister achtete, welche ihm in dieser kitzlichen Sache eine weise Nachgiebigkeit empfahlen, so sehr stimmte er am Ende seiner Regierung herab. Denn in der letzten Stunde seines Lebens bereute er alles das, was er gegen die Klerisey zu ihrem Nachtheil unternommen, und vermachte derselben, zum Beweise seiner aufrichtigen Reue, noch große Schätze und Ländereyen. Er starb nach einer kummervollen Regierung im Jahr 1212. Ihm folgte Alfons II. oder der Dicke. Auch er mußte seine ganze kurze Regierung hindurch mit der Klerisey kämpfen. Er wollte nämlich das Testament seines Vaters, ob er es gleich zu erfüllen eidlich versprochen hatte, über den Haufen werfen, und zu dem Ende weder der Geistlichkeit die großen Legate abfolgen lassen, noch seinen Schwestern ihre ererbte Besitzungen anerkennen. Beyde Theile wendeten sich nach Rom, von wo aus er mit Bann*) belegt wurde und in demselbigen auch starb, im Jahr 1223. Sein Sohn Sanctius oder Sancho II. mit der Mönchskutte folgte ihm. Auch er hatte während seiner Regierung beständige Fehden mit der Geistlichkeit, und verlohr zuletzt gar sein Reich. Er starb im Privatstande im Jahr 1248. Alfons III. oder der Wiederhersteller führte die Regierung von 1218, nach der Enthronung seines Bruders, unter dem Titel eines Regenten des Reichs, nach dessen Tod aber nahm er öffentlich den Königstittel an. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so zeigte er sich in der That als König und Herr seiner Unterthanen, und machte es

zur

*) Vermöge des Bannes wurde der Regent von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, und die Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams losgesprochen.

zur Hauptabsicht, die unter den vorigen Regierungen vorgefallenen Unordnungen wieder gut zu machen. Algarbien schien ihm ein vorzüglicher Gegenstand für seine Thätigkeit zu seyn. Im Jahr 1251 gieng er über den Fluß Guadiana, und drang bis nach Andalusien, wurde aber zwey Jahre hernach daraus vertrieben, und mußte sich durch die Verstossung seiner Gemahlin und Vermählung mit einer natürlichen Tochter des Kastilischen Königes Alfons des X. mit welchem er Krieg führte, aus seiner Verlegenheit herausziehen. Auch seine Regierung war ein Gewebe von Mißhelligkeiten mit der Geistlichkeit, welcher er hart zusetzte. Doch soll er noch am Ende seines Lebens die gegen dieselbe gemachte harte Schritte bereut, und als ein gehorsamer und treuer Sohn der Römischen Kirche gestorben seyn, im Jahr 1279. Ihm folgte Dionysius der Gerechte, ein weiser Monarch dem aber sein widerspenstiger Bruder, seine schlaue Gemahlin und rebellischer Sohn seine Regierung sehr verbitterte. Mit dem Antritt derselben nöthigten ihn gewisse Umstände, mit den Päbsten Gregor X. und Nikolaus IV. einen für die Krone nachtheiligen Vergleich einzugehen, durch welchen alle seit Sancho I. geführte Streitigkeiten über die sogenannte Kirchenfreyheit gehoben werden sollten. Auf diese öffentlichen Unruhen folgten nun Familienstreitigkeiten. Seinen Bruder Alfons, der sich auf die Seite seiner Feinde schlug, mußte er empfindlich demüthigen. Eben so mußte er gegen seinen Prinzen Alfons, der sich aus Mißtrauen gegen seinen Vater, der einen andern ausser der Ehe erzeugten Sohn, mehr zu lieben und zu begünstigen schien, rüstetete, dreymal zu Felde ziehen, und ihn zur Unterwürfigkeit nöthigen. Die Last der Regierungsgeschäfte und seine häuslichen Zwistigkeiten beugten ihn sehr. Er starb 1325 von

seinen Unterthanen geliebt, und wie ein Vater geschätzt. Noch jetzt urkunden Sprüchwörter die Ehrerbietung der Nation gegen ihn. „Dionys konnte, was er wollte" und „freygebig, wie ein Dionys" — beyde machten seinem Geiste und seinem Herzen Ehre. Er verewigte auch sein Andenken durch vortrefliche Gesetze, welche er hinterließ, unter denen eines der wichtigsten, die Einführung des Armenraths in Gerichten war; er verbesserte den Ackerbau, beförderte die Wissenschaften, legte zu Lissabon eine Universität an, und war der erste, der gegen die Mauren eine Seeflotte ausrüstete. Sein Sohn Alfons IV. der **Tapfere** genannt, folgte ihm Er würde diesen Beynamen, den er sich in einer Schlacht wider die Araber, ohnweit Tariffa, erworben, wo er selbst dem Feind fünf Fahnen abnahm, noch mehr verdienen, wenn er nicht unmenschlich gegen seinen Sohn gewesen wäre. Sein Prinz **Peter** hatte nämlich sich zum zweytenmal mit einer jungen Portugiesischen Dame **Agnes von Castro**, ohne Wissen und Willen seines Vaters vermählt. Dies eröffnete die blutigsten Auftritte in Portugal. Der Vater mißbilligte diese Vermählung, weil Agnes nicht von königlicher Geburt war. Schönheit, Klugheit und gute Sitten konnten diesen Mangel in den Augen des Königs nicht ersetzen. Die Großen des Reichs, erzürnt über das Glück eines Frauenzimmers aus ihrem Stande, das mit ihrer Familie bey dem künftigen Könige ihr Glück allein machen würde, sachten den Haß des Königs bis aufs höchste an Der Tod der Agnes ward beschlossen. Beatrix, die Mutter des Erbprinzen und der Erzbischoff von Braga warnten ihn; aber er wollte nichts glauben, weil er seinen Vater keiner solchen Schandthat fähig hielte. Zu seinem unersetzlichen Kummer fand er sich aber bald in seiner

guten

guten Meynung getäuscht. Seine Jagdlust war die beste Gelegenheit, daß der blutgierige Alfons sein Vorhaben ausführen konnte. Kaum hatte er sich aus Lissabon entfernt, als der König ins Clarenkloster nach Coimbra eilte. Hier fand er die schöne liebenswürdige Agnes, umringt mit den Pfändern ihrer Liebe. Sie versuchte ein Mittel, das schon so oft die Grausamkeit entwafnet hat, sie fiel vor dem Könige nieder, ihre Kleinen auch; sie bat und flehte. Schon ward Alfonsens Herz weich, er wollte ihr die Hand reichen und vergeben, als schleunig ihre Feinde, drey Böswichter an der Zahl, ihm Mord und Tod zuflüsterten, und er von neuem von Neid und Boßheit entflammt, ihnen die Erlaubniß gab, sie niederzustossen. Sie zogen nun alle drey ihre Morddolche, und in einem Augenblick lag sie entseelt auf dem Boden da.

Ausser sich gesetzt, wütend und verzweiflungsvoll ergriff nun der Infant die Waffen gegen den Vater; und so bekriegten sich Vater und Sohn zwey Jahre lang, bis sie sich auf Vermittlung der Königin und des Erzbischoffs von Braga versöhnten, wobey der Erbprinz versprach, der Mörder zu schonen. Bald darauf starb Alfons im Jahr 1357.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Kopernikanisches System.

Die Bekanntmachung desselben haben wir einem gewissen Domherrn zu Frauenburg im,

*) Diese Geschichte ist auch in einem schön gearbeiteten Trauerspiel: Agnes von Castro, rührend geschildert.

Preußischen, von Geburt ein Schweitzer, Nikolaus Kopernikus genannt, zu verdanken, der es erst kurz vor seinem Tode im Jahr 1543, und zwar noch zu so einer Zeit bekannt machte, wo man unwissend genug war, die Erde als den Mittelpunkt des Ganzen, und vorzüglich unseres Sonnensystems anzusehen. Zwar hatte man schon vor ihm, und man kann aus der Geschichte darthun, schon in den früheren Zeiten der Sternkunde die Sonne zum Mittel der Planetenläufe angenommen; aber damals war dies nur noch die Meynung des verständigern Theils geblieben; sie laut zu sagen, würde, wie wir aus Exempeln darthun könnten, Haß, Verfolgung, ja die Märtyrerkrone selbst nach sich gezogen haben, weil man noch unaufgeklärt genug dachte, diese Meynung als dem Ansehen der Bibel gefährlich anzusehen, da es doch einer ihrer wesentlichsten Vorzüge ist, daß sie sich nach der Denkkraft und den Vorstellungsarten der Menschen, und zwar oft des gemeinern Theils, richtet, und aus eben diesem Grunde ein, in den wesentlichsten Stücken, allgemein verständliches und brauchbares Buch genannt zu werden verdient.

Es hat daher vor und nach dem Kopernikus*) einige Astronomen gegeben, die aus einer unrecht verstandenen und zu weit getriebenen Achtung für die heilige Schrift, sich Systeme erkünstelt haben, wo sie die Erde wirklich als den Mittelpunkt derselben annehmen, und die Sonne, artig genug, mit den Planeten um unsere Erde herumlaufen lassen. Aber man

*) Unter welchen das Ptolomäische System im zweyten Jahrhundert nach Christi Geburt, und das Tychode Brahische, das nicht lange nach dem Kopernikanischen erschien, und worinnen man jenes und dieses zu vereinigen gesucht hat, zu nennen ist.

man kann aus diesen blos erdichteten Systemen bey weitem nicht alles beweisen, nicht zu gedenken, daß sie den Beobachtungen und Erfahrungen der Sternkundigen völlig widersprechen. Sie sind daher blos als ein gelehrtes Spielwerk anzusehen, dessen sich der menschliche Witz bedient hat, der Nachwelt zu zeigen, wie Bigotterie selbst über die heiligsten Wahrheiten triumphiren könne. Wir glauben also nicht Unrecht zu thun, wenn wir sie gänzlich mit Stillschweigen übergehen, und, weil sie sattsam bekannt und in andern Werken zu finden sind, unsere Leser dafür desto genauer mit dem Kopernikanischen, dem natürlichsten unter allen, bekannt zu machen suchen werden.

Nach diesem System ist die Sonne ⊙ das Mittel aller Planetenbahnen. Sie ertheilt, wie wir bald ausführlicher zeigen werden, allen sich um sie wälzenden himmlischen Körpern, Licht, Bewegung und Wärme. Sie ist das würdigste Symbol oder Bildnis der Gottheit, deren sichtbarer Representant sie genannt zu werden verdient. Sie hat, wie alle Sonnen, keine andere Bewegung, als die um sich selbst oder um ihre Achse, wenigstens kann man keine andere an ihr bemerken, und dreht sich binnen 25 Tagen, 15 Sunden, 16 Minuten einmal um sich selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verhältnis der menschlichen Sinnorgane*) zu der Natur.

Der Mensch ist für die Erde und die Erde für den Menschen.

Es sind bekannte Erfahrungswahrheiten, daß unser menschliches Auge die Gegenstände nur in einem bestimmten Grade der Entfernung und Kleinheit wahrnehmen kann; was unter diesem Grade ist, verschwindet für unser Auge. Ein Vogel, der zu hoch in der Luft schwebt, verliert sich aus unserm Gesichtskreise eben so, wie die kleinen Vertiefungen und Erhöhungen, die ein glatter Körper, z. B. der Spiegel hat, worinn die Fliege doch noch ihren Fuß befestigt. Der Schall ist uns nur in einem gewissen Grade der Schwäche noch vernehmlich; die noch schwächere Bewegung der zurückgestoßenen und an unser Ohr prallenden Luft, wird von uns nicht empfunden. Wir hören noch das Pfeiffen der Maus, aber nicht den Seufzer der Ameise über ihren zerstörten Bau. Die heftige Erschütterung der Luft erreicht unser Ohr nicht, wenn sie zu entfernt ist. Die Vulkane in Italien mögen noch so schrecklich krachen, wir hören nur die Nachricht davon. Die Ausdünstungen der Körper dürfen nicht zu fein seyn, wenn sie unsre Geruchsnerven berühren sollen. Das reinste Wasser besteht gewiß noch aus verschiedenartigen Theilen; dennoch unterscheidet unser Geschmack in demselben nichts. Das Licht berührt unsern Körper von allen Seiten, wir empfinden aber diese Berührung nicht. Ferner ist bekannt, daß verschiedene Thiere uns an Schärfe des einen oder andern

*) d. i. Sinnenwerkzeuge; so ist z. B. das Auge noch nicht das Gesicht selbst, sondern nur das Werkzeug zum Sehen oder des Gesichts; das Ohr nur das Werkzeug zum Hören, nicht das Gehör selbst ꝛc.

dern Sinns übertreffen. Aus hoher Ferne sieht der Adler seinen Raub, und die Henne erblickt den Stöser, der oben in den Lüften schwebt, und von dem menschlichen Auge nicht bemerkt wird. Die Katze sieht in dunkler Nacht, wo das menschliche Auge mit Finsternis bedeckt ist. Der Hund spürt die Ausdünstungen auf der Fährte des Wildes, ungeachtet des weit stärkern Geruchs der Kräuter, und wenn gleich ein Platzregen die mehresten niedergeschlagen und weggeschwemmt, oder der Wind dieselben grösstentheils verweht hat. So manches Thier nimmt sogleich die leiseste Bewegung wahr, und die grasfressenden unterscheiden ohne Zweifel durch den Geruch die für sie gehörenden Kräuter. Die künstlichen Verstärkungen des einen und andern Sinns belehren uns, daß wir nicht alles wahrnehmen, was ausser uns ist oder geschieht. Ganze unsichtbare Welten werden uns durch die Vergrösserungsgläser sichtbar, und wir können uns des Gedankens nicht enthalten, daß wir immer noch an einem Abgrund stehen, dessen Tiefe nicht, nein, dessen Oberfläche wir nur sehen. Alles lauter Beweise, daß unsre Sinnorgane ein bestimmtes Verhältnis zu der uns umgebenden Natur haben. Sie sind so gebildet, daß dadurch sowohl die Summe der uns Menschen möglichen Sensationen, *) als auch das Maas ihrer Stärke und Schwäche bestimmt wird.

Es ist wohlthätige Einrichtung unsrer Natur, daß die sinnlichen Werkzeuge ein bestimmtes Verhältnis zu der Natur haben, so lange der gegenwär-

*) Unter Sensationen versteht man die Eindrücke, welche die Gegenstände ausser uns auf unsere sinnlichen Werkzeuge machen, mit einem Wort, sinnliche Eindrücke äusserlicher Gegenstände.

tige Beschaffenheit und Bestimmung des Menschen Statt haben soll. Wir wollen uns einmal die in dieser Rücksicht denkbaren Fälle vorstellen, daß wir entweder die mögliche Schärfe des einen und des andern Sinnes, oder daß alle unsre Sinne den höchsten Grad der Stärke hätten; und dann überlegen, was daraus für uns entstehen würde. Gesetzt also, der erste Fall fände statt, wir hätten einen Sinn im möglichsten Grade der Schärfe, und die andern wären grade so beschaffen, wie sie es jetzt sind, welche Verwirrung würde daraus entstehen! Hätten wir ein Auge, das die Gränzen des Weltalls oder seiner unermeßlichen Tiefen erreichen könnte, so würde der Mensch sich nie entwickeln können. Es würde ihm eben so gehen, wie dem Kinde, dem man statt der Fibel die große Pariser Bibliothek anwiese, um daraus die Buchstaben zu kennen oder lesen zu lernen. Er würde seine Aufmerksamkeit nie fixiren können. Wenn er den Baum ansehen wollte, um die Früchte desselben zu geniessen, so würden ihn die Ringbewohner des Saturns *) zerstreuen, und er würde vergessen, sich zu nähren. Er würde in seinem eigenen Hause, auf der Erde, nie bekannt werden und in fernen Regionen mit seinem Blicke umhergaukeln. Er würde alles, mithin im Grunde nichts sehen. Er würde in dem Bissen, welchen er zu sich nehmen wollte, eine lebendige Welt erblicken, und sich fürchten, seinen Magen entweder zu beleben, oder zu einem Grabe so vieler Geschöpfe zu machen. Welche Mißgestalt würde der Mensch bekommen! Nothwendig müßten ihm doch die Gegenstände größer erscheinen, als jetzt; sein Auge müßte so gebildet seyn, daß die

von

*) Weil wir in diesem Falle bey heiterer Luft auch am Tage die Planeten und Fixsterne am Himmel so gut und noch besser sehen würden, als jetzt bey Nacht.

von jedem Gegenstand zurückfahrenden Lichtstralen dasselbe berühren könnten. Wenn auch sein Körper ganz Auge wäre, so würde das doch noch nicht hinreichen, ihm einen so weiten Gesichtskreis zu verschaffen. Welch einen Körper und was für eine ungeheure Figur müßte der Mensch haben, wenn er tausendmal mehr sehen sollte, als er jetzt sehen kann? Wenn er ein für den übrigen Körper sehr unverhältnismäsiges Auge, wenn er das Auge eines Polyphems *) hätte, so denke man sich einmal, wie er bey seiner im übrigen der gegenwärtigen gleichen Konstitution in allen seinen Handlungen würde verwirrt werden? Wie unmöglich würde es ihm seyn, das Verhältnis seiner Kraft und der Dinge, auf welche er wirken wollte, zu treffen? Wie bald würde ihn eine Reise ermüden, wenn er den Ort seiner Bestimmung immer vor Augen hätte, und jede Annäherung ihm also noch unmerklicher würde, als jetzt? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas zur Naturgeschichte des Affens und des Esels.

Der Affe ist ein Thier aus der edlen Rechenkunst, das lange unter den Multiplikationsexempeln gedient hat, und daher grausam oft vervielfältiget worden ist.

Jeder berühmte, Aufsehen erregende Mann hat seine Affen, die ihm nicht etwa in Absicht seiner Kenntnisse, Gelehrsamkeit, Tugenden und Verdienste, welches

*) Name eines Riesen von den Cyklopen, einem alten Volke in Phönizien, welches das Eisen zu schmieden erfand.

welches ganz fein wäre, sondern in Gang, Miene, Ton, Kleidung, Stellung und Geberden, die jenem eigen und natürlich, ihnen aber fremd und unnatürlich sind, nachzuahmen und ähnlich zu werden suchen. Dies ist die gewöhnlichste Affensorte, und selbst Werther hatte seine.

Wer von den Affenmüttern gelesen hat, wie affenzärtlich und romantisch sie ihre Jungen lieben, und wie wunderlich und empfindsam sie sich bey den Ausdrücken ihrer Liebe geberden, der hat eben nicht nöthig, in ihr Vaterland zu reisen, um Augenzeuge davon zu werden. Lieber Leser, hast du noch nie in deinem Leben ein schön geputztes Taugenichtschen, ein zwanzigjähriges Bübchen, das nicht deutsch lesen konnte, ein vornehmes Musketirchen, ein relegirtes Studentchen, ein davon gelaufenes, allerliebstes Mädchen, ein Romanenstreiche ausheckendes Töchterchen gesehen? O ja! — Nun so wisse, lieber Leser, dieser ihre Mütter waren gewöhnlicherweise — Affen.

Wenn sich aber vornehme und reiche Leute Affen halten, so geschieht dies aus den besten, heilsamsten Absichten. Denn da es für die meisten Menschen so schwer ist, Selbstkenntnis zu lernen, so gedenken sie sich diese große Tugend dadurch zu erleichtern, daß sie täglich ihren Affen beobachten, um aus seinem Wesen und Verhalten sich selbst und ihre Tugenden und Fehler kennen zu lernen. Und in dieser Rücksicht traue ich einem Affen, der halbweg Affe ist, weit mehr zu, als allen Gubernanten, Aufseherinnen und Französinnen, die doch erst selbst bey jenem in die Schule gehen mußten.

Daß sich Affen in Bären verwandeln, hat noch kein Zoologist angemerkt; und dennoch ist es wahr. Wie manches allerliebste Aeff'chen, das als Mädchen so geschmeidig und hold und wonnevoll und süß und empfindsam und nachgebend und gelehrig ist, nimmt die Natur eines grimmigen, brummenden, unlenksamen, fürchterlichen, murrenden, zurückscheuchenden Bären an, wenn es — Weib geworden ist! Und diese Verwandlung zu hintertreiben, dazu mögen in vielen Fällen herkulische Kräfte gehören.

Daß übrigens ausländische Affen vorzüglicher, als deutsche sind, versteht sich von selbst, da alle ausländische Waaren in Deutschland so hoch geachtet und so theuer bezahlt werden Die Französischen und insbesondere die Pariser Affen sind in Deutschland nicht nur noch immer die berühmtesten und kostbarsten, sondern werden auch noch, wie ehemals, zu Affenschöpfern und Affenerziehern mit dem besten Erfolge fortgebraucht.

Der Esel ist ein verachtetes Thier, das blos der zahlreichen Familie und jedes alltäglichen Anblicks wegen so heruntergekommen ist. Höchst unbillig! Menge und Rarität machen hier keinen Unterschied, und wir wollen ihm sein Recht thun.

Die Esel sind alt, uralt, so alt, als die Menschen; denn Esel sind Thiere, und Thiere und Menschen haben das Licht der Welt an einem Tage erblickt. — Im Kasten Noä soll sich der Esel am wohlgezogensten aufgeführt, und an dem Streit, woher wol damals der viele Regen gekommen seyn mag, keinen Antheil genommen haben; und nach der Sündfluth ist das Menschengeschlecht und das

Esel-

Eselgeschlecht (aus alter Bekanntschaft, die sich aus dem Kasten herschrieb) in gleichem Schritte miteinander fortmarschiert, so daß sich ihre Menge auf beyden Seiten ziemlich die Wage hält.

Ich muß allemal lachen, wenn ich lese, daß die Esel in alten Zeiten weit größer, weit geschwinder, weit edler, weit muthiger und schöner gewesen seyn sollen, als jetzt, und daß sie erst später hin ausgeartet wären. Narrenspossen! Kann mich über die Hypothesenmacher ärgern, und das hat gewiß ein alter antiquarischer Schulpedant gesagt, der mit den Griechen, Römern und Juden im Bündniß steht, und alles für Kontreband hält, was nicht vor Christi Geburt gelebt hat— Größere Esel hat es vielmehr noch nie gegeben, als in unsern Zeiten. Warum? Weil sie erst in der neuern Geschichte anfangen, Epoche zu machen, und erst seit einigen Jahrhunderten zu öffentlichen Aemtern gelassen werden. Geschwinder ist wohl jeder Esel, der reuten oder fahren kann, als der zu Fuße laufen muß: dieses thaten die alten; jenes können unsere; welch sind geschwinder? Edlere Esel soll es sonst gegeben haben? Dazu gehört viel. Ich wenigstens habe die Ehre, Esel zu kennen, die ihrer Zeichnung nach von uraltem Adel seyn müssen. Und mögen endlich die Esel in vorigen Zeiten in Absicht auf Schönheit immer einen bessern Wuchs gehabt haben; den unsrigen kommen Putz und Mode zu statten.

Klaßifikation sämtlicher Esel.

Es giebt

1) stumme
2) dumme
3) redende Esel.

3) Die

1) Die stummen werden eingetheilt

a) in totalstumme, d. i. in solche, die nie ihre Stimme hören lassen; und hieher gehören die Mühlesel.

b) in Partialstumme, die nur dann nicht reden, wenn sie gefragt werden, sonst aber viel plaudern.

2) Die dummen Esel theilen sich in zwey Familien, ins aktive und paßive Geschlecht, und sind theils solche, welche tragen, theils solche, welche getragen werden.

3) Die redenden Esel κατ' ἐξοχήν sind die zahlreichsten, aber schwer und mühsam zu ordnen, weil sie an Farbe, Gestalt und Ansehen unendlich verschieden sind, und nur in dem einzigen Punkte mit einander übereinkommen, daß sie alle als Esel, und folglich sehr entscheidend sprechen. Der erste, der aus dieser Klasse der Welt bekannt worden ist, war Bileams Stubenpursche; und es würde zu bedauren seyn, daß seine Dialogen bis auf ein einziges Fragment verlohren gegangen sind, wenn sie nicht durch gelehrte Folianten dreyfach ersetzt worden wären.

Ueber die redenden Esel läßt sich nicht gut philosophiren; denn sie schimpfen wie der Teufel. Nur ein einziges Kennzeichen, um sie zu unterscheiden, will ich angeben, und mich dann geschwind aus dem Staube machen. Geschöpfe, die ihre langen Ohren sorgfältig unter einem, auf dem Kopfe habenden Wachholderbusch zu verbergen suchen, sind der redenden Eseley verdächtig; und diese waren glücklicher, als der Fuchs mit dem verlornen Schwanze. Denn die übrigen Füchse liessen ihre Schwänze stehen; aber

jene

jene wußten es wirklich durchzusetzen, daß auch andere Wesen ohne lange Ohren solche Wachholderbüsche tragen müssen.

Gellerts grüner Esel ist nirgendsmehr anzutreffen, so viele Mühe ich mir auch gegeben habe, ihn zu finden. Vielleicht hat er sich schwarz färben lassen.

Eine ganz besondere Gattung von Eseln sind die Biereseel. Die gemeinen gehen in Wirthshäusern herum und leeren die Krüge aus; aber vornehme Bieresel lassen sich ihre Sache nach Hause holen, wo oft ihrer drey in einem freundlichen Zirkel von sieben bis zwölf Uhr eine halbe Tonne aussaufen. Diese essen aber desto weniger, und werden nicht alt.

Auf Glas zu zeichnen, oder zu schreiben.

Es ist artig, wenn man mit einem Griffel von Spanischer Kreide, deren man sich auch auf Schiefertafeln bedient, oder Zypriſchen Vitriol auf eine Glasscheibe schreibt, und die Züge mit einem Leinenlappen wieder wegwischt, daß die ausgelöschte Zeichnung so oft wieder kommt, als man gegen das Glas haucht. Es rühret dieses von dem fetten Thone dieser und der fremden Kreidenarten her, wie sich mit einem Ende Talglicht auf Glas zeichnen läßt.

Wie viel Silberdrath würde erfordert werden, um davon einen Reif um die Erdkugel herum zu legen?

Aus 1 Loth Silber läßt sich ein 600 Fuß langer Drath ziehen; da nun die Rundung der Erdkugel 360 Grade macht, 1 Grad aber 15 Meilen, 1 Meile 1969 Rheinische Ruthen beträgt, und 1 Ruthe 12 Fuß ist, so gehört zu diesem Problem 6645 Pfund Silber.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortsetzung von Portugal.

(1357.)

Peter I. der Gerechtigkeitliebende. Sein erstes Geschäfte war, als er den Thron bestieg, seine ermordete Gemahlin auf eine feyerliche Weise in die königliche Gruft beysetzen zu lassen, ihre Mörder aufzusuchen, und ihnen ihren verdienten Lohn zu geben. Coelho und Gonsalvez waren diese Bösewichter, welche seine Rache auf die fürchterlichste Weise fühlen mußten. Der erste wurde an einen Spieß gesteckt, gebraten, und den übrigen zur Speise vorgelegt. Vielleicht war es diese Hinrichtung, welche ihm von einigen Geschichtschreibern den Beynamen des Strengen zuzog. Er war auch wirklich unerbittlich streng in Ausübung der Justitz; denn er verfolgte und bestrafte das Laster ohne Rücksicht auf Stand oder Geburt. Folgende kleine Anekdote wird unsre Leser von seiner strengen Gerechtigkeit überzeugen; nur bitten wir, den Vorgang selbst nach jenem rohen Zeitalter zu beurtheilen, und nicht nach der gegenwärtigen feinern Kultur höherer Stände abzumessen. Ein Domherr hatte in einer hitzigen Dispute das Unglück, seinen Schuster tödtlich zu verwunden, der auch bald darauf starb. Der Sohn des Getödeten, wie er sah, daß die Gerechtigkeit schlummerte, und dieser nur mit einer einjährigen Ausschliessung vom Chor bestraft wurde, so rächte er den Tod seines Vaters selbst, und erstach den Domherrn. Darüber gerieth nun die ganze Klerisey in Bewegung, und forderte die schmerzhafteste Hinrichtung des Schusters. Aber der König verurtheilte

ihn, ein Jahr lang keine Schuhe zu machen. Der Schuster stellte dagegen vor, daß der Domherr nicht habe vom Chorgehen leben müssen, so wie er vom Schuhmachen. Der König fand daher auch billig, das Urtheil dahin abzuändern, daß das Domkapitel, welches sein Mitglied nicht nach den Gesetzen bestraft hatte, den Schuster das Strafjahr hindurch ernähren solle. Dem Volk war diese Strenge des Königes sehr vortheilhaft, da es bisher von den Großen des Reichs, die sich über die Gesetze erhaben hielten, willkührlich gedrückt ward. Es liebte seinen gerechten König, nannte noch lange nach seinem Tode seine Regierung die goldene Zeit, und urtheilte, Peter I. hätte entweder nie gebohren werden, oder nie sterben sollen. Er starb 1367. Das Volk fühlte auch bald, was es an ihm verloren hatte.

(1367) Sein Nachfolger **Ferdinand der Artige**, ein schwacher, u thätiger, wollüstiger und dabey eroberungssüchtiger Prinz, überließ die Regierung seinen Lieblingen, und diese, mit ihren Anhängern, thaten, was sie wollten. Das Reich schwächte er durch einen unnützen Krieg mit Kastilien, und die Vermählung mit **Eleonora**, die sich von ihrem Gemahl da Cunha trennen ließ, der sodann nach Kastilien gieng und auf seinem Hut beständig silberne Hörner trug, machte ihn bey dem Volk völlig verhaßt. Denn seine Gemahlin gieng mit dem verrätherischen Gedanken um, Portugal als eine Provinz in die Hände der Kastilianer zu spielen. Eben wegen dieser schändlichen Gleichgültigkeit, mit welcher er die Geschäfte des Staates und das Interesse seiner Nation seiner Gemahlin überließ, die mit wenigen Talenten auch eine böse Seele verband, wurde er allen Menschen verächtlich, und das Reich gerieth in die schrecklichste Verwirrung. Er starb 1383. Mit ihm erlosch

auch

auch die ächte Burgundische Linie. Denn die Stände des Reichs wählten nach Ferdinands Tode 1383 einen unehlichen Sohn Peters, Johann I. den Unächten, der also gar kein Recht an den Thron hatte, lieber zu ihrem König, als rechtmäßige Abkömmlinge der königlichen Hauses, weil sie ihn für den Geschicktesten hielten, die allgemeine Wohlfahrt wieder herzustellen. Diese Erwartung erfüllte er auch so glücklich, daß ihn seine dankbaren Unterthanen Johann guten Andenkens nannten. Er vertheidigte das Reich gegen die drückende Uebermacht der Könige von Kastilien mit grosser Geschicklichkeit., stellte mit grosser Klugheit die Ruhe und Ordnung in einem Lande wieder her, das durch mächtige Partheyen zerrüttet, ohne ihn noch lange vergeblich auf Friede und Eintracht gehofft hätte. Er war der erste König, der Lissabon zu seinem beständigen Wohnsitz wählte. Er eroberte Zeuta in Afrika 1415. um die Araber desto nachdrücklicher von ihren Einfällen in Portugal abzuhalten. Aber der ausnehmende Fortgang seiner Nation in der Schiffahrt gereichte noch mehr zum Nutzen des Landes. Um diese machte sich einer von den königlichen Prinzen Heinrich, der Schiffer genant, vorzüglich verdient. Er war ein besonderer Freund der Erdbeschreibung, Mathematik und der Schiffahrt. Um nun diesen Lieblingsfächern besser nachzuhängen, verließ er den Hof, und hielt sich mit einigen ähnlich denkenden Freunden in einer kleinen, am Meere gelegenen Stadt auf. Hier bemühten sie sich, vorzüglich das Atlantische Meer und die Küste von Afrika immer besser zu entdecken. Die Furcht vor dem Ozean, und die Angst im heissen Erdgürtel von der Glut der Sonne gebraten zu werden, schreckte viele von weitern Entdeckungen ab. Endlich entschloßen sich Gonialez Zareo und Tristran Vaz, Män-

ner von eisernem Muth, um das Cap Bajado herumzuschiffen. Durch einen Sturm tief in die See hineingeworfen, stiegen sie 1418 an eine kleine Insel, die sie Porto Santo oder den heiligen Hafen nannten. Im folgenden Jahre gelangten sie zu einer andern nicht weit davon entlegenen unbewohnten Insel, welcher sie, weil sie stark mit Holz bewachsen war, den Namen Madera*) beylegten. In der Folge bevölkerte der Prinz diese Inseln mit einer Anzahl Portugiesen. Er verschafte ihnen auch Rebensprossen aus der Insel Cyprus, deren vortrefflicher Wein damals so berühmt war, und Pflanzen des Zuckerrohrs aus Sizilien, wo es kurz vorher war angebaut worden. Beydes kam so glücklich fort, daß der Wein und der Zucker von Madera gar bald sehr einträgliche Handelswaaren für die Portugiesen wurden. So machte auch noch gegen das Ende der Regierung des Königs Johann I. im Jahre 1432 Gonzalo Cabral den Anfang zur Entdeckung der Azoren. Bey diesen günstigen Aussichten des Flors von Portugal, versäumte auch Johann I. nicht, das Innere des Reiches immer mehr und mehr zu verbeßern. Besonders drang er sehr auf die Verbesserung der Justiz. Er führte daher das alte Römische Recht ein, weil man damals doch in der That keine Gesetze kannte, die bestimmter gewesen wären. Der König starb nach einer vierzigjährigen wohlthätigen Regierung im Jahre 1433 an der Pest, die wahrscheinlich aus Afrika, dem alten Vaterlande der Pest nach Portugal war gebracht worden.

Sein

*) Nach andern Nachrichten sollen die Entdecker dieser Insel diese großen Waldungen angezündet, und der Brand sieben Jahre gedauert haben. Durch die Asche habe daher der Boden seine ausserordentliche Fruchtbarkeit erhalten.

Sein Prinz Eduard folgte ihm auf dem Thron nach. Er regierte nicht lange; denn schon im Jahre 1438 starb er gleichfalls an der Pest, welche Seuche er bey der unglücklichen Belagerung von Tanger in Afrika geerbt hatte. Nach ihm kam 1438 sein minderjähriger Prinz Alfons V. der Afrikaner auf den Thron, an dessen Stelle sein Oheim Petrus von Coimbra die Staatsgeschäfte besorgte. Auch unter dieser Regierung setzte Heinrich seine Länderentdeckungen, an welchen nun Venetianische und Genuesische Seeleute Antheil nahmen, fort. Es gelang ihnen im Jahr 1456 die Capoverden und die goldene Küste von Guinea zu entdecken. In diesen Gegenden wurde der Handel in kurzer Zeit so beträchtlich, daß alle Theile des Reichs den dadurch bewürkten Wohlstand zu empfinden anfiengen. Die Eroberungen, welche Alfons nach der Uebernahme der Regierung machte, erwarben ihm den Beynamen des Afrikaners, und waren so beträchtlich, daß er den Titel von Algarve disseits und jenseits des Meeres in Afrika annahm. Stolz auf sein Glück, das ihn zu begleiten schien, wollte er auch Kastilien mit Portugal vereinigen; aber der Erfolg entsprach seiner Erwartung nicht. Er sah sich genöthiget, für sein Land einen hundertjährigen Frieden einzugehen, und es war vielleicht nagender Kummer, der bald darauf sein Leben endigte im Jahr 1482. Unter seiner Regierung starb der um Portugals aufkeimende Größe so verdiente Prinz Heinrich im Jahr 1463. Er legte den Grund zu den wichtigsten Entdeckungen, theils in Westen, theils in Osten. Durch seine scharfsinnige Klugheit wußte er auch für alle gemachte Akquisitionen dem König und der Nation von Rom aus die wichtigste Bestättigung zu erhalten. Denn die Päbste fertigten auf Bitten des Königs und des Prinzen Heinrichs

die verbindlichsten Bullen aus, daß alle Länderey-en, welche dit Portugiesen theils schon entdeckt hätten, theils im Begriff wären, noch zu entdecken, ganz allein auch ihnen verbleiben sollten, und zwar unter Drohung des Bannes, wenn irgend eine fremde Nation es wagen würde, sich in jenen Gegenden niederzulassen. Wie ehrfurchtsvoll dergleichen Befehle damals beobachtet wurden, erhellet aus folgender Nachricht. Als unter der nachfolgenden Regierung Johann II. sich einige Englische Seefahrer auf der Goldküste von Guinea niedergelassen hatten und die Portugiesische Regierung davon Nachricht bekam, so stellte sie das widerrechtliche dieser Besitznehmung dem Englischen König Eduard vor, und beriefen sich auf die Päbstlichen Bestättigungsbullen. Eduard, voll Achtung gegen dieselbe, gab sogleich allen seinen Unterthanen den geschärftesten Befehl, die Portugiesen auf keine Weise in dem Besitz ihrer gemachten Länderentdeckungen zu stören. Heut zu Tag würden solche Befehle freylich wenig mehr fruchten, da ohnehin das vermeynte Recht des Stärkern, über das wirkliche Recht des Schwächern sehr oft zu siegen pflegt. Bey diesen päbstlichen Schenkungsbullen war auch die Bedingung angehängt, daß in diesen neu entdeckten Ländern die christliche Religion sollte ausgebreitet werden. Dieses thaten auch die Portugiesen; allein auf eine Weise, welche ihnen als Christen wenig Ehre machte. Sie drangen ihnen die christliche Religion mit Feuer und Schwerdt auf, und behandelten die Einwohner dieser Länder auf eine unmenschliche Weise; denn viele tausende von diesen unglücklichen Geschöpfen wurden wie das Vieh verkauft, und dies wurde der Anfang zu jenem einträglichen, aber unmenschlichen Negerhandel, den vielleicht noch das letzte Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts

derts aus den Büchern aller handelnden Europäischen Nationen zur Ehre der Menschheit verbannen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verhältnis der menschlichen Sinnorgane zu der Natur.

Doch vielleicht gienge es besser, wenn wir die möglichste Schärfe des Gehörs hätten? Welch ein Elend für jeden gebildeten Menschen, jede Klage, jeden Seufzer, jeden schalen Witz, jeden Unsinn, jede Lüge, jede Verläumdung zu hören? Wo bliebst du, Freundschaft mit deinen süssen traulichen Gesprächen? Jeder Laut, wodurch sich gleichgesinnte Seelen einander mittheilen, wäre ja dem Verräther hörbar! Auf der Erde könntest du nicht wohnen. Nie würden wir eine Sprache lernen, wenn wir alle Sprachen in der Natur hören könnten. Keine Melodie würde unser Ohr bezaubern, weil wir alsdann auch jedes Heulen der Wölfe, jedes Brüllen des Löwen, jedes Gekrächze der Raben und jedes Quacken der Frösche hören würden. Die sanfte Stimme des Freundes würde uns ein Donner seyn. Und was würde wol der Donner in unserm Ohr werden? Denn, wenn wir das feinste Gehör haben sollten, so machte es eben diese Feinheit nothwendig, daß auch der stärkere Schall für uns den höchsten Grad der Stärke bekäme. Zwar ist die Gewohnheit so wohlthätig und löscht tausend üble Eindrücke aus, sie hat aber diese Wirkung nur bey Dingen von einerley Art. Der Müller schläft ruhig beym beständigen Gerassel seiner Mühle. Allein, wann würde der Schlaf unsre Augenlieder schliessen, wenn alle mannichfaltigen Stimmen in der Natur uns beständig hörbar wären, nicht nur hier unterm Monde, sondern auch in der weitesten Ferne? —

Man denke sich einmal, daß wir Menschen jede uns jetzt unmerkliche Ausdünstung der Körper empfinden könnten, oder daß wir den möglichst feinsten Geruch hätten. Jeder Menschen- und Thierkörper hat bekanntermaßen seine Atmosphäre.*) Wehe der Nase, die dazu verdammt wäre, alles riechbare zu riechen! Der Duft der Rose und der Nelke würde uns narkotisch**) werden; denn je feiner unser Geruch wäre, desto mehr würde auch jeder uns jetzt erquickende Wohlgeruch die Geruchsnerven erschüttern. Kein unangenehmer Geruch in der Körperwelt würde ja von uns unempfunden verdünsten können. Unsre armen Geruchsnerven würden in beständiger Bewegung seyn; denn alle Körper saugen beständig ein und dünsten beständig aus. — Wie würde unser Geschmack betäubt werden, wenn wir damit jeden Bestandtheil der Nahrungsmittel, die wir zu uns nehmen, empfinden könnten. Wir würden ja alle fremdartigen Theile empfinden, die ihnen die Hand, die sie zubereitete, mitgetheilt haben. Wenn unsre Reitzbarkeit so groß wäre, daß wir jede Berührung empfänden, so würde die beständige Ebbe und Fluth in der Atmosphäre oder in dem Lichtmeer, das uns beständig umgiebt, in einem fort auf unsern Körper wirken. Wann würde der Körper Ruhe geniessen können, und wie würde unser Wahrnehmungsvermögen beschäftigt werden? Wie groß würde unsre Schmerzensfähigkeit seyn? Der Mückenstich würde von uns, wie die Verwundung mit einem Spieß empfunden werden. Und ihr, empfindsame Seelen, die ihr jetzt schon wimmert, was würdet ihr nicht erst alsdann thun, wann jede Berührung, auch die des Lichts, mit dem lebhaftesten Reitz verbunden wäre?

Wir

*) Ausdünstungskreis. **) betäubend.

Wir wollen nun den zweyten Fall denken, daß alle Sinne des Menschen den höchsten Grad der Schärfe hätten. Welch ein Ungeheuer würde der Mensch werden? Das ganze Weltall würde unabläßig und mit ganzer Kraft auf ihn wirken. Seine Nerven würden vor der Zeit abgenutzt werden, und wenn sie Stärke genug hätten, das zusammengesetzteste, mannichfaltigste und immerwährende Spiel der Natur auszuhalten, so würde die ganze Thatkraft des Geistes darüber verloren gehen. Denn wie könnten die Zustände des Leidens, des Genußes und der Thätigkeit bey uns wechseln, wenn unsre Sinne beständig so gewaltsam beschäftigt würden, daß keine Ruhe, keine Erhohlung, keine Sammlung, keine Eingezogenheit des Gemüths, kein Besinnen, keine Ueberlegung, keine Nüchternheit der Seele statt finden könnte? welches der Fall seyn würde, wenn wir bey möglichst großer Empfänglichkeit für jeden Eindruck von aussen in einem beständigen Strudel umhergetrieben würden. In der Natur herrscht immerwährende Bewegung und Leben, ein ewiges Streben der Kräfte; das, was wir Ruhe und Stille nennen, ist es nur in Beziehung auf uns. Nie würde einer unsrer Sinne ruhen können, wir würden in ewiger Bewegung erhalten werden und mit unsrer Vernunft nie festen Fuß fassen können, gleich dem Schiffer, der auf dem offnen Weltmeer ohne Mast und Ruder von den Stürmen umhergetrieben wird. Wenn alle Farben sich vermischen, so entsteht die weisse Farbe, worinn man nichts unterscheiden kann. Eben so würde es überhaupt mit unsern Sensationen und Eindrücken gehen; der eine würde den andern auslöschen; keiner würde sich merklich unterscheiden. Die ungeheure Menge und Mannichfaltigkeit würde unsern Geist überwältigen, wir würden

den auſſer uns ein Chaos *) ohne Ordnung ſehen, in uns würde eine ungeordnete Menge von Ideen beſtändig abwechſeln, unſre Vernunft würde ſich zu keiner Kultur hinaufarbeiten können. Der Menſch würde blos ein leidendes Geſchöpf ſeyn, nie ein thätiges werden. An eignes Bewußtſeyn wäre gar nicht zu denken, und eben ſo wenig an ein deutliches Bewußtſeyn der uns umgebenden Natur. Erinnerung und Hofnung, Wunſch und Streben, Lenken und Leiten des Einfluſſes der Dinge auf uns, würde für uns verloren gehen. Wir wären wie das Blatt, das der Sturm zur Herbſtzeit dem Baum entreißt, und überall willkürlich umhertreibt, bis es einen Ort findet, wo es in Ruhe modern kann.

Sollten wir das ſeyn und werden, was wir ſind; Menſchen, die ſich allgemein ihrer ſelbſt und der ſie umgebenden Natur bewußt werden; die ſich aus dem Stoffe ihrer ſinnlichen Eindrücke allgemeinere Begriffe von Schönheit, Ordnung, Güte und Weisheit bilden können; die den Einfluß der Dinge auf ſich einſchränken und vermehren; die ſelbſt thätig werden, ihren Freudengenuß erhöhen und andre Weſen mit ſich veredlen können: ſo mußten unſre Sinnorgane gerade das Verhältnis zu der Natur haben, das ihnen eigen iſt. Auch hier belohnt die Philoſophie ihre Freunde mit einer ihrer edelſten Gaben; ſie macht ſie mit der Einrichtung in der Natur zufrieden und läßt ſie die untadelhafte Weisheit anbeten, die alles geordnet hat, und um deſto verehrungswürdiger erſcheint, jemehr ſie ſich dem Auge des Forſchers enthüllt. Pope ſagt in ſeinem Verſuch über die Menſchen, nach einer deutſchen Ueberſetzung:

Daß

*) Vermiſchung und Verwirrung aller Dinge untereinander.

Daß seines (des Menschen) Auges Bau nicht mikroskopisch ist,
Folgt aus dem guten Grund: der Mensch ist keine Fliege;
Und sähe er hundertmal im Kleinern alle Züge
Der feinsten Körperwelt, und überschaute gleich
Im Tropfen eine See, und auf dem Blatt ein Reich:
Was wär es, wenn zugleich des Himmels hohe Bögen
Dem abgekürzten Blick auf ewig sich entzögen?
Wie wenig nützte dir ein zärteres Gefühl?
Empfinden würdest du zwar mehr; denn allzuviel,
Wenn jeder kleine Druck dich zu erzittern zwänge,
Und Schmerz und Todesangst durch jeden Porus dränge;
Wenn der vom Rosenstrauch emporgestiegne Duft,
Geschwungen in dein Hirn aus der durchwürzten Luft,
Dich schmerzlich tödete; wenn die gestirnte Sphäre
Mit ihrer Töne Spiel dir ganz vernehmlich wäre;
Doch ein schwatzhafter Bach, ein athmender Zephyr
Dich übertäubete, und immer neben dir
Dir alles donnerte. Die Vorsicht sey verehret,
Was sie uns auch erlaubt, was sie uns auch verwehret!

(Der Beschluß folgt.)

Der Grönländische Singestreit.

Tanzend und singend machen die Grönländer ihre Streitigkeiten ab, und dieses nennt man einen Singestreit. Wenn ein Grönländer von dem andern beleidigt zu seyn glaubt, so läßt er darüber keinen Verdruß und Zorn, noch weniger Rache spüren, sondern er verfertigt einen satyrischen Gesang, den er in Gegenwart seiner Hausleute und sonderlich des

Frauen-

Frauenvolks, so lange singend und tanzend wiederholet, bis sie alle ihn auswendig können. Alsdann läßet er in der ganzen Gegend bekannt machen, daß er auf seinen Gegenpart singen will. Dieser findet sich an dem bestimmten Orte ein, stellt sich in den Kreis, und der Kläger singt ihm tanzend nach der Trommel unter oft wiederholten Amen ajah seiner Beysteher, die auch einen jeden Satz mitsingen, so viele spöttische Wahrheiten vor, daß die Zuschauer etwas zu lachen haben. Wenn er ausgesungen hat, tritt der Beklagte hervor, und beantwortet unter Beystimmung seiner Leute die Beschuldigungen auf eben dieselbe lächerliche Art. Der Kläger sucht ihn wieder einzutreiben, und wer das letzte Wort behält, der hat den Proceß gewonnen, und wird hernach für etwas recht ansehnliches gehalten. Sie können dabey einander die Wahrheit gar derb und spöttisch sagen, es muß aber keine Grobheit und Paßion mitunter laufen. Die Menge der Zuschauer entscheidet, wer gewonnen hat, und die Partheyen sind hernach die besten Freunde. Sie bedienen sich dieser Gelegenheit, einander durch Vorhaltung der Schande zu bessern Sitten zu bewegen, die Schuldner zum bezahlen zu mahnen, Lügen und üble Nachreden abzulehnen, allerley Bervortheilungen und Ungerechtigkeiten in ihren Handthierungen, ja sogar den Ehebruch zu rächen, indem die Grönländer durch nichts so sehr in Ordnung zu erhalten sind, als durch eine allgemeine Beschämung.

Von der Beruhigung der stürmischen Wellen durch Oel.

Die äusserst merkwürdige Wahrnehmung, daß das Oel mit einer ganz besondern Kraft auf die Beruhigung

ruhigung eines bewegten Wassers wirke, veranlaßte Franklin, der Sache weiter nachzuforschen. Er fand im Jahre 1773, daß ein Theelöffel voll Oel, welches man auf einen stürmischen Teich ausgießt, sich schnell auf der Oberfläche des Wassers verbreite, und auf derselben eine 150 Klafter breite Haut bilde, die der etwas geschmolzenen Eisrinde, die auf einem Wasser steht, ähnlich ist. Zufällig bestättigte sich das noch mehr an zwey Schiffen, die mit Oel beladen waren. Die Fässer waren schadhaft geworden, und man mußte das Oel aus den Schiffen auspumpen, und den Wellen Preis geben. Ein Sturm überfiel die Fahrzeuge auf der Höhe von Lissabon. Die Wellen waren minder heftig, bewegten sich langsamer, als man nach der Stärke des Windes vermuthen sollte, und es blieb keinem Zweifel unterworfen, daß das Auspumpen des Oels zur Rettung beygetragen habe. Durch diese Wahrnehmung veranlaßt, bedient man sich jetzt zum öftern des Oels, wenn man sich in einer Schaluppe, aus einem sinkenden Schiffe retten, sonderlich aber, wenn man an einer Küste landen will, wo die Schläge der Wellen, welche sich an der Küste brechen, (welches man Brandungen nennt) das Anlanden gefährlich machen. Auch beym Wallfischfang wissen die Grönländer diese Entdeckung zu benützen, damit die Schaluppe nicht von den aufgethürmten Wellen umgeschlagen werden möge.

Der Grund dieser Herrschaft, die das Oel über das Wasser behauptet, liegt wohl in der großen Zähigkeit der Oeltheile, die sich wie kleine Schlangenfiguren aneinander flechten, sich an vielen Punkten ihrer langen Fäden anziehen und feste in einander greifen. Und diese innerliche Zähigkeit der Oeltheile unter einander bildet die ruhige Wagenburg, welche

die Fahrzeuge umgiebt, und macht die Wasserfläche so glatt, daß der Wind keinen Hügel oder Wiederstand daran antrift, und folglich auch keine Unebenheiten aufwerfen, und das Meer aufwühlen kann. Schon Plinius kannte diese Wirksamkeit des Oels auf Wasser, und Plutarch warf die Frage auf: woher kömmt es, daß ein Meer, auf welches man Oel gießt, durchsichtig und ruhig wird?

Man sucht auch diese Absicht durch Schifftheer, Fischthran, Robbenfett und andre Arten der Fettigkeit zu erreichen.

Erfreulich ist es immer für den Menschenfreund, wenn allmählich die Natur immer weniger furchtbar wird, und der Scharfsinn täglich mehr entdeckt, um die Gefahren, die sich dem unternehmenden Geist des Menschen in den Weg legen, zu vermindern.

Zu ausländischen Bäumen und deren Vermehrung, vermittelst des Wassers, zu gelangen.

Man schneide etwa im Merz, oder um den schädlichen Nachtfrösten auszuweichen, im April oder May, mit einem reinen, scharfen Messer ein neues Geschoß eines Zweiges, welches die Dicke einer Schreibfeder hat, schräg und auf einen Schnitt ab; stecke es in eine mit Wasser gefüllte gläserne Flasche welche man vor das Fenster gegen die Mittagsonne setzet; man gebe ihm die Woche drey bis viermal, und wenn die Sonnenhitze mehr zunimmt, alle Tage frisches Wasser; denn je öfter man frisches Wasser gibt, je gesunder und frischer sieht das kleine Aestchen aus. Nach ungefähr sechs Wochen bemerkt man an

den

den Enden dieses Aestgens eine weiße Spitze, zwey Linien lang, und in der Dicke wie eine Stecknadel, welches die kleine zarte Wurzel ist.

Nun nehme man, um der kleinern Pflanze etwas stärkere Nahrung zu geben, ein wenig gute und leichte Erde, zerreibe sie zwischen den Fingern, und thue sie in das Wasser, so bemerkt man des andern Tages, daß die Wurzel um die Hälfte zugenommen hat. Das Wasser wird sachte abgegossen, daß die Wurzel nicht mit ihrem anklebenden Schleim zerrrüttet werde; man gebe wieder frisch Wasser mit etwas zu kleinem Staub zerriebener Erde. Ohngefehr den dritten Tag entdeckt man eine andere Wurzel unter der ersten, und innerhalb zehn bis zwölf Tagen wächst nicht nur die Wurzel sehr stark, sonderr. es zeigen sich auch an dem obern Theil dieses Aestgens eine Menge kleiner Knöspchen. Nun ist es Zeit, das kleine Bäumchen sachte aus dem Wasser zu heben, und mit Sorgfalt in ein Gefäß mit guter Erde zu versetzen, und von Zeit zu Zeit wohl anzufeuchten; dann verpflegt man es, wie ein anderes Bäumchen dieser Art. Einige melden, daß die Fortpflanzung ausländischer Bäume noch besser von statten gehe, wenn man die Flasche mit Regenwasser, welches etliche Tage alt, fülle, auch wenn man mit etwas wenig Salpeter das Wasser vermische.

Diese Probe kann mit allen ausländischen Bäumen und Stauden vorgenommen werden. An Rosenstöcken ist sie auch schon mit Vergnügen gemacht worden. Sachkundige rühmen selbst diesen Versuch an.

Mit

Papier zu machen, das nicht leicht Feuer fängt; nnd umgekehrt, eins zuzurichten, das gerne Feuer fängt.

Um in papiernen Gucken Schießpulver aufzubewahren, damit es nicht leicht Feuer fange, zerstößt man Allaun zu Pulver, welches man in drey Theilen Wasser bey gelindem Feuer zergehen läßt. Man zieht die Bogen Papier zweymal durch diese warme Auflösung, indem es noch naß ist, und hierauf wird es auf Schnüren zum trocknen aufgehängt. Man könnte es ein unverbrennliches Papier nennen. Die Engländer verwahren ihr Schießpulver gegen die Nässe der Luft in Pulverdonnen, die sie inwendig mit dem beschriebnen Allaunpapier ausfuttern, und man würde das Mittel noch verbessern, wenn man vorher die Fässer ein wenig mit heisser Allaunlauge etlichemal bestriche und gut austrocknete, weil ein allauntes Holz nicht leicht zündet.

Zündendes Papier verfertigt man zum Feuerschlagen beym Tabackrauchen, statt des Zunderschwamms, von weißem Druckpapier, welches man durch Salpeterwasser zieht, worinn man den Salpeter hat kalt zergehen lassen. Noch naß fängt es schon Funken von Stahl und Stein auf, und brennt mit Knistern fort. Es ist noch dazu der Gesundheit zuträglich, da es die reinste dephlogistisirte Luft ins Zimmer bringt, und die verdorbene Luft verbessert. Ein Trost für den Tabackschmaucher.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortsetzung von Portugal.

Johann II. regierte von 1482 bis 1495. Dieser König hatte während seiner ganzen Regierung mit dem Adel zu kämpfen. Unzufrieden mit den neuen Verordnungen, durch welche er die angemaßte Macht der Großen einschränken wollte, entspann sich eine Verschwörung um die andere. Besonders machte ihm Ferdinand II. Herzog von Braganza viel zu schaffen, der zuletzt auf dem Blutgerüste sterben mußte. Allein dieser Tod zog eine noch gefährlichere Verschwörung nach sich, welche Jakob, Herzog von Viseo, des Königs Schwager, veranstaltete. Des Königs Leben und der Verlust der Freyheit des Prinzen Alfons waren die beyden vornehmsten Endzwecke derselben. Der König erhielt davon zu rechter Zeit Nachricht, und beobachtete die in solchen Fällen heilsame Kunst der Verstellung. Oft war er in Lebensgefahr, aber allemal half ihm seine Gegenwart des Geistes heraus. Einst wollte ihn, da er eben die Schloßtreppe hinaufgieng, ein Verschworner schon anfallen und niederwerfen. Der unerschrockene König merkte seine Absicht, fragte ihn mit starren Augen und starker Stimme, was er mache, und als er antwortete, daß er nur stolpere, so sagte ihm der König, siehe zu, daß du nicht fällst.

Umstände, Argwohn auf noch mehrere revoltirende Große des Reichs, und die wirkliche Besorgnis, sein Leben einmal geschwind zu verlieren, bestimmten ihn, das Haupt der ganzen Verschwörung,

den Herzog Jakob von Viseo aus dem Wege zu räumen. Unter dem Schein der Freundschaft und Liebe ließ er ihn zu sich fordern, und fragte ihn, als er in sein Zimmer trat: Was würdest du wohl thun, wenn jemand dich ermorden wollte? Ich würde ihm zuvor zu kommen suchen, versetzte jener. Gut, du hast dir das Urtheil selbst gesprochen, erwiederte der König, und darauf stieß er ihm den Dolch in den Leib, daß er todt zur Erde fiel. Nach diesem Mord stellte er erst die Untersuchung über seinen Schwager an, daß er sich des Verbrechens der beleidigten Majestät theilhaftig gemacht, und also den Tod schuldig verdient hatte. Er entschuldigte auch diese That so gut er konnte, belohnte die Verräther und ließ die an dieser Verschwörung Theilnehmenden ruhig Portugal verlassen. So grausam Johann II. in seinen Strafen zu seyn schien, und es in gewißer Rücksicht auch war, so sehr viel hat ihm dennoch Portugal zu verdanken. Er erweiterte seine Besitzungen, aber mit viel Klugheit..

Schon lange war es sein vornehmster Wunsch, einen Weg von Westen nach Osten hin ausfündig zu machen, auf welchem man, um Afrika herum, gerade nach Ostindien segeln und auf diese Weise an der dortigen kostbaren und sehr einträglichen Handelschaft leichter Antheil nehmen könnte. Daß man auf diese Straße kommen würde, war desto wahrscheinlicher, da man Nachricht hatte, daß bereits die Phönizier ganz Afrika umschift hätten. Zwey seiner Unterthanen, welche der König nach Egypten schickte, um von dort aus jene Gegenden näher zu untersuchen, bestätigten seine Hofnungen noch mehr, indem der eine aus dem Arabischen Meerbusen oder rothem Meere nach Abyßinien, der andre aber gar nach In-

dien

dien kam. Während dieser Versuche näherte sich der König auf der andern Seite von Afrika der Erfüllung seiner Wünsche. Bartholomäus Diaz gelangte wirklich im Jahr 1486 an das äußerste Ende des mittäglichen Afrika; muste sich aber daran begnügen, ein hohes Vorgebirge daselbst entdeckt zu haben, weil ihn die heftigen ausgestandenen Stürme, Hungersnoth und Empörung seiner Mannschaft nöthigten, nach Portugal zurück zu kehren. Er nannte daher dieses Vorgebirge das stürmische. Der König hingegen, dessen Hofnung durch diese Entdeckung auf das höchste gestiegen war, wollte es vielmehr das Vorgebirge der guten Hofnung genannt wissen, und diesen Namen hat es bis auf unsere Zeiten beybehalten. Die Portugiesen vernachläßigten diese Entdeckung, weil sie im Lande kein Gold fanden, und 1650 nahmen es die Holländer in Besitz, welche sich bis auf unsere Zeiten behaupten.

Durch seine Leibärtzte Roderich und Joseph, und den berühmten Nürnbergischen Mathematiker, Martin Behaim, der sich an dem Portugiesischen Hof aufhielt, nahm er das Königreich Congo auf der schon unter seinem Vater entdeckten Küste von Guinea in Besitz, und machte die Einwohner zu Christen. Behaim entdeckte auch die sogenannten Flammischen Eylande, und ward zur Belohnung für seine große und ausgebreitete Verdienste zum Ritter geschlagen. Auch Christophorus Columbus, ein Genueser, in der Seekunde ungemein bewandert, bot ihm die Ausführung seiner Lieblingsidee an, nämlich gegen Westen zu noch ein großes Land zu entdecken, und bat um Unterstützung. Allein der König schlug ihm das ab, was er freylich hernach zu spat bereute, nämlich seine thätige Hülfe. Johann II.

war hierinn zu schüchtern, und fürchtete, daß wenn es auch mit der Entdeckung seine Richtigkeit hätte, dieselbe etwa die Ausgabe nicht belohnen möchte. Columbus gieng daher an den Kastilischen Hof, und wurde demselbigen in der Folge ungemein nützlich. Dadurch wurde nun der König in die unangenehme Nothwendigkeit gesetzt, sich mit Ferdinand von Kastilien in Absicht Indiens zu vergleichen, und durch Vermittlung des Päbstlichen Nuntius folgende Einrichtung zu treffen. Man zog auf der Charte eine Linie von Norden nach Süden, welche erst hundert, hernach, weil Johann damit nicht zufrieden war, dreyhundert und sechszig Meilen gegen Westen von den Capoverdischen und Azorischen Inseln entlegen war, mit der Bedingung, daß alles, was von dieser Linie gegen Morgen läge, der Krone Portugal, was aber jenseits derselben weiter gegen Abend liege, dem König von Kastilien zugehören solle. Der Pabst Alexander VI bestätigte diesen Vergleich durch eine Bulle, die er dem König Ferdinand und seiner Gemahlin gab. Es entstanden aber dennoch unter der folgenden Regierung merkwürdige Streitigkeiten über diese entdeckte Länder. Der Verlust seines von ihm innigst geliebten Prinzen Alfons beugte ihn so sehr, daß er im Jahr 1495 starb. Ein Hauptfehler seiner Regierung war die Aufnahme der Juden, welche Ferdinand 1482 aus Kastilien verjagt hatte, welche für ihre Aufnahme Kopf für Kopf eine Krusade bezahlen mußten. Seit dieser Zeit ist Portugal mit heimlichen Juden überschwemmt.

Auf ihn folgte seines Vaters Bruders Sohn, Emanuel der Große genannt, und regierte vom Jahr 1495 bis 1521. Wenn auch gleich dieser König den Beynamen des Großen, den ihm die Nachwelt

welt gegeben hat, nicht durch die Eigenschaften seines Geistes verdiente, so hat doch Portugal unstreitig keinen König gehabt, dessen Regierung so glänzend als die seinige gewesen wäre Mit ihm eröffnete sich das goldene Zeitalter für Portugal. Ihm glückte dasjenige, was seine Vorfahr vergebens gesucht hatte: um Afrika herum gerad nach Ostindien zu schiffen. Diese große Unternehmung wurde sechs Jahre nach der Entdeckung von Amerika vollendet. Emanuel schickte einen Portugiesischen Edelmann, **Vasco de Gama**, mit einigen Schiffen dahin ab; und dieser langte, nachdem er an der östlichen Küste von Afrika hin, darauf aber durch das Indische Meer gesegelt war, zu Calecut an der Malabarischen Seeküste von Indien, im Jahr 1498 an. In dieser Seestadt blühte damals unter allen Indianischen der stärkste Handel mit Spezereyen, besonders mit Zimmet, Nelken, Pfeffer und Ingwer, mit Edelgesteinen, Seiden, baumwollenen Zeugen und vielen andern Kostbarkeiten. Man traf in diesem Lande auch manche unbekannte Thiere und Pflanzen an; unter andern sind die kalekutischen Hahnen, die man auch Truthahnen oder Puter nennt, aus dieser Gegend nach Europa gebracht worden. Die Portugiesen suchten sogleich von den Königen von Calecut und Konchin die Erlaubnis zur Handlung und zur Niederlassung in ihren Ländern zu erhalten. Zwar widersetzten sich ihnen die Araber, welche bisher den Indianischen Handel mit so vielem Gewinn getrieben hatten; allein die Portugiesen wußten ihnen bald denselben größtentheils zu entreissen. In Europa hatte dieses noch wichtigere Folgen. Die Venetianer, Genueser und Pisaner verloren nunmehr jene Handelschaft, in deren Besitze sie so lange gewesen, und dadurch reich geworden waren. Der ganze Handel von

Europa wurde erschüttert, und nahm einen andern Gang. Da die Portugiesen einen kürzern Weg nach Ostindien gefunden hatten, und unmittelbar daher alle Waaren hohlen konnten, so waren sie auch im Stande, dieselben den Europäern wohlfeiler zu verkaufen. Sie gewannen Schätze, welche die Spanier nicht so geschwind und in solcher Menge aus dem neuentdeckten Amerika zogen. Ihre Macht zur See stieg mit gleicher Schnelligkeit, und eines der kleinsten, nicht überflüßig bevölkerten Reiche, bekam einen ungewohnten Einfluß auf das übrige Europa.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verhältnis der menschlichen Sinnorgane zu der Natur.

Beschluß.

Das bestimmte Verhältnis der menschlichen Sinnorgane zu der Natur läßt sich aber noch von einer andern Seite betrachten, die für uns von besonderer Wichtigkeit ist. Es hängt nämlich die Beschränkung des Menschen überhaupt grösstentheils davon ab. Denn es ist gewiß, daß unsre sinnlichen Eindrücke den ersten Stoff und die Grundlage all unsers Denkens ausmachen, und daß selbst unsre höchsten allgemeinen Begriffe das Gewand der sinnlichen annehmen müssen, wenn sie uns denkbar bleiben sollen. So kommen die sinnlichen Begriffe von Raum, Ort, Reihe, Folge, Größe, Kleinheit, Form, Figur u. s. w. nur körperlichen Dingen zu; dennoch leihen wir dieselben unsern sogenannten reinen allgemeinsten Begriffen, und sind dazu durchaus genöthiget, zum Beweis, wie wenig wir der sinnlichen Begriffe entbehren können. Die Beschränkung unserer

serer Sinne läßt nur eine bestimmte Summe von äus-sern Eindrücken zu. Da nun aber diese den Stoff unsers Denkens ausmachen, so ist es begreiflich, daß dadurch auch die dem Menschen möglichen allgemei-nen Begriffe bestimmt werden. Jemehr sinnliche Begriffe man daher hat, je lebhafter wird der allge-meine Begriff. Je mehr Unterarten der Begriffe man sammlet, desto mehr wird der Hauptbegriff be-richtigt. Unsre allgemeinen Begriffe leiden an Rich-tigkeit, Bestimmtheit und Lebhaftigkeit, je geringer die Zahl und je unvollkommner an sich unsre sinnlichen Vorstellungen sind. Wir haben zum Beyspiel die allgemeinen Vorstellungen von einer unbegränzten Macht, Weisheit und Güte, die alles schaft, ordnet und überall Segen verbreitet. Wir würden unser ganzes Denken aufgeben müssen, wenn wir diesen Begriffen, die sich uns überall aufdringen, entsagen sollten. Allein woher die Zweifel, die uns in dieser Rücksicht hin und wieder aufstossen? Von den Lücken, die sich in unsern untergeordneten sinnlichen Begrif-fen finden. Warum müssen wir uns so oft mit der Aehnlichkeit der Begriffe behelfen? Weil wir in ein-zelnen Fällen nicht immer Kenntniß genug von dieser und jener Sache erlangen können. Und woher das alles? Von der Beschränkung unserer Sinne. Könn-ten wir diese schärfen und verfeinern, so gäb' es we-niger Lücken, weniger Zweifel in unsrer Erkenntnis. Wie hat nicht der menschliche Verstand, wie haben nicht alle unsere Wissenschaften, besonders die Phi-losophie, seit Erfindung der Fern- und Vergrößerungs-gläser, seit Vervollkommnung der Scheidekunst und Naturlehre überhaupt gewonnen? Wie viel haben sie nicht gewonnen, seitdem die Natur hier auf der Erde in allen Welttheilen mehr beobachtet ist, und diese Beobachtungen mitgetheilt worden sind? Und wie viel

können und werden sie nicht bey fortgesetztem Fleiße der Naturforscher gewinnen? Das alles ist doch Hülfe, die unsrer Beschränkung zu statten kommt, die wir nicht alles selbst, oder nicht alles unmittelbar sehen und hören können. Die Beschränkung unsrer sinnlichen Werkzeuge beschränkt also unser Denken.

Unsre äußern Eindrücke, die entweder angenehm oder unangenehm sind, bestimmen den Werth der äusserlichen Dinge für uns. Diese Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit, dieses Wohl- und Mißbehagen hängt davon ab, daß unsre Sinne uns nur für gewisse Wirkungen der äusserlichen Dinge empfänglich machen; nur gewisse Wirkungen derselben bey uns zulassen. Wir haben keinen Sinn für jede mögliche Wirkung äusserlicher Dinge. Es ist nicht nur denkbar, sondern auch wirklich, daß diese Dinge auf anders gebildete Sinnorgane ganz andre Wirkungen hervorbringen. Ein Exempel mag die Sache erläutern. Es wäre doch ein wahrhaftiges Unglück für den belebten Theil der Schöpfung, wenn alle lebendige Geschöpfe einerley Nahrungsmittel haben müßten, oder einerley Geschmack hätten. Sie würden ja alle in einem ewigen Krieg mit einander leben. Das ist aber nicht der Fall. Was der Mensch verschmäht, ist dem Thier ein Leckerbissen. Wenn verschiedene Heerden auf derselben Flur weiden, so sucht sich jede ihre eigene Nahrung, und läßt das Uebrige für die andern stehen. Da unsre Sinne uns nicht mit jeder Wirkung der äußerlichen Dinge bekannt machen, so ist klar, daß wir nur eingeschränkte Vorstellungen davon bekommen müssen, daß wir von dem Werth der Dinge zunächst nur in Beziehung auf uns urtheilen können. Wir treten wohl manches mit Füssen, was in Gottes

Schöpfung mehr nutzt, als Gold und Silber. Es ist uns das nicht übel zu nehmen, denn es geht nach der alten Regel: Ignoti nulla cupido *) Wenn der Hahn in der Fabel das Weizenkorn nimmt, und den Diamant liegen läßt, so vergeben wir das seiner Unwissenheit gern. Wir Menschen aber, die wir denken können, sollten es uns nie zu Schulden kommen lassen, den verhältnißmäßigen Werth der Dinge für den bestimmten zu halten. Und gewiß, auch diese Betrachtung, daß alles in der Schöpfung seine guten Absichten und seinen großen Nutzen haben kann und wirklich hat, wenn wir uns gleich diese Absichten nicht zueignen, oder diesen Nutzen an uns nicht aufweisen können, würde uns mit Gott und seiner Welt zufriedner machen.

Dir leuchtet die Sonne, o Mensch, dir scheint der liebliche Mond, dir funkeln die Sterne, dich ehrt die Erde als ihren König, für dich schmückt sich die Flur, dir lachen die Früchte am Traubenhügel, zu dir neigt der Baum seine belasteten Zweige nieder, dir werden reiche Heerden gebohren. Geniesse mit Erhebung deines Herzens zu der alles beglückenden Güte, was dir zu geniessen beschieden ist. Aber hüte dich, vergeblichen Aufwand oder Zwecklosigkeit in irgend einem Theil der Schöpfung zu vermuthen, weil du keine unmittelbaren Absichten, die auf dich gerichtet wären, darinn entdecken kannst. Alles Lebendige soll sich seines Daseyns freuen, für die Bedürfniße und das Wohlseyn der Ameise und Milbe mußte eben so wohl gesorgt werden, als für das deinige. Verehre den Vater der Wesen, der dich zu seinem Liebling auf Erden erkor; aber werde nicht stolz und fordre

*) Was man nicht weis, verlangt man nicht mit großer Begierde.

nicht, daß alles Wohlseyn und jede Freude deiner Mitgeschöpfe dir aufgeopfert werden soll. Mußt du denn immer oder alles sinnlich geniessen, um glücklich zu seyn. Dir ward ja ein höherer Freudengenuß beschieden. O lerne sie empfinden, die hohe Freude, welche der große Gedanke darbeut: „Der Herr ist allen gütig und erbarmet sich aller seiner Werke!“

Auszug
aus Herrn Professor Burja's
Bemerkungen über Liefland und Rußland.

Liefland wird von zwo Nationen, nämlich den Letten und den Esthen bewohnt. Die erstern bewohnen den mitternächtlichen Theil dieses Landes von Kurland an bis gegen Dorpat, und ihre Sprache kömmt der kurländischen und litthauischen nahe: die Esthen aber wohnen von Dorpat an bis an Rußland und ihre Sprache gleicht der finn- und lappländischen. Beyde Völker haben zwar theils gezwungen, theils aus freyem Willen die christliche Religion nach dem Auzsburgischen Glaubensbekenntnis angenommen, aber sie üben noch manchen heydnischen Aberglauben aus. Sie bringen z. B. unter geheiligten Bäumen und an dem Fuße gewißer zerstörten Mauern Opfer, und richten den Seelen ihrer Verstorbenen Bäder und Mahlzeiten zu; sie glauben an Zauberey, und behaupten, sie zu verstehen aber alle diese abergläubischen Meynungen halten sie äußerst geheim, aus Furcht vor ihren Herrn und Geistlichen, die sie mit Stockschlägen davon abzubringen suchen. Die Schreibekunst ist ihnen völlig unbekannt, und lesen können nur wenige; um sie zu nöthigen, es zu lernen, geben die Geistlichen kein Brautpaar zusammen

men

men, bevor sie nicht ihren Katechismus so mittelmäsig lesen können; und da sie auf den Dörfern keine Schulen haben, so müssen die Alten die Jüngern unterrichten. Uebrigens sind diese Bauern eben so unglücklich, als dumm: sie werden von der härtesten Leibeigenschaft unterdrückt; man behandelt sie schlechter, als Lastthiere; sie werden ganz erbärmlich gepriegelt, und man verkauft sie einzeln, oder Familienweise wie Heerden Vieh. Ein Mann oder junger Bursche kostet ungefähr 40, und eine Frau oder ein Mädchen 20 Thaler, die kleinen Kinder gehen mit in den Kauf. Derjenige, der dergleichen Leibeigene kauft, ist in Rücksicht ihrer zu nichts verbunden; er kann sie behalten, weggeben, wieder verkaufen, verheyrathen, oder ledig lassen, je nachdem es ihm gutdünkt. Wenn es ihm beliebt, ihnen außer der Nahrung und Kleidung noch einiges Geld zu geben, so ist das blos ein Werk der Barmherzigkeit. Um das Recht zu haben, sich Leibeigene zu kaufen, ist es hinreichend, wenn man einen Offiziersrang hat. Hier haben wir also in Europa einen Menschenhandel, der im kleinen dem afrikanischen Negerhandel ganz gleich kömmt. Zu Wiburg in Finnland ist ein rechtschaffener Kaufmann, der schon oft liefländische Leibeigene gekauft hat, um ihnen nach Verlauf einiger Zeit die Freiheit zu schenken. Er verdient genennt zu werden: Andreas Janisch ist sein Name. Wenn man die liefländischen Edelleute um die Ursache befragt, warum sie gegen den grösten Theil ihrer Leibeigenen so hart verfahren, so antworten sie: sie seyen eine ganz eigene Gattung von Menschen, und so eigensinnig und halsstarrig, daß man bey ihnen nur durch die äußerste Strenge etwas ausrichten könne. Aber dieß ist der gewöhnliche Vorwand der Tyrannen. Die Letten

und

und Esthen sind Menschen, wie wir, und wenn man sie von Jugend auf menschlicher behandelte, so würsie gewiß vernünftiger und gelehriger werden. —

In Rußland unterscheidet man drey verschiedene Stände: der erste besteht aus den Herren und Edelleuten und heißt Boyaria; der andere aus Bürgern oder Kaufleuten, die man sämtlich unter dem Namen Kouptzi begreifet, und der dritte aus Bauern oder Leibeigenen, welche Mougiki heißen. Die Edelleute haben fast die Lebensart der übrigen Europäer angenommen; die Bürger, die gewöhnlich freygelassene Leibeigne sind, behalten immer die Sitten ihres vorigen Standes bey und ihre Anzahl ist sehr gering; nur bey den Mougiki kann man also den wahren Nationalcharakter der Russen antreffen. Einige sind Leibeigne der Krone, und die andern, welche die größte Anzahl ausmachen, Leibeigne der Edelleute, die, das Recht über Leben und Tod ausgenommen, alle Gewalt über sie haben. Ursprünglich waren die rußischen Bauern frey; um die Mitte des 16ten Jahrhunderts aber wurden sie an Grund und Boden gebunden, um ihren Wanderungen zuvorzukommen, und von der Zeit an hat sich die Krone des Rechts angemaset, sie gänzlich als Sklaven zu behandeln, sie zu verkaufen, zu kaufen, oder wegzugeben. Unterdessen ist ihr Joch leichter, als jenes der liefländischen Bauern, weil die liefländischen Edelleute die ihrigen blos als eine mit den Waffen in der Hand gemachte Eroberung ansehen, da hingegen die rußischen Bauern mit ihren Gebietern gleichen Ursprung haben.

Die gewöhnlichste Nahrung der rußischen Bauern ist nächst dem Brode, der Schtschi oder eine Suppe von Kohl, der durch eine geringe Gährung gesäuert und ganz klein gehackt wird: diese Suppe

wird

wird aber auch sehr oft von einem Stück gesottenen Fleisch begleitet. Ihr Trank ist Kivas, das ist, eine Art von gelblichtem und säuerlichem Halbbier, welches sie selbst in großen irdenen Töpfen sieden laßen. Ihre Kleidung besteht in einem immer saubern Hemde, das bis über die Hosen geht, einem schlechten leinenen Kittel, und einem dem leztern ziemlich ähnlichen Oberrock von groben wollenen Zeuge: das Ganze reicht bis über die Knie, und ist durch einen Gürtel befestiget; im Winter tragen sie statt des Oberrocks einen Schaafspelz. Im Sommer gehen sie mit bloßen Kopfe, aber im Winter bedecken sie ihn mit einer Pelzmütze; den Hals tragen sie Sommer und Winter blos; die Beine sind mit leinenen Binden umwickelt, und die Füße mit Schuhen, oder vielmehr einer Art von Körben versehen, die aus Baumbast geflochten werden. Die Weiber gehen beynahe wie die Männer gekleidet, aber ihre Oberkleider sind fliegend und ohne Gürtel, auch viel länger, indem sie fast bis auf die Füße herabgehen.

Die Fortsetzung folgt.

Die Weiber der Karaiben auf den Antillen.

Antillen, ist der allgemeine Name, welchen man einer Reihe Inseln in Amerika beylegt, welche an und in dem mexikanischen Meerbusen gelegen sind. Auf den sogenannten kleinen wohnten die Karaiben, ein zwar ungesittetes aber redliches und auch tapfres Volk. Engländer und Franzosen, welche hier ihre wichtigsten Zucker- und andere Pflanzungen besitzen, haben zwar einen großen Theil dieses Volkes ausgerottet, und aus Afrika Neger dahin versetzt, deren sie sich zu den nöthigen Arbeiten bedienen.

Indes-

Indessen leben noch auf mancher der kleinen Inseln Karaiben, von deren Weibern wir hier folgende kleine Nachricht geben wollen. Diese Weiber sind, wie die ganze Nation, von mittler gedrungener Statur, schwarz von Augen und Haaren, haben ein rundes Gesicht, kleinen Mund, sehr weiße Zähne, heitere lachende Mienen, und einen sehr sittsamen Anstand. Sie bemahlen sich wie die Männer, nur daß sie sich keinen Bart und schwarze Streifen machen. Ein kleiner, mit gewissen Fruchtkernen geschmückter Schurz, den sie Camisa nennen, bedeckt ihre Blöse. Armbänder und Ohrringe lieben sie bis zur Ausschweifung. Kinder, Knaben sowohl als Mädchen, haben bis zu ihrer Geschlechtsreife keine andre Bekleidung als einen Gürtel von Glasperlen. Alsdann bekommen die Mädchen den Camisa, und ihre Mütter oder andere weibliche Verwandte legen ihnen Halbstiefel, die aus Baumwolle gemacht sind, an, welche, da sie von dem Knöchel etwan vier bis fünf Zoll in die Höhe gehen, die Wade größer und härter, als sie von Natur geworden wäre, zu werden nöthigen. Sobald ein Mädchen den Camisa und die Halbstiefeln erhalten hat, muß sie den Umgang mit Knaben aufgeben, und beständig um ihre Mutter seyn. Es ist nichts seltsames, daß ein Mädchen vom vierten Jahr seines Lebens an, an einen Jüngling versprochen ist, der es als seine Frau anzusehen gewöhnt ist. Die Vielweiberey geht bey ihnen im Schwange und die Blutsfreundschaft wird bey den Ehen so wenig in Betracht gezogen, daß ein Mann drey bis vier Schwestern heurathen darf, welche seine Nichten oder Muhmen sind. Nur Brüder und Schwestern dürfen sich nicht mit einander verehlichen. Bemerkenswerth ist es, daß ihre Sprache für beyde Geschlechter und auch für Kinder

beson-

besondere Worte hat, mit denen sie die Gegenstände verschiedentlich benennen; so daß eine Mannsperson z. B. ein andres Wort braucht, wenn es dieses oder jenes Thier nennen will, eine Weibsperson wieder ein andres, und ein Kind wieder ein andres. Weiber sind es, welche die Hängematten verfertigen, die den Karaiben statt der Betten dienen, und ein Mann würde seine Ehre verlohren haben, wenn er Baumwolle gewebt und gesponnen, oder eine Hängematte gemacht hätte. Die Neger und die Karaiben hegen die stärkste Verachtung gegeneinander. Ein Karaibe wird nie eine Negerin heurathen, und es ist wenigstens ein höchst seltener Fall, daß eine Schwarze sich mit einem Karaiben verehlicht.

Der weise Fürst.

Eines Tages fragte der Vezier Mussafer den großen Aaron Raschild, den Gott segnen möge, was denn seine Absicht wäre, daß er Akademien und Schulen errichtete, und die Wissenschaften in Flor zu bringen suchte? Denkest du denn, sagte der Vezier, daß man dir deswegen besser gehorchen werde? Ja, antwortete der Calife, weil mein Volk besser von der Billigkeit meiner Gesetze urtheilen wird. — Wird es deswegen besser die Steuern bezahlen? Ja, weil es sehen wird, daß ich nichts, als das unumgänglich nöthige von ihm fordere. — Werden deine Soldaten mit mehr Muth streiten? — Ja, weil sie verständigere Anführer haben werden. — Aber fuhr Mussafer fort, deine Weisen, deine Gelehrten, werden sie sich nicht in die Regierung mischen wollen? O Herr der Herren, werden sie nicht die Kühnheit haben, Fehler an dir zu vermuthen? — Sie werden noch etwas besseres thun, sagte Aaron, sie werden

mir

mir diejenigen entdecken, die ich begangen habe, und mich dadurch lehren, keine wieder zu begehen. Der Vezier drang noch mehr in ihn, und sagte: Wie, Licht der Welt, du wolltest deinen Weisen erlauben, alles frey zu sagen, was sie denken? — Ohne Zweifel, versetzte lebhaft der Calife, wenn sie nicht frey reden wollten, so würden sie mich sehr unvollkommen unterrichten. — Aber können nicht einige von ihnen auch Irrthümer verbreiten? — Ja, und diese Irrthümer werden von andern bestritten werden. Gnädger Herr, setzte der Vezier hinzu, ich darf dir nichts verschweigen; seit dem das Volk anfängt, sich zu unterrichten, so werden diejenigen, die du deiner Gnade und deines Vertrauens würdigest, Gegenstände des öffentlichen Tadels; ich selbst, gnädiger Herr, ich selbst... Ich verstehe alles, fiel ihm der Calife ein, und begab sich weg. — O weiser Calife!

Mit einem Brennglase im Schatten anzuzünden.

Man lasse mit einem gemeinen Planspiegel das Sonnenlicht auf eine schattige Wand auffallen, und zünde in diesen reflecktirten Lichte mit dem Brennglase Zunder an. Den Zunderschwamm verbessert man, wenn man ihn in Salpeterwasser legt, und wieder trocknet.

Der unterzeichnete Bücherverlag bittet diejenigen, die diese Mannichfaltigkeiten im künftigen Vierteljahr nicht mit zu halten gedenken, es anzuzeigen, um die Auflage darnach einzurichten. Übrigens wird man sich eifrig bestreben, sie immer gemeinnütziger und angenehmer zu machen.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Fortsetzung von Portugal.

Alle diese neuen Erwerbungen zogen den Portugiesen bald wichtige Feinde zu, und verwickelten sie in schwere Krige. Kaum war Gama aus Indien zurückgekommen, als der König Emanuel eine ansehnliche Flotte, mit Soldaten und Kriegsvorrath hinlänglich ausgerüstet, in dieses Land schickte, damit sich die Portugiesen in denselben, wenn ihnen etwa eine freundschaftliche Aufnahme versagt würde, mit Gewalt festsetzen könnten. Auch mußten sie kleine Festungen anlegen, um die im Lande zusammengerafte Schätze irgendwo in Sicherheit zu bringen. Ein solcher Ort wurde für sie in der Folge Goo, welches sie auf einer kleinen Insel an der malabarischen Seeküste anlegten, und bald darauf Diu, auf einer andern kleinen Insel. Diese beyden Plätze wurden gleichsam die Bollwerke ihrer dortigen Besitzungen. Sie nehmen auch ausser andern indischen Städten Malacca an der südlichen Spitze der Halbinsel, jenseits des Ganges gelegen, ein, besetzten die Molukken, oder die Gewürzinseln, welche an Nelken und Muskatnüssen sehr reich sind; ferner Ceylon, wo der beste Zimmet wächst, mit den maldivischen Inseln, und öffneten sich auch den Weg, bis nach China und Japan zu handeln. Um sich der ganzen Strasse, welche sie aus Europa nach Ostindien (so nannten sie jetzt diese neuentdeckte Länder, zum Unterschied jener in Westen aufgefundenen) zu befahren hatten, desto mehr zu versichern, den asiatischen und afrikanischen Seehandel noch stärker an sich zu ziehen, und ihren Schiffen während der Reise allerley Erfrischungen zu verschaffen, eigneten sie sich noch viel

andres fremdes Gebiet zu. Sie eroberten Ormuß, einen sehr wichtigen Ort auf einer Insel im persischen Meerbusen gelegen, der wegen seiner vortreflichen Lage fast die vornehmste Handelsstadt in den Morgenländern, und der Zusammenfluß vieler Nationen wurde. An der östlichen Küste von Afrika nahmen sie Mozambique, Melinda und andere Plätze weg, wo sie zugleich Goldstaub, Elfenbein und Sclaven gegen europäische Waaren von geringem Werthe eintauschten. Darüber geriethen sie nun in Kriege mit den indischen Fürsten, mit den Türken, Arabern und Persern. Auch der Sultan von Egypten grif sie mit beträchtlichen Heeren und Flotten an, weil sie die Handlungsquellen seines Reiches zu verstopfen anfiengen. Doch die Portugiesen wehrten sich mit ausserordentlicher Tapferkeit, und überwanden, ob sie gleich nur in kleine Haufen abgetheilt waren, ihre Feinde allemal. Ihre größten Helden und klügsten Befehlshaber in Ostindien waren Alfons von Albuquerque, und Sylviera de Meneses *). Beyde wurden, nach der gewöhnlichen Weise der Welt, mit Undank belohnet. Der letztere, der nach einem abgeschlagenen Sturm sich nur noch mit 12 gesunden und 40 leicht verwundeten Soldaten in einer kleinen, von den Portugiesen angelegten Festung gegen den Fürsten von Camboya, der 14000 Mann zu einem zweyten Sturm anführte, mit unbegreiflicher Tapferkeit gewehrt hatte, wurde zwar auf eine kurze Zeit der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung; allein dieß zog ihm bald darauf den Neid der andern Befehlshaber zu. Man legte ihm Verbrechen zur Last — ließ ihn in Ketten legen, und schickte ihn als einen Missethäter nach Lissabon. Er starb auf dieser Fahrt, und, seiner Uneigennützigkeit bewußt, befahl er seinem Sohne, dem Könige den Werth der Kettenkugeln

zu

*) Lebte unter Johann III.

zu bezahlen, mit welchen man seinen Körper ins Meer versenken würde, als das einzige, was er seinem Könige schuldig sey. So bewundernswerth unterdessen der Muth war, mit welchem die Portugiesen in diesen Gegenden fochten; so kann man doch eben so wenig leugnen, daß sie daselbst auch viele ungerechte und grausame Handlungen begangen haben; die aber, wie es gewöhnlich ist, durch den Glanz der Eroberungen bedeckt wurden.

Während die Portugiesen, gleichsam vom Glück verfolgt, ihre Augen ganz allein auf die ostindischen Entdeckungen hefteten, so wurde eine durchs Ungefähr gemachte Entdeckung in Westindien die Ursache, daß sie ihre Aufmerksamkeit nun auch noch auf diese westlichen Gegenden lenkten. Cabral, einer ihrer Admirale, gerieth auf seiner Fahrt 1500 nach Ostindien, indem er die afrikanischen Seeküsten zu vermeiden suchte, westwärts an ein großes Land im südlichen Amerika, von welchem er sogleich Besitz nahm, und welches die Portugiesen nachmals Brasilien nannten. Sie fanden dieses Land so angenehm, fruchtbar, und an mancherley natürlichen Schätzen reich, daß es nach und nach ihre wichtigste und einträglichste Besitzung ausserhalb Europa geworden ist. Sie haben daselbst viel Zucker und vortreflichen Taback gebauet. Das Brasilienholz, welches hier in Menge wächst, ist ein dunkelrothes, zum Theil gelbbraunes, schweres und hartes Holz, wovon das beste aus der dortigen Landschaft Fernambuko, oder eigenenlich Parnambuko, kömmt. Es ist nicht allein zu Drechsler Arbeiten brauchbar, sondern auch ein schönes Färbeholz, indem es eine hochrothe Farbe, oder das sogenannte unächte Carmosin giebt. Es wird auch ein flüßiges Lack zur Miniaturmahlerey, und die rothe Kreide, welche man Rosette nennt, daraus ver-

fertiget. Auſſer dieſen Erzeugniſſen, vielen Spezereyen und Apotheckerwaaren, haben die Portugieſen in den neuern Zeiten auch Gold und Diamanten im Ueberfluße gefunden, und ſeit zehn Jahren ſollen ſie in dieſen Gegenden eine beträchtliche Menge Baumwolle gewinnen.

Fortſetzung der

Bemerkungen über Rußland.

Die Hütten der rußiſchen Bauern ſehen ſich alle gleich. Ihre Dörfer ſind in zwo Linien gebaut, die längſt an den beiden Seiten der Straße hinlaufen. Die Hütten ſind mit der Straße gleichlaufend in die länge gebauet und mit Bretern bedeckt; man ſieht nur eine Wand von Balken, durch welche zwey Löcher gehen, die ſtatt der Fenſter dienen, und nur ſo groß ſind, daß man den Kopf hinausſtrecken kann. Selten ſind ſie mit Glaſe verſehen, aber inwendig iſt ein hölzerner Laden, um ſie bey Nacht oder bey üblem Wetter zuzumachen. Auf der Seite der Hütte iſt eine Thüre, durch welche man in den Hof kömmt, deſſen größter Theil mit einem hölzernen Dache bedeckt iſt, um Wagen, Heu u. d. gl. darunter zu verwahren. Vom Hofe kommt man vermittelſt einiger Stufen von hinten in das Haus hinein. Wenn man die Thüre geöfnet hat, ſo findet man in dem Winkel zur rechten Hand einen Ofen von Backſteinen, der zum Kochen und einheitzen dienet. Um dieſen herum und oberhalb deſſelben befindet ſich ein hängender Verſchlag, auf dem die Bauern ſchlafen und Mittagsruhe halten, welches ſie auch wohl auf dem Ofen ſelbſt thun, ſo heiß er auch ſeyn mag; denn ſie lieben die Wärme außerordentlich. In dem entgegengeſetzten Winkel, oder linker Hand, wenn man zur Thüre

hin

hineinkömmt, ist ein Bret von Mannshöhe, auf welchem einige Bilder von Heiligen aufgestellt sind, die von kleinen Wachskerzen oder Lampen erleuchtet werden, welche man an Festtagen anzündet; die Kleider der Heiligen sind erhaben von verzinntem oder versilbertem Eisenblech, oder auch wohl von vergoldetem Kupfer gemacht; das Gesicht aber, so wie die Hände und Füße, überhaupt alle bloße Theile sind nur gemahlt. Die Russen sagen, es sey ihnen wohl erlaubt, gemahlte Bilder zu haben, aber keine geschnitzten, denn das göttliche Gebot laute: Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen. Rings herum an den Wänden der Stube befindet sich eine breite hölzerne Bank, um darauf zu sitzen, oder zu liegen, und näher nach der Thüre, als nach dem Heiligen zu ist linker Hand ein Tisch, der aus zwey der Länge nach zusammengefügten Bretern besteht; vor demselben ist auf der einen Seite die eben erwähnte Bank, auf der andern aber eine andere, die man wegnehmen kann. Das übrige Hausgeräthe besteht in einem irdenen oder hölzernen Handbecken, das zur Seite des Ofens an der Wand hängt, um sich, wenn es die Reinlichkeit erfordert, daraus zu waschen, aus einer hölzernen Schüssel, und dergleichen Tellern und Löffeln, welches so ziemlich der ganze Hausrath ist.

Da die ganze Hütte nur eine einzige Stube ausmacht, so ist in derselben alles bey einander; man sieht da auf der Erde oder auf den Bänken, Herr, Frau, Kinder, Knechte und Mägde, alle unter einander schlafen, ohne Aergernis zu verursachen: jedoch findet man in einigen Hütten einen besondern Winkel für den Herrn und die Frau, der aber nur durch einen von einer Querstange herabhangenden leinenen Vorhang von dem übrigen Raum abgesondert wird. Da die Hütten

keinen

keinen Kamin haben, so ist inwendig alles vom Rauche so schwarz, als wenn es mit Dinte beschmiert wäre, und kömmt man in den Stunden hinein, da die Hausfrau das Essen zurichtet, so verursacht der Geruch vom Rauch und von den Zwiebeln, die in jedes Gerichte kommen, jedem, der es nicht gewohnt ist, sehr heftige Uebelkeiten. Kann man es nicht mehr aushalten so öffnet man einen Schieber, der über dem Fenster ist, wodurch sich ein Theil des Rauchs verzieht; aber der Bauer thut es nicht gerne, weil er fürchtet, die Wärme möchte auch mit hinausziehen, und er lieber in seiner Hütte gebraten zu werden wünscht.

Uebrigens machen sich die Bauern alles selbst, was ihre Bedürfniße heischen; sie machen sich ihre Schuhe, Bänke, Tische, hölzernen Gefäße, ihre Oefen und ihre Hütten. Die Bäuerinnen verfertigen auf sehr unvollkommenen Werkstühlen eine Art von Leinwand, die einem breiten Bande gleicht. Folglich braucht sich der Bauer nur wenig zu kaufen, das Tuch zu seinem Oberkleide, den Schaafspelz, den Gürtel, der für ihn ein Gegenstand der Prachtliebe ist, und sein Eisenwerk zur Feldarbeit.

Die rußischen Bauern sind mäßig im Essen, aber nicht im Trinken; ihre leidenschaftliche Neigung für den Brandtwein geht bis aufs äußerste; sie sind daher sehr oft betrunken, besonders an den Festtagen, und sie würden ihre Heiligen nicht recht zu verehren glauben, wenn sie sich nicht ihnen zu Ehren berauschten. Sie haben sogar einen eigenen Ausdruck, mit dem sie den Zustand bezeichnen, in welchem man sich den andern Morgen nach einer solchen Ausschweifung befindet; dieser Mittelstand zwischen Gesundheit

sundheit und Krankheit heißt bey ihnen Spoklimélié: übrigens trinken die Weiber so gut wie die Männer. Man kann zwar nicht sagen, daß sie faul wären; indessen betrachten sie ihre Arbeit nur als ein nothwendiges Uebel, verrichten sie nur halb, und begnügen sich mit einem ziemlich unvollkommenen Erfolg derselben, ohne jemals ihre Verrichtungen zu vervollkommnen zu suchen; und daher kömmt es auch, daß sie ihre Felder mehr aufscharren, als sie würklich pflügen. Die Reinlichkeit des Leibes lieben sie sehr, und so schmutzig auch bisweilen ihr Oberrock oder der Pelz aussieht, so weiß ist doch immer ihr Hemde. Sie haben warme oder Dampfbäder, in welche sie sich die Woche ein oder zweymal begeben, um da auszudünsten, und zwar Männer; Weiber, Knaben und Mädchen, alles unter einander. Diese Vermischung der beiden Geschlechter in den Bädern ist zwar in neuern Zeiten verboten worden, allein das Verbot wird nicht geachtet.

Sie verheirathen sich sehr jung und oft auf Befehl ihrer Herren. Das väterliche Ansehen ist unter ihnen sehr groß, und dauert fort, so lange die Kinder leben: ein Vater kann seinem Sohne Stockschläge geben, so alt dieser auch seyn, und welche Ehrenstellen er auch bekleiden möchte. Man erzählt, daß einst ein alter Bauer seinen Sohn besuchte, der sein Glück bey dem Kriegsheere gemacht hatte, und eine wichtige Stelle bekleidete: auf seine Beförderung stolz hatte er den Alten immer durch seine Bedienten vor der Thüre abweisen laßen; allein dieser trat einmal, ohne von den Bedienten bemerkt worden zu seyn, in das Zimmer, und fieng an seinen Sohn nach Herzenslust herum zu karbatschen, ohne daß dieser, von Ehrfurcht abgehalten, es gewagt hätte, sich zu vertheidigen oder um Hülfe zu rufen.

Ueber

Ueber das Vergnügen des Nachdenkens.

Aus dem Englischen des Knox.

Daß der Genuß des Verstandes das Vergnügen der Sinne übertrift, dieß ist eine Wahrheit, welche alle diejenige anerkennen, die fähig sind, ihre Denkkräfte in ihrer vollen Stärke zu gebrauchen. Allein man versteht unter diesem Vergnügen gewöhnlich tiefe Betrachtungen über wissenschaftliche Gegenstände und abstrakte Untersuchungen, Betrachtungen, die nur allein das Resultat ungewöhnlicher Kräfte und außerordentlicher Anstrengung seyn können.

Es giebt jedoch ein geistiges Vergnügen von einer andern Art, zu dessen Genuß wir weder große Fähigkeiten, noch wissenschaftliche Kenntnisse nöthig haben. Dieß ist kein andres, als das Vergnügen des Nachdenkens, welches sich dem ungelehrten Handwerker eben so gut, als dem Weltweisen darbietet, und einen Theil der süssesten Freuden des menschlichen Lebens in sich faßt.

Es wird wenige Menschen geben, die nicht bei dem Rückblick auf die erste Periode in ihrer Seele angenehme Empfindungen sich erheben fühlten. Es ist für jeden eine ergötzende Beschäftigung, die kindischen Spiele, die kleinen Aengstlichkeiten und die gierigen Wünsche der Kindheit zurück zu rufen. Es ist eine ganz gemeine Bemerkung, daß Männer auf keinem Gegenstande mit solchem Vergnügen verweilen, als auf Knabenstreichen und muthwilligen Possen, die sie in der Schule spielten. Der graue Alte blickt mit einem behaglichen und mit Bedauren vermischten Lächeln auf die Jahre zurück, da Gesundheit auf seinen Wangen glühte, lebhafte Gefühle sein Herz erwärmten und Arbeit seine Nerven mit Kraft stählte.

Cicero bemerkt, daß die Zufälle des Lebens die während ihrer unmittelbaren Wirkung äußerst unangenehm sind, uns ein reines Vergnügen gewähren, wenn ihre Folgen vorüber sind. Und Aeneas tröstet seine Gefährten in den Mühseligkeiten, die sie erduldeten, mit der Bemerkung, daß die Erinnerung ihrer Leiden ihnen einst Vergnügen geben werde. Wer mit Soldaten Umgang hat, wird diese Bemerkungen ganz richtig finden. Schlachten, Scharmüzel und Belagerung, bey welchen sie vielleicht zitterten, so lange sie dauerten, sind fürsie ein reicher Stof des Gesprächs und eine Quelle von Vergnügen für den Rest ihres Lebens.

In einem vernünftigen Alter ist das Nachdenken die schicklichste Beschäftigung und das süßeste Vergnügen. Von Stärke und Kräften verlassen, die zur körperlichen Thätigkeit nothwendig sind, und durch Erfahrung mit Beobachtungen bereichert, findet der Greis sein größtes Vergnügen daeinn, mit seiner Phantasie die vergangenen Scenen der Freude, den Wechsel des menschlichen Lebens, und die Staatsereignisse, deren er sich mit Stolz als ein Augenzeuge erinnert, zu durchlaufen. Dieses Vergnügen ist von einer so erhabenen Natur, daß die Gottesgelehrten keinen Anstand nahmen, zu behaupten, daß die Wiedererinnerung eines wohlangewendten Lebens, das Vorgefühl der Seligkeit eines künftigen Lebens sey.

Wahre Weltweisen, von welchen man annimmt, daß sie die Natur des wahren und wesentlichen Vergnügens besser erforscht haben, als der Geschäftige, der Lustige und der Zerstreute, zeigten immer eine gewiße Vorliebe für Stille und Einsam-

keit. Sie führten keinen andern Grund dafür an, daß sie die Gesellschaft verließen, als daß sich der Lermen und das Geräusche der Welt mit den Beschäftigungen der ruhigen Vernunft und des leidenschaftlosen Nachdenkens nicht vertrage. Den Ausspruch jenes Alten, der sagte, er sey niemals weniger allein, als wenn er mit ihm selbst in Gesellschaft sey, muß man nicht blos als einen witzigen Einfall betrachten. Vergebens weihte man sich in der Suburra *) der Philosophie, nur in dem entfernten Schatten der ländlichen Stille konnte man sich ihr mit Erfolg widmen.

Wenn die Kräfte des Nachdenkens durch Gewohnheit ausgebildet wurden, so waren die Menschen fähig, zu jederzeit in ihrer eigenen Brust Freuden zu finden, die so erhaben als vernünftig sind. Um diese Glückseligkeit zu erreichen, muß man fest an der Tugend hangen. Denn man muß sich erinnern, daß keiner das Vergnügen des Nachdenkens empfinden kann, der nicht den Frieden der Unschuld genießt.

Aus einem Briefe des Doktor Hirzels vom 24. Okt. 1773.

Ludwig, Prinz von Würtemberg, wollte Kly Jogg **) persönlich kennen. Ein Glück für mich, da er mich auserwählte, ihm den Bauer vorzustellen. Da lernte ich den wahren Adel der Seele des Menschen

schen

*) Suburra. Eine Gegend von Rom, wo die Landleute die Lebensmittel feil hatten und wo die unterste Klasse der Venuspriesterinnen ihre Tempel hatten.

**) Der bekannte philosophische Bauer, der aus der Schrift des Hrn. Dokt. Hirzel gleiches Namens bekannt ist. Sein eigentlicher Name ist Jakob Guyer.

schen aus Erfahrung kennen. Der Prinz umarmte den Bauer mit diesen Worten: „ich bin sehr erfreut, dich kennen zu lernen, nachdem ich so viel Gutes von dir gehört habe.“ — Der Bauer antwortete: „mich erfreut nicht minder, einen Prinzen zu einem Bauern herabsteigen zu sehen.“ — „Ich steige nicht zu dir herab, ich steige zu dir herauf, du bist besser als ich, sagte hierauf der großmüthige Prinz. „Wir sind beyde gut, sagte der Bauer, wenn jeder von uns thut, was er soll. Wir Bauern müssen arbeiten und gehorsamen, ihr Herren müßt uns befehlen, und Anleitung geben, was wir zu thun haben, und wenn wir es nicht thun, uns zurecht weisen; erst dann machen wir zusammen einen ganzen Mann aus; jeder für sich ist nur ein halber Mann.“ — Der Prinz bejahte dieses, und sagte: „wohl haben wir beyde wichtige Pflichten; ich wünsche nur die meinen so gut zu erfüllen, als du die deinen erfüllest“ — „Ja, sagte der Bauer, wir haben es hierinn besser, als ihr Herren; wenn wir fehlen, so seyd ihr da, uns zu bestrafen, und uns zurechtzu weisen; aber wenn ihr fehlt, so habt ihr niemand, der euch zurecht weise“ — Der Prinz antwortete mit einer heißen Umarmung und Thränen in den Augen, die einen höhern Glanz von sich warfen, als der Stern vom heiligen Geist Orden, den der Prinz trug. Mich entzückte der Anblick, und ich empfand mit unaussprechlicher Stärke die Wahrheit, daß Menschlichkeit die höchste Würde des Menschen ausmache, und diese hinter dem Pfluge sich so gut zur höchsten Würde erheben könne, als auf dem Throne, an der Spitze einer Armee, oder an dem Lehrpulte des Philosophen. —

Auch Ertoffeln leuchten.

Diese Bemerkung wurde den 7. Jänner 1790 zu Straßburg gemacht. Es sah Abends um eilf Uhr ein vor der dortigen Kaserne vorbeygehender Offizier in einer Soldatenstube Licht, und da er diese Erscheinung untersuchte, so fand er die im Bette sitzende Leute beschäftiget, mit lautem Vergnügen leuchtende Ertoffeln zu bewundern. Man hatte sie für die morgende Suppe geschält, beym zerschneiden aber untauglich befunden, und weggeworfen, aber nachher leuchtend wahrgenommen, und nun besahe man sie voller Verwunderung. Der Offizier untersuchte einige Scheiben, und dieses waren Stücke von einer bereits in vegetierende *) Keimgährung übergangenen Ertoffel. In der That leuchtete sie so stark, daß man bequem dabey eine Schrift lesen konnte. Am Tage untersucht fand er sie wenig mehlig, mit weißen Adern durchkreutzt, und mit einer Menge, dem bloßen Auge kaum sichtbaren Theilchen besäet, welche fast einen metallischen Glanz hatten. Ihr Geruch kam dem frischen Champignongeruche sehr nahe, welchen man ebenfalls am leuchtenden faulen Holze, wie am Schimmel feuchter Keller zu bemerken pflegt. Den Tag darauf am achten Januar, leuchteten sie noch, wiewohl matter, und den neunten noch schwächer. Am zehnten war alles Licht daran verschwunden. Wie viele Millionen Ertoffeln hat man schon aus dumpfigen Kellern heraufgeholt, ohne sie phosphorisch zu finden, und vielleicht muß man sie dazu schälen und zerschneiden.

*) Vegetieren wird eigentlich vom Leben der Pflanzen gebraucht, die zwar Nahrung zu sich nehmen, wachsen, abnehmen und sterben, ohne jedoch ihre Stelle zu verändern, oder ein äußerliches Leben zu verrathen.

den. Wäre bloß der Keimanfang, nebst dem dumpfigen Keller die Veranlassung zum Leuchten, so hätte der Arme eine ganz wohlfeile Phosphorlampe für etliche Abende.

Das Radirpulver,
frische Schreibfehler, oder schwarze Tintenflecken vom Papier wegzuschaffen.

Man mischet ein zartgeriebenes, wohl gemengtes Pulver von gleichviel Salpeter, Schwefel, Alaun, und Bernstein, womit man den Flecken, vermittelst eines weichen Leinnenlappens reibt.

Oder man radirt die fehlerhafte Stelle mit einem Federmesser von der Schwärze rein, und reibet sie, mit einem leinenen Lappen und zwar gepulvertem Sandarach oder mit Mastix.

Auf dem nassen Wege erhält man diese Absicht durch ein Radirwasser, so aus zweyen Theilen Vitriolgeist und einem Theile vom Vitriolgeiste des Mynsichts, so man in einem Glase zusammengießt. Mit diesem Radirwasser und einem kleinen Haarpinsel werden die Tintenflecken bestrichen, aber geschwinde mit einem Schwämmchen und Wasser abgewischt, und die Stelle an der Sonne oder Wärme, getrocknet.

Der sogenannte Schwefelregen.

Wenn in den Monaten May und Junius ein ziemlich starker Regen, der auch mit heftigen Winden begleitet ist, einfällt, so findet man meistens auf dem angelaufenen Wasser der Gassen- und Dachrinnen eine Menge gelben Staubes, der aber nicht oben auf dem Wasser schwimmet, sondern sich an dem Rand

dieser

dieser Rinnen sammelt oder anhängt: dieses nennet man Schwefelregen. Dieser grüngelbe, dem Schwefel an Farbe sehr ähnliche feine Staub, ist aber nicht Schwefel; weil er sich durch die ganze Masse des Wassers in einem geschüttelten Glase, bis auf den Grund vermischet und so von selbst wieder in die Höhe steiget, und wieder oben aufschwimmt; hingegen ein zum feinsten Staube zerriebener Schwefel ist etwa noch einmal so schwer, als das Wasser, und fällt daher im Wasser zu Boden, sobald seine Ränder naß werden. Auch wenn er getrocknet und angezündet wird, brennt er nicht gerne und giebt auch gar keinen schwefelartigen Geruch von sich.

Eigentlich ist es Blüthenstaub, hauptsächlich aber entsteht er aus dem Staube der Fichtenwürste, so alsdenn in der Blüthe stehen; wenn nun ein dem Regen kurz vorhergehender mäßiger Wind, diesen Staub in sehr großer Menge aufgehoben und dann dem Regen zugeführt, so wickeln die fallenden Regentropfen diesen, von der Seite zugewehten Staub in sich und bringen ihn auf die Erde herab, da ihn sonst der bloße Wind weit wegtreiben würde, ohne ihn jemals sichtbar werden zu lassen, und dieser Fall ist der öfteste.

Nur in denenjenigen Orten bemerkt man öfters einen Schwefelregen, die in der Nähe Fichtenwälder haben; und wenn in der Blüthezeit diese Bäume vom Winde stark bewegt werden, daß die Fichten gelbe Wolken vom Staubmehl auszupudern scheinen, die der Wind auf ihre Wohnungen geradezu bläset und mit dem Regen vermengt herabfällt. Nicht alle Jahre blühen die Fichten in Menge, und der Wind gehet gerade nach dieser Richtung, sonst wäre diese Erscheinung nicht so selten.

Eis

Eis auf großen Flüssen zu zersprengen, um den Eisgang zu befördern.

Um Brücken zu retten, ihre Eisböcke zu schonen, und Ueberschwemmungen vorzubeugen, hauet man da, wo das Eis am dicksten ist, ein Loch aus, so eine Elle breit ist. Man versenkt in dieses Loch, vermittelst einiger Kreutzstricke, eine mit Schießpulver gefüllte Bombe in deren Mündung, anstatt der Brandröhre eine lange Röhre von Holz oder Blech steckt, damit das Pulver von obenher durch die Berührung vom Eise nicht naß werde. Die Bombe wird also unterhalb dem Eise drey Fuß tief ins Wasser gesenkt. Wenn man nun die sicherste Verfügung getroffen, daß weder Menschen noch Gebäude in der Nähe Schaden leiden können, so wird die Bombe in gehöriger Distanz angezündet, und die Eismine zerschmettert das Eis rings umher, bis auf eine ansehnliche Weite, um den Eisgang bey dem nächsten Thauwetter zu eröffnen, und den beträchtlichen Schaden zu verhüten, den große Eismassen anzurichten pflegen.

Einfaches Mittel, Quellwasser unter der Erde zu entdecken.

Im Frühlinge schmilzt der Schnee an Stellen früher, wo verborgene Quellen sind, und diese verrathen sich dadurch von selbst. Wo im Sommer und Herbste bey dem Aufgange der Sonne, auf dem Felde weder Thau noch Reif zu spüren ist, da doch die Nebenstellen damit bedeckt sind, da kann man eine Wasserader vermuthen. Eben diese Anzeige giebt auch eine Stelle, wo das Getreide nicht fortkommen will, sondern klein und halmlos steht, da das übrige

Feld ein gutes Getreide tragt. Wo Krausemünze, Färberröthe u. a. Pflanzen gedeyhen, welche einen naßen Boden lieben; wo bei heiterem Wetter, beym stärksten Schnee, zarte Nebel aufsteigen, da ist ebenfalls Wasser zu vermuthen.

An jedem Wintertage, natürliche frische Blumen aufzuzeigen.

Man schneide zur Sommerszeit die vollkommenste und reifste Blumenknospe, welche dem Aufplatzen nahe ist, nebst ihrem drey Zoll langen Stängel mit einer Scheere ab. Den Stengelschnitt verklebe man mit Wachs, oder Siegellack. Fängt die Knospe an, etwas runzlig und welk zu werden, so stecke man sie in eine Papiertüte, und verschließe sie in einer Schachtel. Hier bleibt die Blume bis in den Winter an einem gemäßigten Orte in ihrer Schönheit, sonderlich wenn man die Tüte ganz mit getrocknetem und erkalteten Sande überschüttet. Im Winter setzt man diese vorjährige Blume, von deren Wunde man das Wachs abgenommen, in ein Wasser, worinnen ein wenig Salpeter und Salz aufgelöst worden, und man hat am folgenden Morgen das Vergnügen, eine Rosenknospe, oder Tuberose aufblühen zu sehen, und ihren Wohlgeruch zu bewundern.

Fettflecken aus Sammet und Seide zu bringen.

Das Mittel, so ich dazu nenne, ist sehr einfach, ländlich, und dennoch von dem besten Erfolge. Man verbrenne einige Mohnköpfe, so man in den gemeinen Gärten, sowohl auf dem Lande, als in der Stadt überall, bis zur Reife antrift, in einem Gefäße, sammle und verwahre die Asche, verfertige daraus eine Lauge, und man wasche mit dieser Lauge die befleckte Stelle des Sammets. Man wird davon das Fett bald verschwinden sehen, ohne daß der Farbe selbst dadurch der Glanz benommen werden sollte, welcher vielmehr in der Kirschfarbe, oder ächten Röthe noch lebhafter wird.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortsetzung von Portugal.

Alle diese Entdeckungen, neu erworbene Länder, Reichthümer und Handlungserweiterungen für die Portugiesen trafen gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zusammen. Emanuel, der damals noch über Portugal regierte, benützte alle diese Vortheile zum Wohl seiner Unterthanen. Weder vor seinen Zeiten, noch nach denselben hat Portugal in einer so blühenden Verfassung gestanden, und man hat daher, wie wir oben schon bemerkten, mit Recht seine Regierung die goldene Zeit genannt. Portugal wurde der reichste Staat, und es flossen hier Schätze zusammen, welche das ganze übrige Europa nicht aufbringen konnte. Das Ansehen des Landes war vorzüglich bey allen Europäischen Fürsten.

Emanuel hatte zwar in seinen Kriegen mit den Afrikanischen Mohren nur ein abwechselndes Glück, verstärkte aber doch sein Gebiet daselbst zu mehrerer Sicherheit seines Reiches. Eine Gattung seiner Unterthanen, die Juden, genoß des öffentlichen Schutzes nicht völlig gleich den übrigen. Johann II. hatte, als sie aus Spanien vertrieben wurden, über 80000 derselben, gegen eine gewisse Abgabe, in Portugal aufgenommen, mit dem Versprechen, sie nach Afrika überzusetzen. Bald aber wurden sie genöthiget, entweder sich taufen zu lassen, oder Leibeigene zu werden. Viele tausend von ihnen wählten das erstere, und blieben doch im Herzen ihrer väterlichen Religion zugethan. Emanuel ließ anfänglich denjenigen Juden, welche nicht Christen werden wollten, ihre Kinder wegnehmen, um sie in seinem Glauben erziehen

zu lassen, während daß ihre Eltern zu Sklavrn gemacht wurden. Das brachte die übrigen von dieser Nation zu einer solchen Verzweiflung, daß sie zum Theil sich und ihre Kinder ums Leben brachten. Der König nahm hierauf wieder seine gewöhnliche bessere Staatsklugheit an, indem er den Juden noch eine Frist von zwanzig Jahren zugestanden, binnen welcher sie zum Christenthum treten, oder nachher das Land verlassen sollten. Nunmehr wurden wirklich die meisten Juden Christen; allein nur äußerlich. Bey dieser Heucheley fanden sie ihre Rechnung, erwarben sich grosse Reichthümer, und verbanden sich mit den angesehensten Geschlechtern. Die Geistlichkeit glaubte freylich oft zu bemerken, daß sie noch heimliche Juden wären; dieses gab zu vielen Verfolgungen, und selbst zu Hinrichtungen Gelegenheit. Daher unterschied man in der Folge eine große Anzahl Portugiesen, welche in einem solchen Verdacht standen, durch den Namen der neuen Christen auf eine schimpfliche Art von den übrigen, bis endlich die Regierung in den neuesten Zeiten denselben gänzlich aufgehoben hat.

Nachdem Emanuel den höchsten Flor seines Reichs erlebt hatte, so starb er, nach einer langen und ruhmvollen Regierung, im Jahre 1521.

Die Fortsetzung folgt.

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Kopernikanisches System.

Zunächst um die Sonne dreht sich Merkur ☿, der kleinste unter den Hauptplaneten, der von unsrer

Erde

Erde nur den vierzehnten Theil beträgt. Auf seiner Bahn um die Sonne, von welcher er jedoch über acht Millionen Meilen entfernt ist, durchläuft er einen Weg von 50 Millionen Meilen in 87 Tagen, 23 Stunden, 25 Minuten. Wären wir also Bewohner des Merkurs, so würden unsre Jahre noch nicht so groß seyn, als die Vierteljahre der Erdbürger. Denn wir wissen, daß die Bahnen der Planeten um die Sonne ihre Jahre, so wie die Umdrehung derselben um ihre Achse oder um sich selbst, ihre Tage und Nächte ausmachen.

Durch Fernröhre bemerkt man bey diesem Planeten eben die Abwechselungen seines hellen und weißglänzenden Lichtes, die man bey dem Monde wahrnimmt. Bald erscheint er ganz, bald halb erleuchtet, bald ist er sichelförmig, dann wird er ganz unsichtbar, wie der Neumond, ausgenommen, wenn er in gerader Linie zwischen die Sonne und die Erde zu stehen kommt, wie z. B. im Jahre 1761 den 2. May geschah, in welchem Falle er als ein runder dunkler Flecken in der Sonnenscheibe erscheint. Man pflegt dies den Durchgang eines Planeten durch die Sonne zu nennen. Dies beweißt nun deutlich, daß der Merkur, so wie alle Planeten, an sich ein dunkler Körper ist.

Flecken hat man bisher auf seiner Oberfläche noch nicht wahrgenommen; daher man die Bewegung um seine Achse, die man ihm jedoch nicht absprechen kann, so wie die Zeit seiner Tage und Nächte, nicht bestimmt anzugeben im Stande ist. Eben so wenig hat man bisher einen ihn begleitenden Mond bey ihm entdecken können, woran vielleicht blos seine Sonnennähe Schuld ist, wegen welcher er auch nur

in der Morgen- und Abenddämmerung von uns gesehen wird.

In einer weiter ausgedehnten Bahn, welche sich über 15 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, folgt die **Venus** ♀, als der schönste und uns am grössesten vorkommende Stern. Sie ist fast dreymal größer als Merkur, und also an Größe beynahe unserer Erde gleich. Sie geht ebenfalls erst einige Zeit vor der Sonne auf, und heißt dann gewöhnlich der **Morgenstern**, so wie sie auch einige Zeit nach ihr untergeht, und sodann der **Abendstern** genannt wird. Sie erscheint, so wie Merkur, bey ihrem Durchgange durch die Sonne, als ein dunkler Flecken, und ist ebenfalls, wie jener, bisweilen ganz, bisweilen nur halb erleuchtet, und bisweilen sichelförmig. Bey ihren letztern Durchgängen durch die Sonne von 1761 und 1769 nahm man auch an ihr eine Atmosphäre oder Dunstkreis gewahr. Durch Fernröhre bemerkt man, daß ihr Rand ganz zackigt aussieht, und man schließt daher auf ungeheure Gebirge, die sich auf ihr befinden müssen, so wie man Flecken und Brüche in ihr wahrnimmt, die man für Thäler, Seen, Moräste und dergleichen hält. Jene Gebirge sind auch die Ursache, warum sie uns, ohngeachtet ihrer Sonnennähe, doch ein so starkes Licht zuwirft.

Ihr Lauf um die Sonne, mithin ihr Jahr besteht aus 224 Tagen, 16 Stunden, 48 Minuten; um sich selbst aber oder um ihre Achse bewegt sie sich binnen 23 Stunden, 20 Minuten, so daß also ihre Tage und Nächte mit den unsrigen fast eine Länge haben. Sie soll einen Mond zum Begleiter haben, wie man bereits zu Ende des vorigen und nach der

Mitte des jetzigen Jahrhunderts aufs neue bemerkt haben will, der aber, weil er wegen der seltenen Durchsichtigkeit der Thierkreislichtmaterie, welche um die untere Planeten*) noch ziemlich dichte ist, und wegen seinem durch die Sonnennähe sehr geschwächten Lichte nicht immer sichtbar erscheint, noch nicht von allen Sternkundigen hinlänglich bemerkt werden konnte.

Nach ihr und also in der **dritten** Laufbahn von der Sonne an gerechnet, befindet sich unser Weltkörper, die Erde ♀. Ihre Entfernung von der Sonne beträgt 21 Millionen Meilen, und in einem Jahre oder nach 365 Tagen, 6 Stunden vollendet sie, wie bekannt ihre erstaunlich weite Reise um die Sonne, welche über 131 Millionen Meilen lang ist, mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit, indem sie auf derselben in jeder Sekunde über 4 Meilen zurücklegt. Und erwägen wir dabey ihre außerordentliche Größe, so müssen wir uns über diese ihre uns unbegreifliche Geschwindigkeit noch mehr verwundern. Ihre Kugel umfaßt nicht weniger als 5400 Meilen, ist 1720 derselben dick und macht ihrem körperlichen Gehalte nach 2659 Millionen würflichte oder Kubikmeilen,**) aus.

*) Untere Planeten nennt man die Venus und den Merkur, weil sie sich innerhalb dem Kreislaufe der Erde um die Sonne herum bewegen; obere Planeten hingegen sind Mars, Jupiter, Saturn und Uranus, weil sie ausserhalb der Erdbahn in viel weiteren Entfernungen und größern Kreisen um die Sonne herum laufen, und mithin die Erdbahn in ihre Bahnen einschliessen.

**) Wovon jede eine deutsche Meile hoch, breit und dick ist.

Allein ohngeachtet ihrer scheinbaren Größe, im Verhältnis der übrigen himmlischen Körper, erblicken sie doch die Bewohner andrer Welten, z. B. der Venus oder des Mars, eben nur als einen solchen Stern, wie diese unsern Blicken erscheinen. Sie hat, wie wir alle wissen, einen Mond, der unsere Nächte erleuchtet; sie selbst aber erleuchtet auch dagegen die Nächte der Mondbürger, die ungleich länger sind, als die unsrigen, (denn unser Mond dreht sich erst in einem Zeitraum von 27 Tagen, 8 Stunden um seine Achse, und jede seiner Nächte ist also so lang, als ohngefähr dreyzehn der unsrigen hintereinander seyn würden) mit einem Lichte, das vierzehnmal heller ist, als dasjenige, das der Mond unserer Erde zuwirft. Von beyden werden wir ein andermal ganz besonders und ausführlicher sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung der
Bemerkungen über Rußland.

Die Russen sind gastfrey. Ein rußischer Bauer tritt, wenn er auf der Reise ist, in das Haus ein, das ihm gefällt, macht das Zeichen des Kreutzes vor dem Bilde des Heiligen, begrüßt die Gesellschaft und legt sein Reisebündel ab, ohne erst um Erlaubnis zu bitten; findet er die Wirthsleute bey Tische, so spricht er: Brod und Salz; und der Wirth antwortet: Iß von meinem Brode. Hierauf setzt sich der Fremde ohne weitere Umstände mit an den Tisch; kömmt er aber außer der Essenszeit, so setzt er sich, wenn die Zeit kommt, mit den andern hin. Ist es Nacht, so bleibt er in der Hütte und schläft da, und geht den andern Tag bey frühem Morgen fort, ohne

weiter

weiter etwas zu sagen; ist man aber im Hause schon auf, so sagt er blos: ich danke für Brod und Salz. Ein fremder Reisender genießt beynahe die nämliche Gastfreyheit, wenn er sich mit der Hauskost des Bauern begnügen will; außerdem muß er das mehrere, wie billig ist, bezahlen: so bezahlt er auch das Heu und den Haber, den seine Pferde verzehrt haben, jedoch immer in einem sehr billigen Preis.

Das wenige Geld, das die Bauern erwerben, stecken sie hinter ihre Heiligen, und geben es diesen aufzuheben, und es ist unerhört, daß ihnen jemals etwas gestohlen worden wäre, obgleich die Thüren immer offen sind, und sich oft Niemand in der Hütte befindet. So uneigennützig die Russen sonst sind, so werden sie doch leicht geldbegierig, besonders wenn sie Handel treiben: dann gleichen sie vollkommen den Juden, sind eben so übermäßig in den Preisen, die sie verlangen und eben so hartnäckig, einen um eines einzigen Pfennigs wegen zu plagen, aber zu gleicher Zeit auch eben so geneigt, sich mit dem geringsten Gewinn zu begnügen, wenn sie nicht anders verkaufen können.

Die rußischen Bauren sind nicht so sauertöpfisch, als sie in manchen Gegenden von Deutschland angetroffen werden: sie sprechen viel und sind, bisweilen sogar ausschweifend, höflich. Wenn sie sich unter einander begrüssen, so reichen sie sich die Hand, verbeugen sich und küssen einander: sich nennen sie Brüder, ihre Obern aber Väter. Vor ihrem Herrn, oder denjenigen, von welchen sie eine Gnade zu erlangen suchen, werfen sie sich der Länge nach auf den Boden hin. Ehrgeitz ist überhaupt nicht die Sache der Russen. Wahr ist es, man kann von ihnen alles

bekommen, was man will, wenn man mit Güte zu ihnen spricht; sie werden aber auch nicht böse, wenn man sie schlechte Kerl, Spitzbuben u. d gl. nennt. Auf Treue und Glauben halten die Bauern sehr; sobald sie aber einmal davon abweichen, so kann man nicht Vorsicht genug anwenden, um nicht, trotz ihres gegebenen Wortes, von ihnen betrogen zu werden. Ihre Geistesbildung ist sehr gering und all ihr Wissen besteht in Sprüchwörtern, die vom Vater auf den Sohn forterben. Sie singen gerne, und singen immer: der Landmann singt hinter dem Pfluge, der Kutscher auf dem Bock, der Zimmermann auf dem Dache; die Gesänge handeln gewöhnlich von der Liebe, und ihre Töne sind sehr einfach und weich.

Die Religion der Russen ist bekanntlich die griechische: die Religion der Bauern besteht aber darin, daß sie Messe hören, sich des Morgens und Abends vor ihren Heiligen zu Boden werfen, und das Ghospodi pomilui (Herr erbarme dich unser!) sprechen, vor und nach dem Essen, oder wenn sie bey einer Kirche vorbeygehen, das Zeichen des Kreuzes machen, und die Fasten beobachten. Das letztere ist ein wesentliches Stück, denn ein rußischer Bauer ist bey sich überzeugt, daß Gott ihm eher einen Mord, als eine Verletzung der Fasten verzeihen würde. Ihre Popen oder Priester sind auf den Dörfern nicht viel gelehrter, als die Bauern: ihre ganze Gelehrsamkeit besteht darin, daß sie ihr Gebetbuch so ziemlich verstehen und den Segen geben können, welches sie sogar auf der Straße jedem, der es verlangt, umsonst oder um Geld, oft für einen Kreutzer oder ein paar Pfennige thun.

Ein Dorf hat bisweilen mehr als eine Kirche, und überhaupt sind die Kirchen in Rußland sehr zahlreich, weil die Erbauung derselben ein verdienstliches Werk ist. Das Läuten der Glocken dauert fast immer fort, weil es einen Theil des Gottesdienstes ausmacht. Vor jeder Kirche, oder über der Hauptthüre derselben sieht man das Bild eines Heiligen, das gewöhnlich von einem Wachslichte erleuchtet wird. Außer den Kirchen trift man auf den Straßen kleine Kapellen, Bilder der Heiligen unter einem kleinen hölzernen Dache oder Wasserquellen an, die als heilig und wunderthätig angesehen werden und bey denen sich ebenfalls Kapellen befinden. Die regierende Kaiserin hat jedoch viele Anstalten getroffen, das Volk nach und nach aufzuklären, ihm Schulmeister und geschicktere Priester und eine reinere Religion zu verschaffen.

So ist das Volk von Novogorod bis Moscow beschaffen. Außer den Dörfern, deren Bewohner bisher geschildert worden sind, findet man einige mehr oder minder beträchtliche Städte. Sie sind alle aus Holz erbaut, die Stadt Twer ausgenommen, welche zum Theil aus Backsteinen gebauet ist. In den Städten, wo die Häuser von Holz sind, sind auch die Straßen, anstatt gepflastert zu seyn, mit hölzernen Fußböden belegt. Die Stadt Waldai liegt im Gebirge, und die Sitten ihrer Einwohner sind von denen der übrigen Russen verschieden und viel freyer. Sie verkaufen den Fremden verschiedene Früchte und Erfrischungen; kaum ist man angekommen, so sieht man sich auch sogleich von einer Menge Mädchen belagert, die einen plagen, ihnen abzukaufen, und zu dem Ende alle ersinnliche Artigkeiten sagen. Ihre vorzüglichste Waare besteht in kleinen Brezelchen, die einen sehr guten Geschmack haben. Ach, Herr-

chen, rufen sie, kaufen Sie doch von meinen Brezeln: Sie sind ein so artiger Herr; Sie haben so schöne schwarze Augen, kaufen Sie mir doch etwas ab; Sie haben so zarte Hände und einen so schönen Mund, bedienen Sie sich doch derselben, um meine Brezeln zu nehmen und zu essen; seyn Sie doch nicht so knauserig: kaufen Sie doch, ich bitte recht schön, und gebe Ihnen noch einen Kuß in den Kauf. — Müßte man nicht ein Felsenherz haben, wenn man für dergleichen Artigkeiten nicht einige Kreutzer aufopfern wollte!

Der Tempel in Paris.

Er war ehemals die Wohnung der Tempelherren und des Grospriors von Frankreich. Eine Kirche, ein prächtiger Pallast mit so vielen Zimmern, daß die Könige ihn bisweilen zu ihrem Aufenthalte wählten und ihre Hofhaltung daselbst hatten, nebst vielen Nebengebäuden geben ihm das Ansehen einer kleinen Stadt.

Wie bekannt, wurde 1312 der Orden der Tempelherren durch den Pabst Klemens V. und den grausamen Philipp den Schönen vernichtet. Ihre alte Wohnung aber wurde ein privilegirter Ort, der den Schuldnern, die nicht bezahlen, zur Zuflucht dient. Da sieht denn nun jeder, wie er sich die Bezahlung seiner Schulden mit guter Manier vom Halse schaft. Der eine verlangt Nachsicht, der andre erhält ein Moratorium, ein dritter ein sicheres Geleite.

Im Bezirk des Tempels hört die Gewalt der Gerichtsbedienten auf, der Befehl zur gefänglichen Einzie-

Einziehung verliert seine Gültigkeit an der Thürschwelle. Der Schuldner kann sich auf der Schwelle besprechen; würde er auch nur einen Schritt vorwärts thun, so wäre er verloren; man versucht alles mögliche, ihn heraus zu locken, aber er hütet sich wohl, ins Garn zu gehen. Er bezahlt gern eine hohe Miethe für ein kleines Stübchen, das doch immer besser als ein Gefängnis ist. Von hier aus reguliret er seine Sachen und tritt mit seinen Gläubigern in Vergleichsunterhandlungen. Findet er sie unbiegsam, so bleibt er in seiner Freystatt. Es hat auch weiter keine üble Folgen, daß man auf diesem Orte ein solches Privilegium noch immer haften läßt; denn die Gläubiger können sich immer besser mit einem Schuldner, der zugegen ist, auseinander setzen, als mit einem Abwesenden. Auch die Vorrechte der Zünfte und selbst die medizinische Polizey sind in diesen Mauren ohne Wirkung. Man mag ein Gewerbe treiben, welches man immer will, es ist frey. Keine Zunft, keine Innung kann es hindern.

Ein verunglückter Gewürzkrämer, der das Rezept zu einem reinigenden und stärkenden Tranke fand, verkaufte selbigen noch vor wenigen Jahren mit dem außerordentlichsten Erfolge im Tempel. Der Trank thut die beste Wirkung, wenigstens wähnte es das Volk; es lief in Menge zu. Jeder Tag schien die Gemeinnützigkeit und Güte dieses Tranks zu bestätigen. Umsonst tobten die privilegirten Tisannenmacher; vergebens ragten sich die Aerzte, deren Praxis zusehends abnahm; ganz Paris lief nach dem Tempel, und schlürfte mit Wohlbehagen den Modetrank ein. Der Absatz stieg des Tages auf 1200 Maaß.

Sonst war der Herzog von Angouleme Grosprior des Tempels; eine Stelle, die noch vor kurzem 60000 Livres eintrug. In der Kirche, die innerhalb desselben ist, wurden die Kommandeurs des Maltheserordens begraben.

Ein fürchterlicher Aufstand, der im Jahre 1304 in Paris ausbrach, machte dieses Schloß sehr berühmt. Um die zerrütteten Finanzen wiederherzustellen, war der König Philipp IV. (der Schöne) oder seine Rathgeber auf das unglückliche Mittel gerathen, die Geldsorten umzuschmelzen. Das Volk weigerte sich sein gutes Geld in die Münze zu tragen. Die Tempelherren, die reichsten Privatleute in Frankreich, die dabey Tonnen zu verlieren hatten, nährten die Unruhe des Volks. Der Pöbel griff zu den Waffen. Der König war gerade im Tempel. Hier wurde er förmlich belagert. Seine Haustruppen waren nicht zahlreich genug, einen Ausfall zu wagen. Kaum konnten sie den Eingang behaupten. Im Schlosse fehlte es an Lebensmitteln. Die, die sie aus dem Louvre hohlen sollten, wurden mißhandelt. Der König war außer sich vor Zorn. Endlich nach drey Tagen kamen Truppen herbey und entsetzten das belagerte Schloß. Von dieser Zeit an nährte der König den glühendsten Haß gegen den Tempelherren Orden, der sich auch nicht eher, als mit der Zerstörung desselben endigte. Auch an den Theilnehmern des Aufstandes wurde eine fürchterliche Rache genommen.

Seit dieser Zeit blieb der Tempel in beständiger Vergessenheit. Er war ein Eigenthum des Maltheserordens geworden. Erst zu unserer Zeit erlangte er wieder eine Celebrität, die tausend Augen auf seine düstern Mauern hinzog.

Das

Das Hahnengefechte der Engländer.

Der Schauplatz (the Cok pit) dazu ist eine besondere mit einer Dachung erbaute Bude, in deren Mitte ein runder, niedrig eingefaßter, meistens mit Rasen bedeckter Platz sich befindet, der für die Zuschauer mit etlichen steigenden Bankreihen umgeben ist. Die Streithähne werden mit einer größern Sorgfalt als manche junge Lords, zu diesem Gewerbe erzogen. Zu einem unüberwindlichen, achillischen Streithahne erfordert man eine nervigte Achillesmutter, welche groß von Wuchse, stark an Kräften, schwarz, braun oder gefleckt, oder gelb ist, und einen vollen Busch und Sporn hat, und vornemlich muß sie von andern ihres Gleichen durchaus keinen Schimpf ertragen. Die beste Brutzeit ist der ganze Märzmonat; man setzt die besten Speisen der brütenden Henne nahe, man giebt ihr täglich frisches Wasser zum saufen und baden, und wenn sich die ausgekrochene Jungen bereits unter einander zu zanken und beißen anfangen, so trennt man das bestimmte Streithähnchen von dem Mutterschooße, man erzieht es für sich allein, man schneidet ihm den Kamm ab, giebt jedem seinen besondern gedielten Platz und besetzt seinen Harem blos mit drey Favorithennen von lebhaften, elektrischen Augen, starkem Schnabel, kräftigen Beinen, von oben gedachter Federfarbe, langen, rauhen, geraden Sporen und von frechem Gange. Man bestutzt ihre Mähne und Hindertheile. Zehn Tage vor dem Wettkampfe füttert man den Streithahn mit geröstetem, in Ale (englisch Weißbier) getunktem Brode. Vor dem Gefechte steckt man dem Champion lange, scharfe, bisweilen silberne Sporen auf seine Sporen. Der Kampf selbst ist in den Augen der Engländer ein angenehmer Zeitvertreib, die es mit kaltem Blute ansehen können, wenn sich zwey

Fechter

Fechter für Geld und Wette einander blutig hauen; andere Völker würden dieses, so wie das Baxsen, ein grausames Vergnügen nennen. Indessen sind aller Augen voll theilnehmender Erwartung und Wünsche auf die zwey Streithähne geheftet, und liegen die Zuschauer auf ihrer Vorsitzer Schultern, um ja keine Wendung, keinen Seitensprung, keinen Schnabelstoß und Sporntritt aus dem Gesichte zu verlieren. Hier beißen, springen, zerfleischen sich die Hähne mit sträubender Mähne, und man will, daß einige sogar auf den zerrißenen Federtrophäen des Unterliegenden, die englische Viktorie gekräht haben sollen.

Vorher geschehen große Wetten auf diesen oder jenen Lieblingshahn, und wer sie nicht zu bezahlen vermögend ist, der wird in einem Korbe von seinem Gläubiger an die Budendecke jubelnd hinaufgezogen, und hier muß er von der Höhe kapituliren.

Ein geprüftes Landmittel, den Brand im Waizen ohne Kosten auszurotten.

Man hat endlich die Entdeckung gemacht, daß diese Pulverschwärze vermuthlich von Insekten herrührt, die die Aehren zu Ruß zerschroten, und sonst eine dürre Fäulnis und Auflösung in nassen Jahren zum Grunde hat. Ein schwedischer Landwirth ärndtete jährlich, bey aller angewandten Mühe mit Einmischung von Kalk und Sand, Asche u. d. gl. dennoch rusigen Weizen ein; nach dem Gebrauche des folgenden Mittels versichert derselbe, seit fünfzehn Jahren keine einzige Brandähre im Waizen gefunden zu haben. Sollte auch dergleichen durch eine Ansteckung von den nachbarlichen Aeckern geschehen, so darf man nur den leichten Versuch wiederholen.

Man

Man bringe im Herbst, Winter und Frühling den gedroschenen und geworfelten, zur Saat bestimmten Waizen, der im nächsten Herbste ausgesäet werden soll, höchstens in Haufen einer Querhand hoch, auf den Kornboden. Sobald der Frühlingssaft in die Tannen steigt, schneide man Büschel von Tannenästen, eine Viertelelle lang, ab, und diese stecke man, so dicht als man kann, überall in den ausgebreiteten Waizen, welcher unter diesem Harzwalde den Sommer über umgerührt bis zur Saatzeit liegen bleibt, um den Weizen auf die gewöhnliche Art auszusäen. Wenn die Sache richtig befunden wird, so muß die Harzausdünstung entweder die Insekten tödten, oder die Nässe aus dem kranken Waizen an sich ziehen, und dann könnten Pechkuchen oder Papierblätter mit Terpentingeiste bestrichen, in den Haufen vergraben, denen Landwirthen zu Hülfe kommen, die kein Tannenreisig in der Nähe haben.

Die beste Zubereitung des Kalkes.

Um den Kalk zu löschen, daß er schön weiß, milde, fett und von vortreflichem Nutzen sowohl zur Mauerarbeit als zur Stukkaturarbeit werde, bringe man die beliebte Menge Kalk in eine Grube, bedecke selbigen zwey bis drey Fuß hoch mit gutem Flußsande. Alsdann giesset man soviel Wasser darauf, als nöthig ist, den Sand zu tränken, und den darunter liegenden Kalk zu löschen, ohne sich zu brennen. Wenn der Sand oben Oefnung bekommt und den Rauch durchlässet, so muß man diese Oefnung sogleich mit dem nassen Sande zumachen Man kann diese Materie zwey bis drey Jahre stehen lassen, ohne daß sie von ihrer Güte verlöre.

Den braunen Kohl und andere Kräuter gegen die Erdflöhe zu bewahren, auch die Raupen davon abzuhalten.

Den äußersten Rand des Landes, welches man von diesen schlimmen Gästen will befreyet wissen, besäe man mit Hanfsaamen, so wird man mit Verwunderung sehen, daß wenn die ganze Nachbarschaft von diesen schädlichen Insekten beschwert ist, doch diese Schutzwehre sie von ihrem vorhabenden Raube gänzlich abhält.

Wenn sich die Raupen auf den jungen braunen Kohlpflanzen zeigen, so zerlasse man etwas braune Seife in Wasser, und bespringe die Pflanzen damit, so werden sich die Raupen bald verlieren, den jungen Pflanzen thut das Besprengen gar keinen Schaden, sondern erfrischet sie vielmehr und befördert ihr Wachsthum.

Polierwachs.

Das weiche Polierwachs, womit man die gefärbten Hölzer von allerley Farben, vermittelst eines Wollenlappens, zu Glanze reibt, bestehet aus einem Viertelpfunde gelben Wachses, welches zerschnitten und mit zwey Loth zerstoßenem braunem Colophonium bey gelindem Feuer in einem irdenen Tiegel geschmolzen wird. Nach dem Zerfliessen rührt man nach und nach drey bis fünf Loth erwärmtes Kienöl unter die Masse. Von dieser, wie Butter geronnenen weichen Masse streicht man ein wenig auf den wollenen Polierlappen und reibt damit alle Adern und die gebeitzten Farbenhölzer, welche davon lebhafter und glänzend werden. Eine auf diese Art polirte Arbeit wird in einigen Tagen so fest, als die Lakkirung, welche mehr Kosten und Mühe verursacht.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Fortsetzung von Portugal.

Mit Emanuels Tode hörte der blühende Zustand Portugals noch nicht auf. Sein Sohn Johann III. hatte viel von den grossen Talenten seines Vaters ererbt; denn er besaß große Weisheit und eine seltene Standhaftigkeit. Er war auch vorzüglich ein so unpartheyischer Freund der Gerechtigkeit, daß er bey einer ansehnlichen Geldforderung, die er an einen seiner Unterthanen machte, dem Richter, welcher sie dem Könige absprach, dafür dankte, und ihn ermahnte, auch künftig nicht auf den Nutzen seines Fürsten allein, sondern blos auf das Recht zu sehen.

Eine der merkwürdigsten Begebenheiten unter dieser Regierung ist der Streit, den Magellanes wegen den Molukkischen Inseln erregte, den aber Johann III. jedoch mit vielen Kosten, beylegte. — Magellanes war allerdings um Ostindien verdient, und von dem Könige nicht so belohnt worden, als es billig gewesen wäre. Man schlug ihm die Vermehrung seines monatlichen Gehaltes mit einer Kruſade ab, und nach ausgemachtem Streite kostete diese Verweigerung dem König von Portugal eine sehr große Summe Geldes. Magellanes verließ die Portugiesischen Dienste und trat in die Spanischen, und zeigte dem daselbst regierenden König Karl an, daß die Portugiesen in ihren Besitznehmungen weiter gegriffen hätten, als ihnen in der unter dem verstorbenen Könige festgesetzten Akte erlaubt wäre; die molukkischen Inseln*) gehörten nicht mehr zu der östlichen Hälfte der Welt, welche in der päbstlichen Vertheilung den Portugiesen zugefallen wäre, sondern zu der westlichen,

*) Sie liegen unten an der östlichen Spitze von Asien.

welche den Spaniern gehörte. Die Streitigkeiten gediehen so weit, daß zu einem förmlichen Krieg der Anfang gemacht werden sollte. Beyde Theile schickten ihre Flotten nach jenen Inseln ab. Die Spanier nahmen Tydor und Gilolo, die Portugiesen Ternate weg. Alle gütliche Unterhandlungen halfen nichts; blos durch Geldnoth, in der sich eben Karl, König in Spanien, befand, und weil er in jenen Gegenden aus Mangel an sichern Seehäfen sich gegen die Portugiesen nicht behaupten konnte, wurde dem Streit auf einmal ein Ende gemacht. Spanien trat für 350000 Dukaten alle seine Rechte auf die molukkischen Inseln auf immer an Portugal ab, welche aber diese wichtigen Besitzungen unglücklicherweise am Anfang des vorigen Jahrhunderts an die Holländer verloren haben.

Die Aufnahme der Jesuiten im Jahre 1540, dieses so merkwürdige Faktum, fällt gleichfalls in diese Regierung. Sie gereichte allerdings dem Staate zu mehrern Vortheilen. Ohne die Einführung des Christenthums zu erwähnen, das doch sicher dadurch viele Bekenner erhielt, hat Portugal durch seine Missionsgeschäfte dieses Ordens viele tausend Einwohner mehr erhalten, die es sonsten nicht haben würde. Auch beschäftigte sich dieser neu entstandene Orden mit vieler Anstrengung mit der Bildung und Erziehung der Jugend, und man kann ihnen die hie und da erreichten Vortheile nicht absprechen. Auch haben die Portugiesen es einzig und allein diesem Orden zu danken, daß sie in Japan festen Fuß setzen konnten. Johann III. war also der erste unter allen europäischen Königen, der den Jesuiten freyen Zutritt in seine Staaten gönnte. Allein unter der Regierung des letztverstorbenen Königes Joseph Emanuel hatte auch

hier

hier dieser Orden das Unglück zuerst, sein Ansehen und seine Besitzungen zu verlieren. Auch führte Johann III. in seinen europäischen und auswärtigen Besitzungen die Inquisiton ein. Von der Entstehung und eigentlichen Beschaffenheit dieses geistlichen Gerichts, das eigentlich gegen die Ketzer gerichtet war, werden wir in der Folge bey Spanien, wo es zuerst aufkam, etwas zu erzählen Gelegenheit haben.

Uebrigens führte auch Johann III. verschiedene kleine Kriege in Afrika, erbaute, um die Mohren besser im Gehorsam erhalten zu können, daselbst die Festung Mazagan, suchte den Handel nach Ostindien immer besser zu beleben und zu erweitern. Allein er mußte, ohngeachtet seiner thätigen Anstrengung, den Flor des Landes zu erhalten, noch bey seinen Lebzeiten sehen, daß Mißgunst, Neid, Habsucht und Luxus, diese grimmigen Feinde eines Staates, diesem Lande nach und nach sein Verderben vorbereiteten. Mit dem Tode des Königes, welcher 1557 erfolgte, war auch wirklich das goldene Zeitalter Portugals erloschen.

Die Fortsetzung folgt.

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Kopernikanisches System.

Auf die Erde folgt in der angenommenen Ordnung Mars ♂, als der **vierte** Planet unsers Systems. Seine Größe beträgt nur den sechsten Theil von der Größe der Erde. Er hat in Ansehung der Länge seiner Tage und Nächte mit unsrer Erde eben

so wie die Venus viel ähnliches; denn er dreht sich beynahe in einem gleichen Zeitraume, wie sie, nämlich in 24 Stunden, 40 Minuten um seine Achse, obschon sein Jahr fast noch einmal so lang, als das unsrige ist, und aus 687 Tagen, 5 Stunden, 39 Minuten besteht, als in welcher Zeit er seinen Lauf um die Sonne beschreibt, von welcher er beynahe 32 Millionen Meilen entfernt ist. Er scheint mit einem röthlichen Lichte, das ebenfalls nicht immer gleich ist. Man findet auch auf ihm dunkle und zum Theil veränderliche Stellen, welche oft einen großen Raum seiner Oberfläche einnehmen. Und erst vor wenigen Jahren hat Hr. Herschel auch einen Dunstkreis um ihn bemerkt, welchen auch die Veränderlichkeit seiner Flecken und seine ziemlich röthliche Farbe anzudeuten scheint. Monden aber oder Trabanten hat man bisher, so gewiß man deren einen oder mehrere um ihn vermuthet, doch noch nicht zu entdecken das Glück gehabt, weil sie ohne Zweifel der Größe und Eigenschaft ihres Hauptplaneten angemessen, mithin für uns zu klein seyn werden, auch wahrscheinlich wenig Licht zurück werfen.

Jupiter 4, welcher der fünfte und größte Hauptplanet unsers Sonnenwirbels ist, erscheint am Horizonte, nächst der Venus, als der schönste helleuchtendste Stern. Er ist über 108 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und sein Weg um dieselbe beträgt 682 Millionen Meilen. Ueber seinem Umlaufe um die Sonne bringt er 4332 Tage, 7 Stunden, 28 Minuten zu, und wälzt sich schon in 9 Stunden, 56 Minuten um seine Achse. Die Jahre im Jupiter sind also beynahe zwölfmal größer, als unsre Jahre, hingegen die Abwechselung seiner Tage und Nächte fast dreymal kürzer, als die der unsrigen.

unsrigen. Er ist über 1479mal grösser als unsre Erde; und seine Monde, deren er viere hat, sind nur achtmal kleiner, als unsre Erdkugel, und können schon durch mittelmäßige Fernröhre beobachtet werden. Man hat auch auf diesem Planeten Flecken und Streifen gesehen, deren letztern ihre Bewegung, die man will bemerkt haben, wellenförmig seyn sollen, das heißt, ohngefähr so, wie sie das Meer oder die See macht, wenn deren Wogen das Ufer bespülen.

Der sechste Planet ist Saturn ♄, der nicht nur in Ansehung seiner Bahn, sondern zugleich auch in Absicht auf seine Größe der nächste nach dem Jupiter ist. Seine Größe beträgt noch 1030mal mehr, als die der Erde. Die Bahn, welche er in einer Entfernung von 199 Millionen Meilen um die Sonne beschreibt, vollbringt er erst in 10,762 Tagen, 15 Stunden und 14 Minuten, also in beynahe 30 Jahren, wie wir sie zählen. Die Zeit der Umdrehung um seine Achse war bisher wegen seiner großen Entfernung noch nicht zu bestimmen möglich gewesen; da aber Meßier, ein berühmter Sternkundige in Frankreich, nicht nur die Flecken, die man schon zu Anfange dieses Jahrhunderts an ihm entdeckte, sondern noch dazu einige sehr merkbare Streifen auf ihm wieder gefunden hat, so wird diese Schwierigkeit vielleicht auch bald gehoben. Er verändert sein Licht, das nur matt und blaß schimmert, sehr oft nach dem Verhältnis seines Standes zur Sonne. Nur durch gute Fernröhre entdeckt man seine fünf Monden, die Halley und Kaßini, zwey gleichfalls sehr große Astronomen in Frankreich, bemerkt haben. Man nimmt aber an ihm, wiewol nicht mit bloßen Augen, doch schon durch mäßige Fernröhre, noch als etwas äusserst sonderbares gewahr, daß er von einem

flachen, dünnen Ringe umgeben ist, der aber nirgends mit ihm zusammenhängt, für seine Atmosphäre oder Dunstkreis gehalten wird, und ihm oft ein ganz besonderes Ansehen giebt.

Der siebente und letzte Hauptplanet unsers Systems, Uranus ♅, ist erst seit dem 13. März 178 von Hr. Herschel *) entdeckt worden. Er scheint ganz am Ende unsers Systems zu stehen, und läßt zwischen sich und dem Saturn einen zu weiten Raum, daß man nicht in demselben noch auf manche Entdeckungen für unser System rechnen dürfte. Diesem nach steht er fast noch einmal so weit, als Saturn, nemlich 400 Millionen Meilen von der Sonne ab und kann nur durch die allerbesten Fernröhre bemerkt werden. Er vollendet seine 2514 Millionen lange Reise um die Sonne erst in einer Zeit von 83 Unsrer Jahre, die man sich in Gedanken zusammen in ein einziges umschaffen muß, wenn man sich ein Jahr im Uranus denken will. Seit 1787 hat gleichfalls Hr Herschel auch zwey Monde um ihn entdeckt. Sonst aber hat man von diesem Planeten, wegen seiner zu großen Entfernung von der Sonne bis jetzt eben so wenig neues entdecken können, als vom Merkur, der der Sonne zu nahe ist; denn beyde können aus ansgeführten Gründen nicht sattsam beobachtet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von

*) Organist zu Bath bey London in England, von Geburt ein Deutscher, der, weil er ganz vorzüglich gute Teleskope oder Fernröhre verfertigte, so zufällig auf diese Entdeckung kam. Unsere größten Astronomen waren, beyläufig gesagt, immer Männer, die ganz zufällig auf dieses Studium geriethen, dem sie nachmals so viel Ehre gemacht haben.

Von den öffentlichen Spielen der neuern Römer.

Schon die Bewohner des alten Roms waren große Liebhaber und Verehrer öffentlicher Ergötzungen und Spiele. Ihre Circenses, ihre öffentlichen Spiele, woran das Volk seine Augen nicht sättigen konnte, waren auch das Prachtvollste, was nur die Einbildungskraft fassen kann. — Es waren gleichsam die stolzen Ruinen, unter welchen das mächtigste Volk der Erde darniedersank, indem es durch sein eigenes gigantisches Wachsthum endlich zu Boden gedrückt wurde.

Der ganze bekannte Erdkreis, bis an die entferntesten Wüsten, mußte zu den Spielen zollen, woran Roms müßige Bürger sich ergötzten. Löwen, Tiger und Elephanten wurden Heerdenweise auf den Kampfplatz geführt. In dem Amphitheater des Vespasian, das achtzigtausend Zuschauer faßte, ließ die alle Begriffe übersteigende Verschwendung, unter der Herrschaft der Kaiser, von Arabiens Wohlgerüchen einen duftenden Regen auf die Zuschauer träufeln.

Die öffentlichen Bäder für das Volk, deren Ruinen noch jetzt Erstaunen erwecken, faßten Schauplätze, Bibliotheken, bedeckte Gänge, und zu jeder Art von Leibesübung besondere Plätze und Gebäude in sich, so daß sie den Umfang von Städten hatten; mit dem ungeheuersten Aufwande wurde in den Naumachien, auf einem schnell unter Wasser gesetzten Platze, dem Auge ein wirkliches Seetreffen dargestellt, wo die streitenden Parthien zum Tode bestimmte Sklaven und Gefangne waren; die Pracht und Verschwendung bey dem Wettrennen in Cirkus gieng bis

zur höchsten Ausschweifung; und alle diese Spiele wechselten das ganze Jahr hindurch ab, und erhielten das Volk in einem beständigen Taumel.

Die neuern Römer haben nun dafür das Karneval, und während desselben die beyden Operntheater Aliberti und Argentini; das Wettrennen der Pferde mit Flittergold besteckt, und ohne Reiter, in der langen schmalen Straße, welche der Korso heißt; im Sommer den Platz Navona, ein klein wenig unter Wasser gesetzt, worinn man zur Lust mit Kutschen herumfährt, und die Räder benetzt; und erst seit einiger Zeit das Theater della Valle, wo allein außer der Karnevalszeit gespielt werden darf, und zwar nur unter dem Vorwande, daß es eine bloße Kinderkomödie zur Uebung sey, und die Operetten, welche zugleich aufgeführt werden, nur zum Zwischenspiel oder Intermezzo dienen; so daß man genöthiget ist, um der Operette willen oft die abgeschmacktesten Possen von den Kindern mit aufführen zu sehen.

Dafür aber nun, daß bey den neuern Römern keine Naumachien, kein Amphitheater, kein Wettrennen im Cirkus mehr statt findet, haben sie auch eine Ergötzung, welche die alten Römer noch nicht kannten, — das sind die Feuerwerke, woran das Volk in Rom ein unbeschreibliches Vergnügen findet, und wodurch die Sommerabende und Sommernächte vorzüglich lebhaft werden.

Es geht im Sommer fast kein Tag hin, wo nicht in irgend einer Straße in Rom, irgend einem Schutzheiligen zu Ehren, eine Art von kleinem Feuerwerke veranstaltet wird, wobey denn auch die Fenster

in

in den Häusern erleuchtet sind, und alles ein lebhaftes, festliches Ansehen hat.

Von diesen kleinen Feuerwerken steigt man denn allmälig immer höher, bis zu der großen Girandola auf der Engelsburg, die selbst die alten Römer in nicht geringes Erstaunen gesetzt haben würde; ob sie gleich auch die ungeheure Unterlage dazu, das Grabmal des Hadrian an der Tiber, erst gebauet haben, von dessen Ruinen eben dies einzige Feuerwerk in seiner Art einen so majestätischen Anblick macht. Dies Feuerwerk hebt nemlich damit an, daß von der Höhe der Engelsburg oder des Grabmals des Hadrian, einige tausend Racketen aus einem Punkt aufsteigen, und sich nach allen Seiten mit einem donnernden Getöse in die Luft verbreiten, wodurch die Tiber und ganz Rom mit seinen Hügeln auf einige Augenblicke erleuchtet wird, und dann auf einmal wieder die Scene in Nacht versinkt. Dies ist, was man eigentlich die Girandola nennt; dann kommen Feuerräder und andere Spielwerke, bis sich das Ganze wieder mit einer zweyten Girandola schließt.

Auch hat das neue Rom noch ein Schauspiel aufzuweisen, wodurch es mit dem alten in Pracht und Größe wetteifert. Dies ist die Erleuchtung der Peterskuppel. Diese Erleuchtung ist gewiß in der ganzen Welt unnachahmlich, weil das Gerüst dazu das einzige in seiner Art ist, und allenthalben erst eine Peterskirche mit ihrer Kuppel untergesetzt werden müßte, um eine ähnliche Erscheinung in der Luft hervorzubringen.

Die ganze Erleuchtung besteht aus einer Art von Papierlaternen, womit die Reiffen an der Kuppel,

und die architektonischen Zierrathen an der Kirche und der Kuppel besteckt sind; die Masse schwindet in Nacht und nur die Umrisse und Verzierungen dieses ersten Gebäudes der Welt erscheinen mit einem sanften Glanze, wie in die dunkle Luft gezeichnet.

Noch ehe die Dämmerung einbricht, ist schon die ganze Erleuchtung zu Stande gebracht; und es giebt keinen schönern Anblick, als den allmäligen Uebergang vom Hellen zum Dunkeln, worinn die Masse sich immer mehr verliert, und die schimmernden Umrisse immer schärfer hervortreten. In der Dämmerung ist der schönste Zeitpunkt; das ganze sieht alsdann einem Zauberwerke ähnlich.

Gewiß ist dies ein Gegenstand, der die Einbildungskraft im eigentlichsten Sinne übersteigt. — Will man sich diese Erleuchtung nach ihrem Umfange vorstellen, so wird das Bild sich ins Ungeheure verlieren; will man sie sich nach den zarten Umrissen vorstellen, die sie in der Luft hervorbringt, so würde sie das Bild verkleinern.

Die Menge von Zuschauern und Spaziergängern auf dem Petersplatze; die Stille und Heiterkeit der Luft, und dabey der Anblick jener schönen Verhältnisse in dem Bau des ersten Tempels der Erde, welche durch die Erleuchtung gleichsam herausgehoben, dem Auge sichtbar werden; dies alles flößt dem Gemüth eine sanfte schöne Stimmung ein, wo man sich gern unter der Menge verliert, und im ruhigen Lebensgenuß sich hingiebt. —

Eine gute Art zu bitten.

René le Pays, ein bekannter französischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, erhielt vom Herzog von Savoyen den heiligen Moritzorden. Gehorsam, Keuschheit und Gastfreyheit waren das Gelübde, das jeder Ritter bey seiner Aufnahme angeloben mußte. Da die Glücksgöttin dem guten le Pays zur Hospitalität wenig geschenkt hatte, so bat er den Grosprior um eine Commende, und schrieb darüber folgenden Brief:

„Sie, Herr Prior! sind mein Oberer, und schon in dieser Rücksicht bin ich verpflichtet, Ihnen von Zeit zu Zeit Rechenschaft von meiner Aufführung zu geben. Ich bedarf mehr als jeder anderer Ihres Raths und Ihrer Unterstützung, und die bösen Alpen, die mich ohnehin schon von Ihrem persönlichen Umgang trennen, sollen mir diesen Vorzug nicht rauben. Sie kennen das Gelübde, das ich beschwor und die Verpflichtungen, die ich übernahm. Dieses Gelübde und diese Verpflichtungen sind es, die mich jetzt äußerst beunruhigen. Zwar, ewig Dank sey es der Sprödigkeit unsrer Schönen! die gelobte Keuschheit habe ich ritterlich gehalten, und meine Obern werden nicht über Mangel des schuldigen Gehorsams klagen können: sie befohlen nichts und also hatte ich auch nichts zu befolgen. Aber, aber die Pflicht der Gastfreyheit, ich muß es gestehen, dieses theure Gelübde habe ich ganz vernachläßiget und über diese Sünde mache ich mir nun die qualvollsten Vorwürfe. Mein guter Wille hilft mir dabey nichts, weil ihm die Ausführung fehlt. Ich soll Pilger aufnehmen, — und ich habe kein Haus. — Ich soll sie bewirthen, — und ich habe keine Mittel. Muß ich da nicht

ganz

ganz natürlich auf den Gedanken kommen, daß ich mit jener Ritterpflicht auch die Verbindlichkeit übernommen habe, Commenthur zu werden? Urtheilen Sie selbst, mein Herr Prior! und Sie werden sich mit mir von der Nothwendigkeit meines Wunsches überzeugen. In welche Verlegenheit setzt mich oft die zudringliche Frage einiger Neugierigen, die sich nach den Einkünften erkundigen, die mit meinem Kreuztragen verknüpft sind? Nur die gebetene Präbende! und ich kann allen antworten! Sie aber, mein Herr Prior, geben dadurch die Ruhe einem Freunde wieder, der Sie innigst verehrt und mit wahrer Ehrfurcht ist ꝛc."

Was kein Mensch durch seinen Verstand kann, kann öfters ein Thier durch seine schärfern Sinne.

In einem französischen Buche *) habe ich kürzlich folgende überaus wichtige Geschichte von einem Hunde gelesen.

Unweit dem blauen Gebirge, dem Aufenthalt wilder Thiere, wohnte ein aus Frankreich wegen der Religion geflüchteter Landmann: Lefevre. Er hatte eilf Kinder und erwartete mit dem Troste das zwölfte:

„Ein Kind erfordert hier weiter nichts, als den Anbau von zwey Morgen Landes mehr, und eine Verstärkung der Heerde von sechs Hammeln."

Eines Tages wurde der jüngste seiner Kinder, ein Knabe von vier Jahren, plötzlich im Hause vermißt. Er wurde lang am Fluße, auf dem Felde, bey den Nachbarn, aber vergebens gesucht. Die Aeltern

*) Lettres d'un Cultivateur americain. 1784. Tom. I. p. 215.

Aeltern waren untröstlich. Alles begab sich nun nach dem Gehölze. Tausendmal in einem Athem rief die Mutter: „Derik! mein Derik! Wo bist du? Hat dich schon ein wildes Thier gefreßen? O Derik! antworte doch deiner Mutter, wenn du noch lebst!“

Ein trauriges Echo wiederholte die Klagen der Mutter und das Geheule der Affen verdoppelte die schaudervollen Stimmen. Unter der Zeit war ein mit Pelzwerk beladener Wilder in das Haus des Kolonisten gekommen, um etwas auszuruhen. Da er Niemand, als eine alte Negerin antraf, so fragte er: wo ist mein Bruder? Ach! sagte die Alte: er hat seinen kleinen Derik verloren. Alles ist fort und sucht ihn.

„Geschwind blase ins Horn, rief der Wilde, damit dein Herr zurück komme. Ich will ihm seinen Derik wieder verschaffen.“

Es geschahe. Der Vater kam zurück, in der Meynung: Derik sey wieder da. Nein! sprach der Wilde: noch ist er nicht da; aber bald sollst du ihn wieder haben. Geschwind gieb mir die Schuhe und Strümpfe, die Derik zum letztenmal getragen hat. „Was willst du damit? „O säume nicht. Gieb sie her.

Und nun ließ er sie seinen Hund stark beriechen. Hierauf machte er einen weiten Zirkel um das Haus, wenigstens von einer halben Viertelmeile, wobey er seinen Hund überall, wo er gieng, die Erde beriechen ließ. Noch war der Zirkel nicht ganz fertig, als der Hund mit einemmal laut zu bellen anfieng. Das Zeichen, daß er auf Deriks Spur gekommen war. Welch ein Freudenton für die armen Aeltern.

Der Hund folgte nun, immer mit der Nase an der Erde und lautem Bellen der Spur, und stürzte sich sogleich in das Dickicht des Gehölzes. Eine halbe Stunde nachher kam er zurück; aber mit ganz andern Gebärden, als vorher. Er wedelte um seinen Herrn frölich herum, und stieß ihn immer, ihm zu folgen. Ein sicherer Beweis, daß er das Kind gefunden hatte. Ob es aber noch lebte? Welch eine grausame Ungewißheit!

Der Wilde folgte seinem Hunde, der ihn mitten im Walde unter einen großen Baum führte, wo das Kind in einer Entkräftung lag, die dem Tode ähnlich war. Er hatte sich in dem dicken Gebüsche verirrt, und nicht wieder heraus finden können.

Der Wilde nahm es zärtlich in seine Arme, und eilte, es der Gesellschaft entgegen zu tragen, die ihm so geschwind nicht hatte folgen können. Kein Anblick kann rührender seyn, als wie ihm Vater und Mutter entgegen liefen, und den verlornen Sohn aus seinen Händen empfiengen! Nachdem sie das Kind mit ihren Thränen gebadet hatten, fielen sie dem Wilden um den Hals, und endlich kam die Reihe der dankenden Liebkosungen auch an den treuen Hund. Dieses Thier aber, eben so demüthig, als sein Herr, schien hierüber ganz verwirrt und beschämt zu seyn; er kroch seinem Herrn immer zwischen die Füße herum, als wenn er was verbrochen hätte.

Vollkommen wurde die Freude, da Derik die Augen öffnete und sich wieder erholte. — Sollten wir nicht dankbarer gegen die Thiere seyn, die uns oft so große Wohlthaten erweisen?

Harvord's Bluteinspritzung.

Es ist noch nicht lange, daß Herr Professor Harvord zu Oxford, in Gegenwart einiger Zeugen, einen

einen sonderbaren Versuch durch Bluteinspritzung machte. Er öffnete einem Jagdhunde die Ader, ließ alles Blut ablaufen, bis keine Lebensanzeige mehr am vorgehaltenen Spiegelglase zu bemerken war, und öffnete einem dazu vorbereiteten Kalbe eine Arterie. Er leitete durch einen künstlichen Prozeß das Kalbsblut in die Adern des Hundes über. So wie das eine Thier an Stärke zunahm, so nahm das andere ab, bis der Hund nach einigen Stunden wieder zu fressen anfieng. Seit der Zeit geht der Hund wieder auf die Jagd, und scheint vom neuen Kälberblute keine Aenderung in den Naturtrieben gelitten zu haben.

Eine Glastafel mit einer Scheere zu zerschneiden.

Ein Versuch, den wir Herrn Professor Klapproth in Berlin zu verdanken haben. Natürlicherweise macht dieser Titel die Neugierde rege; denn man gedenkt sich bey dem Scheerschnitte blos eine Glaszersplitterung, und in Gedanken hält man schon beyde Augen zu. Aber dieser Versuch geräth ganz anders, wenn man ihn unter dem Wasser anstellt, indem der ungleich stärkere Druck, den das Wasser auf die untergetauchte Glastafel äußert, der Erschütterung derselben ein größeres Gegengewicht entgegenstellt. Freylich ist es ein eigentliches Glasdurchschneiden nicht zu nennen, sondern es gleichet nur einem mit der Zange veranstaltetem Abkneipen. Und dennoch läßt sich Tafelglas ganz bequem zu runden Scheiben schneiden.

Die Posttaube

Ist im Orient zu Hause. Dies ist die geschwindeste Post, die man sich denken kann. Schon im zwölf-

ten

ten Jahrhunderte bey den Kreuzzügen sind sie als Post-träger gebraucht, und um Aleppo herum wurden sie sonst vorzüglich gehalten. Und noch jetzt findet man diese Post in verschiedenen Gegenden des Morgenlandes.

Man muß aber nicht glauben, daß man diese Tauben, so wie andere Boten, nach verschiedenen Gegenden schicken kann, sondern weil man daselbst keine Post kennet, die zur bestimmten Zeit von einer Stadt nach der andern abgeht, so haben einige Kaufleute solche Tauben abgerichtet, um einander von der Ankunft der Schiffe oder einer glücklich zurückgelegten Reise Nachricht zu geben.

Man nimmt die Tauben von ihren Schlägen, wo sie ihr Futter zu bekommen gewöhnt wurden, weit in die Ferne mit hin. Will man nun an den Ort, wohin sie gehören, eine Nachricht wissen lassen, so hängt man ihnen einen Brief unter die Flügel und läßt sie fliegen. Fünfzehn geographische Meilen machen sie in vier bis fünf, wenigstens innerhalb sechs Stunden, und die dazu bestellten Leute nehmen ihnen die Papiere ab. Um sie frisch zu erhalten und zu verhindern, daß sie sich nicht zum Baden niedersetzen möchten, taucht man ihre Füße zuvor in Eßig ein. Zu Bagdad soll man die besten Tauben zu dieser Post finden.

Ist doch unsere **Haustaube** ebenfalls dazu geschickt, wie man in der ältern Geschichte Beyspiele davon hat. **Hirtius** und **Brutus** haben sich ihrer als Posttauben in der Belagerung von Modena; die **Harlemer** bey der Belagerung von 1573; die **Leidner** bey der von 1574 bedient. Ja man weiß, daß sogar Schwalben, Krähen und andere Vögel zu diesem Geschäfte gebraucht wurden.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Fortsetzung von Portugal.

Unter Sebastian, der seinem Großvater unter der Vormundschaft seiner Mutter, als ein dreyjähriger Prinz 1557 in der Regierung folgte, wurde der erste Grund zu Portugals Sturz gelegt. Dieser Prinz, von seinem Grosonkel, dem Kardinal Heinrich mehr zu andächtigen Religionsübungen, als zu einem künftigen Regenten gebildet, trat mit seinem achtzehnten Jahre die Regierung an, und nahm sogleich, von einem falschen Religionseifer geleitet, an den afrikanischen Händeln zwischen Mohämed und Mollah, welche einander den Besitz von Marokko streitig machten, Antheil. Weil nun der erste bey dem jungen König Hülfe suchte, so sahe dieses Sebastian als unmittelbaren Fingerzeig der Fürsehung und den sichersten Wegweiser zur Erlangung seiner enthusiastischen Absichten, die Mohren als Feinde des Christenthums nach und nach aufzureiben, an. Taub gegen die Stimme seiner Minister, setzte er mit einem schwachen Heere von ohngefähr 15000 Mann nach Afrika über, wo er sich mit den Truppen Mohämeds vereinigte. Den vierten August 1578 kam es bey Alkazar zu einem der hartnäckigsten Treffen, das vielleicht jemals geliefert worden ist, und so schwärmerisch auch der Muth von Sebastians Truppen war, so entschied endlich doch das Kriegsglück für Mollah, der aber die Früchte seines Sieges nicht erndten konnte, da er sowohl, als sein Gegner Mohämed das Leben verlor. Auch Sebastian blieb, oder gieng, wie man sagt, in diesem Treffen verloren, wenigstens kam er nicht wieder nach Portugal zurück, wenn auch die wahre Beschaffenheit seines Schicksals noch

manchen Zweifeln unterworfen ist. Diese schauervolle Nachricht von dem Verlust der Armee und des Königes war ein Donnerschlag in den Ohren der Portugiesen, welche voraussahen, daß sie vielleicht gar bald die Beute ihres mächtigen Nachbarn, des Königs von Spanien werden dürften. Sichtbar verbreitete sie überall im Lande Gram und Verzweiflung. Es traf auch wirklich, was sie ahndeten, ein paar Jahre hernach ein. Denn obgleich der einzige rechtmäßige Erbe des Throns, der Kardinal Heinrich 1578 nun die Krone annahm, so konnte sich doch die Nation keine glückliche und dauerhafte Regierung versprechen. So viele Tugenden zwar der Kardinal Heinrich als Privatmann besaß, so wenig war er geschickt, an der Spitze der öffentlichen Staatsangelegenheiten zu stehen. In einem Alter von 67 Jahren, unkundig aller Staatsmaximen, in dem unvermutheten Besitz einer Krone, konnte er auch wirklich das seinem Volke nicht werden, was er vielleicht in jüngern Jahren, und in dem schweren Geschäfte eines Regenten unterrichtet, geleistet hätte; und demnach bemühte er sich, zum besten des Staates zu thun, was ihm möglich war. Da er bey einem schwächlichen Körper sich keine lange Lebensdauer versprechen konnte, so suchte er vorzüglich, um Portugals Ruhe zu sichern, die Rechte der Erbfolge, mit Hülfe der Stände, weil mit ihm die ächte königliche Descendenz erlosch, durch ein Testament festzusetzen. Allein der Tod übereilte ihn schon im Jahr 1580 und nun eröffnen sich für Portugal die traurigsten Scenen. Denn da nichts bestimmtes über die Thronfolge festgesetzt war, so meldeten sich verschiedene Kronprätendenten, unter welchen Katharina von Braganza das meiste Recht, Philipp II. König von Spanien aber die meiste Macht hatte. Der letztere siegte. Philipp

kam

kam im December des Jahrs 1580 nach Lisboa, verschwendete da unsägliche Summen, um die Liebe des Volks zu gewinnen, und im April 1581 war er König von Portugal. Mit dieser Regierung neigte sich nun des Landes Flor gänzlich, seine Krone fiel, seine Freyheit war dahin, und ohngeachtet der feyerlichsten Versicherungen des spanischen Königs, die Privilegien des Landes zu schützen, so wurde es doch in der Folge als eine unterjochte Provinz mit aller Härte behandelt und ausgeplündert. Dieses werden wir im nächsten Blatt ganz kurz erzählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Kopernikanisches System.

Doch mit diesen sieben Haupt- und zwölf Nebenplaneten hat das weite Reich der Sonne noch nicht seine äußerste Gränze erreicht, wenn gleich jene 400 Millionen Meilen von derselben bis zum fernen Uranus eine uns fast undenkbare Entfernung zu seyn scheint. Nein, auch noch eine ungleich größere Anzahl andrer Weltkörper, welche wir **Kometen** nennen, machen einen nicht unbeträchtlichen Theil unseres Sonnengebietes aus, der keineswegs zu übersehen ist. Man hat sie gleichsam als das allgemeine Verbindungsglied der gesammten Sternsysteme, das sie gleichsam unter einander verkettet, anzusehen: welche Meynung bey der genauern Kenntnis ihres Laufes, und bey den beträchtlichen Entfernungen ihrer Bahnen, nach welchen sie nicht selten bis an das Gebiete des nächsten Fixsterns anstreifen, einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit gewinnen muß.

Sie wälzen sich aber meistentheils nicht in kreisförmigen, sondern in elliptischen oder, welches einerley ist, in sehr länglicht runden und schmalen Bahnen um die Sonne, und zwar nach allen möglichen Richtungen und Gegenden, bald gegen Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht, bald von weiterem, bald von kürzerem Umfange. Einige laufen von Morgen gegen Abend, andere von Abend gegen Morgen u. so fort. Einige nähern sich sehr schnell der Erde, so, daß sie oft in wenigen Tagen sehr groß aussehen, entfernen sich aber auch eben so geschwind wieder, und legen oft in sehr kurzer Zeit einen weiten Weg zurück. Alle sind uns indessen nur kürzere oder längere Zeit sichtbar, scheinen gleichsam aus dem Thierkreis zu weichen, sich bald diesem, bald jenem Weltpole mehr zu nähern, und verschwinden am Ende gänzlich wieder aus unsern Augen.

Der Name **Komet** selbst kömmt aus dem Griechischen her, wo er ihnen gleichsam als Beyname gegeben wird, und soviel als **haarichte** Sterne bedeutet, weil sie auch wirklich, ihrem Ansehen nach, gemeiniglich also zu erscheinen pflegen. An sich aber ist ein Komet ein eben solcher himmlischer Körper, wie unsere Planeten; denn ihre Oberfläche, wofern sie nicht etwa, wie gewöhnlich, von Nebel umhüllet werden, welche dieselbe den Blicken des Beobachters entziehen, erscheint durchs Fernrohr rauh, uneben und dunkel, in so weit sie nämlich nicht von der Sonne erleuchtet ist. Man nennt dieses aber seinen **Kern** oder Körper, um ihn von seiner ihn umgebenden leuchtenden Atmosphäre und vorzüglich von seinem Schweife zu unterscheiden, der aus nichts anders, als einem Theile seiner Atmosphäre besteht, und durch die Macht der Sonne und seine eigene zu starke Rei-

bung

bung gegen dieselbe, allzusehr verdünnt, und als dessen flüchtiger Theil hinter seinen Kern zurückgetrieben wird. Dieses lehrt uns die Beobachtung zur Genüge; denn sein Schweif erscheint stets von der Sonne abgewandt, er mag nun bereits schon seinen Weg um dieselbe genommen haben, oder ihn erst nehmen wollen, in welchem erstern Falle er erst recht groß und prächtig anzusehen ist. Denn je weiter sich sein Schweif, der ihm im Deutschen den Namen Schwanzstern verschaft hat, von ihm entfernt, je breiter, lichter und durchsichtiger wird er, so daß man durch ihn die Fixsterne sehr deutlich beobachten kann; am Ende aber pflegt er sich gemeiniglich in verschiedene Krümmungen und Strahlen zu zertheilen, so wie etwa zerstreutes Haupthaar, und je näher der Komet selbst der Erde ist, je breiter und größer pflegt er zu erscheinen.

Eben dieses ihr besonderes, dem unwissenden furchtsamen Pöbel zwar schreckendes, dem betrachtenden Weisen aber sehr angenehm unterhaltendes und ergötzendes Ansehen ist es, was von jeher zu oft wunderbaren, nicht selten einander widersprechenden Meynungen Anlaß gegeben hat. Wer weis, um uns nur an eine und zwar von der letztern Art zu erinnern, wer weis nicht, daß man sie vor noch nicht langer Zeit als expreße Bothen des göttlichen Eifers und seiner strafenden Gerechtigkeit ansah, und sich überhaupt von ihrem Ursprunge, Wesen und Absichten gar seltsame Begriffe machte, und sie den Menschen als die Herolde von Krieg, Pest, Theurung und Verwüstungen darstellte. Erschien nun eines dieser furchtbaren Uebel, hatte es sich etwa aus entfernten Gegenden in uns nähere verbreitet, entstanden Uneinigkeiten ganzer Völker, Seuchen, Mißwachs,

wachs, Erdbeben und dergleichen, so wußte man auch sogleich den Kometen, der dieses längere oder kürzere Zeit vorher verkündigt hatte. Und gaben nicht selbst die Gelehrten durch ihre wunderlichen Meynungen von denselben gewißermaßen dazu Veranlassung? Da sollten sie nach ihnen bald Erscheinungen in unserm Dunstkreise, wie etwa Feuerballen, bald Wolken seyn, die aus der Sonne oder aus Planeten aufgestiegen wären, bald nach Whistons Erklärung, wässerichte Weltkörper seyn, deren aufsteigende Dünste uns in ihrem Schweife sichtbar würden, und ein solcher sollte auch die Erde zur Zeit der Sündfluth heimgesucht haben.

Die Fortsetzung folgt.

Zwey Erzählungen
mit einer Nutzanwendung.

Koriolan, durch die Ränke seiner Feinde des Landes verwiesen, rächte diese Schmach an dem undankbaren Rom auf eine empfindliche Weise. Von den Volskern, zu denen er geflüchtet war, zum Feldherrn erwählt, drang er in das Römische Gebiet, bemächtigte sich ganz Latiums, und rückte bis vor die Hauptstadt. Alles gerieth durch die unerwartete Ankunft eines so furchtbaren Feindes in die größte Bestürzung.

Von wehrbarer Mannschaft entblößt, suchte man diesen Mangel durch Unterhandlungen zu ersetzen; allein zweymal wurden die Gesandschaften des Senats verächtlich zurückgewiesen, und sogar die abgeordneten Diener der Götter, die Augurs, Opferpriester und Bewahrer der Heiligthümer konnten den auf-

aufgebrachten Römer nicht zum Abzug bewegen. Schon war der Sturm beschlossen, und das Vaterland am Rande des Untergangs. In dieser allgemeinen Verwirrung hatten allein die Römischen Damen einen Einfall, der von größerer Wirkung war, als alle Beschlüße des Reichsraths. Die in Rom zurückgebliebene Mutter Koriolans, Veturia, und Volumnia, seine Gattinn, sollten sich in das Lager der Volsker begeben und den Sohn und Gatten um Frieden bitten. Der feyerliche Zug begann, und — mit einemmal sah sich der unerschütterliche Koriolan von den Klagen der schönsten Frauen bestürmt, das ganze Gefolge, und selbst die Veturia, fiel ihm zu Füßen, und seine Gattin und Kinder benetzten seine umfaßten Knie mit einem Strom von Thränen. Der allem trotzende Held konnte einen solchen Kampf sich durchkreutzender Leidenschaften nicht bestehn; die Liebe zu seiner Mutter und Gattin überwog die Pflichten des Feldherrn. Ach! rief er aus, meine Mutter, ihr entwafnet mich und Rom ist gerettet, aber euer Sohn ist verloren. Er hob am nächsten Morgen die Belagerung auf und Rom war befreyt. Die Freude der Einwohner gieng bald in allgemeines Dankgefühl über. Groß sollte die Belohnung der schönen Patriotinnen seyn, und zugleich den geheimen Wünschen ihres Herzens entsprechen. Was that der Senat? — Er verstattete ihnen Purpurkleider und Goldbänder zu tragen, und gebot, daß ihnen jeder Römer auf den breiten Steinen der Straße ausweichen sollte?

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, und Ludwig der Eilfte, König von Frankreich, haßten sich

sich aus persönlicher Abneigung, und ihre beyderseitigen Länder waren ein wechselseitiger Schauplatz verwüstender Kriege. Karl drang bis in das Innre von Frankreich, und belagerte die Stadt Beauvais. Die armen Einwohner sahen vorher das traurige Loos, das ihrer wartete, und diese allgemeine Noth vereinigte Männer und Frauen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung. Ein Generalsturm sollte das Schicksal der Stadt entscheiden. Der Feind lief an die Festung heran, erstieg die Wälle und drang schon in die Besatzung, als er einen Widerstand fand, den er nicht erwartet hatte. Die Weiber von Beauvais empfiengen ihn mit einem Regen von Steinen, geschmolzenem Bley und Harz, das sie mit einer Wuth um sich schleuderten, die nur Verzweifelten eigen ist. Der Herzog mußte sich zurückziehen, und endlich die Belagerung ganz aufheben. Für den König war die Erhaltung dieses Platzes überaus wichtig; um so mehr hielt er sich verpflichtet, den braven Damen seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Und wie hätte ein König des galanten Frankreichs wegen der Art der Belohnung verlegen seyn können? Die tapfern Amazonen blieben ja immer Französinnen mit allen angestammten Eigenschaften und Neigungen der übrigen Töchter Eva's. — Es war üblich, daß alle Jahre zu Ehren des Stadtpatrons, des heiligen Andragesme, ein feyerlicher Umgang gehalten wurde. Der König befahl: daß an diesem Tage die Frauen vor den Männen hergehen, und nur sie vor allen Städten des Königreichs berechtigt seyn sollten, sich mit jedem Putz, wäre er auch noch so kostbar, zu schmücken.

* * *

So weit die Geschichte! Und nun, würde Asmus fragen, Jobst, was lernst du daraus? — Zuförderst, daß obbelobte Frauen und Jungfrauen, die doch zwey tausend Jahr auseinander lebten, gleichsam eines Sinnes gewesen, und ohngeachtet des verschiednen Himmelsstrichs, gar viel auf Bänder, Putz und das Hergehen vor den Männern gehalten haben müssen. Item, daß diese Weise und Sitte bis dato unverändert, wie ein Fixstern, in statu quo geblieben, sintemal seit der Belagerung von Beauvais schon wieder drey hundert Jahre verflossen, und in diesem Zeitraum, so weit wenigstens die Nachrichten aus der bekannten Welt reichen, keine Handlungen oder Erklärungen vorkommen, durch die das Frauenzimmer eine sonderliche Abneigung oder Widerwillen gegen Goldbänder oder das Hergehen vor den Männern bezeigt hätte.

General Aldringer.

Eine Anekdote.

Johann Aldringer, von niedriger und dürftiger Herkunft, war aus dem Luxenburgischen gebürtig. Um sein Brod zu verdienen, vermiethete er sich bey zwey jungen französischen Edelleuten, die ihn mit auf die Akademie nach Paris nahmen. Aldringer, der ohnehin einen guten natürlichen Verstand hatte, benutzte diesen Aufenthalt so gut, daß er bald nach seiner Zurückkunft eine nicht unbeträchtliche Stelle in der Kanzley des Bischofs von Trident erhielt. Gewöhnlich hat ein Ausländer, wenn er andern vorgezogen wird, doppelt die Verfolgungen des Neides und der Eifersucht zu erwarten. Seine Kol-

legen machten ihm so viele böse Stunden, daß er den Entschluß faßte, seinen Posten zu verlassen und jede Lebensart zu ergreifen, die sich ihm zuerst darbieten würde. Mit dieser trotzigen Stimmung gieng er aufs Gerathewohl von Trident weg, und weil ihm gerade ein Soldat aus Inspruck entgegen kam, sah er dies Ungefähr für die Losung an, der er folgen müßte. Er nahm sogleich kaiserliche Kriegsdienste, wurde bald Sergeant, stieg von Stufe zu Stufe, und erhielt zuletzt vom Kaiser **Ferdinand** dem Zweyten den Feldmarschallsstab. — So entschied das Ungefähr, ob **Aldringer** eine Armee kommandiren, oder vielleicht ein Handwerk treiben soll, und so sind es oft die unbedeutendsten Kleinigkeiten, die dem Menschen seinen eigentlichen Wirkungskreis anweisen.

Der Canditatus Thelogiæ **Ludwig** mußte bey einer Kantorwahl in Glaucha durchfallen, um Kanzler der Universität Halle und die Zierde Deuschlands zu werden. — **Luther** hatte sich der Rechtsgelahrtheit und Tonkunst gewidmet; aber ein fürchterlich Gewitter, das seinen Frennd neben ihm erschlug, machte auf ihn solchen tiefen Eindruck, daß er Theolog und der große Kirchenreformator wurde.

Das Testament.

Eine Aufgabe für Arithmetiker und Juristen.

Den letzten Willen eines Sterbenden nennt man bekanntlich ein Testament, das ist ein Ding, welches einer Menge Klausuln, Exzeptionen und Formalitäten und einer großen Ungewißheit, Veränderung und Unrichtigkeit unterworfen ist. Das Sonderbarste ist,

daß

daß noch dazu mehrere Zeugen berufen werden, welche alle die Klausuln, Exzeptionen, Formalitäten, Ungewißheiten und Unrichtigkeiten bestätigen helfen. Beym Rechtsstreit kömmt es immer darauf hinaus, wie der Wille des Verstorbenen zu verstehen sey, und weil man diesen nicht mehr fragen kann, so wird der Wille oft so gedrehet, daß, wenn der Verstorbene in das Leben zurückkäme, er seinen letzten Willen nicht mehr kennen würde.

Unläugbar vergißt manchmal der Sterbende selbst, auf gewisse Umstände Rücksicht zu nehmen, die leicht eintreten können, und es ist dann kein anderer Weg, als nach allgemeinen Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit zu entscheiden, was etwa der Absicht des Sterbenden am nächsten kommen möchte. Ein solcher Fall ist der folgende. Wir laden alle Freunde solcher Untersuchungen ein, uns ihre Gedanken gefälligst einzusenden. Wir werden dann nur mit wenigen Worten die verschiednen Auflösungen, ohne Namen, bekannt machen, und endlich die Entscheidung eines Rechtsgelehrten am Ende hinzufügen.

Vor einigen Jahren starb ein Mann, dessen Vermögen in tausend Reichsthalern an baarem Gelde bestand. Er war noch nicht lange verheurathet und sahe mit Entzücken einem Zeugen seiner zärtlichen Liebe zu seiner Gattinn, entgegen. Allein das Schicksal wollte ihm dieses Vergnügen nicht empfinden lassen; er ward krank, und so, daß zu seinem Aufkommen keine Hoffnung mehr übrig blieb. Er machte ein Testament mit allen Rechtsformalitäten, und testirte also: „daß, weil er gar keine Erben, sondern „nur eine schwangere Frau hinterlasse, er dieselbe samt „ihrem nach seinem Tode zur Welt kommenden Kinde

„zu Erben einsetze, solchergestalt, daß wenn die „Mutter einen Sohn gebähre, so solle sie von der „Erbschaft, die in tausend Reichsthalern bestunde, „ein Drittheil, der Sohn aber zwey Drittheil ha„ben; wenn aber eine Tochter zur Welt kommen „sollte, die Mutter zwey Drittheil und die Tochter „ein Drittheil von den tausend Reichsthalern em„pfangen.

Bald darauf starb der Testator, und seine hinterlassene Gattin wurde zugleich mit einem Sohne und einer Tochter glücklich entbunden.

Es ist nun die Frage, wie kann hier nach dem Willen des Testators entschieden werden, ohne daß weder die Mutter, noch der Sohn, noch die Tochter zu kurz komme?

Frösche sind in den Küchengärten nützlich.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß Gärtner und Ackersleute allen Thieren, die sie auf ihrem Grund und Boden finden, den Krieg ankündigen. Sie sehen dieselben als Feinde an, die man aufreiben müsse, und von denen sie gerne, wenn es möglich wäre, das ganze Geschlecht ausrotteten. Ich will nur bey den kriechenden Thieren bleiben; und da ist es dem Gärtner immer zu verzeihen, wenn er den Maulwürfen, die sein Erdreich umwühlen, nachstellet, oder die Kröten, welche die Wurzeln von den Pflanzen abfressen, zu vertreiben sucht. Der Schade, den ihm diese verursachen, ist sichtbar, und sein Vortheil berechtigt ihn, wider dieselben aufgebracht zu seyn. Aber, daß wir wider alle Thiere wüthen, die sich auf unserm Erdreiche treffen lassen, das ist ungerecht,

und

und eine Grausamkeit, die desto tadelnswürdiger ist, weil wir darin oft wider unsern eigenen Vortheil handeln, indem wir Thiere aufzureiben trachten, die uns nützlich sind, und deren Beyhülfe uns, wider andere unversehene Feinde, fast unentbehrlich ist.

Unter diese gehöret der Frosch. Dies unschuldige Thier, dem jedermann nachstellet, ohne zu wissen, warum? verdient unser Mitleiden, wo nicht unsere Freundschaft. Es thut uns weit mehr Gutes, als Böses, und wo es uns vielleicht einige Grashalme raubet, oder andern Schaden zufüget, dessen wir es doch nicht beschuldigen können, so ersetzet es denselben durch wirkliche Vortheile, die es uns schaffet. Sein Fleisch ist von einem angenehmen Geschmack, und bekommt so wohl, daß man es auch Kranken erlaubet.

Mir soll es hier genug seyn, aus meiner eignen Erfahrung, zu beweisen, daß die Frösche auch für unsere Gärten einen wirklichen Nutzen haben; und ich übernehme um so viel williger ihre Vertheidigung, als ich glaube, daß meine Anmerkung nicht einem jeden bekannt ist, und daß, wenn man selbst dieselbe wahr befunden hat, man die Frösche so willig schützen wird, als man sie bisher verfolget hat. Ich öffnete öfters aus Neugierde, um auch sie nach ihren innern Theilen kennen zu lernen, manchen; da fand ich Stückchen von Schneckenschalen bey ihnen, von den buntartigen, die im Frühlinge und Herbste leer zu seyn pflegen, und den Kindern zum Spiel dienen. Es schien mir anfänglich unbegreiflich, daß die Frösche Schnecken mit den Schaalen zu sich nehmen sollten; aber wiederholte Erfahrungen machten mich der Sache gewiß, und ich lernte, daß der Frosch seine Hauptnahrung von den Schnecken habe.

Ich freuete mich über diese Entdeckung desto mehr, je öfter ich mit meinem Schaden erfahren habe, wie nachtheilig solche Schnecken in den Gärten den jungen Pflanzen von allerley Art sind, von welchen sie die zartesten fressen, und die übrigen mit ihrem Unflath beschmutzen, daß sie unbrauchbar werden. Sie schonen nicht einer Art von Hülsenfrüchten, gehen selbst die Bäume an, und benagen die Blätter und zartesten Knospen. Ich habe bemerkt, daß diese Schnecken sich in großer Menge zur Morgens- und Abendszeit, wenn es stark thauet, und besonders bey regnerischem Wetter finden lassen. In meinem Garten hielten sie sich vornämlich da, wo Hülsenfrüchte angelegt waren, auf, weil der übrige Theil mit Obstbäumen besetzt war. Es war mir aber nicht möglich, sie vor diesen schädlichen Thieren zu sichern, bis ich ihren oberwähnten Feind kennen lernete, der allein sie zu tilgen vermögend ist.

Von der Zeit an schonete ich meiner Frösche, und verbot meinen Leuten, Ihnen Leids zu thun, damit ihre nützliche Schneckenjagd nicht gestöhret werde. Ich kann versichern, daß ich mich, bey dieser Höflichkeit gegen die Frösche, sehr wohl befunden, und meine Früchte, die sonst jährlich vielen Schaden litten, wohl erhalten habe. Verschiedene Bemerkungen haben mich überführet, daß die Schnecken die angenehmste Nahrung für die Frösche sind; ihr Magen verdauet die Schaale ganz wohl, und das Salz in diesen Schaalen macht sie fett.

Ich habe geglaubt, den Gartenliebhabern ein Vergnügen dadurch zu erwecken, daß ich ihnen ein so leichtes, als sicheres Mittel, ihre Pflanzen vor den gefährlichsten Feinden ihres Wachsthums zu bewahren,

wahren, mittheile. Wenn aber zur Erreichung eines wirklichen Vortheils nichts anders nöthig ist, als Thierchen, die uns nicht zur Last sind, ihr Leben zu schenken, so wäre es ja unartig und thöricht, wenn man sich darin selbst im Wege stehen wollte.

Gute Zähne zu bekommen und zu erhalten.

Ein Reisender hatte Gelegenheit, sich in Paris mit einigen der geschicktesten Dentisten (Zähnärzten) wegen Konservirung seiner Zähne zu besprechen; es wurde ihm vielerley zu brauchen vorgeschlagen. Endlich wurde der erfahrenste unter diesen Zahnärzten vertraut und sagte: daß wenn diejenigen, welche an den Zähnen und dem Zahnfleische litten, und andere, die beydes gut erhalten wollten, täglich im Frühjahre von der Cochlearia (Löffelkraut) in den Mund nähmen und kaueten, so würden die Dentisten wenig Verdienst behalten. Es hat dieses Mittel der Reisende nebst seiner Familie seit dieser Zeit gebraucht, und die besten Wirkungen davon verspüret.

Das Gefrieren der Fenster.

Es geschieht nur in Zimmern, die etwas warm sind und wann es außerhalb sehr kalt ist; dann bewegen sich die wässerigen Dünste in der Stube oder Kammer gegen das Fenster, als den kältesten Ort, (denn das Feuer bewegt sich beständig gegen den kälteren Ort) und hängen sich an das Glas an. Die Feuertheilchen, so mit den Dünsten vermischt sind, dringen durch das Glas hindurch in die kalte Luft. Hiedurch verlieren die Dünste ihre Flüßigkeit, so sie von dem Feuer hatten, und auf diese Weise gefrieren sie an den Fenstern.

Ueber das Alter des Schießpulvers.

Daß das Schießpulver bereits vor dem vierzehnten Jahrhundert, da Berthold Schwarz, ein Mönch, damit auftrat, bekannt gewesen, läßt sich schon daraus vermuthen, weil man im Rammelsberg bey Goßlar die Steinbrüche damit zersprengte; denn Roger Baco erwähnt es schon als eine im dreyzehnten Jahrhunderte bekannte Sache, und man könne mit Hülfe des Salpeters eine pergamentne Patrone von Daumengröße mit heftigem Blitze und Donner zersprengen.

Die Chinesen sollen es viel früher, aber vermuthlich eben so, wie wir, zu Spielen angewendet haben. Wahrscheinlich ist es durch die Kreutzzüge und durch Reisende in Europa bekannt worden. Der Zufall, da ein Lichtfunken das Pulver des Schwarz, das derselbe im Mörser gestossen und mit einem Steine bedeckt, den Stein mit Krachen wegschleuderte, brachte ihn auf den Gedanken, Steine aus dem groben Geschütze, wie die Alten aus den Balisten, zu werfen, uud so wäre der Mörser des Mönchs die veranlassende Ursache zu den heutigen Mörsern und Bomben gewesen. Die Chinesen mischen noch sechzehn Theile Salpeter unter zwey Theile Schwefel und fünf Theile Kohlen. Nach den Ingenhouß thut Schießpulver ohne Schwefel bey dem groben Geschütze die beste Wirkung, aber sicherer und schneller wirkt die Entzündung durch Schwefel. Es ist indessen eine bekannte Sache, daß auf den Pulvermühlen der Pulversatz bey gelinder Anfeuchtung zwischen Steinen zerrieben oder gestampft zu Mehlpulver, durch Siebe gekörnt, durch Umdrehung einer Holzwalze oder Tonne geglättet und als eine gekörnte Masse in der Wärme getrocknet wird.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Kopernikanisches System.

Neuton, ein Engländer, war es, der zuerst anfieng, sie als planetenähnliche Körper zu betrachten, die gleich den übrigen Welten, nur in gewissen, von ihnen abweichenden Bahnen, der Centralkraft *) unsers Systems unterworfen wären. Und es danke es ihm jeder, dem Ruhe seiner Brüder und Aufklärung derselben am Herzen liegt, daß er uns von der Furcht vor denselben befreyet hat.

Halley, gleichfalls ein Engländischer Naturkündiger, war hierauf der erste, der die Bahnen einiger derselben zu berechnen anfieng, auch so glücklich war, uns die Rückkehr verschiedener derselben zu verkündigen. Er berechnete, daß der im Jahr 682 erschienene Komet zu seinem Umlaufe 75 bis 76 Jahre nöthig habe, daß er also der schon im Jahre 1456, 1532 und 1607 beobachtete sey, und im Jahre 1759 wieder erscheinen müsse, welches auch richtig eintraf. Dieser Umstand trug nicht wenig zur allgemeinen Aufnahme dieser bessern Meynung bey, und man nannte diesen Kometen ihm zu Ehren den Halleyischen. Noch ohnlängst hat Herrn Herschels Schwester einen bemerkt, dessen Bahn man berechnet hat, so daß die sämtlich berechneten Bahnen aller vom

*) Nach welcher nämlich auch sie von der Sonne, als dem gemeinschaftlichen Centrum oder Mittelpunkt angezogen werden, so, daß sie sich, ungeachtet ihrer oft noch so weiten Bahnen, von derselben eben so wenig ganz entfernen können, als die Planeten.

Jahr Christi 837 erschienenen sich auf 73 belaufen. Wie viele aber mögen außer denen von den Astronomen versäumten, bey Tage oder trübem Himmel zu Nacht, oder in den hellen Sommernächten am Himmel gestanden haben, die nicht beobachtet worden. Lambert berechnet, daß sich allein innerhalb der Bahn des Saturns 12000 Kometen aufhalten.

Man ersieht bereits hieraus, daß die sämtliche Anzahl der Kometen, die zu unserm Sonnengebiete gehören, überhaupt nicht geringe seyn müsse, und man bemerkt auch daher öfters mehr als einen zugleich am Himmel, wie z. B. 1760, wo man deren zwey zu einer Zeit wahrnahm. So groß indessen ihre Anzahl, und so entfernt ihre Bahnen, denen der schärfste Blick des besten Beobachters nicht nachfolgen kann, so ist dennoch der Astronom außer Gefahr, sie mit einander zu verwechseln; denn die gleichen Zwischenräume ihrer Wiederkunft, und ihre bemerkte regelmäßige Bahn geben ihm ein sicheres Kennzeichen, sie von einander zu unterscheiden.

Daß indeß die Kometen an sich dunkle Körper sind, die ihr jedesmaliges Licht, wie die Planeten, erst von der Sonne entlehnen müssen, zeigt uns, wie wir bereits vorhin sagten, die Beobachtung derselben. Vorzüglich sahe man dies sehr genau an dem 1450 beobachteten Kometen, der in seinem Laufe um die Sonne unsre Mondbahn durchschnitt, und durch seinen Körper den Vollmond verfinsterte; desgleichen an dem 1744 erschienenen Kometen, dessen der Sonne zugewandter, erleuchteter Theil uns nur zur Hälfte sichtbar war. Ueberdies bemerkt man jedesmal, daß ihr Licht immer mehr und mehr abnimmt oder zunimmt,

nimmt, je nachdem sie sich von der Sonne entweder zu entfernen oder sich ihr zu nähern pflegen. Gewöhnlich erscheinen sie freylich den bloßen Augen wie völlig erleuchtet, da sie von einer sehr dichten Atmosphäre umgeben sind, die, gleich einem Nebel, die Strahlen der Sonne zu sehr bricht und zerstreut, und überdies noch derjenige Theil seiner hinter ihm zurückgetriebenen und von der Sonne erleuchteten Atmosphäre auf ihn zurückwirft. Von nichts anders, als von dieser mit häufigen Dünsten angefüllten Atmosphäre rührt sein zuweilen dunkelrothes, überhaupt aber mattes und blasses Ansehen her.

Die Größen derselben sind sehr verschieden; alle bisher gemessenen aber hat man noch kleiner, als unsre Erde befunden. Der Komet im Jahr 1670 z. B. der einer der größten ist, übertraf den Gehalt unsers Mondes an Masse nur fünfzehnmal, und blieb also immer noch um ein Drittel kleiner als unsre Erdkugel. Demohngeachtet sollen Kometen erschienen seyn, die so groß, wie die Sonnenscheibe erblickt worden, und ein solcher soll z. B. nach dem Bericht des Aristoteles, eines ehemaligen griechischen Weltweisen, derjenige gewesen seyn, welcher im Jahr der Welt 3612 oder 371 vor Christi Geburt gesehen worden, so wie auch der, von welchem Justinus meldet, daß er im Jahr der Welt 3583 oder 130 Jahre vor Christi Geburt erschienen und ganzer 70 Tage hindurch so stark geleuchtet habe, daß der ganze Himmel zu brennen geschienen, und durch dessen Feuer der Glanz der Sonne sogar verdunkelt worden seyn soll, wenn man anders diesem so fabelhaften lateinischen Geschichtsschreiber glauben darf.

Die Zeit ihres Daseyns und Wiederverschwindens richtet sich nach der Schnelligkeit ihres Laufes und der Richtung ihrer Bahnen zur Erde. Den Kometen 1730 erblickte man beynahe ein halbes Jahr hindurch, so wie man den Halleyischen 1759 ganzer vier Monate beobachtete. Die Geschwindigkeit ihres Laufes selbst ist vermöge ihrer Bahnen außerordentlich, obschon nach der Weite und Entfernung derselben verschieden. Der Komet von 1742 legte in einem Tage 120, der von 1760 in eben solchem Zeitraume 41, und der ebengenannte Halleyische binnen dieser Zeit über 18 Grade zurück. Der Komet von 1681 z. B. der um seine lange elliptische Bahn einmal zu durchlaufen, 570 Jahre bedarf, brauchte nur 70 Tage, um in einer gebogenen Linie von der Erdbahn um die Sonne, und von da wieder zurück zur Erdbahn zu gelangen, und machte dabey einen Weg von wenigstens 44 Millionen Meilen. Newton und Halley berechneten dieses Stück seiner Bahn und fanden dadurch die ganze Weite derselben, wodurch sie seine Rückkehr zu bestimmen vermögend wurden, und man hat auf ähnliche Art die Wiederkunft mehrerer glücklich berechnet. Ein neuer Beweis, daß Kometen wirkliche Weltkörper, nicht Meteore oder Lufterscheinungen sind, die plötzlich entstehen und wieder verschwinden, und daß sie mit den Planeten gleichen Gesetzen der Bewegung unterworfen sind.

Die Fortsetzung folgt.

Beytrag zur Naturgeschichte des Härings.

Der Häring ist ein sehr zärtlicher Fisch, den die geringste Verletzung tödtet. So bald man ihn aus

aus dem Wasser herausnimmt, so läßt er, ohne im geringsten verwundet zu seyn, einen leisen Laut hören, und stirbt: es würde vergeblich seyn, ihn wieder ins Wasser zu werfen, denn er kömmt nicht wieder zum Leben. Von diesem Umstande hat das englische Sprichwort: Todt wie ein Häring, seinen Ursprung.

Was seine Nahrung betrift, so kann man nichts befriedigendes muthmasen. Es scheint, er nähre sich von einer gewissen Substanz, die im Seewasser häufig vorhanden, den besten Beobachtern aber bisher noch immer entgangen ist. Wäre der Vorrath derselben nicht so groß, so würden, da die Züge dieser Thiere so stark sind, diejenigen, welche zuletzt kommen, gar keine Nahrung mehr finden, oder wenigstens magerer werden, was jedoch noch kein Fischer jemals bemerkt hat. Man weiß so viel, daß ihr Magen nichts, als eine gewisse Menge schleimiger Materie enthält, die Laichzeit ausgenommen, in welcher man einige kleine Fischchen in diesem Eingeweide antrift. Man nennt sie zu dieser Zeit schlechte Fische, (foul fish) weil sie da mehr Blut haben, als zu jeder andern Zeit: sie beissen auch nur da, und dies noch sehr selten, an der Angel an.

Einige Personen von einer lebhaften und kühnen Einbildungskraft haben behauptet, sie hätten einen Anführer, dem man auch den Namen eines Königs beygelegt hat; aber noch kein Fischer hat diese Bemerkung gemacht.

Herr Anderson (von dem dieser Beytrag herrührt,) hat sehr oft beobachtet, daß man sie durch den bloßen Geruch entdecken könne, wenn ihrer eine sehr große Menge im Wasser beysammen sind.

Sie schwimmen bisweilen sehr nahe an der Oberfläche, bisweilen sehr tief; die Ursachen dieser Verschiedenheit kann man aber nicht angeben, denn es hängt weder von der Witterung, noch von einem andern Zeitumstand ab. Bisweilen scheinen sie sich damit zu ergötzen, daß sie sich über die Meeresfläche erheben, die Nase zeigen und sie geschwind wieder zurückziehen, welches ein kleines Geräusch verursacht, das dem gleich kommt, wenn einige Regentropfen auf das Wasser fallen. Die Küstenbewohner nennen dieses das Häringsspiel. Dieses findet besonders an sehr ruhigen Abenden statt, und dann ist es schwer, sie ins Netz zu bringen, daher man auch dieses Spiel als eine, für die Fischerey in dieser Nacht, sehr ungünstige Vorbedeutung ansieht.

Eine der merkwürdigsten Sonderbarkeiten in Betreff des Naturtriebes der Häringe, die Herr Anderson zwar nicht selbst beobachten konnte, die ihm aber von allen, die die Häringsfischerey kannten, als Thatsache versichert wurde, ob sie gleich vielleicht auf einer nicht genau genug angestellten Beobachtung beruht, ist diese: zu gewissen Zeiten, sagt man, höre man an den Orten, wo es viel Häringe giebt, einen Knall, der einem Pistolenschuß gleich komme. Man behauptet, er werde auf eine noch unbegreifliche Art von den Häringen selbst hervorgebracht, und sey eine gewisse Anzeige, daß die Häringe die Gegend bald verlassen wollten. Wenn man dieses Getöse gehört hat, oder gehört zu haben glaubt, so sagt man, die Häringe haben gekracht, und den andern Tag sind sie auch fort: so viel ist gewiß, daß die Häringe oft aus einer Gegend schnell fortgehen, ohne die geringste Spur ihrer Anwesenheit hinter sich zu lassen.

Ueber das Gesundheitwünschen beym Niesen.

Man hat sehr viele und verschiedene Meynungen über den Ursprung dieser sonderbaren Gewohnheit. Wir wagen nicht zu entscheiden, welches die richtigste seyn möge, und begnügen uns, einige derselben anzuführen.

Jede Geschichte verliert sich, je höher man hinaufsteigt, in fabelhaftes Dunkel. Auch der Ursprung der Gewohnheit, bey dem Niesen Prosit, zur Gesundheit, Dieu vous benisse, Contentement zu sagen, oder gar nur einen höflichen Bückling zu machen, wird, nach der Mythologie, schon aus dem grauen Zeitalter des Prometheus hergeleitet. Fest und hoffnungsvoll hielt dieser kunstreiche Schöpfer seine gestohlne Flamme an die Nase seiner leblosen Bildsäule. Und siehe da! die Bildsäule nießt — und verräth dadurch ihr Leben. Außer sich vor Freude und Dank sinkt Prometheus nieder, und gelobt der Gottheit mit seinen Nachkommen, das wohlthätige Niesen der Menschheit dadurch unvergeßlich zu machen, daß damit ein Wunsch für die Fortdauer des Daseyns verbunden würde, dessen erste Spuren sich im Niesen gezeigt hätten. Oder ist hier hinter der Hülle der Fabel vielleicht ein Scheintodter verborgen, deren unläugbar mehrere schon durch Niesen ihre Wiederkehr ins Land der Lebendigen ankündigten? Wäre hier vielleicht eine Aehnlichkeit mit der scharfsinnigen Erklärung zu finden, die erst vor kurzem in dem Merkur über den Todtenerwecker Herkules und den auflebenden Admet gegeben wurde?

Anders erklären die Sache die Rabbinen, und es ist schon im voraus zu vermuthen, daß ihre Erzäh-

lung nicht das gefällige Ansehen der griechischen Mythen haben werde. Sie behaupten, der Schöpfer habe beschlossen, der Mensch sollte in seinem Leben nur einmal niesen, und mit diesem Niesen sollte der Uebergang in eine andere Welt plötzlich erfolgen. Der Erzvater Jakob habe gebeten, mit diesem tödtlichen Niesen verschont zu bleiben, und lieber langsam und mit Bewußtseyn den wichtigen Schritt zu thun. Gott erhörte den Bittenden. Er nieste, ohne zu sterben. Seit dieser Zeit soll der Befehl ergangen seyn, mit dem Niesen einen Wunsch für die Erhaltung der Gesundheit zu verbinden. Sonderbar, daß hier das Niesen Vorbote des Todes seyn sollte, das bey dem Prometheus Zeichen des Lebens war.

Aristoteles führt dieses Wünschen beym Niesen als eine Sache an, deren Ursprung ungewiß sey. Er selbst war der Meynung, die große Achtung der Menschen vor dem Haupt, als dem Sitz der E[illegible], habe diesen Gebrauch erzeugt. So viel ist gewiß, daß sich die Griechen der Formeln: Jupiter erhalte euch! Lebet lange! Lebet gesund! bedienten.

Kaiser Tiberius befahl, wenn er durch Rom führe und nieste, ihm Salutem oder Glück und Heil zu wünschen. Freylich mußte dieser abscheuliche Despote eine Sache befehlen, die von freyen Stücken wenigstens bey ihm Niemanden in den Sinn gekommen wäre.

Andere, die nicht so hoch hinaufsteigen wollen, behaupten, ein Römischer Pabst habe diesen wohlgemeynten Wunsch vorgeschrieben, als eine tödtliche

Seuche,

Seuche, die sich vorzüglich mit Niesen anfieng, in Europa viele hingerafft hatte. Doch sind sie auch da wieder nicht einerley Meynung, indem einige dies vom Pabst Pelagius II. andere von Gregor dem Großen erzählen.

Wer hat nun Recht? Vielleicht keiner; vielleicht mehrere zugleich, nur Prometheus und die Rabbinen nicht. Denn muß eine Sitte, die so vielen Nationen gemein ist, gerade aus einem gemeinschaftlichen Ursprung hergeleitet werden? Kann sie nicht hie und da entstanden seyn, ohne daß man von andern wußte.

Viel Gutes läßt sich nicht davon sagen! Millionen Menschen denken nichts dabey! Erbitterte Feinde, deren süssester Anblick wäre, ihren Gegner im Grabe zu sehen, sagen doch mit einer höflichen Verbeugung: zur Gesundheit: und selbst unter wohlwollenden Menschen ist der Gebrauch in eine simple mechanische Gewohnheit übergegangen. Ein solches Spielwerk kann unmöglich einen wahren Werth haben!

Die Gemsjagd der Bewohner des Thals von Chamouny in Savoyen.

Aus der Gletscher-Reise des Herrn von Saussüre zu Genf.

Die Aufsuchung der Krystalle und die Jagd sind die zwey einzigen Arbeiten, welche den Mannspersonen ausschliessender Weise in diesem Thale überlassen werden. Durch ersteres giengen sonst viele Menschen verloren, und es verfloß kein Jahr, da nicht einige in Eisschründen oder andern Abgründen ihr Leben verloren.

Die Gemsjagd aber, die eben so gefährlich, ja vielleicht noch gefährlicher, als die Aufsuchung der Krystalle ist, beschäftigt noch immer viele Bergbewohner, und raubt oft junge, ihren Familien theure Männer, in der Blüthe ihrer Jahre. Wenn man weiß, wie es auf dieser Jagd zugeht, so wundert man sich, daß eine so gefahrvolle und zugleich so beschwerliche Lebensart noch so unwiderstehliche Reitze für diejenigen haben kann, die sich einmal daran gewöhnten.

Der Gemsjäger zieht gemeiniglich in der Nacht aus, um sich bey Anbruch des Tages auf den höchsten Alpentriften einzufinden, wo die Gemsen zu weiden hinkommen, ehe die Heerden dahin getrieben werden. Sobald er den Ort entdecken kann, wo er einige anzutreffen hoft, so beschauet er denselben durch sein Fernrohr. Sieht er keine Gemse, so nähert er sich und steigt höher hinauf, hat er aber einige entdeckt, so sucht er über dieselben hinan zu steigen, und ihnen entweder in einer Rinne oder Kluft nachzuschleichen, oder hinter einer Erhöhung oder einem Felsen hinkriechend, beyzukommen. Ist er nun so nahe, daß er die Hörner dieser Thiere unterscheiden kann, denn daran erkennt er die Entfernung, so lehnt er seine Jagdbüchse auf einen Stein, richtet sie mit kaltem Blute nach dem Thiere, und fehlt sehr selten. Oft kann man diese Jagdbüchsen, welche ein gezogenes Rohr und zwey Schlösser haben, mit einem doppelten Schusse, einen auf den andern und in einem Rohre laden, und dann so einen nach dem andern abschiessen. Sobald der Jäger sein Wild geschossen hat, läuft er zu seiner Beute, schneidet ihr, um sich derselben zu versichern, die Kniekehlen entzwey, und untersucht den Weg, den er bis nach Hause zu machen hat; und wenn derselbe sehr beschwer-

schwerlich ist, so weidet er die Gemse aus, und nimmt nur ihr Fell mit; ist aber der Weg nur etwas gangbar, so ladet er die Beute auf die Achseln, und trägt sie, oft über gefährliche Abgründe und aus großen Entfernungen nach Hause, schmauset das sehr gute Fleisch, sonderlich wenn es jung ist, mit seiner Familie und trocknet das Fell zum Verkauf.

Wenn aber, welches meistens geschieht, das wachsame Thier den Jäger kommen sieht, so flieht es mit der grösten Geschwindigkeit auf die Gletscher, auf den Schnee und auf die unersteiglichsten Felsen. Wenn viele dieser Thiere beyeinander sind, so ist es vorzüglich schwer, denselben beyzukommen: denn indem die andern weiden, steht unterdessen eins auf einer Felsenspitze, von welcher man alle Zugänge zu dem Weidplatz übersehen kann, und sobald diese Schildwache einen verdächtigen Gegenstand erblickt, so stößt sie eine Art von pfeifendem Geschrey aus, auf welches alle andere Gemsen zu ihr hinlaufen, um selbst dit Beschaffenheit und den Gegenstand der Gefahr zu untersuchen; und wenn sie dann sehen, daß es entweder ein reissendes Thier oder ein Jäger ist, so führt das erfahrenste in der Heerde die übrigen an, und sie fliehen, eines nach dem andern auf die unersteiglichsten Felsen. Nun fangen die Beschwerlichkeiten und Gefahren des Jägers an; denn durch seine Leidenschaften hingerissen, kennt er keine Gefahren mehr; er eilt über Schneelasten hin, ohne sich um die Abgründe zu bekümmern, die darunter verborgen seyn können; er wagt sich auf die gefährlichsten Pfade, steigt, springt von einem Felsen zum andern, ohne zu wissen, wie er wieder zurückkehren will. Oft überfällt ihn mitten in diesem Nachjagen die Nacht, er läßt sich aber dadurch nicht abschrecken, indem er sich mit

der

der Hofnung schmeichelt, die gleiche Ursache werde auch die Gemse aufhalten, die er dann am folgenden Tage erreichen könne, So bringt er die Nacht zu, nicht etwa unter einem Baume, wie der Jäger der Ebene, noch in einer mit Pflanzen tapezierten Höhle, wohl aber am Fusse eines nackten Felsen, und oft auf angehäuften Steingeschieben, wo er nicht den geringsten Schutz hat. Einsam, ohne Feuer, ohne Licht, zieht er daselbst aus seiner Tasche ein wenig Käse und ein Stück Haberbrod, welches seine einzige Nahrung ausmacht, hervor; dieses Brod ist so trocken und hart, daß er dasselbe zwischen zwey Steinen oder mit einer Art von Axt, die er, um sich Stufen in das Eis zu hacken, bey sich trägt, brechen muß: so speiset er traurig zu Nacht, wählt einen Stein zum Hauptküssen, schläft ein nnd träumet von dem Wege, welchen die durch ihn verfolgten Gemsen mögen genommen haben. Bald aber wird er von der Kälte des Morgens erweckt, mißt mit seinen Augen die Abgründe, über die er noch setzen muß, um die Gemse zu erreichen, trinkt etwas Brandtwein, wovon er immer ein wenig bey sich führt, schwingt seine Waidtasche auf die Achsel und verfolget seinen Weg, um sich neuen Gefahren blos zu stellen. Diese Jäger bringen oft mehrere Tage in dergleichen Wüsteneyen zu, unterdessen ihre Familien und sonderlich ihre beklagenswürdige Gattinnen sich mit Angst und Unruhe quälen und oft nicht einmal schlafen, aus Furcht, sie möchten ihre Männer im Traume sehen. Denn dies ist eine im Thale herrschende Meynung, daß, wenn ein Mann entweder in den Gletschern oder auf einem unbekannten Felsen verunglückt ist, er in der Nacht der Person erscheine, die ihm die liebste war, um ihr anzuzeigen, wo sich sein Körper befinde und um sie zu bitten, demselben die letzte Ehre zu erweisen.

Kann

Kann man sich wohl nach diesem treuen Gemälde der Lebensart eines Gemsjägers noch vorstellen, daß diese Jagd bey vielen in eine unüberwindliche Leidenschaft ausarten kann? Ich habe einen jungen, wohlgewachsenen und artigen Mann von Sixt gekannt, der vor kurzem ein sehr liebenswürdiges Mädchen geheurathet hatte, und der mir selber sagte: „Mein Großvater ist auf der Jagd gestorben, auch mein Vater hat da seinen Tod gefunden, und ich bin so gewiß überzeugt, daß auch ich in den Bergen umkommen werde, daß ich diese Waidtasche, die Sie hier sehen, und die ich stets mit mir auf die Jagd nehme, meinen Sterbkittel zu nennen pflege, indem ich versichert bin, daß ich niemals einen andern haben werde; demohngeachtet könnten Sie mir versprechen, mein Glück zu machen, aber unter dem Bedinge, daß ich der Gemsjagd entsagen sollte, und ich würde mich nicht dazu entschliessen können." — Ich habe mit diesem Manne verschiedene kleine Reisen durch die Alpen gemacht, er war von außerordentlicher Stärke und Geschicklichkeit; seine Verwegenheit war aber noch größer, als seine Stärke, und ich habe mit Bedauren vernommen, daß er zwey Jahre nachher an dem Rande eines Abgrundes ausgeglitschet und den Tod gestorben ist, den er sich so gut prophezeihet hatte.

Auch gegen das Leben eines Juden ist Gott nicht gleichgültig.

Wie groß die Verachtung der Juden unter den Christen von jeher gewesen und zum Theil noch ist, wird gewiß manchen unsrer Leser keine ganz unbekannte Sache seyn. Folgende traurige Geschichte mag zum Beweise dienen, wie sehr öfters diese Ver-

achtung in Haß, Grausamkeit und unmenschliche Mißhandlungen ausartet, und wie unglücklich ein Jude sey, wenn er in die Hände des Christenpöbels fällt, welcher der Meynung ist, man thue Gott einen Dienst daran, mit einem Menschen, der unter dem Fluche liege, so ungerecht, als möglich, umzugehen.

In einer kleinen Stadt, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde, entstand schnell ein Lärm, daß etwas gestohlen sey. Ein unschuldiger Jude, der wirklich nicht wußte, was vorgefallen war, kam mit in das Gedränge. Dies war genug, ihn zum Diebe zu machen. Ein Paar Buben riefen nur: der Jude der Dieb! Sogleich fiel alles mit Prügeln, Steinen und was man nur ergreifen konnte, über ihn her. Kaum zwo Minuten; so lag er schon sinnlos zu Boden, und war so zugerichtet, daß man den Abend sein Ende erwartete. Und in einer Gesellschaft führte man noch denselben Abend es als eine besonders rühmliche That an, daß ein Knecht ihm mit dem Stiefelhacken die Zähne rein ausgetretten habe !!!

Ein rechtschaffener Mann, von edlem gefühlvollem Herzen, äußerte in dieser Gesellschaft sein nicht geringes Erstaunen und Abscheu darüber. Aber da hieß es: was ist an einer solchen Kreatur gelegen? Es ist ja nur ein Jude. Das war also der ganze Grund der Verachtung und unmenschlichen Behandlung: es ist nur ein Jude.

Da es noch an demselben Abend kund wurde, daß kein Jude, sondern ein Christ die Sache gestohlen hatte; so fragte jener menschlich denkende Mann: wer nimmt sich denn nun der Unschuld an? Wer ersetzt ihm, wenn er ja leben bleibt, den unersetzlichen Scha-

den

den seiner Gesundheit und seiner geschändeten Glieder? Ja, würde denn wohl der christliche Dieb so behandelt worden seyn, wenn man ihn ertappt hätte? Ha! hieß es auf jede Frage: wer wird sich darum bekümmern? Es ist ja nur ein Jude.

Man setzte sich unbekümmert an die Spieltische und der arme Mensch wurde vergessen. Dies gab jenem Menschenfreunde Gelegenheit, der Gesellschaft nachher folgende wahre Geschichte zu erzählen, welche er selbst erlebt und mit seinen Augen gesehen zu haben bezeugte.

Vor ungefähr zwanzig Jahren, sagte er, wurde in meiner Vaterstadt eine Mühle gebauet, und des Vormittags gegen zehn Uhr ein großer Quaderstein aufgezogen. In der Strasse, in welcher die Mühle lag, kam eben ein Jude heruntergegangen, ohne zu wissen, was über ihm schwebte. Als er nur noch einen Schritt hatte, um recht unter den Quader zu kommen, ruft Jemand in der Straße aus dem Fenster hinter ihm, ohne ihn aber zu meynen, durch das gewöhnliche Zeichen: h'st! Dies bewegt den Juden, stille zu stehen, und hinter sich den zu suchen, der ihn seiner Meynung nach gerufen hatte.

In dem Augenblick reißt auch oben das Seil. Der Quader stürzt so vor dem Juden nieder, daß er ihm vorne die Hutschnappe faßt. Der arme Mensch steht ganz erschrocken da! und kann Gott nicht genug für die Erhaltung seines Lebens danken.

Was sagen sie dazu, meine Herren und Damen? Es war ja nur ein Jude! Ein blindes Ohngefähr war es doch nicht. Denn der Rufende im Fenster hatte gar nicht den Juden, sondern einen ganz andern gemeint. Gleichwol hielte das den Menschen zurück,

nicht weiter zu gehen. Die Vorsehung aber gebrauchte doch diesen ganz kleinen und geringen Umstand, dem Juden das Leben zu retten. Einen Schritt weiter, so war er zerschmettert.

Und es war nur ein Jude! Ich dächte, sagte er ihnen, diese Geschichte bewiese, daß das Leben dieses Juden Gott nicht gleichgültig gewesen. Sonst durfte er ihn nur geradezu gehen lassen; so war es um ihn geschehen.

Ob wir nun noch, fuhr er fort, in allen Fällen das Recht haben, über Leben, Ehre und Gesundheit eines solchen Menschen zu sprechen: es ist ja nur ein Jude! will ich dem Gewissen eines jeden noch nicht ganz fühllosen Herzens überlassen. Wir sitzen hier so vergnügt — essen, trinken, spielen — und der arme unschuldige Mensch windet sich in seinem Blute. Keiner verbindet ihn. Keiner reicht ihm einen Trunk Wasser. Vielleicht muß er noch diese Nacht in einem Winkel der Stadt seinen Geist aufgeben — unter tausend Verwünschungen seiner christlichen Mörder aufgeben, — weil ihn Niemand aufnimmt Was wollen wir antworten, wann uns der Richter der Welt das Urtheil sprechen wird: das habt ihr mir gethan.

Die Rede dieses edlen Menschenfreundes hatte denn doch bey einigen aus der Gesellschaft Eindruck gemacht. Man bewilligte noch denselben Abend eine Kollekte für diesen armen, unter Christenhänden so verunglückten Juden.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Kopernikanisches System.

Der Schweif eines Kometen, der sich nach seiner Größe richtet, und uns größer oder kleiner erscheint, je nachdem der Komet selbst näher oder entfernter von uns ist, giebt zuweilen durch sein prächtiges Ansehen, zumal in seiner Nähe und, so zu sagen, nach dem Durchgange des Kometen durch die Sonne, dem Liebhaber der Natur ein schönes Schauspiel; jedesmal aber übertrift er den Kern des Kometen um sehr vieles. Ist dieser z. B. nur in einer Größe von 6 Minuten, d. i. beynahe nur wie ein Punkt sichtbar, so strahlt dieser sein Schweif schon über große Sternbilder hinweg, und erfüllt am Himmel einen Raum von 15 Graden, welcher, wenn die wahre Dicke eines Kometen nur 800 Meilen beträgt, schon 120,000 Meilen ausmacht. Unsere Erde ist mit ihrer Atmosphäre nur gleichsam wie mit einer dünnen Schaale dicht umgeben, und die Größe des Kometen würde ganz unbeträchtlich gegen die Größe der Atmosphäre seyn, die ihn umgiebt. Die Entstehung dieses Schweifes aus den zu häufig durch die Annäherung der Sonne und seine starke Reibung gegen dieselbe aufgelößten und hinter ihn zurückgetriebenen Dünsten, wissen wir bereits aus dem vorigen; aber zu sagen, von welcher Natur sie eigentlich sind, und woher es also komme, daß sie die Sonne, die doch den Kometen nach sich zieht, von sich stößt, und worin endlich ihr Nutzen für den Kometen selbst bestehe; dies sind Fragen, die wir unsern Lesern nicht

auflösen können, so wie diejenigen, von welcher Beschaffenheit diese Weltkörper und die auf ihnen befindlichen Geschöpfe wol seyn möchten?

Eine andere Frage, die für unsre Ruhe interessanter ist, müssen wir noch beantworten; und das ist diese: Können Kometen für unsre Erde verderblich werden, oder, wie einige fürchten, ihren Untergang befördern? — eine Frage, die wir sogar noch in unsern Zeiten oft selbst aus dem Munde derjenigen vernehmen, deren Kenntnisse sich weit über diejenigen des gemeinen Mannes erheben. Wir wollen deshalb die Besorgnisse kürzlich zu widerlegen und ihre Nichtigkeit zu zeigen suchen.

Es ist wahr, die Bahnen der Kometen durchschneiden zuweilen die Laufbahn der Erde. Der Komet von 1680 war nur noch so weit als der Mond, oder um den halben Durchmesser der Sonne von der Erde entfernt. Kann nun nicht, so fragt man, der Komet mit der Erde, indem er ihre Bahn durchschnei-

det, entweder bey seinem Hinaufsteigen zur Sonne, oder bey seinem Niedersteigen von derselben, nicht einmal an einem Punkte zusammentreffen, oder, kann er nicht, wenn er sich der Erde nähert, so gewaltsam auf dieselbe wirken, daß sie dadurch aus ihrer Bahn gerückt, und entweder eine andere Bahn zu gehen, oder gar den Kometen zu begleiten gezwungen wird? Welche Verwirrungen würden dann nicht auf der Erde entstehen, die Jahreszeiten würden anders erfolgen, die Wasser einen ganz andern Gang nehmen, und alles endlich zerstört werden! — So hat man sich schon, wie gesagt, die Sündfluth erklärt, und so glaubte man, müsse auch der jüngste Tag erfolgen. Whiston baute auf diese Hypothese (ange-

nomme-

nommen Satz) sein tausendjähriges Reich, und unterstützte dieselbe mit dunkeln gezwungenen Stellen der Apokalypse (Offenbahrung Johannis.) Ein Komet muß nämlich nach ihm die Bewegung der Erde um ihre Achse aufheben, und dadurch verursachen, daß nur die eine Seite von der Sonne beschienen wird, die andre aber in ewiger Finsternis begraben lieat. Auf der ersten erscheint nun seiner Meynung nach ein ewiger Tag, auf der andern brennt in ewigem Dunkel ein unauslöschliches Feuer, und hier wäre die Hölle. Er machte nämlich in diesem Falle die Kometen zu brennenden Himmelskörpern, die von der Nähe der Sonne glühend gemacht, unsre Erde in Brand stecken würden, so wie er im ersten Falle, wo er die Sündfluth der Erde zu erklären sucht, sie als wäßrichte Weltkörper darstellte. Der bekannte Heyne breitete diese Meynung aus, und bestimmte schon das Jahr, wo diese wichtige Revolution vor sich gehen sollte. Es war das 1752, 1753 oder 1754 Jahr nach Christi Geburt; aber noch ist seine Prophezeyhung nicht in Erfüllung gegangen; es ist auch bereits schon zu spät dazu und ein neuer Prophet hat sich nicht gefunden. Indeß so viele Jahre seit diesen Träumereyen verflossen sind, so giebt es doch noch einige, die sich solche als möglich denken, und wenn sie vieles thun, höchstens nur die Bildung ihres Phantoms etwas anders ordnen, und wir müssen also diese Frage näher beantworten, die wir zu Anfange dieses Abschnitts aufgeworfen haben.

Es sind hier zwey Fälle anzunehmen. Entweder muß die Bahn des Kometen die Bahn der Erde so durchschneiden, wie sich Wege durchkreutzen, oder diese Weltkörper müssen sich einander so nähern, daß sie durch die allgemeine Kraft der Schwere an ein-

ander getrieben, beyde ihre Laufbahn änderten. Aber erstlich ist die Zusammentreffung meist nur scheinbar. Der Komet von 1759 traf am 1. May mit der Erde fast zugleich in einem Punkte ein, und doch war er noch 2 Millionen Meilen weit von ihr entfernt. So scheint bey einer Sonnenfinsterniß Sonne und Mond an einem Orte zu stehen, und der letztere die Bahn der erstern zu durchschneiden, und doch sind beyde Weltkörper nichts desto weniger sehr weit von einander entfernt. Zudem ist seit der Zeit, daß man Kometen beobachtet hat, keine so gefürchtete Zusammentreffung entstanden; und da ganz gewiß kein neuer Komet mehr entsteht, warum sollten wir sie noch in Zukunft befürchten? Und ist es nicht ungereimt, unter unzähligen Möglichkeiten, die alle in der Macht Gottes sind, just die auszusuchen, die am meisten mit den Absichten Gottes und dem Laufe der Dinge zu streiten scheint.

Aber kann ein Komet, wenn er so nahe bey der Erde vorbeystreicht, dieselbe nicht aus ihrer Laufbahn verrücken? Auch dies ist nicht möglich. Denn wenn zwey Körper auf einander wirken sollen, so wird eine gewisse Zeit dazu erfordert; ist diese Zeit zu klein, so ist auch die Wirkung unmerklich. Die Erde sowohl als der Komet bewegen sich mit einer Geschwindigkeit, welche beynahe 160mal grösser ist, als die einer abgeschossenen Kanonenkugel; ja der Komet bewegt sich noch viel geschwinder. Was können nun Weltkörper, die mit einer solchen Geschwindigkeit in noch so ziemlich großer Entfernung bey einander vorbeyrollen, für eine merkbare Wirkung auf einander haben? Ueberdies hängt die anziehende Kraft von der Masse der Körper ab. Die Sonne besitzt vierzehnhunderttausendmal mehr Masse als die Erde; der Komet vom Jahr 1680, der als

der

der fürchterlichste für unsre Erde angesehen wird, näherte sich der Oberfläche der Sonne so sehr, daß er zuletzt kaum noch halb so weit von ihr entfernt war, als der Mond von der Erde; und doch zog sie ihn nicht so stark an sich, daß er von ihr in seiner Laufbahn gehindert worden wäre. Wie viel weniger wird dies nun bey der Erde geschehen?

Die Meynung des Whiston und Heyne, daß ein Komet bey seiner Zusammenkunft mit der Sonne glühend werde, und die Erde also in Brand stecken könne, ist schon durch die neuere Theorie *) der Sonne widerlegt. Zudem hat der Komet eine ganz andere Atmospähre als die Erde, mithin können ihm auch die Sonnenstrahlen denjenigen Grad der Hitze nicht geben, den sie der Erde in einer solchen Entfernung geben würden. Und wenn wir endlich sogar einen Kometen als glühend annehmen, so läßt sich doch eine solche große Kugel, wie die Erde, nicht so leicht in Brand stecken, die zumal so große und so viele Seen und Flüße auf ihrer Oberfläche hat, und zwar noch dazu in so einer Geschwindigkeit, als diejenige ist, die ein Komet in seinem Laufe beobachtet.

Das, was ohngefähr ein Komet in dem befürchteten Falle verursachen könnte, wäre, daß er das Meerwasser auf eine kurze Zeit höher empor hübe, als der Mond es thut, und daß also eine grössere Ebbe und Fluth entstünde. Ferner, daß er die Erdatmospähre, wie solches auch bey dem Monde geschieht, höher aufthürmte, und daraus könnten höchstens ungewöhnliche Sturmwinde auf eine kurze Zeit entstehen, Endlich, wenn wir durch seinen Schweif giengen,

*) Nach welcher sie mehr für eine feuerlose elektrische Kugel, als für einen wirklichen Feuerball gehalten wird.

gen, so würden wir eine Zeitlang außerordentliche Nordlichter sehen; denn sein Schweif besteht aus elektrischen Dünsten, und hat mit dem Nordlichte viel Aehnliches.

Die Fortsetzung folgt.

Das Gastrecht ist bey allen Edeln heilig.

Nach der Niederlage des jungen Prätendenten bey Culloden und der Zerstreuung seiner kleinen Armee, irrte er, ohne daß sich jemand seiner annahm, bald mit ein Paar Begleiter seines Unglücks, bald mit einem, bald ganz allein herum, und wurde überall von denen verfolgt, die den auf seinen Kopf gesetzten Preis verdienen wollten. Da er einst an einem Tage zehn Meilen zu Fuße zurück geleget hatte, und vor Hunger und Müdigkeit nicht weiter kommen konnte, nahm er seine Zuflucht in das Haus eines Landedelmanns, von dem er wußte, daß er ebenfalls nicht auf seiner Seite war. Der Sohn eures Königs, sagte er zu ihm, kommt, euch um Brod und Kleider anzusprechen. Ich weiß, daß ihr mein Feind seyd, aber ich traue euch noch so viel Rechtschaffenheit zu, daß ihr meine Offenherzigkeit und mein Unglück nicht misbrauchen werdet. Nehmet die Lumpen, die mich bedecken, hebet sie auf, vielleicht könnt ihr mir sie einmal in den Pallast der Könige von England bringen. Der Edelmann, von den Umständen des Prinzen gerührt, erwies ihm alle mögliche Hülfe, so gut es seine Verfassung gestattete, und beobachtete ein unverletzliches Stillschweigen. Einige Zeit darnach wurde dieser Edelmann angeklagt, daß er dem flüchtigen Prinzen einen Aufenthalt in seinem Hause gestattet habe. Man forderte ihn vor Gericht, und er erschien mit Dreistigkeit und sagte zu den Richtern:

Man

Man erlaube mir, daß ich, ehe ich auf die mir vorzulegenden Fragen antworte, auch eine Frage thun darf: welcher unter ihnen, meine Herren, wäre unbarmherzig und niederträchtig genug gewesen, den Sohn des Prätendenten zu verrathen und auszuliefern, wenn er sich in sein Haus geflüchtet hätte? Bey dieser Frage schwiegen alle still, und der Angeklagte wurde ohne weitere Verantwortung wieder nach Hause geschickt.

Die Liebespfeile der Schnecken.

Wie artig spielte doch die Einbildungskraft der Dichter und Mahler von jeher, da sie den Angriff der Liebe auf das weibliche Geschlecht, durch die Pfeile des Kupido bezeichnete, und doch hat vielleicht bis jetzt kein Poet und Mahler gewußt, daß die Liebe aus ihrem Zeughause, seit der Schöpfung, Millionen wirkliche Spiesse oder Pfeile zur Begattung vorschießt, ohne sie vom Ideal der Dichter kopirt zu haben. Noch mehr, sie schleift diese Pfeile spitzer, als die alten Schwerdtfeger zu, und lanzenförmiger und ohne Widerhacken schmiedet sie sie, folglich haben sie eine andere Figur, als in der Dichterschmiede, deren Pfeile stecken bleiben, und schlechterdings dem andern Geschlechte ausgeschnitten werden müssen. Warum haben denn also die Dichter dieses Gewehr der Liebe nicht, so viel tausend Sommer her, an allen Garten- und Waldschnecken realisirt gefunden? sie studiren die schöne Natur, aber nicht die natürliche. Man beobachte also die Gartenschnecken mit dem gelben und braunen Bande, so wird man den Kupido der Mutter Natur auf der That ertappen. Man findet diese Spiesse an den Hälsen gepaarter Schnecken, als eingesenkte Wurfspiesse stecken, und sie sind kalkartig, von guter Fi-

gur, ganz vom Körper der Schnecken abgesondert. Sie werfen sich diese Spiesse einander aus dem Köcher des Halses zu, aber sie verfehlen auch oft ihren geliebten Gegenstand, und fallen unerhört auf die Erde nieder. Unmittelbar auf das kurze Turnier folgt die Begattung. Diese Pfeile melden also beyden Verliebten ihren Entschluß in einer kleinen Distanz an, und die Natur beschenkt jede Begattung mit einer neuen Lanze.

Die Waldschnecken paaren sich zu Anfang des Maymonats, in der Mitte des Junius und Augustus und gegen das Ende des Septembers. Neben ihrem Sopha liegen kleine, weisse Pfeile auf der Erde, oder schlaff in ihren Körpern stecken, da man sie dann leicht herausziehen kann. Der Pfeil ist hellweiß, durchsichtig, knorplig, spröde, acht Linien lang, eine Linie breit, vierseitig, mit hervorragenden häutigen Ecken versehen, an dem einen Ende scharf zugespitzt, am andern, wie ein gedrechselter Knopf abgerundet, hohl am dicken Ende, und man sieht an den vier Seiten der Länge eine weisse, ästige Linie der Länge nach fortlaufen, kurz, es ist eine weisse, am Ende spitze, in der Mitte breite, und unten mit einem Knopfe versehene Lanze, oder länglichte scharfe Raute.

Der Mann von Ordnung.

Manche Quelle des menschlichen Elends würden verstopft werden, und wir würden mehr frohe Menschen haben, wenn sie besser rechnen lernten, und mehr an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt würden. Schon mancher kam von Haus und Hof, weil er Einnahme und Ausgabe nicht zu berechnen wußte, und mancher hat bey allem Fleiß und Arbeit blos

deswegen

deswegen kein Glück und Segen, weil er Zeit und Arbeit nicht zu ordnen weiß. Nicht der ist ein guter Wirth, der am meisten kargt und arbeitet, sondern der, der alles zu rechter Zeit thut, und das Büchlein der Einnahme fragt: wieviel er ausgeben darf? Findet ihr einen Mann, der kein Leichtfuß und kein Windbeutel, und dennoch in der Regel ein froher Gesellschafter ist, so wette ich eins gegen zehn: es ist ein Mann von Ordnung!

Das habe ich, sagte der Pächter Hans, an mir selbst und noch mehr an Nachbar Paul bestätigt gefunden. Der wußte sonst oft vor vieler Arbeit nicht, wo ihm der Kopf stand, machte dann eins ins andere; natürlich aber wurde keins so gut, als er es wünschte, und er ward unzufrieden. Mitten in der Arbeit brauchte er zuweilen dies und jenes, wußte es nicht zu finden, wurde verdrüßlich und brummte, verdarb sich und seinen Leuten die Lust zur Arbeit; alles, was er that, bekam ein so schiefes Gesicht, wie er selbst hatte; das ärgerte ihn von neuem, nun wurde übel ärger, und am Ende fand er alles unausstehlich, und — so gerecht war er doch noch! — sich am unausstehlichsten unter allen. Es traf sich, daß einige Ausgaben sich auf einen Tag zusammen gehäuft hatten; das gab ein Loch in den Beutel; er wurde ängstlich — was werden wir essen? was werden wir trinken? wo will das noch hinaus — und fieng an zu knickern. Am Abend fiel's ihm ein: das hast du heute versehen, das vergessen, — da gab's neue Runzeln auf der Stirn. Auch hatte er gewöhnlich kleine Geschäfte, die, einzeln und in der Ordnung gethan kaum Minuten weggenommen hätten, auf Monate und länger zusammen kommen lassen: nun graute ihm vor dem Aufräumen; jemehr ihm graute,

desto länger ers auffschob, desto mehr häufte sichs zusammen, und desto unzufriedener und mürrischer ward er, bis es endlich weit und breit keinen größern Murrkopf gab, als meinen Nachbar Paul.

Jetzt ist Paul ein Mann, wie er seyn muß, thut seine Arbeit mit Lust, ist am Abend mit sich selbst, und deshalb mit Gott und der ganzen Welt zufrieden, kann sich an Festtagen herzlich freuen, ist freundlich gegen Frau und Kind und Knecht und Magd, macht auch sie freundlicher und froher, und was er macht, das geräth wohl.

So umgeändert ist Paul, seit er meine Ordnung nachmacht, wie ich sie von meinem Vater gelernt und ihm gutnachbarlich dazu gerathen und geholfen habe.

Dies ist meine Ordnung.

Erstlich führe ich einige Schreibbücher, als:

1) Ein Landbuch, nebst einem Anhange vom Viehstande. Hierein kömmt das ganze Verzeichnis meiner Länderey, Stück für Stück aufgeschrieben, mit gelassenem Zwischenraume, der von Jahr zu Jahr ausgefüllt wird. Z. B. den Acker bestellt, gedüngt, darauf gebunden ꝛc. Hierauf Summe: wie viel eingeärndtet, und dann wie viel gedroschen? ꝛc.

Im Anhange: wie viel jedes Stück Vieh gekostet, und wie alt? wie viel junger Zuwachs? ꝛc.

2) Einnahme a) an Naturalien b) an Gelde.

Wobey zu merken, daß kein Groschen Einnahme in die Tasche kömmt, bevor er berechnet und in die Kasse gelegt war, weil das sonst Confusion macht.

3) Täg=

3) Tägliche Ausgaben nebst einem Anhange von jährlich festgesetzten Ausgaben; z. B. So viel Pacht; so viel dem Großknechte; und sofort bis 2 Gulden 6 Kreutzer für Gevatter Knaut den Dorfbalbier.

Tägliche Ausgaben werden nur dann besonders aufgeschrieben, wenn sie einen Gulden oder drüber betragen. Zur Bestreitung kleinerer Ausgaben nehme ich sowol als meine Marie von Zeit zu Zeit 2, 3 Gulden, und der Datum im Buche zeigt, wie lange wir damit gewirthschaftet haben. Denn jeden Kreutzer einzeln aufzuschreiben, kostet theils zu viel Zeit, theils verleitet es zu niedrigem Geitze, der jeden Pfennig dreymal umwendet, ehe er ihn ausgiebt.

4) Ein Nota-Bene-Buch, ein Hülfsmittel fürs Gedächtnis, um desto sichrer nichts von alle dem, was ich selbst thue oder gethan haben will, zu vergessen.

Zweytens werden nun nach vollbrachter Tagesarbeit

a) Die Bücher berichtiget;

b) untersucht, was Morgen, und in welcher Ordnung es gethan werden müsse;

c) dabey die großen Gesetze immer vor Augen und im Herzen zu behalten:

Das Nothwendige immer zuerst zu thun;

Nichts auf Morgen zu verschieben, was man füglich heute thun kann;

Immer nachzudenken, was man besser machen könne, als man es sonst gemacht hat.

Drittens pflege ich sehr darauf zu sehen, daß jedes Ding im Hause, von der Bibel und dem Kassenschlüssel an, bis zu Scrivers Seelenschatz (den

sich

sich meine Frau nicht nehmen läßt) und zum Dreschflegel herab, seinen angewiesenen Ort und Stelle habe, so daß man jedes im Dunkeln finden könne.

Viertens wird beym Schlusse jeder Woche Spezial- und beym Schlusse jedes Monats Generalrevüe gehalten.

Ihr könnt kaum glauben, wie weit schöner einem der Abend, und wie weit festlicher einem der Sonntag wird, wie man mit sich selbst so einig, so frohen Sinnes und ruhigen Herzens ist, wenn man alle seine Geschäfte mit Ordnung und Pünklichkeit vollbracht hat.

Schließlich könnte ich euch noch sagen, daß ich meinem Vater auch darin folge, daß ich jedem meiner Hausbücher einen seiner Sprüche vorsetze, z. B.

Du bist nicht Eigenthümer, sondern Verwalter dir anvertrauter Güter. Wenig oder viel, du mußt davon einst Rechnung ablegen. Und wohl dem, der jeden Tag, wenn sein Herr ihn fordert, ihm mit Zutrauen unter die Augen treten und seine Rechnung schliessen kann.

Pünktlich seyn in allen Dingen und Ordnung halten, dies giebt dem Herzen sanften Frieden, macht frohere und bessere Menschen; und selbst das Sterben wird einst viel leichter, wenn man mit berichtigter Rechnung sterben kann.

Ueber das Zutrauen.

Nichts bringt das Herz dem Herzen näher, als Zutrauen! Zutrauen richtet den Gefallenen auf, weckt schlummernde Kräfte, ist Sporn zu edlen grossen Thaten,

ten, hält oft Sünder von gewohnten Sünden ab, macht zuweilen Betrüger zu ehrlichen Leuten — thut, mit Einem Worte, Wunder!

Aber nichts entfremdet auch den Freund vom Freunde mehr, als die kleinste Spur von Mißtrauen! Mißtrauen drückt den Gefallenen tiefer in den Staub, lähmt jede Kraft, und reißt oft Leute, die sonst ehrlich waren, Betrüger zu werden.

Ich habe Bande der Freundschaft, die für die Ewigkeit geknüpft zu seyn schienen, durch den leisesten Hauch des Mistrauens zerfallen gesehen; ich habe Knaben mit herrlichen Anlagen durch Mißtrauen ihrer Erzieher entmuthet und verschroben gefunden; habe es erlebt, daß treues Gesinde erst durch ungegründetes Mißtrauen zur Untreue gegen ihre Herrschaft gereitzt wurde, und habe es erlebt, daß sonst ehrliche Weiber ihre Männer betrogen, von denen sie durch Eifersucht gequält, durch Mißtrauen herabgewürdiget worden waren.

Ich habe aber auch die Erfahrung gemacht, daß man durch Beweise von Zutrauen den Gegner, der sich schon zur Rache rüstete, entwafnete und sich zum Freunde machte, daß ein Wüstling von der ersten Klasse im ungezwungensten Umgange mit dem reitzenden Weibe seines Freundes, der ihm unverdientes Zutrauen schenkte, als ein Mann von Ehre handelte, und den Umgang aus freyer Entschliessung aufgab, da er gegen sich selbst mistrauisch wurde. Ich habe selbst bey Menschen aus der Hefe des Volks Zutrauen mit glücklichem Erfolge gebraucht.

Nur der ganz Verworfene, unwürdig des Menschenangesichts, kann das Zutrauen des ehrlichen Mannes mißbrauchen, um ihn desto sicherer zu betrügen!

Indeß

Indeß giebt es solche Verworfene, und darum will ich eben nicht zu blindem Zutrauen gegen alle Welt rathen; aber lieber wollte ich doch auch, daß einmal ein Bube mein Zutrauen mißbrauchte, als daß ein ehrlicher Mann durch ungerechtes Mißtrauen von mir gekränkt würde.

Lieber gehe man in seinem Zutrauen langsamern Schritt, um nur nicht genöthiget zu werden, zurückgehen zu müssen; denn der billige Mann läßt sich leicht eine kleine Zurückhaltung bey noch junger Bekanntschaft gefallen, die ihm aber zwiefach empfindlich wird, wenn man vorher bewiesenes Zutrauen mit einemmale zurück nimmt.

Ehrlichkeit ohne Klugheit ist es, wenn man es andern zu deutlich merken und fühlen läßt, daß man kein Zutrauen zu ihnen fassen kann. Muß ich gerade mein Mißtrauen zu erkennen geben, wo ich ohne Zwang Beweise von Zutrauen vermeiden kann?

Es gehört viel Klugheit dazu, andere auf die Probe zu stellen, ohne es ihnen merken zu lassen; und mehr als Klugkeit, eigene Feinheit der Empfindung wird dazu erfordert, um die Prüfung nach dem Grade des gröbern oder feinern Gefühls des zu Prüfenden abzumessen.

Bey Menschen mit grobverhäuteten Nerven thut man wohl, wenn man ihnen jeden Beweis von Zutrauen mit Vor- und Nachrede giebt, um es ihnen recht deutlich zu sagen: daß es Zutrauen sey! Aber allen Werth würde unser so bewiesenes Zutrauen bey dem verlieren, der sich die Vor- und Nachrede selbst machen kann.

Die Sternschnuppen.

Sehr oft bemerkt man des Nachts bey sternklarem Himmel in der Luft einen glänzenden Strahl, der eine Strecke fortschießt und dann verschwindet, oder es läßt, als wenn plötzlich ein Stern herunter fiele, aber bald verlisch und einen hellen Strahl hinter sich läßt; zuweilen erscheinen selbige auch als kleine mit lebhaften Farben glänzende Kugeln, welche langsamer herabsinken und im Fallen verschwinden. Diese Erscheinungen sind unter der Benennung der fallenden Sterne, Sternschiessen, Sternschnuppen, bekannt. Der gemeine Mann sagt auch, daß sich alsdann ein Stern reinige. Da dieselben niemals bey trübem Himmel gesehen werden, auch keinen Knall von sich geben; so müssen sie über den Wolken und in der obern Luft geschehen. Wenn sich daselbst ein Haufen brennbarer Dünste durch die Electricität oder eine Gährung entzündet, und dann fortschießt; so muß es uns in der Entfernung vorkommen, als wenn ein leuchtender Körper in der scheinbaren Größe eines Sterns (welchen der Unwissende sehr leicht für einen Stern selbst ansieht) vom Himmel fiele. Vermuthlich schiessen diese entzündeten Klumpen so lange fort, bis sie in den feuchten Dünsten der untern Luft verlöschen: denn daß eine wirkliche Materie derselben auf die Erde herabfallen sollte, wie sich einige vorgestellt haben, ist noch nicht erwiesen.

Das Skeletiren der Baumblätter und Obstarten.

Durch dieses Mittel wird der innere Bau der Baumblätter, als ein zartes Flechtwerk von Saftröhren oder Adern, dem forschenden Auge sichtbar. Man

hänge

hänge die Blätter an Fäden senkrecht in ein Glas Wasser, so, daß keins das andere berühre. Zu diesem Endzwecke stecke man ihre Stengel durch die Löcher eines Kartenblattes. Wenn nun die Blätter und Früchte so weich geworden sind, daß sich die grüne Haut mit einem zarten Tuche vorsichtig wegwischen läßt, so erblickt man das Adergerippe des Blattes. Dieses klebt man auf weisses Papier zu einer Sammlung botanischer Skelete. Das Wasser wird täglich erneuert. Auf eben die Art skeletirt man die Pfersichfrüchte, die sogar den Stein enthalten, und man kann Judenkirschen in ihrer Blase, Birnen, Aepfel u. s. w. als Mumien aufbewahren und in Oleanderblättern lassen sie sich durch ihr gereitztes Häutgen aufblasen.

Die Fliegen von den Gemählden und Tapeten abzuhalten.

Ein Mittel, das ein Reisender aus Italien mitbrachte. Man stecke eine Kukumer (Gurke) voll Gerstenkörner mit den spitzigen Ecken auswärts, macht erstlich kleine Löcher in die Kukumern mit hölzernen oder knöchernen Griffeln, und stecket hernach die Gerstenkörner hinein, wenn diese recht dick gestecket worden, bedecken sie endlich die ganze Kukumer, so daß niemand weiß, was es vor ein Gewächs sey; dergleichen hänget man in den Sommerzimmern auf, weil sie alle Mücken an sich ziehen, welche sonsten auf die Gemählde und die Tapeten sich setzen würden.

Augsburg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortsetzung von Portugal.

Portugal unter spanischer Herrschaft unter den Königen Philipp dem I. II. und III. vom Jahr 1580 bis 1640.

Wenn auch Portugal unter den zwey letztern Regierungen sich schon zum Verfall neigte, so muß man dennoch den gänzlichen Untergang seiner Größe in die Zeit setzen, da es sich unter spanischer Herrschaft befand. Philipp I. war gerade damals in einen blutigen Krieg mit seinen niederländischen Provinzen verwickelt,*) und diese suchten ihre Seemacht auf den Trümmern der Portugiesischen zu gründen. Die Holländer nahmen die Inseln Zeylon, Ternate u. a. weg, eroberten Molokke, in der Folge einen großen Theil Brasiliens, die Forts auf der Küste von Guinea, und der Handel des Reiches gerieth durch ihre unabläßigen Kapereyen in die kläglichsten Umstände. Dieser Verlust, den die Portugiesen theils früher, theils späterhin erlitten, machten der Nation das spanische Joch, unter welches sie sich beugen mußten, unerträglich. Oeffentlich sich dagegen zu setzen und ihre Freyheit mit dem Degen in der Faust zu erkämpfen, dazu hatte Portugal zu wenige Kräfte und die Grossen des Reichs zu wenig Muth, irgend etwas von dergleichen Unternehmungen zu wagen. Was daher nicht mit Gewalt ausgeführt werden konnte, das suchte man durch geheime Machinationen zu erzwecken, und bediente sich hiezu der Leichtglaubigkeit der Nation, um ihre Hoffnung für die Zukunft anzufachen, indem man zu der damals allgemein geglaubten Sage seine Zuflucht nahm: Sebastians Tod sey erdichtet, und er

*) Diese hatten ihm wegen seiner Tyranney den Gehorsam aufgekündigt im Jahr 1581.

werde über kurz oder über lang sich wieder seinen treuen Portugiesen zeigen, und mit ihrer Hülfe die tyrannischen Spanier aus dem Land vertreiben. Wir wollen diese Begebenheit, welche sich unter Philipp I. Regierung zutrug, nach den Nachrichten eines bewährten Historikers, in einer gedrängten Kürze darstellen, und das Urtheil hierüber unsern schätzbaren Lesern selbst überlassen.

Bald nach der Uebernahme des portugiesischen Reiches entstand eine sehr merkwürdige Betrügerey, nemlich die der falschen Sebastiane, welche sämtlich nach einander das Reich zurücke forderten.

Dem Tode des jungen Königes bey Alkassar trauten wirklich viele Portugiesen nicht, und bildeten sich ein, er wäre aus der Schlacht entflohen, und der Verdruß über seine schimpfliche Niederlage hätte ihn auf eine gewisse Zeit aus seinem Lande verbannt, und zur Abbüssung und Reise in die heiligen Länder vermocht, aus welchen sie ihn nach Verlauf mehrerer Jahre zurück erwarteten. Dieser gutmüthigen Einbildung bedienten sich nacheinander viere der Reihe nach; denn wer glaubt nicht gerne Dinge, die man hoft und wünscht? Der erste war der Sohn eines Webers aus Alcozoba, und begab sich, da man ihn zweymal wegen seiner Lüderlichkeit aus einem gewissen Orden gestossen hatte, in eine Einsiedeley. Eine vornehme Dame, welche vielleicht mehr in die Vorzüge seines Körpers, als seines Geistes vergafft war, ernährte ihn hier fast ganz allein. Auch hier schweifte er aus, und wäre gewiß in die Hände der Obrigkeit gefallen, wenn die schöne Wittwe ihn nicht gerettet hätte. Von dieser Zeit an lebte er in einer Höhle eingezogener, und brachte das gemeine Volk auf den

Gedan-

Gedanken, daß er der König Sebastian sey. Verschiedene junge Taugenichtse, die, wenn die Sache gelingen sollte, eine hohe Rolle zu spielen glaubten, stellten ihm den Entwurf so süß und den Erfolg so gewiß vor, daß er den Namen eines Königes annahm. Die Sache ward bald in Lissabon bekannt, der vermeynte König hatte zu geringe Unterstützung, um sich nur einigermaßen halten zu können, und mußte sich der spanischen Justitz ergeben, die über ihn ein gelinderes Urtheil sprach, als er vielleicht selbst erwartete. Man band ihn und seine Rathgeber auf Pferde, führte sie unter den pöbelhaftesten Beschimpfungen durch ganz Lissabon und schmiedete sie endlich auf die Galeeren. Kurz darauf erschien Matthäus Alvarez, eines Bildhauers Sohn, aus der Insel Tercera. Er lebte, wie jener, auch in einer Einsiedeley, und erregte bey dem gemeinen Haufen gleichfalls den Gedanken, daß er der büssende Sebastian seyn möchte. Schaaren von leichtglaubigen Bürgern und Bauren strömten zu seiner Zelle hin, stürmten mit ihren Bitten auf ihn los, daß er sich doch als König möchte erkennen lassen, und bewogen ihn endlich, daß er erklärte, er könne sich nunmehr seinem treuen Volke nicht länger mehr verbergen. Man rief ihn daher feyerlich zum König aus, und einer seiner Freunde, Peter Alphons, übernahm die Rolle eines Feldherrn. Er schickte Ermahnungsbriefe unter dem königlichen Insiegel ins ganze Königreich, daß sich alle treuen Portugiesen ihm unterwerfen möchten, und hatte schon ein kleines Heer von 7000 Mann zusammen gebracht. Aber ein Theil seiner aufrührischen Anhänger ward bey Cioceira geschlagen, der Eremit ergriffen und nebst einigen seiner Anhänger in Lissabon aufgehenkt.

Der Dritte ist merkwürdiger, als die zwey erstern. Michael de los Santos, ein Mönch, ließ sich durch seine Gutmüthigkeit verleiten, den Plan zu der in der Ausführung verunglückten Scene zu geben. Gabriel von Spinosa spielte dabey die Rolle des falschen Sebastians. Jener war zu Madrigal in Kastilien Beichtvater, wo zu ihrem Unglück die Anna von Oesterreich sein Beichtkind auch war. Der vorgebliche König hatte sich aufs Sammetweben gelegt, gieng als Soldat mit in den portugiesischen Krieg, und kam mit einer jungen Portugiesin, die er entführt hatte, nach Madrigal, wo er sich mit Pasteten backen ernähren wollte. Michael, ein treuer Anhänger des unglücklichen Antons, Priors des Maltheserordens, der gleichfalls nach dem Tode des Königs Heinrichs sein Recht auf die Krone geltend machen wollte, auch wirklich von einem kleinen Haufen Portugiesen als König anerkannt wurde, allein zu schwach war, seine Rechte geltend zu machen,*) glaubte mit diesem Menschen eine sehr glückliche Rolle zu spielen. Zu diesem Ende entdeckte er ihm sein ganzes Vorhaben, legte ihm aber die Hauptbedingung auf, daß wenn er glücklich seyn sollte, er die Krone an Anton abtretten und sich mit einem gewissen Antheile begnügen sollte. Anna von Oesterreich ward, unter dem süssen Versprechen, Sebastians Gemahlin und Königin werden zu können, auf seine Seite gebracht. Viele Portugiesen glaubten auch schon, daß Spinosa der wirkliche Sebastian sey; nur gehörte noch Geld zur Ausführung des gemachten Entwurfs. Die betrogene Anna gab ihr Geschmeide her, und Spinoso reisete mit diesem Schatze nach Valladolid, wo er mit großem Pompe lebte. Sein unbedachtsames Benehmen und ein aufgefangener

*) Er war von einer Nebenlinie des königlichen Hauses und starb zuletzt in Frankreich in großer Dürftigkeit.

gefangener Brief, in welchem ihm lächerlicherweise der Titel Majestät beygelegt wurde, machte der ganzen Sache ein Ende. Vor einer von Philipp in Spanien niedergesetzten Kommißion ward Michael verurtheilt, seiner geistlichen Würde entsetzt zu werden und die Todesstrafe zu leiden; Gabriel von Spinosa sollte zur Gerichtsstätte geschleift, gehenkt, sodann gevierttheilt und sein Kopf aufgehenkt werden, welches Urtheil auch vollzogen ward. Anna von Oesterreich wurde in ein Kloster gesperrt. Und so scheiterte auch dieser Plan auf eine schreckliche und blutige Weise.

Allein der vierte, der sich für den König Sebastian ausgab, macht bis auf diesen Tag in der Geschichte das meiste Aufsehen, und ich überlasse es dem Urtheil eines jeden unpartheyischen Lesers, ob er wirklich der König Sebastian gewesen sey, oder nicht. Doch die gehörigen Data hiezu wollen wir im nächsten Blatte vorlegen.

Die Fortsetzung folgt.

Ein Gemälde aus dem häuslichen Leben,

nebst einem Urtheile

über alte Jungfern.

Im vorigen Herbst — um die Zeit, wenn die Pflaumen welk, die Trauben überreif und die Rebenblätter roth und gelb werden, wenn die weissen Faden so in der Luft hinfliegen, wie Härchen aus dem Spinnrocken, den sich die Hore des Winters für die langen Abende zubereitet, wenn des Nachts die Fenster schon schwitzen, und diejenigen einzuheitzen anfangen, die mehr Holz haben, als man in einem grossen Theil von Deutschland jetzt zu haben pflegt, — um

die Zeit war ich einmal in einer sehr gemischten Gesellschaft. Da waren Männer und Frauen, Mädchen, junge Herren, ein Paar Neuverlobte und drey alte Jungfern. Am wichtigsten in der ganzen Gesellschaft waren mir die beyden Zärtlichen, die eben im Vollmond ihrer Liebe an einander nichts als Glanz und milden Schimmer bemerkten, und darum wie alle Liebende, für den Menschenbeobachter einen sehr lehrreichen, und für den Mitfühlenden einen innig bewegenden Anblick geben; und nächst diesen die drey alten Jungfern. Denn an alten Jungfern ist wegen der eigenen kleinen einsamen Plätzchen, die sie in dem großen Weltgetümmel einnehmen, beynahe eben so viel Merkwürdiges wahrzunehmen, als an Menschen, die vom Sturm verschlagen, lange einsiedlerisch auf Inseln lebten. Zwey von ihnen waren ganz gewöhnliche alte Jungfern. Die eine hatte ein rundes männliches Gesicht und eine starke Stimme; die zweyte war so alt und bunt zugleich gekleidet, daß sie einen Eindruck machte, wie ein wieder vorgebrachter Scherz, der vor fünfzig Jahren einmal neu war, und weil sie sich in ihrem ganzen Leben mit dem Denken nicht viel geplagt und folglich eben nicht darauf geachtet hatte, daß die Zeit verschwand, kurz, weil sie alt geworden war, ohne zu begreifen, wie es damit zugieng, so hielt sie sich in ihrer Unbefangenheit für jung, und lispelte, wenn es ihr einfiel; aber die dritte, **Emilie Stormann**, war ein so würdiges Mädchen, daß nur Gecken sie über die Schulter ansahen; ihr Urtheil war so treffend und verständig, daß die denkendsten Männer von ihr lernen konnten, und fesselte sie auch das Auge nicht mehr durch feine Haut, so machte ihr feines Gefühl sie doch dem empfindenden Herzen liebenswürdig. Diese drey alten Jungfern schienen ein Drama in einem Drama aufzuführen, so abgesondert von den

übri-

übrigen spielten sie ihre Rollen. Denn die Männer hatten mit ihren Verhandlungen von Staatsgeschäften so viel zu thun, daß sie sonst nichts hören und sehen konnten, und wirklich war es auch keine kleine Arbeit, die Verhältniße der Landesherren zu ihren Unterthanen aufs Reine zu bringen. Die in herrschaftlichen Diensten standen, sprachen für die Landesherren, die Unabhängigern für die Unterthanen, und die meisten schlugen sich am Ende auf die Seite des Wirths. Die Frauen sprachen von Wirthschaftsangelegenheiten, und zu solchen Gesprächen können bekanntlich alte Jungfern, gegen die Weiber gerechnet, meistens in dem Maße weniger ihren Beytrag geben, als ihre Töpfe und Schüsseln kleiner sind, als die der Frauen, die einen Mann und Kinder und Gesinde zu speisen haben, oder sie sprachen von Sachen, von welchen eine alte Jungfer nicht mitsprechen darf, weil sie eine alte Jungfer ist. Auch bey den jungen Mädchen hätten die drey Einsamen ihre Rechnung nicht gefunden. Denn die Kälte zwischen alten und jungen Mädchen ist gewöhnlich eben so groß, als bey jenen der Wunsch: daß doch nicht alles so geschwind vergehen möchte! Ueberdies war jeder Zugang zu dem schönen Kreise längst von den jungen Herren besetzt, weil sie es für ausgemacht zu halten schienen, daß jener blos für sie da sey, wie denn viele junge Herren überhaupt leicht glauben, daß etwas ihretwegen sey. Das Brautpaar endlich war mit sich selbst vollauf beschäftigt, und so blieb den alten Jungfern nichts übrig, als ein etwas einsylbiges und einförmiges Gespräch unter sich, das von zwey Seiten her nicht selten durch Gähnen oder durch Blicke im Zimmer herum unterbrochen ward, in welchem die Bemerkung ziemlich lesbar war, daß sie wol gar vernachläßigt würden. Gar oft sahen sie auch nach den liebenden

Verlobten, und wenn der junge zärtliche Bräutigam seinem blauäugigen Mädchen die Wangen strich, oder das Kinn hielt, oder die Hände küßte, oder an den blonden Locken immer etwas zu verderben hatte, so blickte die Jungfer mit der starken Stimme und die mit dem wunderbunten Kleide so aufmerksam hin, als ob sie den Vorgang für wichtig, und beyde machten Mienen dazu, als ob sie ihn für kindisch oder unnöthig hielten; nur die Jungfer Stormann zeigte dabey in den Augen, die immer so plötzlich bescheiden und schüchtern wieder niedersanken, als ob sie nicht stören oder nicht belauschen wollte, eine Innigkeit, die mich und meinen Freund, den jungen Bräutigam, recht herzlich rührte.

So vergieng die Zeit bis nach der Mahlzeit, bey welcher weiter nichts Merkwürdiges vorfiel, als daß man aß und trank, um Pfänder gespielt wurde, wobey die alten Mädchen mit in der Reihe saßen und zusahen. Vermuthlich hatte der eine und der andere die richtige Bemerkung gemacht, daß Pfänderspiele in Gesellschaften nicht rathsam sind, deren Mitglieder am Spiele nicht gleichen Antheil nehmen können oder sollen oder mögen, weil unter solchen Umständen einige sehen, daß sie für überflüßig gehalten werden, indeß andre mit Blicken in manche Herzen dringen, die nicht jedem gelegen sind. Kurz, es wurden andre vorgeschlagen, unter welchen man das bekannte Vergleichungsspiel wählte. Meine Leser werden wissen, daß sich bey dieser Unterhaltung die Gesellschaft in einen Kreis oder in eine Reihe setzt, und daß jedem von seinem Nachbar auf beyden Seiten etwas in das Ohr gesagt wird, das er dann mit einer an den ihm zugetheilten Dingen bemerkten Aehnlichkeit und Verschiedenheit laut angeben muß, und — beyläufig gesagt,

sagt — das Spiel ist so übel nicht, weil es den Witz übt, und oft wirklich Anstrengung fordert, wenn eben zwey ungleichartige Gegenstände zu vergleichen sind, wie etwa ein Habicht und ein großer Eroberer, eine Vogelscheuche und ein Schwätzer, ein Hase und ein junger Herr aus der Gesellschaft und so weiter.

Das Spiel war schon ein ziemliches Weilchen gespielt, als ich erschrack, da der junge Bräutigam ankündigte, daß ihm eine welke Pflaume von der einen, und eine alte Jungfer von der andern Seite gegeben sey. Die ganze Gesellschaft ward aufmerksam auf die Vergleichung: die alten Jungfern sahen betroffen aus, und ich bemerkte deutlich, daß der Jungfer Stormann Kinn und Unterlippe zuckte, wie wenn man das nahe Weinen des Unmuths verdrängen will; die jungen Mädchen lächelten fast alle leichtsinnig, nur ein gutes Kind mit Taubenaugen ward roth, sah vor sich hin und zerrieb das Band an der Schürze; den meisten jungen Herren sprach aus allen Zügen die Erwartung, ob er wol eben so witzig seyn werde, als sie in seiner Stelle seyn würden; ich selbst preßte vor Verlegenheit die Zehen in den Schuhen, und es lief mir so kühl über den Leib, als wenn man einen in einen hartschaligen sauren Apfel beissen sieht; und des jungen Mannes sanfte holde Braut drückte sich auf dem Stule so ängstlich, als ob ein Pistol abgefeuert werden sollte. Wie böse war sie auf sich, daß sie auch gerade auf einen Teller mit Pflaumen sehen mußte, als sie etwas geben sollte; wie vielmehr zürnte sie auf des Bräutigams zweyte Nachbarin, daß sie muthwillig zu verschenken wagte, was sich selbst nicht verschenken zu wollen so gern das Ansehen hat! Bedeutend drückte sie dem Lieblinge die Hand, und es war wenigstens nicht der erste Druck der Hand, der

solche Wirkung hatte, wenn ihn dieser zu der Milde und Schonung begeisterte, mit welcher er sagte: „Ich habe nach dem Gesetz des Spiels eine welke Pflaume und eine alte Jungfer zu vergleichen. Beyde Gegenstände sind einander ähnlich in der vorzüglichen Reife, bey der einen ist Reife der Säfte, bey der andern Reife des Verstandes. Beyde Gegenstände sind aber auch verschieden; eine welke Pflaume wählt nicht jeder, aber eine verständige alte Jungfer schätzt, wer vernünftig ist.“ — Alle Gutgesinnte waren damit befriedigt, einige Mädchen rümpften die Nasen, nur das gute Kind mit den Taubenaugen blickte wieder auf und zerrieb das Band nicht mehr, die meisten jungen Herren machten Mienen, als ob sie das für sehr dumm hielten, die liebliche Braut belohnte ihn mit einem Kuß, die wenigen Worte mit einem Kuß, um dessen Willen man wol Tagereisen nicht verschmähte, und die alten Jungfern sahen mit einem Selbstgefühl umher, welches die eine mit der starken Stimme durch einen sehr vernehmlichen Lobspruch, die andre durch zierlich zusammengedrückte Lippen und eine abgemessene Verbeugung, und Emilie Stormann durch ein plötzlich erheitertes Gesicht verrieth, in welchem Kinn und Unterlippe wieder zuckte, wie wenn man das Lächeln unschuldiger gereitzter Selbstzufriedenheit verbergen will. Damit endigte sich ein Spiel, das nicht leicht lange gespielt wird, und ein anderes ward nicht angefangen, weil die beyden ersten von den alten Mädchen anhuben, sich der Gesellschaft zu empfehlen. Es war noch gar nicht spät; aber alte Jungfern legen sich gewöhnlich früh zu Bette, und weil das Abschiednehmen einmal so in gutem Gange war, so giengen auch die übrigen. Die jungen Männer begleiteten die jungen Mädchen nach Hause, und hatten sich eben vor der Wohnung des einen wieder

zusam-

zusammengefunden, als ich mit dem entzückten Bräutigam, der auf das süsse Lebewohl von seiner schönen Braut recht sanft zu schlafen hofte, mit ihnen da zusammen traf. O schön, rief der uns zu, vor dessen Hause wir standen, Sie müssen auch noch zu mir kommen; die andern Freunde haben es schon zugesagt, wer könnte jetzt schon schlafen? — und er drang zu ungestüm in uns, als daß wir es ihm hätten abschlagen können. Weil seine Erwählte heut recht freundlich gegen ihn gewesen, so lachte ihm die Lust aus allen Mienen, und weil er in den Jahren stand, in welchen man sehr reich ist, und immer Wein vollauf hat, so mußten, wie unnöthig es auch war, noch einige gute Flaschen geleert werden.

Dabey kam es denn, im Scherz und Ernste, zu einem Gespräch — über alte Jungfern, welches die Erinnerung an den erzählten Vorgang beym Spiel natürlich herbeyführte. Ich lasse alle Zwischenreden und Einwürfe weg, und spreche nur nach, was mein Freund sagte, so gut ichs jetzt noch weis.

„Meine Herren, redete er, ein Urtheil über alte Jungfern, mag es nun einer Lobrede oder einer Vertheidigung ähnlich seyn, kann wol nicht unverdächtiger mitgetheilt werden, als von dem Mund eines Verlobten, dessen Braut keine alte Jungfer ist. Ganz frey gesteh' ich daher, daß ich heut Anlaß zu schmerzlichen Empfindungen bey der Bemerkung fand, daß es bey allen Arbeiten zur Verbesserung des Zustandes der Menschen noch allenthalben manchem so schwer gemacht wird, so glücklich zu seyn, als er seyn kann, weil gar viele nicht so gegen ihn sind, als sie seyn sollten; daß man es sich gleichsam angelegen seyn läßt, so manchen auf seiner Bahn nicht in Frieden wan-

wandeln zu lassen, so manchen zu necken, weil er einen unschuldigen Weg geht, den er gehen will oder gehen muß, daß man es lächerlich findet, daß eine alte Jungfer eine alte Jungfer ist. Und doch dächte ich, der Zustand einer solchen müßte eher jede andre Regung, als die zum Lachen bewirken. Daß manchen es selbst zuzurechnen ist, daß sie alte Jungfern wurden, will ich damit so wenig läugnen, als vertheidigen. Aber viele sind auch gewiß so unschuldig daran, als manches Blümchen auf einem einsamen Hügel, oder in einem schattichten Walde, daß es blühte, ohne daß jemand es sah; daß es welkte, ohne daß jemand dachte, du hast auch geblüht; so unschuldig als manche Rebe, die schön aufwuchs und nicht fand, woran sie sich halten konnte. Und konnte das Blümchen, das so im Verborgenen duftete, nicht eine recht süsse Blume, und die Rebe, die nicht so recht dazu kam, ihr Gutes zu thun, nicht eine sehr edle Rebe seyn? Doch ohne Bild, meine Herren, wie wäre es, wenn manche der alten Jungfern ihren Stand gerade aus Gründen wählte, die man Lebensweisheit nennen würde, wenn sie in einem Buche stünden; wie wäre es, wenn manche ihren Stand durch eine Handlung erkauft hätte, die sie, als das junge Mädchen sie wagte, eines Rosenfestes würdig erklärt haben würden, deren natürliche Folge doch also wol keine Verachtung verdienen kann? — Sie lächeln, und ich kann Sie überzeugen. Sie kennen die Jungfer Stormann. Ich wußte, daß ich mit ihr in Gesellschaft seyn sollte, und das gab heute früh im Hause meiner Braut Gelegenheit, von ihr zu reden. Da ließ die Mutter meiner Braut mich eine Abschrift von einem Briefe nehmen, den sie vor mehr als dreyßig Jahren von ihr erhielt. Hören Sie nur:

Liebes Minchen,

„Ich habe dir ein recht gepreßtes Herz auszuschütten, ich habe bitterlich geweint, und ich muß kämpfen, daß es meine alten guten Aeltern nicht sehen; und doch sind die Thränen jetzt fast immer bey mir auf dem Wege, da kommen sie schon wieder und sie fliessen, denke nur, sie fliessen um einen Mann. Du weißt, wie wenig Ueberwindung bis hierher nöthig war, meine Hand den Männern, die darum warben, zu versagen, und bey meinen Aeltern die feste Meynung zu erregen, daß ich nimmer heyrathen möchte. Diesmal aber, diesmal gilt es den braven Walter, und es hat Kämpfe, harte Kämpfe gekostet! Ehegestern hab' ich ihm alles entscheidend abgeschlagen, und da ward zugleich das Loos über mich geworfen, nun auch gewiß für immer ledig zu bleiben. Zwar sagte mir mein guter Vater und meine treue Mutter, daß ich Freyheit hätte zu thun, was ich wollte; aber sie sagten es mit Aeusserungen, in welchen ihre Erwartung sehr bestimmt sich zeigte. Wie hätte ich diese Erwartung täuschen können? — Und es ist auch wahr, wer hätte meine armen Aeltern denn verpflegen sollen? Folgen konnten sie mir wegen des Amtes meines Vaters doch nun einmal nicht, und sie haben Hülfe so nöthig! Wer hätte ihrer warten sollen, wer hätte sie, wie ich, stützen können? — Besonders meine fromme Mutter! Denn ich muß dir nur sagen, was ich bisher verschwieg, um alle deine etwanigen Einwendungen mit einemmal abzuschneiden. Die gute arme Mutter leidet schon seit einiger Zeit von einem Krebsschaden an der Brust, und da siehst du wohl, daß sie die verbindende, lindernde Hand einer Tochter nicht entbehren kann. Gott mache meine Hand nur recht sanft, daß sie keine Schmerzen macht,

und lasse, was sie thut, gedeihen. Nun wirst du wohl begreifen, daß ich nicht heyrathen kann. Ach! die arme Mutter, an ihre Leiden will ich denken, wenn mir gewisse Gedanken durch den Kopf fahren, damit ich sie verbanne. Jetzt kann ichs noch nicht recht, die Augen stehen mir schon wieder voll Thränen, und ich sehe das Papier vor mir, wie durch einen Flor. Lebe wohl und schicke mir bald einen Brief, der Muth macht. Lebe wohl." —

Sie scheinen für die Jungfer Stormann zu empfinden, meine Herren, und es wundert mich, daß Sie das nicht schon längst thaten; denn, wenn Sie auch nicht wußten, was Sie jetzt erfahren haben, so war es Ihnen doch nicht unbekannt, daß die Edle seit dem Tode ihrer Aeltern, seitdem sie hieher in die Stadt gezogen ist, immer von Zeit zu Zeit ein armes Mädchen erzogen und recht treflich gebildet hat. O gute, gute Emilie Stormann, frommes graues Mädchen, du befestigest mich in dem Glauben an Menschenwürde und ich nenne dich einen Engel mit einer Inbrunst, mit welcher gewiß nur selten eine zwanzigjährige Schöne so genannt wird.

Sonderbare Fischerey der Chinesen mit abgerichteten Vögeln.

In einem kostbaren Werke erzählt uns Herr du Halde in seiner Beschreibung des chinesischen Reichs, eine sonderbare und lustige Art des Fischfanges, wie er bey den Chinesen gewöhnlich ist. Nämlich die Einwohner unterschiedener Provinzen dieses Reichs, wissen sich eine gewisse Art Vögel, die unsern Raben sehr ähnlich kommen, aber einen längern Hals und langen, krummen, spitzigen Schnabel haben, so gut als einen

Hund

Hund zur Jagd abzurichten. Dü Hälde zählt sie unter die Wasser- oder Seeraben. Sobald als die Sonne aufgehet, erscheinen die Fischer haufenweise mit kleinen Booten auf den Flüßen, und haben ihre geflügelte Jagdhunde auf dem Vordertheil des Bootes vor sich sitzen. Wenn sie nun ihre Fahrzeuge in Ordnung gestellt, geben sie mit einem Ruder, womit sie aufs Wasser schlagen, die Losung zur Wasserjagd. Sogleich besetzen die Vögel den Fluß und theilen sich gleichsam in Reviere ab. Hernach tauchen sie unter, und holen die Fische vom Grunde hervor. Sie fassen selbige mit ihrem Schnabel in der Mitte, und jeder Vogel bringt die erhaschte Beute auf das Boot seines Herrn. Der Eigenthümer nimmt ihm den Fisch ab, beugt dem Vogel darauf den Kopf niederwärts, streicht mit der Hand über seinen Hals und nöthigt auf diese Art seinen naschhaften Jäger, die kleinen Fische, die er wegen eines unten am Hals angebrachten, die Kehle zusammenschnürenden Ringes nicht hinunterschlucken kann, auch wieder von sich zu geben. Ist die Jagd vorbey, so wird dieser Ring wieder abgenommen, und werden den Vögeln so viel Fische, als zu ihrer Sättigung nöthig ist, vorgelegt. Kommen ihnen auf dieser Jagd größere Fische in den Wurf, als ein Vogel fortbringen kann, so kommen sie sich unter einander zu Hülfe. Einer faßt ihn beym Kopf, der andere beym Schwanz, und so bereichern sie ihren Herrn durch vereinigte Kräfte, mit einer ansehnlichen Beute.

So außerordentlich diese Art zu fischen ist, und so schwer sie durchgängig Glauben finden möchte, so ist doch an der Willfährigkeit gewisser Thierarten, wenn sie auch nicht unter die zahmen gehören, gar nicht zu zweifeln. Von der Möglichkeit, sich fast

alle

alle Thiere unterwürfig und zahm zu machen, haben wir Beyspiele genug. Und es gereicht dem menschlichen Verstande zur größten Ehre, daß er Thiere zu Unternehmungen zu gebrauchen weiß, wozu der Bau seines Körpers ihn hindern würde, oder wenigstens ihm Unbequemlichkeit oder Gefahren zuziehen könnte. Können wir Falken zur Jagd abrichten und mit ihnen die Reiger aus den Lüften herunter holen, warum sollten wir die Fischjagd der Chinesen und die Abrichtung ihrer Wasserraben für unmöglich halten.

Ein kleiner Schlag ins Auge.

Gebt acht auf einen deutschen Wink,
Ihr jungen Herr'n und Damen!
Nicht immer führt dasselbe Ding
Bey uns denselben Namen.

Und heißt es gleich, der Name thut
Am Ende nichts zur Sache:
So ist es dennoch immer gut,
Daß man ihn kund sich mache.

Ein kleiner Buchstab ab und an
Nimmt oder giebt viel Ehre,
Und macht zum wackern Edelmann,
Was sonst ein Roßknecht wäre.

Der Ausbruch wilder Auhrhahnsbrunst
Heißt, zum Exempel, — falzen.
Thut eben das mit Schwabenkunst,
So heißt die Sache — walzen.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortsetzung von Portugal.

Der vierte, der sich für den König Sebastian ausgab, macht in der Geschichte das meiste Aufsehen, und die Entscheidung der Frage, ob er wirklich der wahre vermißte Sebastian gewesen? dürfte aus Mangel an ächten Urkunden noch lange ein historisches Problem bleiben.

Er zeigte sich 1598 in Venedig, und fand daselbst nicht nur bey dem gemeinen Volk, sondern auch bey vielen Vornehmen starken Glauben. Im Gesicht, in der Größe und in der Sprache soll er dem Könige Sebastian völlig ähnlich gewesen seyn. Er wurde auf Betreiben des spanischen Gesandten in Verhaft genommen und verhört. In diesem Verhör sagte er aus: „Er wäre in dem Treffen bey Alkassar nicht erschlagen, sondern nur hart verwundet worden; sey der Gefangenschaft wunderbarer Weise entgangen; habe sich in Algarbien heilen lassen, und weil er sich vor dem Anblick der Menschen gescheuet und geschämt habe, so wäre sein Entschluß gewesen, Abyßinien und andere entlegene Reiche und die heiligen Länder zu besuchen. Auf dieser Reise sey er nach Persien gekommen, in vielen Schlachten gewesen, und hart verwundet worden; endlich des Herumziehens müde, habe er sich mit einem frommen Alten in Georgien in eine Einsiedeley begeben, bis es ihm gefallen, sich wieder in seinem Reiche sehen zu lassen. Auf seiner Rückreise habe er zuerst in Sicilien gelandet, von da habe er wollen nach Rom gehen, auf welchem Wege ihn aber seine eigenen Landsleute beraubt hätten; es wäre ihm also blos die Reise nach Venedig übrig ge-

blieben, und hier habe man ihn für den erkannt, der er auch wirklich sey."

Er hatte allerdings viele Merkmale, woran man den wirklichen König kennen konnte. An der linken Seite war er kürzer, als an der rechten; an seinen rechten Augenbraunen war ein Narbe zu sehen von einer Wunde, wie bey Sebastian, die er in seiner Kindheit bekommen hatte, eine große Warze an der Fußzehe fand sich bey ihm, so wie bey jenem. Das alles machte die Portugiesen und fremde Mächte aufmerksam. Das rechtliche Erkenntniß der sonst so strengen Staatsinquisition erklärte den angeblichen Betrüger weder für schuldig, noch für unschuldig, und man befahl ihm blos, sich innerhalb acht Tagen aus dem Staate zu entfernen.

Zu seinem Unglück wählte er nun unter drey Wegen, den durch Florenz. Hier ward er in Verhaft genommen, und von dem damaligen Großherzog an die Spanier nach Neapel *) ausgeliefert. Man stellte seinetwegen vielfältige Untersuchungen an, und in allen blieb er standhaft auf seiner Aussage. Der spanische Vicekönig staunte über den ungewöhnlich freyen Muth dieses vorgegebenen Königes. Als er in sein Zimmer trat, rief dieser ihm entgegen: bedecket euch, Graf von Lemos, sagte ihm verschiedene sichere und treffende Kennzeichen, erinnerte ihn unter andern an einen Degen, womit er ihn bey Gelegenheit einer Ambassade in Lissabon beschenkt hatte. Auch des Grafen Gemahlin hatte er nach seinem Vorgeben mit einem kostbaren Juwel beschenkt. Der Graf ließ alle seine Degen und die Juwelen seiner Frau in das Zim-

*) Sie besassen damals Neapel und hatten daselbst einen Statthalter.

Zimmer bringen, und Sebastian suchte nicht nur aus der Menge der andern den Degen heraus, sondern fand auch den Juwel sehr bald, und zeigte sogar, daß man ihn an einem gewissen Orte, welchen der Graf Lemos selbst noch nicht bemerkt hatte, öffnen könnte, wo man den Namen Sebastian sahe. Auf das alles achtetete der spanische Hof nichts, sondern man ließ ihn in Neapel schimpflich auf einem Esel herum führen und auf die Galeeren bringen. Die vielen Unruhen in Portugal verursachten indessen, daß man ihn nach Lucar auf das Schloß setzen mußte, wo er gestorben ist, ohne daß man weiß, in welchem Jahre und an welcher Krankheit. Hier fragt man allerdings mit Recht, warum behandelten die Spanier diesen Betrüger gegen das Ende so geheimnisvoll? warum starb er nicht, wie die andern, als ein überführter Verbrecher vor den Augen seiner bethörten und verführten Anhänger auf dem Schavot? War er wirklich ein politischer Betrüger, so kann man seine Talente und Feinheit in dieser Kunst nicht genug bewundern. Eine weitläuftige Untersuchung der ganzen Sache gehört nicht hieher. Wer sich aber darüber weitläuftiger unterhalten will, lese Gebauers Geschichte von Portugal in 4to, wo man mehrere Gründe für und gegen Sebastian abgewogen finden wird.

Philipp I. der nicht nur Portugal, sondern auch noch Millionen seiner übrigen Unterthanen in seinem weiten Reiche tyrannisirte, starb noch im nemlichen Jahr 1598.

Philipp II. regierte in Portugal gleichfalls nicht nach den gelindesten und klügsten Staatsmaximen. Er ließ die Handlung dieses Landes fast gänzlich zu Grunde gehen, ohne im geringsten etwas zum Vortheil derselben zu thun. So gab er den Juden in

Portugal gegen große Geldabgaben die größten Freyheiten in der Handlung. Ungehindert rissen auch die Franzosen manche Handlungsvortheile an sich. Selbst die Mohren in Afrika suchten die Azorischen Inseln an sich zu reissen. Den größten Verlust aber fügten ihnen die Holländer zu, die damals in Ostindien immer weiter um sich griffen. Auch die Engländer mischten sich zum Nachtheil der Portugiesen in ihren ostindischen Handel, nahmen ihnen Ormus weg, und überliessen es hernach den Persern. Alle diese Schmälerungen der Rechte und Besitzungen der Portugiesen ließ Philipp beynahe absichtlich geschehen, ohne irgend etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Nach seinem Tode, der im Jahr 1621 erfolgte, stiegen endlich unter Philipp III. ihre Bedrückungen aufs höchste, und nöthigten sie zuletzt zu den verzweifeltsten Versuchen.

Auch die Regierung dieses Königes war tyrannisch und grausam. Unter ihm verlor der Staat noch den Rest seiner ost- und westindischen Besitzungen, und gerieth in die augenscheinlichste Gefahr, noch ärger tyrannisirt zu werden, wenn er sich nicht bald einer so despotischen Herrschaft entzöge. Im Jahr 1621 nahmen die Holländer Brasilien in Südamerika weg, und in Japan wurden sie gleichfalls auf Anstiften der Engländer und Holländer vertrieben. Dieser erhebliche Verlust in Ostindien und Afrika, mußte den portugiesischen Patrioten nicht nur schmerzen, sondern das Interesse des Staates allmählig untergraben. Man hörte auch von allen Seiten heimliches und öffentliches Murren; überall feurige Wünsche in der Brust des ächten Lusitaniers, von dem tyrannischen Joche Spaniens befreyt zu seyn; hie und da Verabredungen, stille Entwürfe, deren Ausführung aber noch zweifel-

haft

haft war. Endlich stieg der Haß auf den Gipfel des unversöhnlichsten Grolles, und ihm hatte Portugal seine Freyheit zu danken. Es ist nöthig, daß wir diese wichtige Veränderung im nächsten Blatte, um den Zusammenhang der Erzählung zu gewinnen, schildern.

Die Fortsetzung folgt.

Forsöcks Bemerkungen über den Bohon-Upas oder Giftbaum auf der Insel Java.

Lange Zeit hatte ich das Daseyn des Gift-baums, den die Malayen Bohon-Upas nennen, bezweifelt, bis ich endlich durch die genauesten Untersuchungen von meinem Irrthume überzeugt wurde. Ich hielt mich im Jahre 1774, als Wundarzt in Diensten der holländischen ostindischen Handlungsgesellschaft, eine Zeit lang in Batavia auf, wo ich oft von diesem Baume, und von den heftigen Wirkungen seines Giftes reden hörte; aber alles, was man mir sagte, schien mir unglaublich. Meine Neugierde wuchs endlich so stark, daß ich mich entschloß, die Sache selbst so genau als möglich zu untersuchen, und mich dann blos an meine eigenen Bemerkungen zu halten. Ich bat den Oberstatthalter, Herrn Petrus Albertus van der Parra um einen Paß, erhielt ihn, und reisete, nachdem ich vorher die bestmöglichsten Erkundigungen deswegen eingezogen hatte, ab. Ich hatte von einem malayischen Priester ein Empfehlungsschreiben an einen andern Priester bekommen, der so nahe, als es möglich ist, an dem Orte wohnte, wo der Giftbaum wächst, und dieses war für mich sehr nützlich. Der Kaiser hatte diesen Priester dahin gesetzt, um die Seelen derjenigen vor-

zubereiten, welche ihrer Verbrechen wegen verurtheilt wurden, sich diesem Baume zu nähern und das Gift, das aus demselben fließt, zu sammeln.

Der Bohon-Upas wächst auf der Insel Java, ungefähr 27 Meilen von Batavia und 14 von Sourra-Charta, dem Aufenthalte des Kaisers. Der Ort, wo er wächst, ist mit Hügeln und hohen Bergen umgeben, und die Felder, welche in einer Entfernung von 10 bis 12 Meilen um ihn herum liegen, sind durchaus unfruchtbar. Ich bin in einer Entfernung von ungefähr 8 Meilen vom Mittelpunkte herumgereißt, und der Anblick der Gefilde kam mir überall erschrecklich vor. Der malayische Priester wohnt an einem Orte im Gebürge, wo der Weg am leichtesten ist: von ihm gehen die Verbrecher aus, um das Gift zu holen, worein man die Spitzen aller kriegerischen Waffen taucht; und dieses sehr theure Gift trägt dem Kaiser beträchtliche Summen ein. Es besteht in einem Gummi, das aus der Rinde des Baumes herausfließt. Diejenigen Verbrecher, welche zum Tode verurtheilt worden, sind die einzigen, welche es sammeln: wenn ihnen das Todesurtheil angekündigt worden ist, so können sie wählen, ob sie lieber durch die Hand des Scharfrichters umkommen, oder eine Schachtel Upasgift zu holen versuchen wollen. Gemeiniglich wählen sie das letztere; denn außer der Hofnung, die ihnen bleibt, ihr Leben retten zu können, sind sie versichert, daß sie alsdann zeitlebens auf Kosten des Kaisers erhalten werden, ja sie können sich auch noch eine besondere Gnade ausbitten, die ihnen oft zugestanden wird. Man giebt ihnen eine Schachtel von Silber oder Schildkrötenschale mit, und unterrichtet sie, wie sie sich bey dieser gefährlichen Verrichtung benehmen müssen. Man empfiehlt ihnen,

mit

mit der größten Geschwindigkeit zu laufen, und die Zeit zu benützen, wann der Wind die Ausdünstungen des Baumes vor ihnen her forttreibt; sodann schickt man sie in das Haus des Priesters, wohin ihre Anverwandten und Freunde sie begleiten, und wo sie gewöhnlich einige Tage bleiben, um den günstigen Wind abzuwarten. Während dieser Zeit bereitet sie der Priester auf jeden Vorfall durch Lehren und Gebete vor. Bey ihrer wirklichen Abreise bedeckt er ihr Haupt mit einer Mütze von Leder, die bis auf die Brust herabgeht, und mit gläsernen Augen versehen ist: er giebt ihnen auch lederne Handschuhe und begleitet sie dann nebst ihren Anverwandten und Freunden 2 Meilen weit, wobey er seinen Unterricht wiederholt und ihnen anzeigt, wo sie den Baum suchen sollen. Besonders zeigt er ihnen einen Hügel, den sie besteigen müssen; und hinter demselben ist ein Bach, dessen Lauf gerade zu den Upas führen soll. Hierauf nehmen sie Abschied, und die Unglücklichen gehen mit der grösten Geschwindigkeit fort, während daß man Gott und den Mahomed um ihre Rückkunft anruft.

Dieser gute Priester versicherte mich, daß er in 30 Jahren, seitdem er diesen wilden Ort bewohnte, ungefähr 700 Verbrecher auf vorgemeldete Art dahin abgeschickt habe, von denen nur 22 zurückgekommen wären. Er zeigte mir das Verzeichnis derselben, in welchem der Tag ihrer Abreise, so wie ihr Verbrechen angegeben war: er zeigte mir dann auch das andere von denen, welche zurück gekommen waren, und beyde stimmten ganz genau mit demjenigen überein, welches ich in der Folge zu Sourra-Charta zu sehen bekam.

Ich war bey einigen solchen traurigen Vorbereitungen zugegen, und hätte gewünscht, daß mir einer

von den Verbrechern ein Stück Holz, oder einige Zweige, oder wenigstens Blätter von diesem sonderbaren Baume mitgebracht hätte; ich gab ihnen auch seidne Schnuren mit, um seine Dicke zu messen: aber ich erhielt weiter nichts, als ein Paar dürre Blätter, die mir der einzige, den ich zurück kommen sah, mitbrachte. Alles, was ich von dem Baume selbst erfahren konnte, ist dieses: er wächst am Ufer des Baches, den der Priester anzeigt, ist von mittlerm Wuchs, hat 5 oder 6 junge Bäumchen seiner Art um sich herum, und weit um ihn her erblickt man weder Pflanze noch Baum. Der Boden, der ihn hervorbringt, ist bräunlicht, voller Kiesel und oben mit Ueberresten von Leichnamen bedeckt. Ich befragte den alten malayischen Priester wegen der ersten Entdeckung des Baumes, und er antwortete mir folgendes: Vor ungefähr 200 Jahren wurde dieses Land von einem Volke bewohnt, das alle Greelthaten von Sodom und Gomorra ausübte; Mahomed wollte es nicht länger dulden, und bat den Ewigen, dasselbe zu bestrafen. Nun ließ Gott den Bohon-Upas aus dem Boden hervorwachsen, der die Sünder vertilgte, und das Land auf immer unbewohnbar machte.

Ohne mich weiter in eine Untersuchung dieser Meynung einzulassen, will ich nur bemerken, daß die Malayen insgesammt diesen Baum als ein Werkzeug des Zorns des Propheten ansehen, und daß der Tod, den er verursacht, bey ihnen für ehrlich gehalten wird, daher auch die Verbrecher, die das Gift holen sollen, jedesmal ihre reichsten Kleider anhaben.

So unglaublich es auch scheint, so gewiß ist es doch, daß man in der Entfernung von 5 bis 8 Meilen

Meilen um diesen Baum kein lebendiges Geschöpf findet: man versichert, daß sich in dem dort befindlichen Gewässer kein Fisch befinde, daß man weder Ratten noch Mäuse, noch Gewürme antreffe, und daß die Vögel, die sich dem Baume zu sehr nahen und von seinen Ausdünstungen ergriffen werden, herabfallen und sterben: einige Verbrecher haben sie bey ihrer Rückreise todt zu ihren Füssen niederfallen gesehen, und sie dem malayischen Priester mitgebracht.

Ein Beyspiel, das sich während meines Aufenthalts in Java ereignete, wird die Sache ganz außer Zweifel setzen. Im Jahre 1775 empörten sich einige Unterthanen des Marray, (dessen Würde der des Kaisers fast gleich kömmt,) und weigerten sich, die von ihm verlangte Auflage zu bezahlen. Er schickte seine Heere aus, um die Empörer zu zerstreuen, und sie mit ihren Familien aus seinen Staaten zu verjagen; und so wurden ihrer 1600 genöthiget, ihr Vaterland zu verlassen. Der Kaiser und der Sultan schlugen es beyde ab, sie in ihren Schutz zu nehmen, theils weil sie Empörer waren, theils weil sie ihrem Nachbar, dem Marray dadurch zu mißfallen fürchteten. Diesen Unglücklichen blieb also kein andres Mittel übrig, als sich in die unbewohnten Gegenden zu begeben, die um die Bohon-Upas herum liegen. Sie baten den Kaiser um Erlaubnis, sich hier niederlassen zu dürfen, und er gab sie ihnen auch, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich nicht weiter, als in einer Entfernung von 12 oder 14 Meilen von diesem Baume niederlassen sollten, damit sie seine Unterthanen, welche die entferntern Gegenden bewohnten, ihrer angebauten Felder nicht beraubten. Diese Empörer waren nun gezwungen, sich dem Gesetze zu unterwerfen; aber nach Verlauf von zween Monaten

war ihre Zahl schon bis auf 300 zusammengeschmolzen. Die Anführer der noch übrigen giengen nun zum Marray, erzählten ihren Verlust, und baten um Verzeihung, worauf er sie auch wieder als seine Unterthanen aufnahm. Ich hatte Gelegenheit, einige von diesen übrig gebliebenen nach ihrer Rückkehr zu sehen: sie schienen alle wie von einer Seuche befallen zu seyn, ihre Farbe war bleich, und nach ihrer Erzählung, die sie von dem Tode ihrer Mitgenossen und den dabey obwaltenden Umständen machten, wurde ich vollkommen überzeugt, daß sie Opfer dieses Giftes gewesen waren. Seine so heftigen Wirkungen in einer so großen Entfernung vom Baume selbst scheinen erstaunlich und unglaublich, besonders wenn man in Erwägung zieht, daß es doch möglich ist, daß einige von denen, die sich ihm nähern, lebendig zurückkommen; aber folgende Beobachtungen haben mein Erstaunen größtentheils vermindert. Ich habe bereits gesagt, daß man die Verbrecher belehrt, daß sie im Hingehen dem Winde nach: und im Zurückkehren entgegen gehen sollen. Geht nun der Wind während der Zeit, die der Verbrecher braucht, um 30 bis 36 Meilen zu machen, immer aus einerley Gegend, und ist der Mann selbst von guter Leibesbeschaffenheit, so kann er die Gefahr überleben; aber die Beständigkeit der Winde ist unter diesem Himmelsstriche nicht von langer Dauer: es giebt keinen regelmäßigen Landwind, und die Seewinde empfindet man kaum wegen der Entlegenheit des Orts, und wegen den Gebürgen und Wäldern, welche ihn umgränzen. Frische Winde wehen nicht gewöhnlich, sondern gemeiniglich herrschen hier nur Ströme von sanften und schwachen Windskühlen, welche durch die engen Päße der Gebürge streichen: auch ist es schwer zu bestimmen, von welcher Seite der Wind wirklich kömmt;

so

so viele Hindernisse findet er auf seinem Durchzuge, welche seine Richtung verändern und seine Wirkungen vernichten.

Ich glaube daher auch, daß die Ausdünstungen des Bohon-Upas in einer so großen Entfernung nur in soferne schädlich sind, weil die schwachen sanften Winde nicht Stärke genug haben, die Theilchen derselben zu zerstreuen. Wenn die hohen Winde häufiger und anhaltender wären, so würden sie ihre Stärke vielmehr vermindern, ja wohl gar vernichten können. Der gute Priester bekräftigte meine Muthmasung durch seine Versicherung, daß die völlige Windstille immer äußerst gefährlich sey; die feinen Theilchen, welche der Baum durch eine beständige Ausdünstung verliert, verbreiten sich dann im Dunstkreise, so wie die faulen Dünste aus einem Sumpfe.

Vorschlag eines Verwahrungsmittels wider die Feuchtigkeit neugetünchter Wände.

Es ist eine lobenswürdige Vorsicht, wenn man ein neues Haus nicht eher bezieht, bis die Wände gut ausgetrocknet sind. Dann mit Recht scheuet man die schädlichen Wirkungen neugetünchter und noch nicht ausgetrockneter Wände. Nicht allein die Gesundheit in diesem Falle ist in Gefahr, sondern die Feuchtigkeit der neuen Mauren verderbt auch alle Meublen, die man ihnen nahe bringt. Tapeten werden in Jahresfrist davon zerfressen. Ein gewisser Gelehrter hat auf solche Weise seine ganze Büchersammlung verderben sehen, weil sein Bücherschrank hinten mit keiner Wand versehen war. Wem wird also nicht damit gedient seyn, ein leichtes und sicheres Mittel zu wissen, wodurch er seine Gesundheit, seine Meublen,

seine

seine Bücher u. s. w. wider die schädliche Feuchtigkeit frischgetünchter Wände vertheidigen kann.

Man nimmt, um diesem Uebel Einhalt zu thun, abgekochtes Nußöl, und überstreicht damit die neuen Wände zwey- bis dreymal, doch läßt man jedesmal eine dreytägige Frist zwischen der vorigen Operation hingehen, bis die erste Lage völlig getrocknet ist. Alsdann läßt man, wenn es beliebig ist, die Wände mit Oelfarbe mahlen. Der Anstrich des siedenden Oels dringt in die Zwischenräume so fest ein, daß die schädliche Feuchtigkeit unmöglich ausdusten kann, sondern in der Mauer zurück bleiben muß. Wollte man eine solche Wand, ohne den vorhergehenden Anstrich mit Nußöl, mahlen lassen, so würde die Oelfarbe zwar die Feuchtigkeit abhalten; allein da die Farbe alsdenn auf der bloßen Mauer liegt, so setzt sich die Feuchtigkeit zwischen dieser und der Farbe, löset die aufgetragenen Farben nach und nach ab verursacht Risse in der Farbenlage, welche hernach schuppenweise abfällt, und der so lange zurückgehaltenen Feuchtigkeit einen freyen Ausbruch verstattet. Der Nutzen dieses Vorschlags ist offenbar, der Erfolg zuverläßig, und die darauf zu verwendende Kosten unendlich geringe, in Betrachtung des Schadens, welcher dadurch verhütet werden kann.

Der Floh.

Ein allgemein bekanntes und verachtetes Thierchen ist gewiß der Floh, der Menschen und Thieren so viele Ungelegenheit verursacht. Mit Recht ist auf ihn das schöne Geschlecht äußerst erbittert. Es verfolgt ihn daher, sobald es Zeit und Umstände erlauben, und zermalmt den kühnen Frevler.

Es

Es giebt vielerley Insekten, so Flöhe genannt werden; wir bleiben aber nur blos bey diesem stehen, welcher sich bey Menschen und Thieren, sonderlich aber bey den Hunden aufhält, und von diesem wird eine Beschreibung nicht blos von der äußerlichen Gestalt und Theilen, sondern auch von seiner Verwandlung und Fortpflanzung nicht ganz unangenehm seyn. So klein dieses Thierchen ist, so viel Sonderbares finden wir an ihm, wann wir dasselbe durch Hülfe eines Vergrößerungsglases mit Aufmerksamkeit betrachten.

Die Farbe der Flöhe ist bekanntlich rothbraun: eine Bemerkung, durch die in einem bekannten unwitzigen Räthsel von der Familientrauer der Flöhe, vollends das Bischen Witz verloren geht. Einige Wortforscher sind der Meynung, daß ihr lateinischer Name pulex, von pullus, schwärzlich oder erdfarb, andere von pulvis, der Staub, herzuleiten seye, und ihr deutscher vom fliehen seinen Ursprung habe. Sie haben sechs Füße, davon die vordern zwey unterhalb an ihrem sehr kleinen Kopf angewachsen sind; in welcher Lage sie allein bey dem Floh unter allen Insekten anzutreffen sind. Zwischen ihnen liegt der zu seiner Nahrung höchst nöthige Saugstachel, durch dessen Hülfe er das Blut anderer Kreaturen in sich sauget, der aber wegen seiner Kleinheit bey einem lebendigen Floh zu entdecken viele Mühe kostet. Das hinterste Paar Füsse ist das längste, durch dessen Hülfe der Floh etliche hundertmal weiter, als er lang ist, springen kann. Die Haare nebst den an den Füßen befindlichen Klauen sind es, welche, wenn ein solches Thierchen über unsern Leib spaziert, ein so beschwerliches Kützeln verursachen. Sein dicker Leib bestehet aus zwölf Absätzen oder Schuppen, die mit hinter sich stehenden steifen Haarspitzen besetzt sind.

Das

Das Weibchen ist größer, und hat einen gerad auslaufenden, das Männchen aber allezeit einen etwas über sich gekrümmten Hinterleib. Bey der Paarung befindet sich das Männlein allezeit unter dem Weiblein, wie bey den Heuschrecken und Grillen, und sie bleiben oft länger als eine Stunde mit einander vereiniget. Wenn sich ein Flohweiblein einmal gepaaret und so viel Eyer gelegt hat, als sie bey sich tragen kann, welches 16 bis 20 seyn können, so hat sie alles gethan, was sie zu Fortpflanzung ihres Geschlechts beytragen kann; das Männlein hingegen paaret sich wol dreymal, und kann also wol drey Weiber befruchten. Nach der Vermehrung ihres Geschlechts aber werden sie kleiner, schwärzer und kraftloser, und bald darauf findet man sie todt. Sie leben nach der Paarung nicht länger als etwa drey oder vier Tage. Im August und September zeigen sie sich am häufigsten, und ob sie sich schon das ganze Jahr hindurch fortpflanzen, so geschieht solches doch wohl im Winter am wenigsten, weil ihnen die Kälte schadet. Es ist ein falsches Vorgeben von denjenigen, die sich rühmen, aus eichenen Sägespänen und Urin, und dergleichen Dingen Flöhe machen zu können: man hat wol gefunden, daß sie solche Sachen lieben und ihnen nachgehen, nicht aber daß sie daraus entstünden. Das Weiblein legt ihre Eyer weder in die Betten, noch in die Kleider der Menschen, auch nicht zwischen die Haare der Hunde; sonst aber läßt es solche überall fallen, und Herr Rösel hat es mehrmals gesehen, daß die befruchteten Weiblein an den Hunden nur aus den Haaren hervor gekrochen, und ihre Eyer von sich gegeben haben, damit sie nicht am Hunde bleiben möchten. Befindet sich nun dieser zu solcher Zeit in einer Küche oder auf einer Miststätte, wo sie sich ohnedem gern aufhalten, so ist dieses der beste Ort, weil in selbigem

die

die aus den Eyern kommende Maden überflüßige Nahrung antreffen. Auch geschieht solches in unreinen Zimmern und Kleidern, indem die Flöhe ihre Eyer hin und wieder in die Ritzen der Stubenböden legen. Ein Mittel, sie zu vertilgen, ist, wenn man im Sommer alle Monate die Böden mit siedheissem Wasser aufwascht, weil durch solches sowol die Eyer, als auch die Maden und Puppen der Flöhe zu Grunde gehen. *) In sechs Tagen kommt gewöhnlich ein Wurm oder Made mit dem Kopfe zuerst aus dem Ey geschloffen. Der Kopf, der eine Gebißzange und ein Paar Augen zeiget, ist etwas gelber, als der Leib, sie hat keine Füße, daher sie zu den Maden gezählet wird, und findet leicht Nahrung unter dem Unrathe. Nach Verfluß von eilf Tagen, innerhalb welcher sie ihre vollkommene Größe erreicht hat, sucht sie kein Futter mehr, giebt allen Unrath von sich, und verkriecht sich. Zur Zeit der Verwandlung wird eine Flohpuppe, die anfänglich weißlich ist, doch je näher die Zeit anrückt, daß der darin verborgene Floh hervorkriecht, immer dunkler; in allem aber braucht er hiezu im Sommer eilf Tage, also eben so viel, als zum vollkommenen Wachsthum der Made. Und die 6 Tage hinzu, bis die Made aus dem Ey schlieft, macht 28 Tage, so daß also eine Floh vom Ey an in 4 Wochen seine rechte Gestalt erhält. Im Winter hingegen erstrecket sich die hiezu erforderliche Zeit auf 6 Wochen. Diesemnach wachsen die Flöhe nicht so geschwinde, als man glaubte, und der, der aus andern Dingen Flöhe erzeu-

*) Hr. Bourgeois räth ein fast ähnliches Vertilgungsmittel an: daß man die Flöhe mit siedendem Wasser, so über Queckfilber geschüttet worden, wenn man damit die Zimmer bespritzet, vertreiben könne. Die Kraft davon soll unerschöpflich seyn, und das Queckfilber nehme nicht ab.

erzeugen will, wird, wenn er anders die äußere Luft und alles davon abgesondert hat, lange warten müssen, bis ein solches Geschöpf fertig ist.

Der Jude und der Schüler zu Lemberg.

Ein Schüler zu Lemberg warf nach einem Juden muthwilligerweise mit einem Steine. Der Jude bückte sich und der Stein fuhr in ein Fenster gegenüber. Der Besitzer des Hauses gab deswegen eine Klage ein; der Richter erkundigte sich nach dem ganzen Verlauf der Sache, und verurtheilte darauf nicht den Schüler, sondern den Juden, zu bezahlen. Der Religionshaß und die Verachtung gegen die jüdische Nation waren sonst so weit gegangen, daß jeder sie ungestraft mit Schlägen und den grösten Mishandlungen hatte anfallen dürfen. Das war endlich abgestellt; nur die Freyheit, nach ihnen zu werfen, war noch ausdrücklich zugestanden worden. Eben dieses führte der Richter zur Ursache seiner Entscheidung an. Denn, sagte er, nicht dadurch sind die Scheiben gebrochen worden, daß der Schüler geworfen, sondern dadurch, daß sich der Jude gebückt hat, und vermöge des Gesetzes hätte er sich nicht bücken sollen; denn das Recht zu werfen an der Seite des Schülers setzt an der Seite des Juden die Verbindlichkeit voraus, sich werfen zu lassen.

Advokaten.

Die Herren gehen oft so auf einander los,
Als ob sie wirklich Feinde wären:
Doch scheint's nur so; sie fechten blos
Auf Andrer Kosten; kurz, sie machen's wie die Scheeren.
Wenn mit geschärften Schwertern die
Feindselig an einander rücken,
Verwunden sie sich selber nie,
Nur was dazwischen kommt, zerschneiden sie in Stücken.

Augsburg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Fortsetzung von Portugal.

Die Ursachen der Revolution, welche sich in Portugal ereignete, liegen ganz in dem harten Betragen der spanischen Regierung. Anstatt dieses Land mit allem Glimpf zu behandeln und dasselbige seine Abhängigkeit von Madrid so wenig als möglich fühlen zu lassen, handelte man an diesem Hofe gerade nach entgegengesetzten Maximen. Man ließ den Portugiesischen Handel gänzlich zu Grunde gehen, schützte ihn niemals gegen feindliche Angriffe mit Nachdruck, weil man glaubte, ein verarmtes Volk würde man leichter im Zaum halten können. Die Abgaben wurden unter jeder neuen Regierung vermehrt und mit der größten Strenge eingetrieben, ohngeachtet alle auswärtige Hülfsquellen versieget waren. Keiner von den spanischen Regenten hielt die von Philipp I. den Portugiesen eidlich zugesicherte Beschützung ihrer Privilegien, der öffentlichen Schätze und des Vermögens jeder einzelnen Privatperson. Der spanische Adel verdrängte den Portugiesischen aus den angesehensten Aemtern, welche meistens an Personen verkauft wurden, deren Kopf und Herz gleich schlecht war. Auch die Geistlichkeit wurde nicht geschont, sondern zur Zahlung unermeßlicher Summen angehalten. Die Arsenale wurden geleert. 2000 metallene Kanonen und mehr als 300 Schiffe mit Gewalt weggenommen und in die spanischen Häfen eingeführt. Mehr als 200 Millionen Piaster giengen in einer Zeit von 40 Jahren nach Spanien, bloß in der Absicht, um das Land außer allen Vertheidigungsstand zu setzen. Bey diesen Bedrückungen zeigte sich besonders Michael von Vasconcellos, welcher die höchste Gewalt in Portugal

führte, sehr geschäftig für das spanische Interesse, zum Nachtheil der Portugiesen. Sein unersättlicher Geitz, seine unerhörte Grausamkeit zogen ihm mit Recht den Haß der ganzen Nation zu, dessen Wirkungen ihn auch in der Folge zuerst trafen. Der spanische Hof, dessen Staatssystem damals der schlaue Minister Olivarez leitete, ahndete inzwischen den Ausbruch einer nahen Revolution in Portugal, und suchte dagegen alle nur mögliche Anstalten zu treffen. Man machte einen Versuch, die ersten vom portugiesischen Adel, und besonders den Herzog von Braganza, den man am meisten fürchtete, unter den glänzendsten Versprechungen nach Madrid zu locken. Allein man merkte in Portugal diese Schlinge, und glaubte nun, daß der Zeitpunkt gekommen sey, wo jener von einigen portugiesischen Patrioten schon lange angelegte Plan, das spanische Joch abzuschütteln, mit aller Thätigkeit müßte ausgeführt werden.

Die vornehmsten Glieder dieser Konspiration waren folgende: Roderich von Cunha, Erzbischof von Lissabon, der vertrauteste Freund des Herzogs von Braganza, Michael von Almeido, ein ehrwürdiger Greis, der sich der spanischen Tyranney stets widersetzt hatte, Peter von Mendozo, der Bruder Mello, Roderich von Soo und Franz Pereira.

Diese wackern Männer dachten schon lange dem beweinenswerthen Zustand ihres Vaterlandes nach, und berathschlagten sich, wie man am besten einem so grossen und zum gänzlichen Verderben führenden Unheil abhelfen könnte. Es war ihnen sehr einleuchtend, daß sie ihrem Vaterland schlechterdings nicht eher glücklichere Zeiten verschaffen könnten, als wenn sie

die

die eisernen Fesseln, die ihnen Spanien aufgelegt hatte, gänzlich zersprengen würden.

Die Fortsetzung folgt.

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Giebt es außer den bekannten keine Planeten- und Kometenkugel mehr?

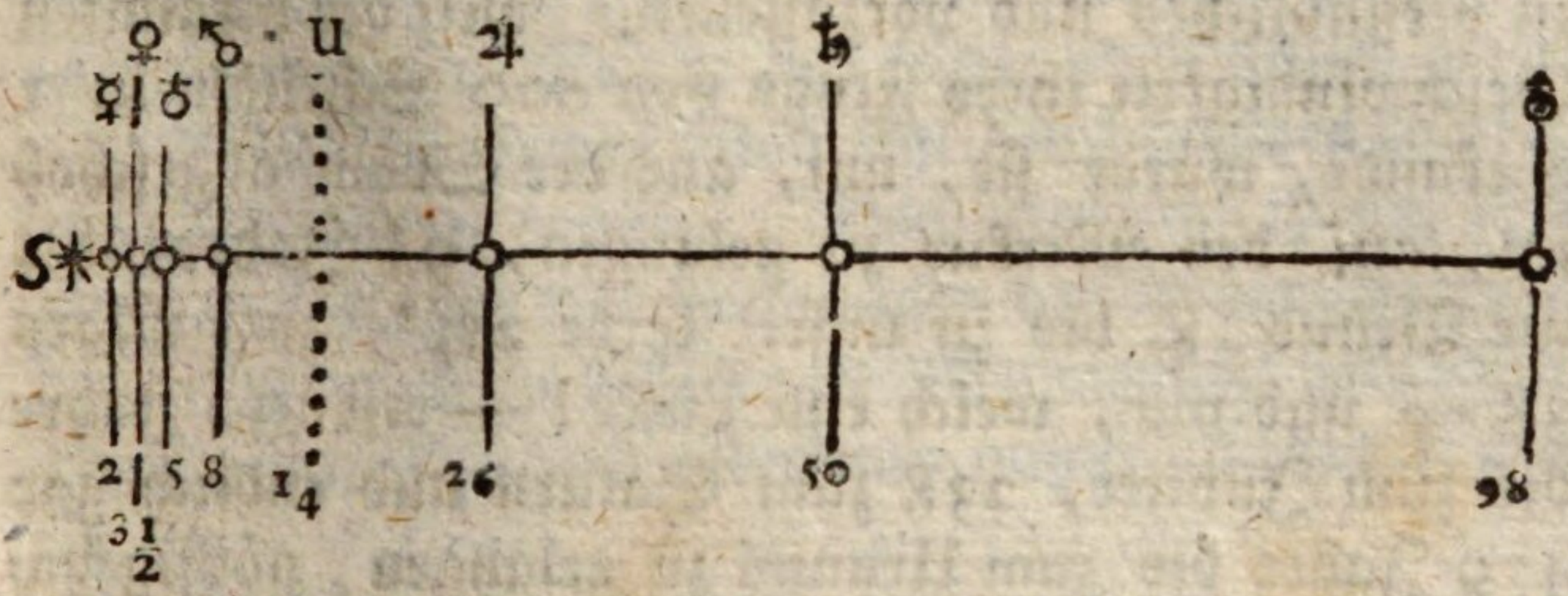
Daß sich das Gebiet der Sonne über viele große uns bekannte Weltkörper in unermeßlichen Entfernungen sehr weit erstrecke, haben wir in unsern bisherigen Betrachtungen über das Kopernikanische System unsern Lesern auf die überzeugendste Weise dargethan. So sehr sich nun bey manchem derselben auf der einen Seite der Begriff von der Größe des Unendlichen, der diese Weltkörper alle schuf, und jedem derselben seine Bahn in verschiedenen Entfernungen von der Sonne, als ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, anordnete, erweitert und erhöhet haben mag; so möchte vielleicht doch mancher auf dergleichen würdige Gegenstände aufmerksam gewordene Leser auch noch die Frage gern beantwortet wissen: ob keine Planeten- oder Kometenkugel unsrer Sonnenwelt mehr vorhanden sey? und ob unser Sonnengebiet mit dem 400 Millionen fernen Uranus begränzt sey?

Bekannt ist nach den Zeugnissen aller, auch der berühmtesten Sternkundigen außer den entdeckten und bereits erwähnten sieben Haupt- und zwölf Nebenplaneten freylich keiner mehr. Allein es ist eine bey den Astronomen unsrer Zeit allgemein angenommene und hinlänglich bestätigte Wahrheit, daß wir noch nicht alle Planeten unsers Systems kennen, und daß uns also in Zukunft vielleicht, vielleicht aber auch nicht, noch manche Entdeckung deshalb aufbehalten seyn

dürfte. Auch läßt es sich bey den fortgesetzten fleißigen Beobachtungen neuerer Astronomen nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit leicht vermuthen. Was wußte man z. B. vor etwa 185 Jahren von den Jupiters und Saturnstrabanten, welche erst seit dieser Zeit mit vieler Mühe und nur durch gute Fernröhre entdeckt worden sind? Wie lange glaubte man, die Gränzen des Sonnenreichs mit dem Saturn geschlossen zu sehen? Weiter reichten wenigstens bis 1780 die Gränzen unsers Systems nicht. Hier stand der aufmerksame Beobachter des Himmels bey der Betrachtung unsers Sonnenwirbels still, und maß mit Erstaunen die Höhen der Welten, die alle Schwestern unsrer Erde sind, und die sein forschender Geist mit Teleskopen und Mikrometern erstiegen hatte. Sein ahndungsvoller Geist lies ihm zwar in dem so weiten Raume, der vom Saturn bis zu dem nächsten Fixstern noch übrig blieb, manche Planeten vermuthen, zu denen sein Fernrohr nicht hinauf reichte; aber was dies für Welten wären, und welches ihre Bahnen, das wußte er nicht. Man ward indeß nicht müde, seinen Instrumenten mehr Richtigkeit und Vollkommenheit zu verschaffen; und siehe, auf einmal eröffneten sich neue Aussichten. Ein Herschel nimmt sein eigenes verfertigtes Sehrohr, entdeckt in unserm System den Uranus und mit ihm einen neuen Raum, der fast so groß, als der bisher beobachtete ist. Ist es nun nicht eben so leicht möglich, daß auch noch über dem Uranus hinaus Planeten ihre weiten Bahnen, von uns ungesehen, durchlaufen? Daß der Raum vom Merkur bis zur Sonne den Wirkungskreis eines und des andern Planeten noch enthalte, ist zwar nicht wahrscheinlich. Allein welche zu große Lücke befindet sich nicht auf einmal zwischen dem Mars und Jupiter? So wenig man zwar bisher, aller noch so sorgfältig

angestell-

angestellten Beobachtungen ungeachtet, einen Hauptplaneten in diesem verhältnismäßig zu großen Raume hat entdecken können, so läßt sich doch sein Daseyn aus dem merkwürdigen Verhältnis schliessen, in welchem die bisher bekannten sieben Hauptplaneten in ihren Entfernungen von der Sonne gegen einander stehen. Um dies Verhältnis in möglichst kleinen Zahlen darzustellen, so haben wir das vor uns liegende Kopernikanische System



in 98 gleiche Theile abgesondert, welche die so verhältnismäßige Stellung dieser Körper in ihren Entfernungen von der Sonne S uns zu denken, überaus geschickt sind. Merkur ☿, als der nächste Planet um die Sonne, ist von ihr nicht mehr als 2 solcher Theile entfernt, welche uns das Verhältnis zu den übrigen leicht finden lassen. Venus ♀ ist nach diesem $3\frac{1}{2}$, die Erde ♁ 5 und Mars ♂ 8 solcher Theile von ihr entfernt. Vom Mars hingegen bis zum Jupiter, als dem nächstfolgenden Planeten, bemerken wir eine Lücke in dieser so genau befolgten Ordnung; denn in dem nächstfolgenden Raum, der nach derselben 14 solcher Theile bey U enthält, ist bis jetzt weder ein Hauptnoch ein Nebenplanet entdeckt worden, und gleichwol ist es höchst wahrscheinlich, daß der Schöpfer diesen Platz nicht leer gelassen haben wird. Von diesem zur Zeit noch unbekannten Weltkörper, den wir deshalb in obiger Vorstellung mit U bezeichnet haben, bis zur

Bahn des nächsten Planeten, des Jupiters 4, zählen wir 26, von diesem bis zum Saturn ♄ 50, und von ihm bis zur äußersten Bahn des Uranus ♅ 98 solcher Abtheilungen. *)

Diese Lücke zwischen Mars und Jupiter wird auch dann bemerkbar, wenn man es versucht, sich den verhältnismäßigen Abstand der Planeten von der Sonne durch den Flug einer Kanonenkugel noch mehr zu versinnlichen und vorzustellen. Mit der bekannten Geschwindigkeit ihres Flugs von 600 Schritten in 1 Sekunde, würde sie, um, aus der Sonne abgeschossen, auf den Merkur zu gelangen, 9½ Jahre, bis zur Venus 18, bis zu unsrer Erde 25, *) zum Mars 38 — und nun, welch eine Lücke! — erst 130 Jahre bis zum Jupiter, 238 zum Saturn und endlich gar 479 Jahre bis zum Uranus zu gelangen, nöthig haben. Wir sagen nichts von den Größen dieser Planetenkörper, welche diese über alle Begriffe steigenden Entfernungen voraussetzen. Nein wir bleiben blos bey jenen ungleichen Verhältnissen zwischen Mars und Jupiter stehen. Können wir nun nicht mit allem Rechte hier noch einen achten Hauptplaneten vermuthen? Und nicht nur vermuthen, nein, sondern sogar berech-

nen

*) Für die in dergleichen Rechnungen geübtere Leser setzen wir zu besserer Uebersicht dies Verhältnis in Zahlen selbst her: die Entfernnng von der Sonne ist beym
☿ 2, ♀ 2 + 1 1/2 = 3 1/2, ♁ 2 + 3 = 5,
♂ 2 + 6 = 8, (♃ 2 + 12 = 14,) ♄ 2 + 24 = 26,
♄ 2 + 48 = 50, ♅ 2 + 96 = 98.

**) Den Weg von der Erde bis in Mond hingegen könnte sie schon in 23 Tagen zurücklegen. Ein Schiff aber, das in 24 Stunden 50 Meilen zurücklegt, müßte ohne stille zu liegen, über 1000 Jahre segeln, ehe es, wenn wir uns den Weg als Meer dächten, aus der Sonne zur Erde, oder aus dieser in die Sonne gelangen könnte.

nen läßt es sich, *) daß sich ein solcher wirklich hier befinden und seinen Umlauf um die Sonne in 4 ½ Jahren zwischen beyden vollenden müsse. Daß er noch von keinem Astronomen bisher entdeckt worden, thut zur Sache nichts. Er kann sogar unsrer Erde an Größe gleichen, und doch mit Fernröhren nicht gesehen werden, da uns selbst Jupiter, der doch 1479mal größer ist, als unsre Erde, nur als ein glänzender Punkt erscheint. Auch wirft er vielleicht das Sonnenlicht von seiner Oberfläche nicht lebhaft genug zurück, um unsern Augen bey seiner vermuthlich geringen Größe aus seiner schon sehr beträchtlichen Entfernung sichtbar zu werden. Doch vielleicht ist bey fortgesetzten fleißigen Beobachtungen der Astronomen und bey immer noch zu besserer Vollkommenheit gebrachten Instrumenten seine Entdeckung unsrer Nachwelt aufbehalten.

Aber auch bey den Kometen läßt sich vermuthen, daß die Anzahl der noch unbekannten im weiten Gebiete der Sonne sehr ansehnlich seyn müsse, besonders da die bisher beobachteten und berechneten ihre Bahn fast alle innerhalb der Marsbahn um die Sonne nehmen. Wer wollte nun zweifeln, daß ihrer nicht eine noch weit größere Menge zwischen der Mars- Jupiters- Saturns- und noch mehr der Uranusbahn, wo so viel Raum zur Bewegung ist, sich befinden werden? So viel Wahrscheinliches und Glaubliches indeß diese Meynung der größten Astronomen für sich hat, so werden diese Kometen, bey ihrer unbegreiflichen Entfernung von der Erde, dennoch

*) Nämlich nach dem von Keppler erfundenen Gesetze: daß sich die Quadrate der Umlaufszeiten zweyer Planeten gegen einander verhalten, wie die Würfel ihrer Entfernungen von der Sonne.

noch für uns beständig unsichtbar und unbekannt bleiben.

Und darüber darfen wir uns eben nicht sehr verwundern. Verschwindet doch selbst dies unser ganzes Sonnensystem bey all seiner Größe und ungeheurem Raume, den es einnimmt, wie ein Sandkorn im Sandhügel, gegen den unermeßlichen Raum aller Systeme! Könnten wir diese mit unsern Blicken umspannen, wir würden unsre Sonne, mit all ihren zugeordneten Welten, im Anschauen des Ganzen, eben so, wie dieses Sandkorn verlieren, und vielleicht noch weit größere und herrlichere Systeme entdecken. Wie groß ist nicht die Allmacht in ihren Werken, und wie wenig vermag nicht die Milbe — der Bewohner des Staubes — davon zu fassen!

Die Fortsetzung folgt.

Erfahrungen über die Wirkungen des Gummi vom Bohon-Upas.

Im Monat Februar 1776 war ich in Sourra-Charta bey der Hinrichtung von 13 Kebsweibern des Kaisers zugegen, welche der Untreue überwiesen waren. Man führte sie um 11 Uhr des Vormittags auf einen Platz, der dem kaiserlichen Pallaste gegenüber war, wo der Richter das Endurtheil über sie ergehen ließ, das sie verurtheilte, ihr Leben durch den Stich von einer mit Upasgummi vergifteten Lanzette zu verlieren: man hielt ihnen hierauf den Alkoran vor, um nach Gewohnheit darauf zu schwören, daß die Anklagen richtig und folglich auch das Urtheil billig wären, welches sie auch thaten, indem sie die rechte Hand auf das heilige Buch, die linke aber

auf

auf ihre Brust legten und die Augen gen Himmel richteten. Der Richter gab ihnen nachher den Alkoran zu küssen und dann schritt der Scharfrichter auf folgende Art zur Hinrichtung.

Man hatte 3 starke Säulen von ohngefähr 5 Fuß in der Höhe eingegraben, an die man die Missethäterinnen mit entblößtem Busen befestigte: sie blieben eine Zeit lang in dieser Lage und vereinigten ihr Gebet mit dem Gebete derer, die sie begleiteten, bis der Richter dem Scharfrichter ein Zeichen gab. Dieser zog dann eine Lanzette heraus, die fast derjenigen glich, welcher sich bey uns die Hufschmiede bedienen, und stach mit diesem in Upasgummi eingetauchten Instrumente in den Busen dieser Unglücklichen, womit er in 2 Minuten bey allen fertig war. Hier erstaunte ich besonders über die schnelle Wirkung dieses Giftes: sie wurden sogleich mit einem Zittern überfallen, auf welches Zuckungen folgten, und starben in einem schrecklichen Todeskampfe, während welchem sie Gott und den Propheten um Vergebung anflehten: 6 Minuten nach der Verwundung war keine Einzige mehr am Leben. Ich bemerkte nun auf ihrem Körper blaue Flecken, das Gesicht war aufgeschwollen, die Farbe blau, und die Augen ganz gelb. Ich hatte noch Gelegenheit, eine andere Hinrichtung in Samarang zu sehen, wo man 7 Malayen auf die nämliche Art und mit dem nämlichen Werkzeuge hinrichtete; und ich bemerkte an ihnen die nämlichen Flecken und die nämlichen Wirkungen des Giftes.

Nun wollte ich aber auch selbst einige Versuche an lebendigen Thieren damit anstellen; mit vieler Mühe erhielt ich einige Gran Upasgummi, das ich in Arack auflöste, und eine Lanzette darein tauchte,

mit der ich einen Schnitt in den Unterleib eines Hundes machte: nach 3 Minuten fieng das Thier an heftig zu schreyen und von einer Ecke des Zimmers zur andern zu laufen: 6 Minuten darnach verminderten sich seine Kräfte, es fiel hin und starb unter Verzuckungen nach Verlauf von 11 Minuten. Ich wiederholte diesen Versuch an andern Hunden, an einer Katze und einem Vogel: die Wirkung des Giftes war immer gleich stark, und keines dieser Thiere überlebte 13 Minuten nach der Verwundung.

Ich hielt es für nothwendig, nun auch die Wirkung des innerlichen Gebrauchs des Giftes zu untersuchen: ich lößte den vierten Theil von einem Gran Upasgummi in einer halben Unze Arack auf, und gab es einem Hunde von 7 Monaten zu saufen: 7 Minuten darnach ward er wahnsinnig, fiel und wälzte sich herum: ich hub ihn wieder auf, aber nach Verlauf von einer halben Stunde bekam er Zuckungen und starb: ich öfnete ihn, und fand den Magen entzündet; einige Theile der Gedärme waren es auch, aber nicht so sehr als die Eingeweide, wo sich ein wenig geronnenes Geblüte befand, von dem ich nicht entdecken konnte, wo es hergekommen sey; ich vermuthete aber, es wäre während der Anstrengung des Thiers, um sich zu erbrechen, mit aus der Lunge ausgepreßt worden.

Aus diesen Erfahrungen schliesse ich nun, daß das Upasgummi das stärkste Gift ist, das aus dem Pflanzenreiche kömmt, und glaube, daß es zur Ungesundheit der Insel Java sehr vieles beyträgt. Es dient auch noch täglich, sowohl Eingebohrne als Europäer zu vertilgen. Jeder Mann von Stande trägt einen Dolch oder ein andres Waffenstück bey sich, das

damit

damit vergiftet ist. Zu Kriegszeiten bedienen sich die Malayen desselben, um das Wasser zu vergiften. Durch diese barbarische List kam im letzten Kriege die Hälfte des holländischen Kriegsheeres ums Leben, und von der Zeit an haben die Holländer die Gewohnheit, in dem Wasser, das sie trinken, Fische aufzubewahren. Man stellt bey den Wasserbehältern Schildwachen hin, und diese müssen Achtung geben, ob die Fische nicht etwa gestorben sind. So oft ein Zug Soldaten ins feindliche Land geht, so führen sie allemal Fische bey sich, die sie erst ins Wasser thun, bevor sie davon trinken, und nur so können sie ihre gänzliche Vertilgung vermeiden. Auf der Küste von Makassar giebt es noch einen andern Baum, der Cadjoe-Upas heißt, und dessen Gift beynahe auf die nämliche Art wirkt, aber seine Wirkungen sind weder so heftig, noch so schrecklich.

Die Todtenuhr in den Wänden.

Es läßt sich manchmal ein gewisses Schlagen, welches dem geschwinden Schlage einer Taschenuhr ganz ähnlich ist, an den Wänden in den Zimmern hören, welches sonsten bey den meisten Großmüttern einen panischen Schrecken verursachte; denn in vorigen Zeiten hielte man dieses Schlagen für die Anmeldung der Sterbefälle. Es ist aber ein kleines, weisses Insekt, von der Figur einer Kopflaus, welches im Staube hinter den Spiegeln und Bilderrahmen schnellfüßig gallopirt, und so abgesetzte Töne oder Schläge als eine Taschenuhr macht, und damit einige Sekunden lang fortfährt. Man hat schon oft dieses Thierchen in Eifer gesetzt, wenn man neben ihm eine Taschenuhr an die Wand hieng, weil, wie Derham versichert, dieses Schlagen die Einladung zur gegen-

seitigen Liebe sey, indem beyde Geschlechter schlagen. Er sagt auch, daß das männliche Geschlecht kleiner und grauer, das Weibchen aber größer sey, wie auch weißer und gelbe Flecken habe.

Ob es Grund habe, daß ein Theil dieser Insekten Flügel bekomme, weiß ich nicht; wenigstens finden sich im Frühling und Anfange des Sommers viele solcher Insekten, welche an Gestalt, Farbe und Größe den Todtenuhren völlig gleich sind, und wovon einige Flügel haben. Ob nun das Männchen geflügelt und das Weibchen allein schlage, um ihren fliegenden und irrenden Ritter zu sich zu locken, (wie mehrere Insekten, z. B. die großen Ameisen, die Blattläuse (Mehlthau,) leuchtende Johanniskäfer, wo das Männchen alleine Flügel bekommt,) kann ich auch nicht entscheiden. Das Seltsamste bey der ganzen Sache ist wohl dieses, daß ein Insekt, dessen Körper ganz weich ist, und von dem geringsten Berühren zerdrückt wird, gleichsam mit der größten Behendigkeit springt, und an einem Hölzchen fest anhält und schlägt, so daß sein ganzer Körper davon erschüttert wird und an der Wand wie ein kleines Uhrwerk schlägt; und es ist keine geringe Scene, das Thierchen, das nichts als eine schlagende Wandmonade ist, in voller Arbeit Holz fällen zu sehen. Es klopft mit dem Kopfe, indem es mit der Kinnlade auf dem Rand eines dünnen Stabes oder Ramen schlägt, welcher davon eine tönende Schwingung bekömmt. Es bewohnt nicht nur hölzerne Gebäude, und nicht nur den Sommer hindurch, sondern auch in geheitzten Stuben läßt sich ihr Schlagen hören.

Die Gefahr des Reisens.

Eine Anekdote.

Herr Barollet, ein Schweitzer von Geburt und angesehener Kaufmann zu Yarmuth, reisete vor einiger

ger Zeit in Handlungsgeschäften nach Brügge, und wäre beynahe, dem Urtheile des Magistrats dieser Stadt zufolge, gerädert worden. Die Anekdote verdient umständlicher erzählt zu werden.

Ein gewisser Durand war eines am 22sten September 1782 begangenen Meuchelmordes überwiesen, und deshalb von dem Magistrat zu Brügge zum Tode verurtheilt, hatte aber das Glück, noch an eben dem Tage, da er hingerichtet werden sollte, zu entwischen. Acht Monate nachher kommt Herr Barollet, wie gesagt, nach Brügge, und weil er unglücklicherweise vergessen hat, sich zu erkundigen, ob nicht in den Niederlanden irgend ein Schelm sey, der ihm ähnlich sehe, so wird er ganz unvermuthet in Verhaft genommen. Man bemächtigt sich seiner im Wirthshause, legt ihn in Fesseln und schleppt ihn in einen tiefen und finstern Kerker. Barollet ist in Verzweiflung, glaubt doch aber im Ernst, daß er in einigen Tagen seine Unschuld werde dargethan haben. Indessen kann er seine Geschäfte nicht betreiben, und er verwünscht von ganzem Herzen den Magistrat, dessen Irrthum ihm einen beträchtlichen Schaden zuwege bringen konnte. Dem armen Barollet ahnet nicht, daß er bald andere Ursachen zu klagen und ganz andere Gefahren zu fürchten haben werde. Der Richter, der eines Tags nichts bessers zu thun hat, läßt den Gefangenen vor sich kommen; man vernimmt ihn, man beschuldigt ihn eines Meuchelmords, man bezeichnet ihm den Tag und die Stunde, man liest ihm den Prozeß von Wort zu Wort vor, wornach er schon acht Monate zuvor überwiesen worden, und am Ende auch das Urtheil, worin ihm die Todesstrafe zuerkannt war. Man setze sich einen Augenblick an Herrn Barollets Stelle bey Anhörung dieser für ihn so neuen Komplimente. Er

glaubt

glaubt schon, den Henker zu sehen, der ihn greifen und auf das Schaffot führen will; und diese Idee bringt eine solche Veränderung bey ihm hervor, daß er von seinen Sinnen nichts weiß. Der Richter folgert hieraus sehr weislich, daß die Ueberzeugung des begangenen Verbrechens diese Wirkung hervorbringe. Barollet kommt wieder zu sich selbst, und beruft sich auf seine Unschuld. Aber es war nicht genug, zu protestiren, man mußte beweisen, und man hatte gegen ihn Beweise, welche nicht so leicht umzustossen waren; sie waren zureichend, ihn auf das Schaffot zu bringen, ohne daß man auf seine Vertheidigung zu warten brauchte. Diese Beweise bestanden nämlich darin, daß der Richter, der Gefangenwärter und fünf andere Personen auf das heilige Evangelium schwuren, daß Barollet der nämliche sey, welcher unter dem Namen Durand gefangen gesessen, verhört, und acht Monate zuvor zum Rade verurtheilt worden sey. Auf so zahlreiche und gewisse Zeugniße wurde Barollet auf der Stelle verurtheilt, am folgenden Tage das Leben zu verlieren. Wenn die Einbildung schon bey der Todesstrafe eines jeden Missethäters erschrickt, wie vielmehr muß sie erschrecken, wenn es einen Unschuldigen betrift? Barollets Lage ist nicht zu schildern, nur zu empfinden.

Es war um den reisenden Engländer geschehen, wenn nicht Lord Torrington, der sich eben zu Brügge befand, seinen Kredit und die dringendsten Vorstellungen angewandt hätte, um einen Aufschub wegen Vollstreckung des Todesurtheils zu bewirken. Dadurch dachte er, dem Angeklagten Zeit zu gewinnen, die Beweise seiner Unschuld, worauf er sich berufen hatte, aus England kommen zu lassen. Dieser Aufschub wurde mit vieler Mühe bewilligt. Barollet erhielt

hielt die Freyheit, an seine Handlungsgesellschaft nach Yarmouth zu schreiben. Diese übersandte ihm schriftliche Zeugnisse, welche ergaben, daß der Angeklagte gerade zu der Zeit, als das Verbrechen zu Brügge begangen, zu Yarmouth gewesen, und daß er diesen Ort nicht eher verlassen habe, als da er vor einem Monate nach Brügge gereiset sey. Der Richter hatte an diesen Zeugnissen nicht genug, weil sie seiner Meynung nach nicht bewiesen, daß Barollet eben derjenige nicht sey, welcher im Oktober 1782 unter dem Namen Durand wäre verurtheilt worden. Es kam also noch darauf an, zu beweisen, daß der Gefangene derjenige Mann wahrhaftig sey, der im September 1782 zu Yarmouth gewesen. Lord Torrington erhielt eine anderweitige Frist, binnen welcher diese Gleichheit zu erweisen war. Endlich reiset sein Handlungsgesellschafter, Herr Goach, selbst nach Brügge. Er bringt die Bücher mit, welche Barollet vor, während und nach dem verübten Meuchelmord geführt hat, und worin alle Posten von seiner Hand sind. Man vergleicht die Schrift des Gefangenen mit diesen Registern; man erkennt dieselbe Hand. Aber auch diese Beweise sind noch nicht genug. Die Richter fragen den Herrn Goach, ob er wohl Herrn Barollet unter den übrigen Gefangenen würde bey Licht erkennen können? Goach betheuert, daß er ihn kennen würde, nicht allein, wenn er ihn sähe, sondern auch, wenn er seine Stimme höre. Man schreitet zu diesem neuen Beweismittel, und es glückt völlig zur Freysprechung des Angeklagten. Nun wird man vielleicht glauben, werde Barollet augenblicklich auf freyen Fuß gestellt seyn. Nein; alles, was der Richter zur Linderung seines Schicksals hat thun können, ist, daß er ihm die Ketten hat abnehmen lassen, worin er gelegt war. Man hat von dem Brüsseler Hofe erst noch Befehle

einholen

einholen müssen, ehe der Gefangene in völlige Freyheit gesetzt wurde.

Auflösung des Testaments,

im vierzehnten Stück, Seite 218.

Ueber dies sonderbare Testament sind einige Auflösungen eingelaufen. Der letzte Wille des Verstorbenen war: ein Sohn sollte noch einmal so viel, als die Mutter, diese aber noch einmal so viel als eine Tochter von den tausend Thalern bekommen. Demzufolge konnte also unmöglich gerechter und dem Willen des Testators gemäßer getheilt werden, als daß man die tausend Thaler in 7 Theile theilt. Hievon bekam:

der Sohn 4 Siebentel		571 $\frac{6}{7}$
die Mutter 2	—	285 $\frac{5}{7}$
die Tochter 1	—	142 $\frac{6}{7}$
		Thlr. 1000 —

Ein Mittel, die Fett- und Oelflecke aus den Kupferstichen zu bringen.

Man nimmt Schaafknochen und brennet sie zu Pulver. Mit diesem Pulver reibt man den Flecken auf beyden Seiten des Bogens. Dann legt man den Kupferstich zwischen zwey Blätter reines Papier, und thut ihn unter die Presse, läßt ihn die Nacht hindurch darunter, wo sich dann der Flecken ausziehen wird. Sollte man aber noch etwas davon sehen, so kann man den Versuch noch einmal wiederholen, worauf sich alsdenn gar kein Merkmal eines Fleckens mehr wird blicken lassen.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Fortsetzung von Portugal.

Alles, was in dieses wichtige Unternehmen Einfluß haben konnte, war ein Gegenstand ihrer Berathschlagungen, und fand bey ihren Zusammenkünften seine gehörige Stelle in dem Plane, den sie sich zu ihrer und des Vaterlands Rettung machten; dem schlechten Zustand des Reichs und der Uebermacht der Spanier ward auf der andern Seite der Verfall der spanischen Monarchie, seine kostspieligen Kriege mit Frankreich und den Niederlanden, besonders aber der Aufruhr in Katalonien, entgegen gestellt. Ein alter erfahrner Patriot, Gonsalvus, vor dessen Bette, welches er seiner hohen Jahre wegen beständig hüten mußte, sich die Erretter ihres Vaterlandes versammelt hatten, entschied die Sache dahin, daß freylich viel zu besorgen sey, schloß aber mit den Worten: doch, meine Brüder, sterbt lieber für euer Vaterland, ehe ihr es sterben sehet!

Die Verbundenen waren im Anfange unschlüssig, was für eine Art der Regierung sie wählen sollten. Sie fielen auf die Republikanische Verfassung; allein die innere Schwäche und der unvermeidliche schwere Krieg gaben hingegen der Beybehaltung der alten Verfassung das Uebergewicht. Nach einigen Ueberlegungen, ob nicht der Herzog Don Aveiro oder der Marquis von Villareal zur Uebernahme der Krone die meiste Fähigkeit hätten, fiel endlich die Wahl einmüthig auf Johann, Herzog von Braganza. In der That war auch unter allen keiner, der dazu besser gewesen wäre. Sein Naturell, sein grosses Vermögen, und der Glanz, den ihm dasselbe vor vie-

len andern gab, seine Abkunft von den alten portugiesischen Königen, berechtigten den Entschluß der Portugiesen, ihm die Krone anzubieten — dazu kam noch die tief eingewurzelte Feindschaft des Hauses Braganza gegen Spanien. Noch bezeugte aber Johann von Braganza die Neigung zur königlichen Würde nicht, die man wünschte; denn das ihm von Spanien aus gemachte Anerbieten, ihn zum Oberfeldherrn der spanischen Truppen gegen Frankreich zu machen, schien einige Reitze für ihn zu haben; aber mit seiner Abreise nach Madrid zögerte er noch immer. Endlich wurde er durch die Beredtsamkeit seiner Gemahlin, welche den unerschrockensten Geist besaß, der keinen Gefahren weicht, und der in den härtesten Unfällen sich durch nichts beugen läßt, zu andern Entschliessungen gebracht. Sie war es, die ihrem Gemahl die Schande und das Unglück so dringend und lebhaft vorstellte, das auf ihn wartete, wenn er nach Madrid gienge, daß er sich endlich erklärte, die Krone anzunehmen. Dieses war nun das Signal zur Ausführung der Revolution. Der 1. December 1640 war der feyerliche Tag der Rettung für Portugal. Früh um 8 Uhr fanden sich die Verschwornen an verschiedenen Orten der Stadt ein, und liefen in vier Haufen hin auf den Kampfplatz, auf dem sie ihre Freyheit erringen wollten.

Der alte Michael d'Almeida griff die deutsche Wache an, und machte sie nach einiger Widersetzung zu Gefangenen. Die Kastilische ergab sich dem Georg de Mello ohne Widerrede. Pinto Ribeiro suchte den allgemein verhaßten Vasconcellos auf, und fand ihn in einem Schranke unter den Papieren, ein kleiner Mohr war eben beschäftiget, sich mit den Akten noch mehr zu verhüllen, als Roderich von Saa den Vas-

concellos

concellos mit einer Kugel tödtete, mit Stichen durchbohrte, und zum Fenster hinaus warf, darauf rief er dem unten versammelten Volk zu: der Tyrann ist todt, es lebe Johann, König von Portugal. Das Volk wiederholte jauchzend diesen Zuruf, und wütete noch lange gegen den entseelten Körper. Anton von Almoida eilte indessen mit dem vierten Haufen zur Unterkönigin Margaretha von Savoyen, verwittweten Herzogin von Mantua. Ihre Thüren waren verschlossen, und der Erzbischoff von Brona hatte in ihrem Zimmer Schutz gesucht. Der Pöbel drohte mit Feuer, und sie öffnete die Thüren in der Hoffnung, durch ihre blosse Gegenwart den Aufruhr zu stillen, trotzte auf ihre Gewalt, welche Almoida durch abermalige Ausrufung Johannis von Braganza zum Könige, vereitelte; wollte sich unter das Volk retten, wovon sie aber Noronha abhielt, und auf eine ungestüme Frage, was ihr denn der Pöbel thun könnte, antwortete: Nichts anders, Ew. Hoheit, als Sie zum Fenster hinauswerfen. Man versicherte sich also ihrer Person. Für den Herzog von Braganza, als neu erklärten König, wurde die Flotte besetzt, ein Reichsrath bestellt, der inzwischen die Geschäfte besorgen mußte; auch ließ man durch Deputirte dem neuen König von dem glücklich ausgeführten Plan Nachricht geben. Alle Städte des Reichs ergaben sich, nur Ceuta in Afrika blieb Spanien getreu. Am 6. December hielt Johann von Braganza seinen Einzug in Lissabon, und ward den 15. darauf feyerlichst gekrönt.

Sein erstes Geschäfte war die legale Bestätigung seiner Thronbesteigung auf einem Reichstage. Er schrieb ihn daher auf den 28. Jenner 1641 aus, auf welchem die Stände ihn einmüthig bestättigten, und als ihren rechtmäßigen König erklärten. Spa-

niens despotische Herrschaft hatte nun ein Ende, und die Portugiesen hoften unter der Regierung Johann IV. auf bessere Zeiten.

Die Fortsetzung folgt.

Beschreibung des Orignals oder Amerikanischen Elendthiers.

Aus den Nachrichten des englischen Naturforschers Pennant.

Der Orignal, dessen auch in den beliebten Unterhaltungen aus der Naturgeschichte I. Theil S. 200. Erwähnung geschieht, befindet sich auf der Insel Cap Breton, in Neuschottland, auf der nördlichen Küste der Fondy-Bay, und in Kanada bis zur Höhe des Flußes Ohio gegen Mittag. Er lebt in den Wäldern, wo er sich hauptsächlich von Baumblättern nährt, weil er seiner langen Beine und seines äußerst kurzen Halses wegen das Gras nur im Steigen abbeissen kann. Er nährt sich auch von Wasserpflanzen, welche auf einem Grunde wachsen, wo man durchwaden kann: aber er weidet nur in der Nacht.

Der Theil des Geweihes zwischen der Rose und den Schaufeln ist sehr kurz; die Schaufel selbst aber ist sehr breit und mit vielen Enden versehen. Die größten Geweihe befinden sich in dem Hause der Hudsonsbaygesellschaft; sie wiegen 56 Pfund, die Länge beträgt 32 Zoll, die Breite einer Schaufel 13 ½ Zoll, und Weite von einem Ende der Hörner bis zum andern 32 Zoll. Die Wilden hölen die Schaufeln aus, und bedienen sich derselben als Kochlöffel, welche ungefähr ein Maas (pinte) halten.

Das

Das weibliche Orignal ist viel kleiner und hat gar kein Geweihe.

Die Augen des Thiers sind klein, seine Ohren lang und hängend, wie die Eselsohren. Seine Oberlippe ist groß, viereckigt und hängt über die Unterlippe herab; in der Mitte hat sie eine breite Furche, so daß sie gespalten zu seyn scheint. Am Halse, zunächst am Kopfe, ist ein kleiner Auswuchs, von welchem ein Büschel schwarzer Haare herabhängt. Der Hals ist kürzer als der Kopf und am Obertheile mit einer kurzen, dichten und straubigten Mähne versehen. Der Schwanz ist kurz, die Beine sind lang, die vordern aber viel kürzer, als die hintern, und die Klauen gespalten.

Die Mähne ist gelblicht braun, der Leib im ganzen graubraun, der Schwanz oben an der Wurzel dunkelbraun, und an der Spitze weiß. Die ungeheure Größe des Kopfes, die Länge der Ohren und der so kurze Hals geben diesem Thiere ein plumpes und dummes Ansehen.

Die größte Höhe des Orignals beträgt 10 Fuß, 8 Zoll, und sein schwerstes Gewicht 1229 Pfund. Falsch ist es, wenn Josselyn ihm 12 Fuß in der Höhe zuschreibt, und der Baron von Hontan behauptet, daß das Geweihe dieses Thiers 300 bis 400 Pfund wiege,

Was die Gewohnheiten des Orignals betrift, so hat man bemerkt, daß er, wenn er durch einen Wald geht, seinen Kopf in einer wagrechten Stellung hält, um zu verhüten, daß er nicht mit dem Geweihe in den Baumästen hängen bleibe. Obgleich sein Gang in einem sehr ungleichen Trott besteht, so ist er doch sehr schnell. Wenn er ruhig geht, so hebt er seine

Füße sehr hoch auf. Er springt sehr leicht über eine Hürte, die fünf Fuß hoch ist. Er kauet wieder, wie der Ochse. Zur Brunftzeit im Herbste ist er sehr wütend und schwimmt beym Aufsuchen der Kuh von einer Insel zur andern. Diese setzt im Monat April 2 Kälber, die der Mutter ein ganzes Jahr nachfolgen. Während dem Sommer leben diese Thiere Familienweise; sobald aber die Erde mit Schnee bedeckt ist, versammeln sie sich Heerdenweise in den Wäldern, um sich unter den Fichten wider das Wetter zu schützen. Ihre Gemüthsart ist sehr sanft, ausgenommen wenn sie in der Brunft sind, oder sich verwundet fühlen; alsdenn gehen sie mit ihrem Geweihe auf ihre Verfolger los, oder treten sie so lange mit den Füssen, bis sie dieselben mit ihrem Hufe getödtet haben.

Ihr Fleisch ist sehr gut und nahrhaft. Die Wilden behaupten, sie könnten, wenn sie Fleisch vom Orignal gegessen hätten, einen dreymal weitern Weg zurücklegen, als nach dem Genuße einer jeden andern Art von Fleisch. Die Zunge ist sehr vortreflich von Geschmack, und die Nase, welche vollkommen dem Mark gleicht, wird in Kanada als ein Leckerbissen angesehen.

Die Haut des Orignals ist stark, markicht und leicht, und dienet zu gutem Leder. Die Indianer wissen sie gut zuzubereiten: nachdem sie dieselbe eine Zeit lang haben weichen lassen, breiten sie sie aus und machen sie mit einer Art von Seife geschmeidig, welche sie aus dem Gehirne des Thiers verfertigen, das sie in warmem Wasser zergehen lassen. Sie machen sich nicht allein breite Schneeschuhe daraus, um desto besser auf dem Schnee laufen zu können, sondern auch Kanots oder Kähne, nachdem die Jagd

vorbey ist. Zu dem Ende nähen sie die gesammelten Häute niedlich zusammen, beschmieren die Nähte mit einer fetten Erde und schiffen sich dann darin ein, um mit ihrer Beute nach Hause zu reisen. Das Haar von der Mähne und aus den Kniekehlen von einem Orignal, der sein volles Wachsthum erreicht hat, dient wegen seiner Länge sehr gut zu Matratzen und Polstern.

Man darf sich also nicht wundern, daß man sich mit der Jagd eines so nützlichen Thieres sehr viel abgiebt. Die Wilden halten sie auf sehr verschiedene Art. Die erste und einfachste geht vor sich, ehe die Seen und Flüße zufrieren. Eine Anzahl Indianer machen mit ihren Kanots einen halben Mond, dessen beyde Spitzen an das Ufer stossen: die andern machen einen großen Kreis um den Wald, laßen ihre Hunde los und gehen nun auf die Kanots zu, wobey sie ein großes Geschrey machen. Die durch diesen Lärmen aufgescheuchten Orignals fliehen nun vor den Jägern, und stürzen sich ins Wasser, wo sie von den andern, die sich in den Kanots befinden, mit Lanzen und Keulen getödtet werden.

Die andere Art, den Orignal zu jagen, verlangt schon mehr Geschicklichkeit. Die Wilden machen von Pfählen, welche mit Baumästen durchflochten sind, ein großes Gehäge, welches einen Winkel bildet, dessen Spitze offen ist und in ein zweytes dreyeckigtes Gehäge führt. Bey dieser Oefnung hängen sie eine Menge Schlingen von Riemen aus rohem Leder auf. Dann versammeln sie sich in großen Haufen, wie bey der ersten Jagd, schlagen an die Bäume, und treiben dadurch nicht allein die Orignals, sondern auch die andern Arten von wilden Thieren, von denen diese

Gegenden voll sind, in das Gehäge. Da sie nun bis ins andere Gehäge verfolgt werden, so werden sie theils am Hals oder am Geweihe in den Schlingen gefangen, die übrigen aber, welche in das andere Gehäge gekommen sind, werden von den auf allen Seiten angestellten Jägern mit Pfeilen erlegt.

Man tödtet auch den Orignal mit Flinten. So wie er aufgetrieben wird, fällt er plötzlich auf die Hinterfüße und läßt sein Wasser: und in diesem Augenblicke giebt der Jäger Feuer. Fehlt man ihn, so läuft er in einem schnellen Trotte fort, und macht, wie das Rennthier, mit seinem Hufe ein wunderbares Getöse, und rennt so 20 bis 30 englische Meilen fort, ehe er sich ins Wasser begiebt. Man stellt diese Jagd hauptsächlich im Winter an; die Wilden fangen sie aber nicht eher an, als bis die Sonne Kraft genug hat, die gefrorne Oberfläche des Schnees zu schmelzen: denn da der Orignal bis an die Schultern in den geschmolzenen Schnee hinein fällt, so kann er nur mit genauer Noth fortkommen, da hingegen der Jäger mit seinen breiten Schneeschuhen ihn leicht einholen und so erlegen kann.

Die Wilden haben sehr viele abergläubische Meynungen von dem Orignal. Ein allgemein angenommener Glaube unter ihnen ist, daß dieses Thier der fallenden Sucht unterworfen sey, und sich dadurch davon heile, wenn es mit seinem Hufe die Ohren bis zum Bluten kratze: daher wird auch dieser Huf in der indianischen Arzneykunst wider diese Krankheit angewendet. Der Kranke trägt es über dem Herz, oder hält es in der linken Hand, um die Ohren damit zu kratzen. Bey Kolicken, Seitenstechen, Schwindel und bösartigen Fiebern machen sie ein Pulver daraus,

aus, das sie in Wasser einnehmen. *) Die Algonkins behaupten, das Fleisch des Orignals verursache die Lustseuche; allein die Jäger geniessen es, ohne nur im geringsten von dieser Krankheit befallen zu werden. Die Wilden sehen dieses Thier auch als eine gute Vorbedeutung an, und sind überzeugt, daß eine Person, die oft davon träumt, sich schmeicheln könne ein hohes Alter zu erreichen. Sie glauben überdies, daß ein Orignal von ganz ungeheurer Größe vorhanden sey, das sich einen 8 Fuß tiefen Weg durch den Schnee bahnen könne. Dieses Thier ist, ihrer Sage nach, nicht zu verwunden; aus seiner rechten Schulter geht ein Arm hervor, der dem menschlichen gleicht und die nämlichen Dienste leistet; es hält einen Hofstaat, der aus einer großen Menge Thiere seiner Art besteht, die es überall begleiten und mit der größten Unterwerfung seine hohen Befehle vollziehen.

Anekdoten von dem berühmten Mahler Vandyk.

In der Kirche der Augustiner zu Antwerpen ist am hohen Altar ein berühmtes Gemälde von Rubens, das an der einen Seite die heil. Jungfrau mit dem Christkinde auf dem Schooß, und an der andern verschiedene Heilige beyderley Geschlechts stehend vorstellt.

*) Wenn wilde, oder beßer, ungebildete Erdebewohner dergleichen abergläubische Meynungen hegen, so ist es ihnen leicht zu verzeihen: wenn aber Leute in unserm gesitteten Deutschland, und noch dazu Leute von Erziehung, die sich sonst großen Verstand zu besitzen schmeicheln, dergleichen und bisweilen noch gröbere abergläubische Meynungen von solchen Kurarten hegen, und sie unsern einsichtsvollsten Aerzten zum Trotz behaupten und wohl gar aufs äußerste vertheidigen, was soll man von solchen halten?

Die Brust eines von diesen, nämlich des heil. Sebastian, soll von Vandyk gemacht seyn, als er noch Rubens Schüler war. Dieser große Meister war eines Tages nicht zu Hause, seine Schüler kamen in sein Arbeitzimmer, und nachdem sie eine Zeitlang seine Werke bewundert hatten, fiengen sie so zu spielen und zu lärmen an, daß die Brust des heil. Sebastian, die noch nicht trocken war, durch einen darauf geworfenen Hut ausgewischt ward. Dieser Zufall machte ihrem Spiel ein Ende, sie waren sehr bekümmert, den Schaden zu heilen, aus Furcht, alle abgedankt zu werden, wenn Rubens ihn entdeckte. Endlich ward beschlossen, daß Vandyk die Brust des Heiligen wieder herzustellen versuchen sollte. Kurz, er nahm seines Meisters Pinsel und Farben, und die Arbeit gelang ihm so gut, daß seine Kameraden glaubten, Rubens würde nich 3 gewahr werden. Aber sie betrogen sich, denn Rubens sah gleich bey seiner Rückkehr, daß eine fremde Hand bey seiner Arbeit gewesen wäre, rief seinen Schülern und fragte sie, wer von ihnen sich unterstanden hätte, mit seinem Gemälde sich abzugeben? Anfangs waren sie unentschloßen, ob sie die Wahrheit gestehen oder alles läugnen sollten. Ihres Herrn Drohungen vermochten sie endlich zu dem erstern, und sie bekannten, daß Vandyk seinen Hut aufs Gemälde geworfen hätte. Rubens nahm darauf den jungen Vandyk allein, und statt ihm einen Verweis zu geben, sagte er ihm, daß ihm eine Reise nach Italien, dieser einzigen Schule großer Mahler, sehr nützlich und nöthig sey, und falls er diesen Rath befolgte, er dadurch die höchste Vollkommenheit in der Kunst erreichen würde. Vandyk versetzte: er wünsche dies sehr, aber seine Umstände erlaubten ihm eine solche Reise nicht, und er fürchte, unterwegens Stock und Hut aus Noth verkaufen zu müssen. Rubens versicherte

sicherte ihn, daß das seine Sorge seyn sollte, und wirklich schenkte er ihm auch wenig Tage nachher eine ansehnliche Goldbörse, und überdem noch ein schönes apfelgraues Pferd zur Reise. Aus Erkenntlichkeit mahlte Vandyk für seinen Lehrer ein Kaminstück, und trat darauf seine Reise ums Jahr 1621 an, in einem Alter von etwa ein oder zwey und zwanzig Jahren.

Vandyks Mutter soll ein besonderes Vergnügen an Stickereyen gefunden und einige historische Stücke so geschickt gearbeitet haben, daß Kenner dieser Kunst sie als Meisterstücke rühmten. Sie schickte ihren Sohn zur Schule, daß er lesen, schreiben und die lateinische Grammatik lernen sollte. Sobald er aber Dinte, Feder und Papier in seiner Gewalt hatte, beschäftigte er sich mehr damit, Figuren und andre kleine Umrisse und Zeichnungen, als sein Schulexercitium zu machen. Einmal drohte sein Schulmeister einen seiner Mitschüler abzustrafen; Vandyk versicherte diesen fest, er sollte von dieser Drohung nichts zu besorgen haben, und er selbst wollte es übernehmen, ihn vor der gedrohten Strafe zu bewahren. „Wie so?“ fragte jener. „Ich will dir ein Gesicht auf den Hintern mahlen.“ Und das that er so geschickt, daß, als der Schulmeister zum Werke schreiten wollte, er über den Anblick so zu lachen anfieng, daß er dem Schuldigen darüber Verzeihung wiederfahren ließ.

Bald nach Vandyks Rückkehr aus Italien traf er ohngefähr David Teniers an, der ihn sehr freundschaftlich empfieng, und ihn fragte, ob er viel zu thun hätte, seit er von Rom zurück wäre? „Was könnt ich schon zu thun haben, antwortete jener, da ich eben erst wieder hier bin? Glauben Sie wol, daß ich mich erboten habe, für zwey Pistolen des dicken

Brauers

Brauers Gemälde, der uns da eben vorbey geht, zu machen, und daß er mir ins Gesicht gelacht habe, weil er den Preis zu hoch fand? Ich versichere Sie, ich werde nicht lange in Brüssel bleiben, wenn das Spiel sich nicht bessert." Bald darauf machte er seine beyden berühmten Gemählde, die Geburt Christi und der todte Heiland, jenes in der Haupt- und dieses in der Kapucinerkirche zu Dendermonde.

Als er in Holland war, verlangte ihn sehr, den Mahler Franz Hals, der damals durch seine Portraits sehr berühmt war, kennen zu lernen. Wie er in sein Zimmer trat, verlangte er von ihm sich mahlen zu lassen. Hals, der Vandyken nicht weiter, als aus dem Gerüchte kannte, unternahm es und schritt zum Werke. Als Vandyk seinen Kopf fertig sah, stand er auf und sagte, die Aehnlichkeit wäre ungemein treffend. Er schlug darauf dem Hals vor, ob er Lust hätte zu sitzen, so wollte er ihn auch jetzt mahlen. Hals nahm aus Neugierde den Vorschlag an, und wie er sein Gemählde in so kurzer Zeit fertig sah, rief er aus: du bist entweder der Teufel oder gar Vandyk. — Dies Gemählde des Hals hat Coster im Haag in Kupfer gestochen.

Wie Vandyk merkte, daß er in seinem Vaterlande sein Glück nicht machen würde, entschloß er sich nach England über zu gehen. Er borgte also einige Guineen von Teniers und gieng mit vielen Empfehlungsschreiben nach England ab. Hier erwarb ihm sein außerordentliches Genie sehr bald einen großen Namen; besonders aber that er sich im Portraitmahlen hervor, das er mit einer unglaublichen Leichtigkeit übte, sich aber sehr theuer bezahlen ließ. Für manches Stück soll er 400 Guineen bekommen haben. Er

sah

sah sich bald mit Ehre und Reichthum überhäuft, und nach seiner ihm natürlichen Freygebigkeit machte er einen seinen Umständen gemäßen Aufwand; seine Tafel war prächtig, und oft unterhielt er seine Gäste nach dem Essen mit einem Koncert von den besten Tonkünstlern in London. Dieses Aufwandes ohngeachtet erwarb er sich ein großes Vermögen; bis ein Goldmacher Mittel fand, sich bey ihm einzuschmeicheln, und ihm ein Verlangen beyzubringen, Kupfer in Gold zu verwandeln. Aber das Geheimniß hatte keine andere Wirkung, als die, daß es sein Geld in Rauch verwandelte. Rubens, der davon Nachricht erhielt, schrieb seinem Schüler darüber, und dieser erkannte und verbesserte seinen Fehler. Endlich befiel den Vandyk, der schon früh mit dem Podagra geplagt war, ein auszehrend Fieber, und brachte ihn im Jahr 1641 in einem Alter von 42 Jahren ins Grab. Er ward auf dem St. Paulus Kirchhofe begraben, und hinterließ seinen Erben ein ansehnliches Vermögen, das einige auf 40000 Pfund Sterling schätzen.

Das Heu darf nicht zu trocken eingebracht werden.

Viele Landwirthe pflegen sich ungemein zu freuen, wenn sie ihr Heu völlig trocken, und zwar also einärndten können, daß kein Tropfen Regen darauf gefallen ist. Bey dem Nachgrase (Grummet) ist dieses nun freylich eine gewünschte Sache; aber bey dem ersten Heu bin ich, aus der Erfahrung, einer ganz andern Meynung. Ein also eingeärndtes Heu hat erstlich eine narkotische Schlafmachende Eigenschaft, welche die dem Hornviehe zur Gesundheit so höchstnöthige Ausdünstung ungemein hindert, demnächst aber nicht nur auf dem Winterlager ungemein

zähe

zähe wird, sondern auch, so trocken es auch eingekommen, einen Dunst ausbrütet, der in einen faulenden Schimmel übergehet, und auf mehr als eine Art dem Viehe schädlich ist. Weit besser, gesünder, mürber und nahrhafter ist, der Probe und Erfahrung nach, das Heu, wenn es in der Erndte ein paarmal ein gutes Regenschauer aushalten muß und fein bald an der Sonne wieder getrocknet wird. Es verliert zwar etwas an der Farbe, aber nichts an starken, gesunden Kräften. Wiewol auch dieses wahr ist, daß eine gar zu naße Erndte das Heu schwarz färbt und wohl gar untauglich mache.

Die Natur des Echo.

Das Echo oder der Wiederschall ist nichts anders, als ein von festen unbeweglichen Körpern, als Bergen, Häuser, Mauern, Wänden, zum Ohr wieder zurückgeworfener Schall. Er wird von Gewölben und hohen Stellen, als Felsen, sonderlich in heitern Nächten und hellem Wetter sehr deutlich. Da die Lufttheilchen, deren zitternde Bewegung den Schall ausmacht, einen hohen Grad von Elasticität haben; elastische Körper*) aber, wenn sie in einen unbeweglichen Körper geworfen werden, vermittelst ihrer Elasticität wieder zurückprellen: so kann es uns nicht wunderbar vorkommen, daß auch der Schall von unbeweglichen Flächen wieder zurückgeworfen wird. Ein Echo entstehet aber nur, wenn derjenige Körper wenigstens

*) Elastische Körper heissen, die mit einer Kraft begabt sind, ihre Figur und Gestalt, die durch die Wirkung einer äußern Gewalt verändert worden, von selbst wieder anzunehmen, wenn diese Gewalt zu wirken aufhöret; diese Kraft selbst aber wird Elasticität, Schnellkraft oder Federkraft genennet.

nigstens $\frac{1}{9}$ einer Sekunde entfernt ist, da die Versuche zeigen, daß der Schall in einer Sekunde 1142 Fuß durchläuft, folglich in $\frac{1}{9}$ Secunde 126 Fuß durchläuft, so darf der klingende Körper den Hin- und Herweg zu berechnen, nur vom Ohr 63 Fuß weit abstehen. Ist er näher, so folgt der zurückgeworfene Schall so schnell auf den ursprünglichen, daß man nicht im Stand ist, den ersten von dem andern zu unterscheiden. Aus dieser Ursache findet man in den gewöhnlichen Stuben und Sälen, deren Wände den Schall ebenfalls, aber wegen ihren zu kleinen Entfernungen zu gleicher Zeit zurücke werfen, daher man nicht zwey, sondern nur einen verstärkten Schall empfindet, welche Verstärkung der Resonanz genannt wird. Je weiter der Abstand ist, desto langsamer und verwirrter wird das Echo, es ist aber am stärksten, wenn es von einem halben Zirkel reflektirt wird, so daß alle Stimmlinien z. B. aus Sprachgewölben und Sprachröhren vereinigt laufen. Wenn es mehrere Körper, die den Schall zurück werfen können, in verschiedenen Entfernungen giebt: so wird einerley Schall mehr als einmal, und zwar von dem nahen eher, als von den entfernten Körpern zurück geworfen, wodurch ein vielfaches Echo entstehet. Ein Sprachrohr, so zwey Ellen lang und an der weitesten Oeffnung eine halbe Ellen im Durchmesser weit ist, macht die Stimme bis auf eine halbe Meile vernehmlich.

Der Abderit.

Ein Edler und Wohlweiser Rath
Trug einst den Bürgern vor, den Wallgang um die Stadt
Mit jungen Bäumen zu verzieren.
Sie nahmen insgesammt den Vorschlag willig an.

Ein

Ein Gildemeister nur, ein alter, finstrer Mann,
War dreist genug, zu protestiren.
Ich, hub er an, Wohlweise Herrn,
Ich würde zu dem Vorschlag gern
Auch mein geringes Fiat geben;
Nur seh' ich nicht, wozu die Sache nutzen kann.
Denn würden wohl in unserm Leben
Die Bäume je so groß, daß sie uns Schatten gäben? —
Und posito! fiel hier ein Rathsherr ein, muß man
Denn immer nur auf sich und seinen Nutzen sehn?
Für die Posterität muß auch etwas geschehn —
Hum? brummt der Aldermann, was gehen
Uns die Posteriora an? —
Er wird mich wohl nicht recht verstehen:
Die Nachwelt meyn' ich, Freund: ein wahrer Biedermann
Muß auch für die was thun! — Die Nachwelt? nun wohlan,
Die Nachwelt, hat denn die für uns schon was gethan?

Eine Schrift oder Karaktere durch die Eyschale durchzuzeichnen.

Man gieße scharfen Weineßig auf ein fein gemachtes Pulver von Alaun und Galläpfeln, um eine Art von brauner Tinte zu machen. Mit dieser schreibe oder zeichne man auf die Eyerschaale eines Eyes. Wann die Züge davon eingetrocknet sind, so lege man das Ey in scharfes Salzwasser oder starken Eßig vier Tage lang. Dieses macht die Züge verschwinden, weil der Eßig auflöset und blos einen Schleim übrig läßt. Um nun auch die geheime Schrift zu lesen, so lasse man das Ey kochen, und man wird mit Vergnügen sehen, wie sich die Schrift in das harte Eyweiß eingenagt hat.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Fortsetzung von Portugal.

Von der Erhebung des Hauses Braganze auf den königlichen Thron, bis auf die gegenwärtige Zeit, von 1640 bis 1792.

Johann IV. regierte von 1641 bis 1656.

Der Thron des neuen Monarchen war zwar gebaut und bestiegen, allein noch war er nicht gesichert und fest, das Reich selbst befand sich in einer politischen Hektik. Die Schätze des Landes waren ausgeplündert, die Arsenale von allem Kriegsvorrath entblößt, die Flotte schlecht bemannt, die Armee nur schwach; der Handel, die Hauptquelle eines Staates, Reichthümer zu erwerben, lag darnieder, und man hatte wenig Hoffnung, ihn bald in die Höhe zu bringen. Die Holländer setzten ihre Eroberungen fort, und Spanien, das zwar wegen seinen langwierigen Kriegen nicht sogleich mit Macht über Portugal herfallen konnte, versuchte es dennoch durch Verschwörungen dahin zu bringen, daß das Land sich wieder unter seinen Scepter beugte. Beynahe hätte auch eine solche Konspiration geglückt. Die von Spanien dazu aufgemunterte Mißvergnügten im Lande selbst, waren der Erzbischoff von Braga, der Generalinquisitor von Castro, der Marquis von Villareal, der Herzog von Cominho und mehrere Großen des Reiches, die auch die Juden unter dem Versprechen, daß ihnen eine große Synagoge sollte erbaut werden, in ihre Verschwörung zogen. Die Ausführung derselben sollte den 5. August 1641 vor sich gehen. Die Juden sollten das königliche Schloß an vier Orten in Brand stecken, auch in der Stadt hin und wieder Feuer anlegen, damit das Volk von der Aufmerksamkeit auf die übrigen Vorgänge in der Stadt abgezo-

gen würde, und sich mit Löschung des Brandes beschäftigen müßte. Die Verschwornen sollten unter dem Vorwand, als wollten sie im Schloß löschen, den König erstechen, die Königin mit ihren Kindern gefangen nehmen und das Schloß zur Uebergabe zwingen. Zu gleicher Zeit sollten andre die Flotte anzünden, der Erzbischoff und der Großinquisitor wollten alsdann das Volk mit der Inquisition bedrohen, wenn sie sich nicht sogleich Spanien unterwerfen würden, und der Marquis von Villareal sollte so lange die Regierung verwalten, bis der König von Spanien andere Einrichtungen treffen würde. Der Marquis von Ayamonte in Andalusien, dem die Briefe der Verschwornen an den spanischen Minister Olivarez in die Hände fielen, hielt solche für verdächtig und schickte sie an den König von Portugal zurück. Nach ihrem Empfang wurde sogleich Staatsrath gehalten, und gerade an dem zur Verschwörung bestimmten Tage die Stadt mit Soldaten besetzt, unter dem Vorwand einer Revüe. Vertraute Patrioten erhielten versiegelte Befehle, die sie nicht eher, als um die Mittagsstunde öffnen, dann aber den Innhalt der Schrift schleunig vollziehen mußten. Um 1 Uhr ward abermals ein grosser Staatsrath angesagt. Der Erzbischoff von Braga und der Marquis von Villareal erschienen als Mitglieder, und wurden sogleich gefangen genommen und vor Ablauf einer Stunde waren alle Verschworne, 47 an der Zahl, vermittelst der pünktlichen Execution der versiegelten Befehle, in Verhaft genommen. In einem dazu niedergesetzten Gerichte ward beschlossen, daß der Marquis von Villareal, der Herzog und sein Sohn enthauptet, die übrigen aber gehenkt und dann geviertheilt, und die Theile der Körper an den Thoren von Lissabon, die Häupter aber an den Grenzen von Kastilien aufgehenkt werden sollten. Dieses Urtheil

theil wurde auch 1641 den 28. August auf dem großen Markte in Lissabon vollzogen.

Die Strafe der Geistlichen ward dem König überlassen, welcher sie auch dahin entschied, daß der Erzbischoff von Braga und der Großinquisitor lebenslänglich in der Gefangenschaft verwahrt bleiben sollten, in welcher auch der erste bald starb. Und so wurde durch die klugen Anstalten des Königes und seiner Räthe dieses schändliche Komplot zerstreut.

Es ist nicht zu läugnen, daß Johann IV. alle die Eigenschaften und Talente besessen habe, die man bey dem Befreyer seines Vaterlandes voraussetzen muß; aber kaum war dieser erste Sturm der Verschwörung vorüber, so sah er sich schon in öffentliche Kriege mit Spanien und Holland und in Streitigkeiten mit dem Römischen Stuhle verwickelt, welche ihn, so wie der Neid der Großen seines Reichs, hinderten, seinem Land das zu werden, was er wünschte. Indeßen muß man doch seiner sechzehnjährigen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er während derselben vieles zur Wiederherstellung des gesunkenen portugiesischen Ansehens beygetragen habe. Er hatte nun den Grund künftiger Größe gelegt, und nun kam alles auf die Geschicklichkeit seiner Nachfolger an, ob das Reich wieder das werden sollte, was es in jenen goldenen Zeiten Emanuels gewesen war. Johann IV. starb 1656, immer zu früh für sein Land. Ihm folgte sein zweyter Sohn Alphons VI. in einem Alter von 13 Jahren, von 1656 bis 1668, in welchem Jahr er abgesetzt wurde.

Wegen seiner Minderjährigkeit führte seine Mutter die Regierung. Sie übergab ihn seiner moralischen

Bildung wegen den Jesuiten, welche aber gar bald nicht die günstigsten Urtheile von seinen Fähigkeiten und Fortschritten fällten. Man schrieb diese Schwäche seines Geistes vorzüglich der Schwäche seines Körpers zu. Seine ganze Aufführung war sehr seltsam. Gewöhnlicherweise lag er im Bette mit der Tobakspfeife in der Hand; aß und trank, so viel er nur immer konnte. Sein reitzendstes Vergnügen war das Hetzen wilder Thiere, die er mit eigener Hand tödtete, wobey es aber öfters übel gieng. Besonders liebte er einen gewißen Konti, einen Knaben von niedrigem Stande und schlechten Sitten so sehr, daß er ohne ihn nicht schlafen, essen noch trinken wollte. Mit diesem durchstrich er zu Nachts die Straßen der Stadt, mißhandelte die Einwohner, warf ihnen in die Fenster, kurz, er machte mit diesem Konti den lüderlichsten Gaßenjungen.

Mit diesem Betragen konnte nun freylich weder die Königin, noch seine Lehrer zufrieden seyn. Seine Mutter behandelte ihn daher strenger, und verwies den jungen Konti aus seiner Gesellschaft, zog auch bey jeder Gelegenheit seinen jüngern Bruder Peter, der viel versprach, vor. Allein dies beßerte ihn nicht, sondern er schien nur noch mehr seinen kindischen Zeitvertreiben und lächerlichen Spielwerken nachzuhängen. Sein einziger Freund am Hofe war der kluge Graf von Castell Melhor, ein vortreflicher Minister; dieser allein hofte noch eine beßere Entwickelung des Prinzen. Er zog ihn öfters zu seinen Unterhaltungen, suchte ihm mehr Ehrgefühl einzuflößen, und ihm seine künftige wichtige Bestimmung eines Regenten zu schildern. Besonders machte er ihn auf das ehrgeitzige und herrschsüchtige Betragen seiner Mutter aufmerksam, welche mit nichts geringeres umgieng.

gieng, als die Regierung noch einige Zeit zu behalten, und sodann seinem jüngern Bruder Don Pedro in die Hände zu spielen. Auf einmal schien er aus seiner Unbesonnenheit zu erwachen und sich fest vorzusetzen, die Regierung selbst zu übernehmen. Diesen Entschluß suchte nun seine Mutter ernstlich zu hintertreiben; allein Sousa und Castello Melhor brachten sie doch durch ihre nachdrückliche Vorstellung dahin, daß sie ihm 1662 die Regierung feyerlich abtrat. Nun mußte er den ganzen Haß seines Bruders Don Pedro fühlen, der ihn im ganzen Lande verächtlich zu machen suchte. Selbst die von dem Grafen Castello Melhor 1666 gestiftete Vermählung mit einer Savoyischen Prinzeßin beschleunigte sein Unglück. Kaum war sie in Lißabon angekommen, so wußte sich Don Pedro in ihre Liebe einzuschmeicheln, welche die Königin so ernsthaft verfolgte, daß sie schon im Jahr 1667 ihren schwachen Gemahl Alphons verließ, in ein Kloster gieng und ihm aus demselben die Ehe auf eine schimpfliche Art aufkündigte. Wenige Tage hernach wurde Alphons auch wirklich genöthiget, die Regierung an seinen Bruder Don Pedro abzutretten, der sie unter dem Titel eines Regenten übernahm, und Alphonsens Gemahlin, nach vorher geschehener Ehescheidung, heyrathete. Dem unglücklichen Alphons blieb nichts übrig, als sein Titel und eine erträgliche Gefangenschaft in Cintra. Gerade damals war Portugal noch immer mit Spanien, welches seine Unabhängigkeit nicht anerkennen wollte, in Krieg verwickelt, aber doch durch Frankreichs heimliche Unterstützung und durch Großbrittaniens nachdrücklichen Beystand gerettet, ward endlich 1668 ein förmlicher Friede geschlossen, nach welchem Spanien Portugal als ein unabhängiges Reich ansah, auf dessen Nebenbesitzung Verzicht that und zum Andenken Ceuta behielt. Auch von die-

ser Zeit an wurde die Souverainität Portugals von allen Europäischen Mächten anerkannt. Unter dieser Regierung wurde auch der Grund zu der noch heut zu Tage bestehenden Verbindung zwischen Großbrittanien und Portugal gelegt, woraus beyde Höfe beträchtliche Vortheile ziehen. Alphpons starb endlich in Cintra 1683, und nun erst trat Peter II. als König von Portugal auf.

Die Fortsetzung folgt.

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Von dem Monde und seinem Laufe um die Erde.

Wir haben unsern Lesern bereits gesagt, was Planeten sind, ihre Umläufe, Entfernungen und Grösse gezeigt und die Anzahl ihrer Monden namhaft gemacht. Nun bleibt uns, außer einer kurzen allgemeinen Bemerkung über dieselben, die wir noch nachzuholen haben, nichts übrig, als allein der Nebenplanet unsrer Erde, der Mond. Von der Erde selbst werden wir ein andermal besonders handeln.

Alle Planeten nehmen ihren Lauf nach einer Richtung von Abend gegen Morgen um die Sonne. Diese Bemerkung können wir zuweilen selbst an einem jeden derselben machen, wenn wir darauf Acht geben wollen. Wem unter uns fällt gegenwärtig an einem heitern Abende nicht die Venus als Abendstern, mit seinem sanft glänzenden weißen Lichte am Himmel auf? Wir sahen ihn anfangs ziemlich tief am westlichen Himmel leuchten. Seine Höhe nahm aber täglich zu. Nach einiger Zeit werden wir ihn, wiewol

in

in spätern Abendstunden, seine größte Höhe im Westen erreichen sehen, indem er mit jedem Tage später am westlichen Horizonte sichtbar erscheint. Dies setzt nun allerdings eine Bewegung desselben von Abend gegen Morgen voraus.

Alle befinden sich überdies noch in einem breiten Streife um den Himmel, den man den Thierkreis nennt. Jedoch sind die Flächen ihrer Bahnen nicht parallel oder gleichlaufend, wie man sich etwa leicht vorstellen möchte, wenn man ihre Bahnen in Kreisen um die Sonne auf einer ebenen Fläche, nach der gewöhnlichen Vorstellung, abgebildet sieht. Allein sie haben verschiedene Richtungen gegen einander. Wenn sich z. B. die Laufbahn der Venus eben so erweiterte, daß sie der Erdbahn gleich käme, so würde sie diese in zween Punkten durchschneiden, die man deshalb Knoten nennt. Selbst die Mondbahn ist mit der Erdbahn nicht parallel.

Nun zum Monde. Daß derselbe uns der nächste himmlische Körper sey, lehrt einen jeden von uns schon der bloße Augenschein; denn wir erblicken ihn, wenn er bey Tage im Viertel oder vollen Lichte gesehen wird, weit niedriger, als die andern Weltkörper von uns abstehen, und er ist auch ohngefähr nur 60 halbe Erddurchmesser oder 52000 Meilen von uns entfernt; im Durchmesser ist seine Kugel gegen 4mal, ihrem körperlichen Inhalte nach aber 50mal kleiner, als unsre Erde, ohngeachtet er uns unter allen am größten erscheint. Und schon dies beweiset genug seine Nähe zu uns, weil man schon mit bloßen Augen Flecken auf seiner Oberfläche gewahr wird, die man bey entfernstern Weltkörpern nur durch gute Fernröhre zu bemerken im Stande ist.

Das, was unsere Leser, mit Gründen der Vernunft unterstützt, bey andern Planeten oder Weltkörpern, blos glauben, das sagt ihnen der Anblick des Mondes augenscheinlich und unwidersprechlich; nämlich, daß er sein Licht von der Sonne entlehne, und kugelartiger Gestalt sey. Da er der Nebenplanet von unsrer Erde ist, so lauft er nicht unmittelbar um die Sonne, sondern nur um die Erde, und da er sich nie von ihr entfernt, so begleitet er sie auch zugleich beständig in ihrem Laufe, den sie, wie die andern Planeten, von Abend gegen Morgen um die Sonne beschreibt. Befindet er sich nun zwischen der Erde und der Sonne, so ist seine von letzterer erleuchtete Halbkugel von uns abgewandt, und wir sehen ihn gar nicht, weil seine ganze schattige Hälfte gegen die Erde gerichtet ist. Er geht sodann mit der Sonne in einer Himmelsgegend auf und unter, und wir haben **Neumond**. Je weiter er sich nun von der Sonne wieder entfernt, indem er täglich 13 Grade von der Sonne gegen Morgen wegrückt, ein desto größerer Theil seiner von ihr erleuchteten Oberfläche wird der Erde sichtbar, bis er, nach etwa 7 Tagen, um den vierten Theil seines Kreislaufes von der Sonne absteht, und uns die Hälfte seiner erleuchteten Halbkugel, und zwar die westliche, sehen läßt. Dann sehen wir ihn im **Ersten Viertel**, und er geht um Mitternacht unter. Ist er nun, nach andern 7 Tagen, wieder um ein Viertel seines Kreislaufes fortgerückt, und hat seinen Standpunkt der Sonne gegenüber erhalten, so hat auch sein Licht um die Hälfte zugenommen, und er kehrt uns den erleuchteten Theil seiner Oberfläche ganz zu. Dann geht er im Osten zu der Zeit auf, wann die Sonne im Westen untergeht, und wir sehen in in vollem Lichte und heißen ihn **Vollmond**. Bey der Fortsetzung seines fernern Laufes

nimmt

nimmt sein Licht in dem Grade wieder ab, in welchem es zuvor zugenommen hatte. Nach abermaligen 7 Tagen ist er nur noch 90 Grade von der Sonne entfernt, alsdann wendet er nur die östliche Hälfte seiner erleuchteten Halbkugel gegen die Erde, und dies nennen wir das Letzte Viertel. Ist er nun noch 7 Tage in seinem Laufe um die Erde wieder weiter fortgerückt, so haben wir wieder Neues Licht, und er hat seine Bahn um die Erde in 27 Tagen, 8 Stunden vollendet. Diese Ab- und Zunahme des Mondenlichts ist ein deutlicher Beweis von seiner kugelförmigen Gestalt, ingleichem, daß er an sich ein dunkler Körper ist, der sein Licht von der Sonne entlehnt; denn, wäre er flach, wie eine Scheibe, so würde er sich in derjenigen Hälfte seiner Bahn, wo er weiter als die Erde von der Sonne entfernt ist, beständig in vollem Lichte zeigen, in der andern Hälfte aber beständig unsichtbar seyn.

Das schwache Licht, welches uns den ganzen Mond, kurz nach dem neuen Lichte, sichtbar macht, und welches ein von der Erde auf ihn zurückgeworfenes Sonnenlicht ist, beweiset es, daß ihm unsre Erde dasselbe, ja noch mehr ist, als er uns zu seyn pflegt, indem dieser nächtliche Theil des Mondes von dem Erdlichte 14mal stärker, als die Erde vom Mondlichte erleuchtet wird.

Daß sich der Mond wirklich um seine Achse bewege, erhellt aus dem Umstande, weil er der Erde nur immer einerley Seite zukehrt; denn bewegte er sich nicht zugleich mit um sich selbst, während er sich um die Erde bewegt, so ist ja außer allem Zweifel, daß unserer Erde, binnen dieser Zeit, seine ganze Kugel sichtbar werden müßte. Der Auf- und Untergang

des Mondes beträgt täglich in seiner Abweichung 53 Minuten; denn geht er z. B. 53 Minuten später auf wie gestern, so geht er auch um 53 Minuten später auf.

Daß der Mond eine Atmosphäre oder Dunstkreis habe, die ihm von einigen abgesprochen worden ist, siehet man unwidersprechlich daraus, daß die Sonne, wenn sie Verfinsterungen leidet, zuweilen, ehe noch der Mondkörper vor dieselbe trit, ihre runde Gestalt verliert, woran nichts, als der Dunstkreis des Mondes Schuld ist, in welchem sich die Sonnenstralen brechen. Daß aber die Atmosphäre derselben vielleicht mit der unsrer Erde verschiedener Natur ist, scheint sehr wahrscheinlich zu seyn; denn da sie uns nicht hindert, die Mondflecken zu jederzeit deutlich wahrzunehmen, so schließt man daraus mit Recht, daß sie ohne Wolken und Nebel, und mithin weit durchsichtiger seyn müsse, als die unsrer Erde.

Die Flecken, welche man auf der Mondscheibe wahrnimmt, sind theils dunkle, theils helle Flecken. Die erstern scheinen dem festen Lande auf unserm Erdboden, und die letztern unsern Meeren ähnlich zu seyn. Man wird in den hellen Theilen einige Stellen gewahr, die noch heller, als die übrigen sind, und zur Seiten einen Schatten werfen, den man mißt, und deutlich sehen kann, wie er mit der Bewegung des Mondes fortläuft. Diese Stellen hält man nun mit Recht für Berge, die, nach der Größe des Mondkörpers zu rechnen, viel höher, als die unsrigen sind, und deren Spitzen man von der Sonne erleuchtet sieht, wenn der Mond noch in den Vierteln ist. Steigt nun das Licht nach und nach zu dem Fuße dieser Berge herab, so scheinen sie endlich ganz erleuchtet. Einige liegen einzeln und allein, andere machen wieder ganze

lange Keten aus. Noch bemerkt man in den hellen Theilen hin und wieder einige Arten von ganz dunkeln Stellen, davon der Grund bisweilen an einigen mit lichten Streifen durchkreuzt zu seyn scheint.

Die dunkeln Gegenden des Mondes scheinen überhaupt sehr zusammenhängend, und beynahe so wie unsre Meere, wenn man sie aus dem Monde sehen würde, und wie man sie auch wirklich in der weitesten Entfernung sieht. Gleichwol wird man in ihnen einige Ungleichheiten, einige minder dunkle Stellen gewahr, die man für Inseln oder Untiefen halten könnte. Doch will man heut zu Tage die dunkeln Stellen im Monde mit mehrerm Rechte gleichfalls für Mondländer halten, die das Licht der Sonne nicht so lebhaft, als die übrigen zurückwerfen. Dieser letztern neuern Meynung zufolge bestünde also die Oberfläche des Mondkörpers mehr aus Land als aus Wasser, woraus sich eben auch die schon erwähnte feine und durchsichtige Atmosphäre, die man am Monde bemerkt, deutlicher und mit mehr Wahrscheinlichkeit erklären läßt. Indessen da sich hierin aller deshalb angestellten Beobachtungen, doch nichts Gewißes bestimmen läßt, so muß man auch diese Vergleichungen nicht zu weit treiben; denn wenn der Urheber der Natur hier auf unsrer Erde schon in den kleinsten Dingen so sehr abgewechselt hat, daß nicht zwey Baumblätter einander völlig gleichen, durch was für abwechselnde Züge muß er nicht eine Welt von der andern unterschieden haben? —

Die Fortsetzung folgt.

Ein

Ein Paar Anekdoten aus des berühmten holländischen Admirals Ruiter Leben.

Dieser berühmte und merkwürdige Mann, der unter die sonderbarsten Männer seines Jahrhunderts gehörte; der es vom Hochbootmannsjungen ganz durch sich allein bis zum Admiral brachte; dessen erste Beförderung die Stelle eines gemeinen Matrosen, und dessen letzte Erhöhung der Rang eines Herzogs war; der mit Löwenmuthe im Treffen focht; nie, selbst vor Uebermacht, die Flucht ergrif; bis in seine letzte Stunde das Leben für nichts achtete; auf den selbst seine Feinde nie auch nur den Schatten einer Zaghaftigkeit bringen konnten; dieser seltne Mann ward 1643 als er schon Kommandeur war, von einem Schiffskapitain, den der Neid zu seinem Todfeinde machte, zum Zweykampf herausgefordert, und — stellte sich nicht. Vergebens stellten ihm seine Freunde vor, daß man dieses dem Mangel an Herzhaftigkeit zuschreiben könne. Er antwortete ihnen: „Ich bin gewohnt, auf Befehl meiner Obrigkeit zu fechten, und thue es alsdann brav. Komme ich dabey ums Leben, so sterbe ich in meinem Beruf, und weiß, daß es wohl mit meiner Seele steht. Aber wie, wenn ich nun in der Selbstrache meinen Tod fände, die mir bey Verlust meiner Seeligkeit verboten ist?" — Er unterwarf also die Sache seinen Vorgesetzten, die ihn bey Ansehen und Würden erhielten; und er, der sich kurz vorher fest vorgenommen hatte, dem Seedienst ganz zu entsagen, ließ sich wieder bewegen, noch fernerhin Leib und Leben für das Vaterland aufs Spiel zu setzen, und trat einen Zug als Vorgesetzter eines Geschwaders an.

Daß bey diesem Vorfall gewiß nicht Mangel an Herzhaftigkeit, sondern Gewissenhaftigkeit die Ursache war, warum er den Zweykampf ausschlug, beweißt sein Betragen, welches er dann bezeigte, wenn er sich in einer gerechten Lebensgefahr befand, und wo man über die Kälte, mit der er sein Leben ansah, erstaunen muß. Folgende Begebenheit, die ihm, als er noch Schiffer in Kaufmannsdiensten war, zu Salé (einer Stadt im afrikanischen Kaiserthum Fetz) begegnete, und von welcher seine Reden fast wörtlich aufgezeichnet worden sind, wird es beweisen.

Er hatte seine Waaren öffentlich ausgeboten, und im besten Verkauffen besuchte ihn der Sand oder Oberste der Stadt, und sah ein Stück englisches kastanienbraunes Tuch bey ihm, das ihm außerordentlich gefiel.

„Wie theuer, fragte er ihn, hältst du dies Stück?"

Ruiter. Achtzig Thaler.

Sand. Viel zu viel! dreißig werden auch reichen.

Ruiter. Unmöglich kann ich es dafür lassen.

Sand. Es ist aber nicht mehr werth.

Ruiter. So bleibt es mein.

Sand.. Ich wills aber haben, ohne mehr dafür zu geben.

Ruiter. Unmöglich, denn es ziemt mir nicht, meines Herrn Waare unter dem eignen Werth zu verkauffen.

Sand. Weißt du auch, mit wem du sprichst?

Ruiter. Vielleicht wäre ich nicht so gelassen, wenn ichs nicht wüßte. Mit dem Obersten dieser Stadt.

Sand. Und nutzest du so die Gelegenheit, die ich dir gebe, dich hier zu bereichern?

Ruiter. Ich würde arm werden, wenn alle so bösten, wie du —

Sand.

Sand. Nimm diesen Beutel; er enthält dreyßig Thaler richtig gezählt.

Ruiter Und wenn es neun und siebenzig wären, ich nehme sie nicht.

Sand. Ha, nichtswürdiger Christenhund —

Ruiter. Ereifere dich nicht so sehr! Gefällt dir dieses Stück gar zu wohl, so nimm es zum Geschenke mit!

Sand. (erstaunt) Wie, zum Geschenke; da du den Augenblick vorher um einen einzigen Thaler kargtest?

Ruiter. Verkauf unter dem Werth ist mir nicht erlaubt, denn der ganze Markt würde dadurch verdorben. Aber Wegschenkung im Nothfalle getraue ich mir zu verantworten.

Sand. Aber ich mag deine Geschenke nicht; ich fordre blos billigen Handel von dir.

Ruiter. Du hast mich auch schon bereit dazu gefunden; mein etstes Gebot war auch mein äußerstes.

Sand. Ha, Trotzkopf, weißt du wohl, daß du und dein ganzes Schiff mein ist, sobald ich will? daß ich deine beste Waare wie deine geringste umsonst behalten kann?

Ruiter. Das weiß ich wohl: aber dann wird die ganze Welt sehen, wie unzuverläßig dein Wort ist; dann wird sich jeder Kaufmann fern halten von einer Stadt, wo er Sklave wird, weil er sich eine ungerechte Schätzung seiner Waaren nicht gefallen lassen will. — Bin ich aber dein Gefangener, wohlan, so bestimme, womit ich mich lösen kann, damit ich Anstalt dazu treffe.

Sand. Nein, Nichtswürdiger, dann soll sicher kein Lösegeld groß genug, und kein Keller für dich zu tief seyn. — Glaube mir, ich habe Mittel genug, um solche hartnäckigte Gemüther, wenn

sie

sie meine Sklaven geworden, geschmeidig zu machen.

Ruiter. (murmelt etwas heimlich.)

Sand. Wie? was sagst du da?

Ruiter. (ausbrechend) Ha, bey Gott! hätte ich dich auf meinem Schiffe, du solltest mir nicht ungestraft so drohen.

Sand. (in höchster Wuth.) Wache herbey! bemächtigt euch dieses Christenhundes.

Ruiter. Was bedarf es einer Bemächtigung bey einem Unbewehrten? Bin ich nicht schon in deiner Gewalt? Habe ich es nicht schon selbst eingestanden, da ich dich wegen dem Lösegelde fragte?

Sand. (zur Wache.) Bindet ihn.

Bruder des Sands. Bruder, ich bitte dich, thue das nicht! Uebereile dich nicht! Du siehst, es ist ein Mann von Muthe. (Die Mienen der Umstehenden zeigen gleiches Mitleid.)

Sand. (bitter lachend.) Daß ihr mir das erst sagen wollt! — Ein Jammer ist es, sage ich euch, daß dieser Mann ein Christ ist. — Wohlan, Schiffer, ich gebe dir noch einige Minuten Bedenkzeit; besinnst du dich in solchen nicht eines bessern, so siehst du dein Vaterland nie wieder, aber um desto eher vielleicht den Augenblick deines Todes. Wache, gebt Acht auf ihn.

(Der Sand entfernt sich. Ruiter setzte sich bey seiner Waare ganz gelassen nieder. Nach einer geraumen Weile nahte sich der Bruder des Sands nebst andern Saleanern zu ihm.)

Br. d. S. Christenkaufmann, laß dir rathen und bringe ihn nicht allzusehr auf. Sein Zorn ist fürchterlich.

Ruiter. Mir kann nichts fürchterlich seyn, als höchstens die Ungewißheit meiner Lage. Hab ich nicht alles gethan, was ich thun kann? Mehr zu thun, wäre wider meine Pflicht.

Br. d. S. Und wenn er dich nun dem Tode überliefert?

Ruiter. Da ich mich meinem Meister zu dieser Reise verpflichtete, wagte ich bereits die Gefahr des Todes auf mannichfaltige Art; warum sollte ich vor dieser hier entsetzen, weil sie mir freylich ein wenig unerwartet kömmt.

Alle. Der Sand! Der Sand!

Sand. Nun, Christ, wozu hast du dich entschlossen? Soll ich das Stück Tuch für 30 Thaler nehmen?

Ruiter. Nimm es als Geschenk, sobald es dir beliebt. Der Preis bleibt aber der vorige.

Sand. Ha! beym Allah! das ist Edelmuth! — (zu seinem Gefolge.) Seht einmal, wie treu dieser Unglaubige seinem Meister ist! Würdet ihr wohl bey ähnlicher Gelegenheit auch so gegen mich gesinnet seyn? — (sich dicht zu ihm nahend) Ruiter, hier leg' ich meine Hand auf deine bloße Brust! lege deine Hand auch auf die meinige! Sey Gott vor, daß ich das kleinste Haar auf deinem Scheitel krümme; aber nimm jenes Zeichen, das bey uns das höchste Zeichen der Liebe zu seyn pflegt, mit gleicher Freundschaft auf! — Von dieser Stunde an ist jeder mein Feind, der dich nur finster ansieht; und wer von euch diesem redlichen Mann Gewalt anthut, ja wer ihm nur nicht förderlich ist, wenn er es begehrt; der wisse, daß er es mit mir zu thun hat. — In diesem Beutel ist die Summe, die du verlangtest. Aber ein Festkleid will ich mir machen lassen aus dem Tuche, das mich deinen Muth kennen lehrte.

Von diesem Augenblick an genoß Ruiter nicht nur die Gunst des Sands, sondern auch eine so allgemeine Liebe bey den Moren, daß sie, wenn sie seine baldige Ankunft vermutheten, mit jedem Einkauf auf ihn warteten, und ihm seine Ladung so gern abnahmen, daß er oft zwey Reisen gleich schnell, wie andere eine einzige, verrichtete.

Augsburg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Fortsetzung von Portugal.

Peter II. regierte von 1683 bis 1706.

Nach dem Tode seines königlichen Bruders Alphons, vertauschte er sogleich seinen Regententitel mit der königlichen Würde. Er mußte alle Klugheit anwenden, den Frieden in seinem Hause und die Zufriedenheit des Volkes zu erhalten. Erst der Tod seiner Gemahlin, welche ihn beständig auf die französische Seite zu lenken suchte, gab ihm freyere Hände. Und da zeigte es sich dann bey seiner zweyten Vermählung mit der Churpfalz Neuburgischen Prinzeßin Sophie, daß er eben nicht ein Freund Frankreichs war, welches er auch aus Staasintereße damals nicht seyn konnte. Diese Heyrath suchte der französische Hof, obwol vergeblich, aus allen Kräften zu hintertreiben, weil sie schien, den König von Portugal in das Intereße des Hauses Oesterreich zu ziehen. Denn von beyden Schwestern dieser Prinzeßin war die eine die Gemahlin des Kaisers Leopold und die andere ward 1689 an den König von Spanien Karl II. den letzten aus dem österreichischen Hause spanischer Linie vermählt. Durch diese Verbindung konnte sich Peter auch dereinst auf die spanische Erbschaft Hoffnung machen. Dieses verdroß den französischen Hof, welcher bald Gelegenheit fand, sich an Peter II. zu rächen. Amerika ward dazu der Vorwand. Die neue Kolonie del Sakramento an der Nordseite des Flußes de la Plata, war den Spaniern, und die Zueignung der Nordseite des Amazonenflußes an Portugal, den Franzosen ein Dorn im Auge. Sie fiengen förmlich an, einander zu bekriegen; doch durch vorläufige Vergleiche ward hingegen die Sache bald beygelegt und im Utrechter Frieden

gänzlich gehoben. Doch dieser Friede dauerte nicht lange, denn der in seinen Folgen unglückliche Tod des unbeerbten Königs Karls II. nöthigte Peter II. abermals, auf dem politischen Schauplatz von Europa eine Rolle mit zu übernehmen, und seine Forderungen auf die spanische Erbschaft geltend zu machen.

Ansprüche auf dieselbe machten erstlich der Kaiser Leopold, als das Haupt der teutschen männlichen Linie des Hauses Oesterreich und als Sohn der Maria Anna, der jüngern Schwester des spanischen Königes Philipp IV. Zweytens der Churfürst von Bayern, Maximilian Emanuel, für seinen Erbprinzen, Joseph Ferdinand, als das einzige Kind aus seiner Ehe mit Maria Antonia, dem einzigen Kinde des Kaisers Leopold von seiner ersten Gemahlin Margaretha Theresia, der jüngern Schwester Karls II. Königs von Spanien. Drittens der Dauphin, Kronprinz von Frankreich, Ludwig, als Sohn der ältern Schwester Karls II. der Maria Theresia und Enkel der ältern Schwester Philipps IV. der Anna Maria. Als vierter Prätendent trat nun Peter II. auf, weil er es seinem Staatsinteresse nachtheilig hielt, dem österreichischen oder französischen Hof die Succeßion in Spanien zu gönnen. Allein er fühlte sich bald zu schwach, diesen Plan auszuführen. Er schlug sich nun auf die Seite derjenigen Mächte, welche den Theilungstraktat entworfen hatten. Nach Verwerfung dieses Traktats hätte freylich Portugal besser gethan, wenn es sich auf die Seite des kaiserlichen Hofes geschlagen hätte; es mußte aber auch hier politisch klug handeln, und dem spanischen und französischen Hofe nicht vor der Zeit Gelegenheit geben, gegen Portugal feindselig zu verfahren. Die Ergreifung der Neutralität konnte es nicht schützen, und Peter mußte endlich mit Frankreich und Spanien,

im

im Jahr 17[illegible] einen Vergleich eingehen, wovon wir nur zwey der wichtigsten Punkte anführen wollen.

1) Solite Peter II. den französischen Prinzen Philipp V. als rechtmäßigen König von Spanien und Universalerben der ganzen spanischen Monarchie erkennen und versprechen, Karls II. Testament, das wahrscheinlich unterschoben war, für ächt zu erkennen und aufrecht zu erhalten suchen. 2) Sollte Portugal jederzeit zwölf Kriegsschiffe für Frankreich bereit halten, und wenn Holland und England gegen Spanien losbrechen würden, keinem von diesen beyden beystehen. Dagegen versprach man von der französisch-spanischen Seite mancherley scheinbare Vortheile. Peter unterzeichnete zwar diesen Traktat, allein er erklärte bald darauf öffentlich, daß er mehr englisch, als spanisch und französisch gesinnt sey. Er versagte dem französischen Hofe die versprochene Hülfe von zwölf Kriegsschiffen, unter dem Vorwand, der Krieg sey noch nicht angegangen, und schloß gleich darauf durch den englischen Gesandten eine förmliche Allianz mit Oesterreich, England und Holland, deren Hauptbedingung darin bestand, daß der zum spanischen Thron bestimmte Karl III. aus Oesterreich (nachmals Römischer Kaiser, unter dem Namen Karl VI.) König in Spanien werden und Peters Tochter heyrathen sollte, welche aber 1704 an den Blattern starb, ehe sie noch ihren Bräutigam gesehen hatte. Die übrigen Bedingungen sind nicht bekannt geworden; sie müßen aber noch vortheilhafter für Portugal gewesen seyn, als jene, die es mit Spanien und Frankreich geschlossen hatte.

Aller gemachten Kriegsrüstungen ohngeachtet, versuchte es Spanien und Frankreich dennoch, Peter II. von diesem Bündniß abzubringen. Allein der Ver-

such mißlang nicht nur, sondern Peter nahm auch sogar den neuen König Karl III. in Lißabon prächtig auf und reitzte dadurch Philipps Unwillen aufs höchste. Dieser erklärte den Krieg, und Peter fieng an, sich zu bewafnen. Der erste und zweyte Feldzug lief für Peter nicht glücklich ab, und nur allererst im dritten drangen die Portugiesen mit ihren Alliirten bis Madrid vor, nahmen es ein, nöthigten diese Stadt, wie auch Toledo, zur Anerkennung Karls III. als König, mußten aber, weil sie nicht Unterhalt genug hatten, die überlegene französische Armee immer anrückte und Karl III. in Madrid anzukommen verweilte, sich auf einmal zurück ziehen.

Das Ende des Feldzugs war auch das Lebensende des Königs. Er starb 1706 den 9. Dezember zu Alcantara im sechzigsten Jahr seines Alters. Er war ein Herr von wirklich großen Eigenschaften, welchen blos die Ausbildung fehlte. Bey einem starken, gut organisirten Körper hatte er auch eine hartnäckige Denkungsart, welche nur allererst durch verschiedene Krankheiten andere Wendungen bekam. Er war außerordentlich mäßig, besonders im Wein, dessen übermäßigen Genuß er auch an seinen Hofleuten nicht ausstehen konnte, desto unmäßiger aber war er in der Liebe. Sein natürlich richtiger und guter Verstand ersetzte den Mangel der durch Kunst erworbenen Einsichten, woran es ihm gänzlich fehlte. Er entschied dagegen die wichtigsten Staatssachen gleich auf der Stelle, gab den Gesandten die schleunigsten Antworten, und verfügte die erheblichsten Sachen mit unbegreiflicher Entschloßenheit. Gerecht war er im strengsten Sinne, im ganzen Lande traf er die wohlthätigsten Einrichtungen, gab einem jeden seiner Unterthanen ohne Unterschied des Standes alle Wochen dreymal

mal Audienz, ersetzte den, durch Schmälerung der Münzen dem ganzen Lande zugewachsenen Nachtheil, und setzte sie wieder auf den alten Fuß. Seine vielfältige Liebesausschweifungen hatten indessen über seinen ganzen Körper eine gänzliche Schwäche verbreitet, und ihm zuletzt die Epilepsie und eine Art von Verrückung zugezogen.

Die Fortsetzung folgt.

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Ist die Sonne wirklich ein Feuer?

Die Sonne, über deren Größe und Entfernung wir billig erstaunen, und die sich beynahe in der Mitte der Planetenbahnen befindet — denn diese sind keine vollkommen runden Zirkel — soll uns nunmehr Stoff geben zur Untersuchung ihres Wesens und zur Bestimmung ihrer Natur. Und verdient sie nicht diese unsere Achtung, ist sie etwa unsrer Aufmerksamkeit nicht werth? Was wäre unsre Erde, wo und was wären wir? Wo blieben unsre Jahrszeiten und der Wechsel von Tag und Nacht? Wo alles das Gute und Schöne, was wir in der Natur haben und genießen, wenn sie nicht wäre, die Quelle alles Lebens und Segens in der ganzen Natur?

Ohne uns indeß in ein umständliches Lob ihrer erhabenen Eigenschaften und großen Verdienste um unsern Wohlstand, welche billig ein Jeder erwägen und seinem Schöpfer dafür danken sollte, einzulassen, wollen wir uns vielmehr sogleich zu ihr selbst wenden.

Es ist aus der Erfahrung bekannt und unsre Sinne überzeugen uns davon, daß die Sonne leuchte

und wärme. Fassen wir ihre Stralen durch Brennspiegel oder dazu geschliffene Gläser in einen engen Raum zusammen, welche Wirkungen ist sie dann nicht erst hervorzubringen vermögend? — Holz, Steine und Metalle verbrennt und schmilzt sie wie Wachs; was kein irdisches Feuer bewerkstelligen kann, das vermag ihre Glut. Die Ursachen dieser ihr eigenthümlich vermeynten Wirkungen glaubte man nirgend anders, als in ihr selbst suchen zu dürfen, und weil sie äußerliche Kennzeichen des Feuers zu haben schien, so glaubte man sich auch berechtigt, sie selbst für ein Feuer, und zwar für das reinste und stärkste Elementarfeuer zu erklären. Und so weit auch die Urkunden des Menschengeschlechts reichen, finden wir die Wahrheit bestätigt, daß man die Sonne gleich anfangs und zwar allgemein für ein Feuer gehalten habe.

Erst nach dem Anfange des vorigen Jahrhunderts verlor diese so lange und allgemein geglaubte Meynung ihr Ansehen. Die Flecken, welche die Astronomen **Johann Fabrizius** und vorzüglich **Christoph Scheiner** im Jahr 1611 in ihr wahrnahmen, machten ihr diesen Vorzug streitig. Von dieser Zeit an theilten sich die Meynungen der Gelehrten über diesen Gegenstand. Einige blieben bey der vorigen Meynung und behaupteten, die Flecken wären Dünste, die sich nicht in der Sonne, sondern in ihrer oder auch in unsrer Atmosphäre befänden, wurden aber gar bald durch die Erfahrung widerlegt. Andere häuften Schwierigkeiten mit Schwierigkeiten, und dachten sich die Sonne als einen dichten glasartigen Körper, der von einer schmelzenden stets flüßigen Materie, die sie bald metallischer, bald andrer Natur ausgaben, umflossen sey, und erklärten sich die Flecken bald als Schlacken, bald als noch nicht völlig im Schmelzen

sich

sich befindliche Stücke Masse, bald als Felsen, Inseln und Kanäle, die aus der flüßigen Maße hervorragten und von ihr durch und umströmt würden. — Man schien indeß das Unschickliche dieser Meynung immer lebhafter einzusehen, und erklärte daher immer die Sonne für ein Feuer, das von dem unsrigen zwar weit verschieden seyn müsse, das uns aber seinem Wesen nach unerklärbar wäre. Diejenigen hingegen die die Sonne als ein Feuer ansahen, dessen Natur man sich aus dem irdischen Feuer zu erklären habe, boten ihr ganze Einbildungskraft auf, um diesem Feuer hinlängliche Nahrung zu verschaffen, und glaubten etwas sehr kluges zu behaupten, wenn sie so dann und wann einen Kometen hinein fallen ließen; ja man glaubte gar daraus — was hat nicht der menschliche Verstand alles geglaubt! — sich die Entstehung unsrer Erde zu erklären, die man geradezu für ein Stück der Sonne ausgab, welches einmal ein gewißer Komet, den die Sonne nicht habe habhaft werden können, vermuthlich seiner Größe wegen, aus und von ihr mit fortgerißen habe. Indeß selbst Neuton, der uns doch Kometen zuerst als planetenähnliche Körper betrachten lehrte, so wie alle seine Zeitgenossen, hielt noch dafür, daß die Sonne ein Feuer sey und glühe, ob er sich gleich die stets unverminderte Glut und Masse derselben nicht zu erklären wußte; und gründete auf diesen ohne Beweise angenommenen Satz (Hypothese) seine Theorie (Lehrgebäude) des Lichts, dessen Theile er für unmittelbare Ausflüße der Sonne ansah, die den weiten, und nach ihm leeren Raum ausfüllten.

Jedoch um die Mitte unsers jetzigen Jahrhunders, da man mit der Elektrizität vertraut zu werden anfieng, lernte man, sich auch von der Sonne einen viel würdigern Begrif zu bilden, so, daß man jetzt

als allgemein bekannt und ausgemacht annimmt, daß sie eine große elektrische Kugel sey, die ihr Licht blos ihrer Lage und Stellung im Weltgebäude zu verdanken hat, und daß andre planetische Körper dasselbe wieder zu ihrer Beleuchtung beytragen, was sie ihnen zuerst in diesem Betracht zu Theil werden ließ.

Bey dieser Behauptung, die durch Versuche bereits zum allerhöchsten Grad der Wahrscheinlichkeit gediehen ist, läßt sich nicht nur, was von der Sonne gesagt werden kann, ohne alle Schwierigkeit behaupten, sondern wir haben auch noch dadurch den stärksten Beweis von der schaffenden Weisheit und Güte ihres Urhebers erhalten; es sind mit ihr nicht nur alle vorhandenen Zweifel wider die vorigen Meynungen glücklich gehoben, sondern auch noch Bemerkungen gemacht worden, die uns bey unsrer Theorie des Lichts treflich zu statten kommen.

Und muß denn eben darum, weil sie leuchtet und wärmt, die Sonne ein Feuer seyn, und thun dieses nicht andere Dinge auch, die es nicht sind? Wer kennt wol z. B. gewiße Arten faulen Holzes, todter Fische und dergleichen, und weis nicht, daß sie, vermöge ihrer durch die Gährung oder Fäulnis in Bewegung gebrachten Theile, im Finstern leuchten? Phosphorus und die bey angenehmen Sommerabenden feurig glänzenden Johanniswürmchen kennt jedermann, und wer hat wohl nie von den den Wandersmann bey nächtlicher Weile täuschenden Irrlichtern in seiner Jugend gelesen oder gehört, und sich vom Freunde des Wunderbaren ihre bösen Deutungen sagen lassen? Dünne, gläserne, luftleere Röhren oder Flaschen geben, wenn man sie reibt, Licht und Wärme zugleich von sich, und kaltes Eisen wird durch öfteres Hämmern auf einem

spitzigen

spitzigen Winkel glühend. Zu dem ist es nicht einmal wahr, daß die Strahlen der Sonne wirklich brennen und zünden; dieses geschiehet blos durch Reibung und durch Hülfe der Kunst, mit Brenngläsern und Brennspiegeln, welches der Wilde, der zwey Stücke sehr trockenen Holzes, wenn er Feuer haben will, so lange mit aller Stärke gegen einander reibt, bis sie sich entzünden, sehr wol weis. Und in einer gewissen Entfernung, wie wir bey der Atmosphäre sehen werden, verliert die Luft sogar selbst ihre Wärme, und bloße Himmelsluft, Aether, ist keiner Erwärmung fähig. In einer gewißen Höhe von der Erde herrscht vielmehr eine unerträgliche Kälte, selbst in den heissesten Erdstrichen. Schon in Italien z. B. schmilzt der Schnee auf den Alpengebirgen nie, da man doch auf dem ebenen Lande des Jahrs fast dreymal erndtet. Ist es nicht bey uns zur Zeit des Winters, wo die Sonne uns doch am nächsten steht, oft unerträglich kalt, und gefriert es dann nicht zuweilen während des schönsten Sonnenscheins am heftigsten? Woher dies alles, wenn die Sonne kein andrer als feuriger Körper seyn sollte? —

Die Fortsetzung folgt.

Der Siroccowind in Neapel und Sicilien.

Der Siroccowind oder Südostwind, der in Neapel und Sicilien im Sommer sehr oft wehet, führet eine sehr große und entkräftende Hitze mit sich. Er verursacht eine solche Mattigkeit des Körpers sowol, als des Geistes, daß beyde schlechterdings unfähig werden, ihre gewöhnlichen Verrichtungen zu vollbringen. Als Herr Brydone hier war, traf ein leichtsinniger französischer Marquis in Neapel ein. Er war so munter und lebhaft, daß ihn die Leute für

närrisch hielten. Keinen Augenblick blieb er auf derselben Stelle. Er hüpfte bey ihren ernsthaftesten Unterredungen mit einer so erstaunlichen Schnellkraft von einem Orte zum andern, daß die Italiäner darauf schwuren, er habe Stahlfedern in seinen Schuhen. Da aber der Siroccowind anfieng zu wehen, so wurde er plötzlich ganz ernsthaft. Er begegnete dem Herrn Brydone mit einem Riechfläschgen in der Hand, ganz langsam und bedächtig einhergehend, und seine Lebhaftigkeit war erloschen. Hr. Brydone fragte ihn, was ihm fehle? O mein Freund, sagte er, ich bin so verdrüßlich, daß ich sterben möchte; ich, der ich niemals gewußt habe, was es heißt, verdrüßlich seyn. Aber dieser verfluchte Wind macht mich ganz zunichte; wenn das noch zwey Tage so währt, so hänge ich mich auf. — Die ganze Natur scheint während dieses abscheulichen Windes zu schmachten. Die schläfrige Unempfindlichkeit, die er verursacht, ist fast hinlänglich, alle Leidenschaften zu unterdrücken.

So lange er anhält, werden alle Kopfarbeiten bey Seite gelegt; und wenn einer einmal etwas sehr schlechtes und abgeschmacktes geschrieben hat, so sagen die Italiäner: Es ist zur Zeit des Sirocco geschrieben.

Als Herr Brydone in Sicilien war, stellte sich der Siroccowind an einem Sonntage früh morgens ein; doch wurde die Luft in seinen Zimmern, die sehr groß und hoch waren, bis um 8 Uhr, da er aufstund, im geringsten nicht davon verändert. Hr. Brydone öfnete die Stubenthür, ohne etwas von dem Sirocco zu vermuthen, und wurde wirklich bestürzter, als er in seinem ganzen Leben gewesen war. Die Luft fiel ihm auf das Gesicht, wie der brennende Rauchdampf aus der Oefnung eines Backofens. Er zog augenblicklich

blicklich seinen Kopf zurück, verschloß die Thür und rief seinem Freunde zu, die ganze Luft stünde im Feuer. Sie wagten es doch, eine andere Thür zu öfnen, die nach der Laube führte, in der sie gemeiniglich spazirten und die dem Winde nicht blosgesetzt war. Hier fanden sie die Hitze weit erträglicher, als an der ersten Thür. Doch kam es ihnen gerade so vor, als ob sie in eine von den unterirdischen Schwitzstuben zu Neapel gekommen wären, nur daß es hier noch weit heisser war. In wenigen Minuten fanden sie alle ihre Fiebern auf eine unbegreifliche Art erschlaft und die Schweislöcher öfneten sich dergestalt, daß sie erwarteten, sogleich in den heftigsten Schweiß zu gerathen. Zum Glück schien an dem Tage die Sonne nicht ein einzigesmal, sonst würde die Hitze ganz unausstehlich gewesen seyn. Auf der Seite der vorhingedachten Laube, die dem Winde ausgesetzt war, konnte es Hr. Brydone nur einige Minuten mit vieler Mühe aushalten. Er letzte da ein kleines Stück Pomade hin, welche sogleich zerschmolz, als ob sie am Feuer gelegen hätte. Er versuchte es, auf die Straße zu gehen, um zu erfahren, ob sich jemand sehen ließ; allein er konnte es nicht aushalten, und war froh, als er wieder die Treppe hinauf war. Diese erstaunliche Hitze währete bis Nachmittags um 3 Uhr, da sich der Wind auf einmal fast ganz wendete und den ganzen übrigen Abend von der See herkam. Der plötzliche Uebergang von der Hitze zur Kälte schien fast unbegreiflich. Der Strom der heißen Luft floß viele Stunden lang von Süden nach Norden, und ohne Zweifel war der ganze Dunstkreis auf viele Meilen weit in der Rundung damit angefüllt, und doch hatte sich der Wind kaum nach Norden gewandt, so war er äußerst kalt, und Herr Brydone und seine Gesellschafter mußten geschwind ihre Kleider anziehen, da sie bisher fast nackend

gewesen

gewesen waren. Doch war diese Kälte nur ein Viertel Grad von Wärme, die in England für unerträgliche Hitze würde gehalten worden seyn. Hier aber froren sie ordentlich dabey, so sehr hatte der Sirocco ihre Schweislöcher eröfnet. Doch konnte Hr. Brydone da, wo er vor dem Winde geschützt war, ohne große Beschwerde auf- und abgehen. Es erfolgte auch der häufige Schweis nicht, denn er erwartet hatte, sondern nur sehr starke Ausdünstung, wobey doch die Haut nicht sehr feuchte war. Die Sicilianer gestunden Herrn Brydone, daß der Siroccowind diesmal in Betrachtung seiner kurzen Dauer ziemlich heftig gewesen, versicherten ihn aber, daß sie ihn öfters und weit länger so gehabt hätten. Inzwischen dauert er selten länger als sechs und dreißig Stunden. Sonderbar ist es, daß dieser Wind in Sicilien, ohngeachtet seiner brennenden Hitze, niemals, so viel man weis, ansteckende Krankheiten verursachet, oder auch andre üble Folgen auf die Gesundheit des Volks gehabt hat. Es ist wahr, sie fühlen sich nach demselben äußerst schwach und erschlaft, aber der Nordwind, der gemeiniglich darauf folgt, stellt sie in wenigen Stunden wieder her und giebt ihnen bald ihre völlige Stärke wieder. Zu Neapel hingegen und an manchen andern Orten in Italien, wo er lange nicht so heftig ist als hier, aber auch viele Tage, ja ganze Wochen lang dauert, wird er oft von faulen Fiebern begleitet, und zieht fast immer eine allgemeine Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit nach sich.

Das Ziehen der Federkiele zu den Schreibfedern.

Will man die Kiele zu den Schreibfedern zurichten, daß sie keine sogenannte Zähne bekommen, so müssen

müssen sie zuerst mit gehöriger Sorgfalt gezogen werden, und dieses geschiehet auf folgende Weise. Man bedienet sich hiezu der warmen Asche, in welcher aber keine Kohlen mehr seyn dürfen, oder der brennenden Kohlen. Die sogenannten Hamburger Schreibefedern werden mehrentheils durch Wärme der Asche bearbeitet. Allein hier ist eben der Fehler zu suchen, warum sie oft Zähne bekommen. Selten wird die Asche die gehörige Wärme haben, sie wird entweder zu heiß oder zu kalt seyn. Im ersten Falle erweicht der Kiel zu bald, und wird, statt daß er hart werden soll, zähe, und nun muß er Zähne bekommen, da der Spalt keinen freyen Aufsprung haben kann. Im andern Falle erweicht der Kiel entweder nicht genug, oder wenigstens durchdringt die Wärme nicht alle Theilchen desselben, er bekömmt daher nothwendig wieder Zähne. Besser ist es, man bearbeite die Schreibfedern über dem Kohlenfeuer, und beobachte folgendes mit Behutsamkeit.

Erstlich hüte man sich, daß die brennenden Kohlen keine Flamme geben; denn diese würde den Kiel augenblicklich verbrennen. Indem man hernach den Kiel über das Kohlenfeuer hält, so bewegt man ihn geschwinde hin und her; thut ihn oft gar vom Feuer und fühlt mit den Fingern, ob er durchaus erweicht, und zwar in einem gleichen Grade erweicht sey. Ist dieses, so überstreiche man ihn mit einem Messer, setzt ihn mit der Hand in seine vorige runde Gestalt, und dann ist die Feder zum Gebrauche fertig. Wer harte Federn liebt, der kann dieselbe gar zweymal ziehen, und sie das erstemal auf dem Rücken, das zweytemal aber auf der Seite überstreichen; nur muß dieses nicht gleich hinter einander geschehen, sondern die Feder muß zuvor erkaltet seyn. Diejenigen Federn, welche

im

im Sommer den Gänsen selbst ausfallen, sind die besten, denn diese haben ihre völlige Reife und erwünschte Güte. — Eben so verfährt man mit den Rabenkielen, deren man sich zum Zeichnen bedienet.

Edler Christensinn eines Landmanns, und Dankbarkeit eines Juden gegen denselben.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland giengen, da arbeiteten und dann mit ihrem verdienten Gelde zurück kehrten, strandete, und alle waren in Gefahr zu ertrinken. Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan, und hielten sich an demselben fest. Einen von diesen bat ein Jude um die Erlaubnis, sich an seinen Beinen halten zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und sie wurden nun mit einander durch ein herzueilendes Boot gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, das Dorf, wo er wohnte, und die Monatszahl des unglücklichen Tages in seine Schreibtafel, dankte dem Retter seines Lebens, und versprach ihm, sobald er nur könnte, thätlich zu beweisen, daß er erkenntlich gegen ihn sey. Reise hin in Gottes Namen, sagte der gutherzige Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern thun muß; danke nur Gott, der uns erlöser hat vom Tode!

Nach zwey Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Bauers einen Brief, der ein Zeugnis seiner dankbaren Gesinnung ist, schickte demselben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, und fünfzig Dukaten, die er ihm in seinem Namen

zu

zu geben hat. Der Bauer stand wie versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschickten Zeuge zu Kleidern sah. — Nun, Gott vergelts dem Juden! sagte er weinend. Nun tadle mir einer die Juden und schelte sie!

Noch größer ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die fünfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, sahe den Amtmann beständig an, und las darauf den Brief. Endlich rief er laut aus!

Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bischen Bummeln am Bein! O Gott! segne ihn, mache alle Juden selig!

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seinem Weib und Kindern aufs rührendste beym Amtmann. Bauer und Amtmann schrieben beyde eine Danksagung an den Juden, der ihnen noch nachher jährlich allerhand Geschenke zuschickte.

Ein geprüftes Mittel wider den Stich einer verschluckten Wespe.

In einer Bierschenke schluckte einer von den Gästen unversehens eine in das Bier gefallene Wespe im Trinken mit dem Schaume nieder, und bekam von derselben einen Stich im Schlunde. Bald nachher erfolgte eine starke Geschwulst, von welcher er beynahe erstickt wäre. Man rief einen Arzt, der ihn sprachlos und schon ganz schwarz im Gesichte fand. Dieser ließ sich Honig, Baumöl und Weineßig reichen, machte davon eine Mischung, ließ den Patienten einen Löffel voll davon niederschlucken und solches so oft wiederholen, als es möglich war. Anfangs wurde dieses ihm sehr schwer, aber nach und nach fand er Erleichterung. Er brach endlich das Still-

schweigen und rief sehr freudig, daß die Beklemmung vorüber sey. Der Artzt ließ ihm den Rest der Mischung mit nach Hause nehmen, um zuweilen noch einen Löffel voll nachzuholen, verbot ihm das Reden und empfahl ihm die Ruhe. Dieses alles hatte so eine gute Wirkung, daß er den folgenden Tag wieder seinen Geschäften vorstehen konnte.

Diejenigen Leser der **Mannichfaltigkeiten**, welche etwa fürs künftige Vierteljahr (oder dritte Heft) abzutreten gedächten, belieben solches dem unterzeichneten Bücherverlage noch vor Ende dieses Vierteljahrs gefälligst anzuzeigen, damit man sich mit der Auflage darnach richten könne. Neueintretenden stehen noch einige Exemplare vom ersten und zweiten Hefte zu Diensten.

Da die Geschichte von Portugal mit diesem Hefte zu Ende gehen wird, so gedenken wir im folgenden mit der Geschichte von Frankreich fortzufahren, die vielleicht bey gegenwärtigen Umständen für unsere Leser mehr Interesse haben wird, als jede andere. Sie wird nach einem ähnlichen Plane bearbeitet, wie die von Portugal, und ihres Reichthums an merkwürdigen Vorgängen wegen, die man sich vorzüglich herauszuheben bemühen wird, gewiß sehr vielen eine nützliche Unterhaltung gewähren. Denn es ist gewiß nichts lehrreicher, als in dem Gange früherer Zeiten die Vorbereitung wichtiger Ereigniße der spätern Zeiten, und in den Fehlern jener die Quellen der Uebel aufzusuchen, die über diese hereinbrachen.

Brinhaußerischer Buch- und Kalenderverlag
in Augsburg.

Verbesserung.

Im 19ten Stücke, Seite 304, Zeile 13,
statt 571 $\frac{6}{7}$ lies 571 $\frac{3}{7}$

Mannichfaltigkeiten.

Fortsetzung von Portugal.

Johann V. regierte von 1706 bis 1750.

Dieser Fürst, ein persönlicher Freund der Engländer, und mit dem Hause Oesterreich durch Blutsfreundschaft verbunden, setzte den von seinem Vater ererbten Krieg fort, und brachte ein Heer von 35000 Mann auf die Beine, das aber nichts Großes that. Der Marschall von Berwick, der damals eine französische Armee gegen die Portugiesen anführte, erzählt einen Vorfall, welcher den Aberglauben und die schlechte Einrichtung der portugiesischen Truppen auf gleiche Art beweiset. Im Jahre 1706 waren nämlich die Portugiesen sehr verlegen um einen erfahrnen General. Man schlug den heiligen Antonius vor. Weil aber in Portugal ein General von unten auf gedient haben muß, so zog man dem Bilde des heiligen Antonius einen Soldatenrock an, den andern Tag eine Unteroffiziers- und den folgenden eine Offiziersuniform, und in kurzer Zeit war er bis zur Würde eines Generalfeldmarschalls empor gestiegen, wurde auch in das mäßige Traktament von 150 Dukaten gesetzt und der Armee in einer Sänfte vorgetragen. Sie folgte ihm voller Muth, und lagerte sich nach einigen Märschen zwey Meilen unter Badajos, wo der Herzog von Berwick vom andern Ufer her sie mit einigen Kanonenschüssen begrüßte. Den andern Morgen waren die Portugiesen auf der Flucht, weil eine Kugel dem Bildnis des heiligen Antonius den Kopf weggenommen hatte. *) Ueberhaupt waren die

*) S. Herrn von Jungs Nachrichten von der portugiesischen Literatur, der hinzusetzt, daß der Heilige noch bis auf den heutigen Tag sein Generalfeldmarschalls Traktament bekommt, aber weiter keine Dienste mehr thut.

portugiesischen Unternehmungen in diesem ganzen Kriege nicht die glücklichsten. Daher erhielt auch der König in dem Frieden von Utrecht 1713 wenig von dem, was die Alliirten seinem Vater bey dem Ausbruch des Krieges versprochen hatten. Frankreich entsagte blos seinen Ansprüchen auf die ganze Nordseite des Amazonenflußes in Amerika, und Spanien gab die Kolonie de San Sagramento zurück. Diese an dem Platafluße, an den Grenzen des spanischen Paraguay, 1679 von den Portugiesen angelegte Kolonie, an und vor sich ein elendes Dorf, ist bis 1778 die Ursache eines beständigen Misvergnügens zwischen Spanien und Portugal gewesen. Denn von hier aus trieben die Portugiesen mit dem spanischen Peru und Chili*) einen Schleichhandel, der jährlich einige Millionen Reichsthaler betrug. Spanien wollte in diese Abtretung anfangs nicht willigen. Aber die Königin Anna in England drang darauf, daß Spanien dieses Opfer dem Frieden bringen mußte. So erhielt also Portugal nach dem Utrechter Friede von der spanischen Erbschaft nichts, hatte Truppen und große Geldsummen vergeblich aufgeopfert, und seine Schwäche auf eine sichtbare Weise vor den Europäischen Mächten aufgedeckt. Während daß nun Portugal mehrere Jahre hindurch Ruhe und Frieden genoß, so versäumte der König nichts, was seiner ausschweifenden Liebe zur Pracht und Vergnügen, die sich zuletzt in eine überspannte Andächteley verwandelte, schmeicheln konnte. Mit einer Verschwendung, welche die Brasilischen Schätze wegnahm und die Einkünfte der Krone erschöpfte, erbaute er in einer sandigen dürren Gegend, welcher erst durch einen kostbaren Kanal Wasser zugeführt werden mußte, das Franziskaner-

*) Beyde in Südamerika, und reich an Gold- und Silbergruben.

kanerkloster zu Mafra. Dreyzehn Jahre lang arbeitete man ununterbrochen an diesem Gebäude, das an Pracht das weltberühmte spanische Escorial übertrift, und verwandelte so viele Millionen Thaler in Stein. Auch die Stiftung des Patriarchats, welches blos einen Anblick der glänzendsten Religionsceremonien verschafte, kostete unermeßliche Summen. So gefällig sich der Päbstliche Stuhl bey Errichtung des Patriarchats gegen Johann V. bezeigt hatte, so wenig erwiederte der König diese Gefälligkeit, daß er vielmehr weiter um sich griff, und Ursache zu langwierigen Mißhelligkeiten gab. Unter andern forderte er für den an seinem Hofe gestandenen Nuntius, Vincentius Bichi, einen erledigten Kardinalshut; der Pabst verweigerte ihn. Der König fand sich dadurch so beleidiget, daß alle Portugiesen den Kirchenstaat, so wie alle Päbstliche Unterthanen Portugal verlassen mußten. Er benützte auch diese Irrung, der Inquisition einen Theil ihrer Allgewalt zu nehmen, indem er alle ihre Schlüße dem Staatsrath unterwarf, und den Angeklagten einen gerichtlichen Beystand erlaubte. Am Ende erhielte er von dem Pabst Klemens XII. seine Forderung, da Bichi 1731 zur Kardinalswürde erhoben ward. Die heilsame Einschränkung der Inquisition aber dauerte nicht lange, indem der König bald wieder ihren Hinrichtungen in königlichem Pompe beywohnte, und die Inquisitoren machen ließ, was ihnen gut dünkte. Der Friede, dessen Portugal seit dem deutschen Erbfolgekrieg genoß, und den der König auf alle Weise zu erhalten suchte, schien auf einmal 1736 durch einen von jenen Vorfällen unterbrochen zu werden, die nicht in den Händen der Großen stehen, und wo so leicht persönliche Erbitterung ins Spiel kommt. Die Bedienten des portugiesischen Gesandten unterfiengen sich, einen zum Tode verurtheilten

Mißerhäter, weil er mit einem Stallknecht der Gesandschaft verwandt war, den Händen der Gerechtigkeit bey seiner Ausführung zum Richrplatze zu entreissen, ihn in das Haus ihres Herrn, und von da über die Gränzen zu bringen. Daß der portugiesische Gesandte vor der That darum gewußt habe, ist nicht wahrscheinlich. Allein nach der That, die ihm nicht unbekannt bleiben konnte, war es Pflicht, dem spanischen Minister zu bezeugen, daß er von dieser Beleidigung des Monarchen in seiner Residenz keine Kenntniß vor der That gehabt habe, und daß er bereit sey, die Schuldigen strafen zu lassen. Allein er schwieg, und ließ den Minister vergeblich auf eine Entschuldigung warten. Aufgebracht über dieses Benehmen ließ der Minister 17 Domestiken des Gesandten aus seiner Wohnung mit Gewalt holen, zwey und zwey Rücken an Rücken gebunden auf Esel setzen, und in das Stadtgefängniß führen. Nun schrie der Gesandte über Verletzung der Gesandschaftsrechte, verließ den Hof und gieng nach Lißabon zurück, wo man mit den Bedienten des spanischen Gesandten auf gleiche Art verfuhr. Der spanische Hof schickte sogleich Befehle nach Amerika, die Portugiesen zu bekriegen, und mit der Wegnahme der Kolonie de San Sagramento den Anfang zu machen. Portugal, das zu einem Kriege nichts weniger, als vorbereitet war, befand sich in Ansehung seiner Land- und Seemacht in den erbärmlichsten Umständen. In dieser Verlegenheit kam Georg II. König von Großbritanien, Johann V. zu Hülfe, und ließ sogleich eine Flotte auslaufen, welche Spanien nöthigte, den 16. Merz 1737 einen Vertrag zu unterzeichnen, welcher den Portugiesen ihre schon verlorne Kolonie de San Sgaramento zurückgab. Diese Kolonie wollten die Spanier in der Folge durch Tausch an sich bringen; allein die ganze Unterhandlung

zerschlug

zerschlug sich, weil man weder in Madrid noch in Lißabon damit zufrieden war; die eigentliche Ursache der Hindernis dieses projektirten Tausches aber wurde den Jesuiten zur Last gelegt, welche auch in der Folge das Opfer dieses mißlungenen Plans geworden sind.

Der König, der seit 1742 an Körper und Geist kränkelte, sich ganz mit geistlichen Dingen beschäftigte, und sich unfähig fühlte, die Angelegenheiten seines Volkes, wie vorher, zu besorgen, überließ die Regierung beynahe ganz seiner Gemahlin. Diese Fürstin, die ein stilles eingezogenes Leben den zerstreuenden Geschäften vorzog, vertraute die Staatsverwaltung dem Bruder Gaspar an, der in seiner Jugend in den Franziskanerorden getreten war, und bey Verwaltung einiger Klostergüter durch Redlichkeit und Genauigkeit sich ausgezeichnet hatte. Gaspar aber leistete an diesem Posten das nicht, was man erwartete. Er begieng manche wichtige Staatsfehler. Er hemmte den Aktiv- und Paßivhandel der Portugiesen, und verdarb es besonders mit den Engländern dadurch, daß er sie von dem Handel nach Brasilien ganz ausschloß.

Endlich starb Johann V. 1750, nachdem er noch ein Paar Jahre vorher das Glück gehabt hatte, von dem Pabst Benedikt XIV. den Tittel Allergetreuester erhalten zu haben. Um die Wissenschaften erwarb er sich das einzige Verdienst, daß er 1720 eine Akademie der portugiesischen Geschichte stiftete. Sein Tod war vorzüglich der Geistlichkeit empfindlich, welche er sehr bereicherte. Weniger betrübte sich der Adel, denn diesem war er so sehr gram, daß er öfters bey Zusammenkünften seinen Groll bis zu Thätlichkeiten ausbrechen ließ. Ihm folgte sein Prinz Joseph. Der Beschluß folgt.

Fortgesetzte Betrachtung der Natur.

Ist die Sonne wirklich ein Feuer?

Wenn denn aber die Sonne kein Feuer, wenn sie vielmehr eine elektrische Kugel ist, was, wird man fragen, haben wir uns unter dem Worte elektrisch zu denken, und wie vermag wol die Sonne, als ein dergleichen Körper, alle die von ihr bekannten Wirkungen hervorzubringen? und wir müssen diesen Fragen billig eine Genüge leisten.

Die Elektrizität an sich betrachtet, ist eine höchst flüßige, elastische und noch unendlich feinere Materie, als die Luft, und daher, wie sie, unsichtbar. Sie ist im ganzen Welraume ausgebreitet, durchdringt alle, selbst die festesten Körper, und hat mit dem Aether oder der Lichtmaterie viel Verwandschaft, mit welcher man sie oft zu verwechseln pflegt. Die Erfahrung belehret uns, daß jeder Körper seine eigene elektrische Atmosphäre habe, welche zunächst demselben dichter, als in einiger Entfernung von ihm ist, und daß die Wirkungen der Elektrizität um desto stärker sich zeigen, je häufiger sich diese Materie an einem Orte beysammen befindet. Was ihre Wirkungen anbetrift, so bestehen diese vorzüglich im Anziehen und Zurückstossen andrer Körper, die in ihren Wirkungskreis kommen, im Leuchten, Wärmen, Anzünden, Erschüttern, u. s. w. Die Alten kannten nur die ersten Wirkungen derselben, die sie am Bernsteine, Elektrum genannt, bewunderten, und weil dieser denn gleichsam das erste Glied war, aus dem nachgehends eine so große und lange Kette wichtiger Erfahrungen und Entdeckungen in dieser Materie sich herleitete, so haben die neuern

Naturlehrer dieser Materie selbst, das Andenken ihrer Erfindung der Nachwelt auf immer zu erneuern, den Namen der Elektrizität beygelegt.

Die Erregung der Elektrizität selbst, oder die Aeußerung ihrer Kraft, geschieht vorzüglich durch Reibung. So äußert z. B. eine gläserne Kugel ihre elektrische Kraft, daß sie, wenn man sie, wie die Elektrisirmaschinen zeigen, an einem ledernen, mit Kreide bestrichenen Kissen oder nur an der bloßen flachen Hand sich reiben läßt, wärmet und leuchtet. Eben so verhält es sich mit der Sonne. Die Bewegung um ihre Achse ist es, welche alle die Wirkungen, die wir von ihr wahrnehmen, hervorbringt, und welche, wenn wir auf ihre Größe Rücksicht nehmen, undenkbar schnell ist. Nehmen wir den Durchmesser der Sonne auch nur hundertmal *) größer, als denjenigen der Erde an, so beträgt die Schwingung an der Oberfläche derselben in 24 Stunden mehr als 21107 deutsche Meilen. Eine fast unglaubliche Geschwindigkeit, die sich dennoch sehr wol erweisen läßt, und deren Wirkungen wir nicht zu läugnen im Stande sind. Etwas dieser Reibung ähnliches, die durch die Gegenwirkung der Planeten noch um ein Ansehnliches vermehrt wird, sind wir auf der Erde nicht hervorzubringen vermögend. Daß aber der Aether oder die elektrische Materie durch Reibung dergleichen Wirkungen hervorbringe, bezeugen sattsam unsre kleinen elektrischen Versuche, und vorzüglich jene eben angeführten gläsernen dünnen Röhren oder Flaschen, die zuvor der

*) Hundert und eilf Erdkugeln in eine Reihe neben einander gestellt, machen erst das Maas von einem Rande der Sonne bis zum andern aus. In dieser großen Sonne würde der Mond seine weite Bahn um die Erde vollenden können, ohne noch bey weitem den innern Rand der Sonne zu berühren.

sich in ihnen befindlichen Luft waren entlediget worden, die man aber deshalb auf keinerley Art des sich in ihnen befindlichen viel tausendmal feinern Aethers hatte berauben können, der selbst noch in ihrem luftleeren Raume zurückblieb. Jedoch ist diese Reibung des Aethers gegen die Wirkung der Sonne auf demselben, wie jeder selbst leicht einsehen kann, für weniger als nichts zu rechnen.

Nun sehen wir also ein, woher es komme, daß auf hohen Bergen, wo die Reibung bey weitem nicht so stark ist, wie auf dem platten Lande, und wohin die Wärme, die in der niedern Gegend herrscht, nicht aufreicht, der Schnee selbst im heissesten Sommer nicht schmilzt; nun werden uns so manche plötzliche Veränderungen in der Witterung durch die sich oft schnell herniedergesenkte obere Luft, und die oft strenge Kälte des Winters, wo die Reibung der Erde gegen die Sonne, dem Theile nach, den wir bewohnen, bey weitem nicht die ist, die sie im Sommer war, erklärbarer; nun können wir uns aus der Natur elektrischer Körper die ovalen (eyrunden) Bahnen der Planeten und die exzentrischen Läufe der Kometen *) deutlich vorstellen, und über die Ursachen der Zentral- und Fliehkräfte mit Nutzen nachdenken.

Ist die Sonne kein Feuer, sondern eine elektrische Kugel, umflossen von einer höchst elektrischen Materie, so kann sie ein eben solcher himmlischer Körper, wie unsre Erde seyn. Was fürchten daher blödsinnige Sterbliche, die oft so sinnreichen Schöpfer ihres eingebil-

*) Exzentrisch werden die Bahnen der Kometen genennt, weil sie als länglicht runde Zirkel sich von der Sonne, als ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, in ungleichen Weiten entfernen.

gebildeten Elends, daß sie es seyn soll, die unserer Erdkugel ihren jüngsten Tag bringen werde, und ihn schon so vielen andern Welten gebracht habe, die nun als ausgebrannte Kometen, ihrer endlichen gänzlichen Vernichtung entgegen eilten. Nein, Gott hat sie, so wie die ganze Natur, nicht zum Verderben, sondern zur Freude seiner Geschöpfe werden lassen; er ist kein Tyrann, er ist ein liebreicher Vater. Was erfrecht sich der Heuchler in Gottes Gerichte zu schauen, und wer hat ihm gesagt, daß er, um halsstarrige Sünder zu strafen, einen Ort, wie diesen, nöthig habe.

Betrachten wir die Sonne als einen planetenartigen Körper, so leidet sie auch keinen Abgang ihrer Materie, so ist sie immer noch dieselbe, die sie vom Anfange gewesen. Die Lichtmaterie, womit sie Gott umhüllt hat, strömt um sie, wie die Luft um unsern Erdball, ihre Stralen pflanzen sich durch den Aether mit unbegreiflicher Schnelligkeit fort, und bringen nach der jedesmaligen Größe des Winkels, unter welchem sie in unsre Atmosphäre fallen, und nach Beschaffenheit sowol der aus der Erde aufsteigenden Dünste, die selbst viele Feuertheile enthalten, als auch überhaupt der innern Grundwärme des Erdbodens, zunächst an der Erdoberfläche mehr oder weniger Wärme hervor. Und die Sonnenflecken hätte man sodann für nichts anders, als Oeffnungen in der Sonnenatmosphäre, oder für gewisse hie und da von der Lichtmaterie entweder ganz, oder nur zum Theil entblößte Theile anzusehen, die wenig oder gar kein Licht zurückwerfen.

Die Sonne hat aber auch, wie die Planeten, eine Bewegung um ihre Achse. Dies lehrt uns die genaue Wiedererscheinung ihrer Flecken, nach einem

Zeitraum von 25 Tagen, 14 Stunden, und dieses wäre also die Zeit ihrer Tage und Nächte, wenn sie anders diesen Wechsel des Lichtes kennt. Und in der That müssen auch die Planeten, indem sie bald mehr auf die eine als auf die andere Seite den Aether zwischen sich und ihr zusammendrücken, eine Veränderung des Lichtes und der Witterung auf derselben hervorbringen, und so etwa eine Art von Tages- und Jahreswechsel verursachen, der zumal um ihre Pole, merkbar seyn dürfte.

Daß übrigens die Sonne eben so gut, wie unsre Erde und andere himmlische Körper eine Atmosphäre habe, ist gewiß. Und da sie selbst von so großem Umfange ist, so ist auch leicht zu erachten, daß dieser ihr Dunstkreis sich sehr weit erstrecken müsse. Sie reicht auch wirklich bis zu unsrer Erde, welcher sie vor Aufgang und nach Niedergang der Sonne, besonders im Herbst und im Frühlinge, wie eine weiße, lichte, durchsichtige Wolke, gegen den Thierkreis gerichtet erscheint, und daher auch das Zodiakal- oder Thierkreislicht genannt wird. Es unterscheidet sich merklich von der Dämmerung, und rückt mit der kommenden oder weichenden Sonne immer weiter fort. — Die Materie dieser Atmosphäre, die von den Polen der Erde stark angezogen wird, senkt sich endlich in die obern Gegenden unsrer Luft herunter, und daher entstehen, nach einigen, die Nordlichter, die mit ihren wunderlich durcheinander fallenden Lichtströmen und verschiedentlich gefarbten Bogen die langen Nächte der Einwohner der Pole hell und schön machen.

Der Sonne laßt uns ähnlich seyn,
So heiter und so hell;
Wie sie der Menschheit Freude seyn,
Und ihrer Wohlfahrt Quell.

Dann

Dann neigt sich sterbend unser Haupt
Gleich ihr, voll Glanz, zur Ruh;
Schläft, nur des irdschen Theils beraubt,
Dem Frühlingsmorgen zu.

Etwas über die Bewohner der Schweitz.

Unter den Einwohnern der Schweitz müssen wir die Sennen zuerst kennen lernen, die die guten Käse machen. Sie sind ehrliche, aufrichtige Leute, mit einem schlechten, rauhen Kittel bekleidet, tragen Holzschuhe, die sie mit zwey ledernen Riemen über die bloßen Füße anbinden. Ein solcher Senne hat die Aufsicht über 20 bis 40 Stücke Hauptvieh, mit welchen er zu Anfang des Sommers zu Alp geht. Von diesen sammelt er Milch, Butter, Käse, wovon er dem Besitzer entweder die Rechnung oder einen gewissen bedungenen Zins giebt. Seine Sennhütte ist ein durchsichtiges Häuschen, das aus hölzernen auf einander gelegten Balken besteht, mit Tannenrinden ausgelegt, mit Schindeln bedeckt, und mit grossen Steinen beschwert ist. Der Estrich ist bloße mit Tannenrinden bedeckte Erde. Die Thüren, Schlösser und Riegel und Küchengeschirre sind alle von Holz. Außer dem Ober- und Unterbette nebst einigen Kissen sieht man in seinem Hause nichts als Käse und Heu herum liegen.

Ueberhaupt sind die Schweitzer größtentheils von starker Leibesbeschaffenheit, gesund und heiter, zu schweren Arbeiten geschickt. Sie werden größtentheils sehr alt. Ein Greis von 90 bis 100 Jahren ist in der Schweitz gar nichts seltnes. Besonders sind diejenigen, welche auf den Gebirgen wohnen, stärker, und

leben

leben länger, als die Bewohner der niedern Gegenden. Meistentheils haben sie schwarzes Haar und eine bräunliche Farbe. Die Frauenzimmer in den Städten sind ziemlich weiß. Sie sind Feinde von allem Zwang und von allem Unnatürlichen. Selbst in den gesittetsten und artigsten Gesellschaften ist es daher nichts ungewöhnliches, daß die Mannspersonen in der Stube den Hut aufbehalten. Man findet viele, die so wie in den Salzburgischen und Tyrolergebirgen Kröpfe haben; besonders in den Gegenden um den Furkaberg herum.

Die Bauersleute tragen gewöhnlich kleine runde Hüte, ihre Westen und Röcke sind aus einer Art groben schwarzen Tuchs oder Zeugs, ihre Beinkleider aus grober Leinwand, aber unter den Knien in Falten gezogen. Die Strümpfe sind aus eben dem Zeuge, wie die Hosen, gemacht. Die Weibspersonen tragen kurze Kittel, mit sehr vielen überflüßigen Knöpfen, die unverheyratheten Mädchen theilen ihr Haar in zwey Zöpfe, an welche sie Bänder binden und der Länge nach herunter hängen lassen. Sobald sie aber verheyrathet sind, dürfen sie diese Haarzöpfe nicht länger herunter lassen, sondern winden sie mit großen silbernen Haarnadeln auf dem Kopfe herum. Verheyrathete und Unverheyrathete tragen Strohhüte mit schwarzen Bändern geziert. Ihre Röcke binden sie so weit oben zu, daß kaum eine Taille übrig bleibt. Ausserdem pflegen sie sich durch eine erstaunliche Menge Röcke, die sie zu tragen pflegen, an dem untern Theile des Leibes eine besondere Größe zu geben.

Vornehmere Frauenzimmer pflegen sich in einigen Gegenden ihr Gesicht mit einem Schleier von Flor zu verhüllen. Der Kopfputz ist verschieden. In einigen

nigen Orten tragen sie den Kopf blos mit einem geflochtenen langen Haarzopfe; in andern breite Hauben; in andern niedergeschlagene Mannshüte oder kleine artige Strohhüte, und so giebt es verschiedene Abwechselungen. Juwelen und brabantische Spitzen dürfen sie auf der Straße nicht tragen.

Man erzählt übrigens von den Schweitzern, daß sie häufig auf ein gut Glas Wein zusammen kommen, woran auch die Frauenspersonen Theil nehmen. Hr. Hirschfeld in Kiel beschreibt ihr Vesperbrod sehr angenehm. Außer den gewöhnlichen Mahlzeiten zu Mittag und zu Abend, sagt er, wird in allen Häusern des Nachmittags oft eine Stunde nach dem Mittagsessen bey dem Koffee wieder eine Menge Speisen, Käse und Brod, Fische, Braten und Schinken, Gebacknes und Wein aufgetragen. Diese Gewohnheit wird sehr sorgfältig beobachtet, und ohne dieselbe würde der Schweitzer gewiß befürchten, in eine Krankheit zu fallen. Man nennt dies goutiren, d. h. kosten, aber es ist eine förmliche Mahlzeit, nur mit dem Unterschiede, daß man nicht zu sitzen pflegt, sondern dabey im Zimmer herumgeht.

Sonst haben die Schweitzer viel rühmliche Eigenschaften. Sie haben ein sanftes, wohlwollendes Herz. Jeder Fremde, der in ihre Gegenden kommt, wird von ihnen auf die freundschaftlichste Art aufgenommen. Sie sind tapfer und unerschrocken, und haben besonders eine große Neigung, sich in den Waffen zu üben. Mit diesen Tugenden verbinden sie Treue und Ehrlichkeit. Daher haben auch viele Fürsten sehr gerne Schweitzer in ihre Dienste aufgenommen, und sogar ihre eigene Person lediglich ihrer Bewahrung anvertrauet. Unter einander beweisen sie

eben

eben diese unverfälschte Rechtschaffenheit. Diebstähle sind in der Schweitz kaum dem Namen nach bekannt. Vergißt oder verliert der Reisende etwas, so bekommt er es gewiß wieder, so lange er noch in der Gegend anzutreffen ist. Der Bauer ist ungemein höflich, und beynahe noch dienstfertiger, als der französische. Ihr Vaterland schätzen sie außerordentlich. Daher empfinden sie in fremden Ländern oft eine Art von Bangigkeit, und eine unruhige Begierde, in ihr Vaterland zurückzukehren, die man Heimweh nennt. Und man hat Beyspiele, daß manche, die in fremden Ländern mit Gewalt zurückgehalten wurden, wirklich daran gestorben sind. Zur Zeit, wann die Hirten ihre Heerden auf die Alp treiben, pflegen sie eine Art von Hörner, die aus Baumrinden verfertigt sind, bey sich zu führen, auf welchen sie mit einer besondern Geschicklichkeit zu blasen im Stande sind. Hierin besteht bey diesen glücklichen Leuten ein Theil ihres Zeitvertreibes in ihrem einsamen Hirtenleben. Diese ländliche Musik ist allen Landleuten bekannt, und sie sind außerordentliche Liebhaber davon. Als einmal diese Hörner bey denen in Holland stehenden Schweitzerregimentern geblasen wurden, so entstand eine allgemeine Sehnsucht und Betrübnis; sie erinnerten sich auf eine lebhafte Art an ihr Vaterland, und an die Glückseligkeit, die sie in ihren Gebirgen genossen, und die Gemeinen fiengen an, weichherzig zu werden, liefen zu ihren Offizieren und verlangten Abschied. Daher ist auch in Holland bey den Schweitzerregimentern verboten, diese Hörner zu blasen.

Im Kriege ist jeder Schweitzer Soldat. Jeder, vom ersten Bürger bis zum Bauer, ist vom sechszehnten Jahre an bis zum sechzigsten zum Soldatenstande eingeschrieben, und muß nicht allein seine Uni-

form

form und Gewehr, sondern auch allemal 2 Pfund Pulver nebst 4 Pfund Kugeln, und Brod auf vier Tage bereit halten. Alle Jahre wird eine strenge Untersuchnng angestellt, ob ein Jeder in der gehörigen Verfassung ist, in einer Viertelstunde zum Marsch fertig zu seyn.

Außer den bestimmten Waffenübungen übt sich auch das Landvolk zu verschiedenen Zeiten des Jahrs im Schiessen, wobey oft die Obrigkeit demjenigen, welcher den Vorzug hat, eine Belohnung ertheilt. Einige Schweitzer verbinden sich untereinander in einer Gesellschaft, und setzen einen Preis fest. So stellen bisweilen ganze Dörfer eine Wette an, welcher von ihnen im Ringen am stärksten sey. Der Preis ist gemeiniglich ein oder mehrere Ochsen. Zu dem Ende sucht ein jedes Dorf die stärksten aus, die es hat, und diese kommen an einem bestimmten Platze zusammen, wo sie vor einer Menge Zuschauer zusammentreten, mit einander zu ringen. Das Ringen geht ohne Blutvergießen und ohne Wuth ab, und derjenige, welcher gesiegt hat, nimmt den Ochsen mit sich, und das ganze Fest endigt sich mit einem Schmauße.

Uebrigens besteht ein wichtiger Theil der Beschäftigungen der Landleute in der Viehzucht. Es giebt unter den Alpen verschiedene Berge, die sich in einer weiten Strecke fortziehen, wohin die Schweitzer ihre Heerden zu vielen tausenden treiben, mit welcher sie im Anfange des Herbstes zurück kehren.

Nützliche Anwendung der wilden Kastanien.

Man weiß aus Versuchen, daß diese ansehnliche, ungenützte Früchte nach fünf Aufgüßen von

Fluß-

Flußwasser, deren jeder etliche Tage dauren muß, alle Bitterkeit ablegen, und weil ihr Mehl nunmehro süsser geworden, unter das Futter des Geflügels und der Schweine zerhackt werden könne. Außerdem geben getrocknete und von der Schaale entblößte Kastanien zerstampft und in Wasser geschüttet, ein gutes Seifenwasser, um darinnen die Leinwand wie mit Seife rein zu waschen.

Andre Landwirthe machen eine Lauge von $\frac{1}{8}$ eines Scheffels ungelöschten Kalkes und 22 Kannen Wassers auf einer dichten Leinwand. Man läßt die Kalklauge durch den Zapfen ab. In dieser Lauge werden die mit einem Pfriemen durchstochene Maronen weich gekocht, gespalten, 24 Stunden in Wasser gelegt, verfüttert. Das mit der Bitterkeit angefüllte Kalkwasser gieße man wider die Erdflöhe auf ein Land, so man mit Kohl bepflanzen will.

Die Ziegen fressen begierig die Blätter dieses früh ausschlagenden und schön blühenden Kastanienbaums, dessen große Blätter einen angenehmen Schatten machen, und der ein geschwindes und gutes Bauholz trägt. Die Früchte giebt man dem Vieh allein oder mit Kohlblättern und Feldrüben zugleich, und man hat in Sachsen nicht nur das Fleisch an einem solchen Mastvieh wohlschmeckend, sondern auch aus der Erfahrung gefunden, daß dergleichen Vieh von der Seuche der Nachbarschaft befreyt geblieben, und daß die Melkkühe davon im Winter mehr Milch geben.

Augsburg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Beschluß von Portugal.

Joseph regierte von 1750 bis 1777.

Kaum hatte dieser Fürst die Regierung angetreten, als sich auf einmal das ganze Regierungssystem zu ändern, und durch die Veranstaltungen des neuen Premierministers, Marquis von Pombal sich neues Leben über alle Theile des Staats zu verbreiten schien. Ackerbau, Manufakturen, Handel, Finanzen waren die ersten Gegenstände, welche ohngeachtet des lärmenden Geschreys verblendeter oder eigennütziger Köpfe, die in jeder Neuerung einen Grund fanden, den Minister als einen Tyrannen auszuschreyen, einer völligen Reform unterworfen wurden. Außer diesen Unternehmungen war Pombal auch 1753 darauf bedacht, den unter der vorigen Regierung mit Spanien abgeredten Traktat, die Kolonie San Sagramento gegen ein Stück von Paraguay zu vertauschen, ins Werk zu setzen. Allein die wirkliche Ausführung wurde, wie man sagt, durch den damals sehr mächtigen Orden der Jesuiten gehindert, und durch einen 1761 gemachten neuen Vergleich ist dieser Plan gänzlich aufgehoben worden. Diese Sache hatte aber späterhin für diesen Orden traurige Folgen.

Indessen ward Portugal durch einen von jenen Unglücksfällen erschüttert, gegen welche der Mensch in seiner Klugheit kein Rettungsmittel findet. Ein erschreckliches Erdbeben warf 1755 den 1. November am Tage aller Heiligen, gerade zu der Zeit, wo alle Kirchen mit Menschen voll gepfropft waren, in sieben Minuten zwey Drittel von Lissabon über den Haufen und begrub an 20000 Menschen unter den Ruinen

ihrer Häuser. Die Schiffe im Hafen, durch den heftigsten Sturm an einander geworfen, scheiterten; ein allgemeiner Brand verbreitete sich aus den eingestürzten Häusern, und mitten in dieser allgemeinen Zerstöhrung wüthete die Unmenschlichkeit der Menschen selbst gegen einander. Eine Menge Matrosen, Soldaten, Neger und Missethäter, die zu tausenden aus den aufgesprengten Gefängnißen hervorkrochen, breiteten sich in der Stadt aus, gruben unter dem Schutte nach, drangen in die noch unbeschädigten Häuser ein, plünderten, mordeten und begiengen die Unmenschlichsten Schandthaten. Zu dieser abscheulichen Unordnung kam noch die Furcht für Hungersnoth und Pest, weil die Leichname zu tausenden unbegraben da lagen. Auch andere Städte, vorzüglich Braya, Setubal, Coimbra empfanden die Stösse des Erdbebens, und man kann, ohne es zu übertreiben, den Verlust an Menschen im ganzen Lande mehr als auf 60000 angeben. Der König nebst Pombal hatten sich kaum noch durch die Flucht aus dem eingestürzten Pallaste gerettet, und brachten in Kutschen, von viel tausend unglücklichen Menschen umgeben, auf freyem Felde viele Tage zu; Pombal zeigte sich hier von einer ruhmwürdigen Seite. Seine große Seele verlor den Muth nicht bey dieser allgemeinen Bestürzung. Er sorgte mit dem König für die Herbeyschaffung von Lebensmitteln, welche von Spanien und England großmüthig, und von dem letztern mit einem baaren Geschenk von einer Million Gulden zugeführt wurden. Man ließ eine Menge Zelte aufschlagen, um den Verunglückten einen erträglichen Aufenthalt zu verschaffen. Die todten Körper wurden eingegraben, und mit ungelöschtem Kalk bedekt, um ihre Verwesung zu beschleunigen. Von allen Seiten kamen Truppen an, um die Sicherheit herzustellen, kurz es wurde alles

angewendet, um die Verzweiflung des Volkes zu stillen und sie mit guten Hoffnungen zu beleben. Dafür ward auch Pombal von seinem König mit dem stärksten Zutrauen belohnt, und die übrig gebliebenen Einwohner von Lißabon verehrten ihn als den Mann, der doch einige schlimme Folgen des großen Unglücks abgewendet hatte. Für seinen Ruhm war jetzt der günstigste Zeitpunkt da, von dem Schauplatz abzutreten. Jetzt würde das Volk sein Andenken gesegnet haben, anstatt daß es ihn nach einigen Jahren allgemein verabscheute. Die Bestrafung der angeblichen Königsmörder und die Folgen derselben erschütterten die ganze Nation, und setzten sie in eine Betäubung, aus welcher sie sich nur erholte, um die eiserne Härte des ausgelassensten Despotismus zu fühlen. Zwey Jahre nach dieser schrecklichen Naturbegebenheit traf die Jesuiten der erste Schlag ihres ihnen noch bevorstehenden größern Unglücks. Sie verloren nemlich plötzlich ihre Beichtstellen und allen Zutritt an dem Hof, eine Folge der schon oben angeführten Paraguaischen Streitigkeiten.

Wir kommen nun auf eine Begebenheit, bey welcher die Menschheit schaudert, und von welcher noch nicht alles Dunkel hinweggenommen ist. Wir wollen zuerst das simple Faktum erzählen, und dann einige Bemerkungen hinzuthun, ohne entscheidend zu urtheilen. Der König fuhr den 3. September 1758 des Abends gegen eilf Uhr in einer offenen Chaise mit zwey Mauleseln, von einem einzigen Postillion und seinem Kammerdiener begleitet, incognito nach seinem Pallast zu Belem, ein Flecken nicht weit von Lissabon. Er war nicht weit gefahren, so geschahen zwey Schüße in die Chaise, und der König wurde am rechten Arm von der Schulter bis an den Ellen-

bogen verwundet. Der König befahl dem Postillion umzukehren, und nach dem Fort Jonqueira, wo sein Wundarzt wohnte, und von da nach dem Pallast zu fahren. Der Minister gebot hier dem Postillion und dem Kammerdiener Stillschweigen. Aber schon den andern Morgen sprach man auf der Börse öffentlich, der König wäre von den Tavoras geschossen worden, und dieses Gerücht lief schnell durch ganz Lissabon. Der Marquis von Tavora fand sich sogleich am folgenden Tage bey dem Könige ein, und bezeugte sein Beyleid, auch der Herzog von Aveiro erschien, und bot sich an, an der Spitze der Reuterey die Mörder aufzusuchen. Pombal machte beyde durch leere Erzählungen und Vermuthungen sicher, und man bemerkte auch wirklich nicht die geringste Bewegung am Hofe, diesen sonderbaren Vorfall genauer zu untersuchen. Erst gegen den Dezember ließ Pombal unter mancherley Vorwand mehrere Regimenter in Lissabon einrücken, und am 13. gegen Morgen wurden folgende Personen als Theilnehmer des Königsmords arretirt: 1) Der Herzog von Aveiro, 2) der Marquis von Tavora, nebst seiner Gemahlin und beyden Söhnen, 3) der Graf von Antouguia, 4) Romeiro, 5) Anton Alvarez Ferreira und Johann Miguel, in Diensten des Herzogs von Aveiro, jener als Kammerdiener und dieser als Laquay. Die Jesuitenkollegien wurden mit Soldaten besetzt; die Jesuiten Malagrida, Matos und Alexander, nebst einigen Bischöffen und vielen andern Personen von hohem und niederm Stande eingezogen, der Prozeß auf das schärfste eingeleitet, und diese Unglücklichen durch die schrecklichsten Martern der Folter zu den Geständnißen einer That gebracht, woran sie vielleicht niemals Theil hatten. Schon am 13. Jenner 1759 wurden diese nebst mehreren vornehmen Personen in Lissabon auf

die

die grausamste Weise hingerichtet, das ganze Trauerspiel mit einem Te Deum laudamus beschlossen, und der heilige Markus in der Kirche der Einsiedeley von dem König mit einem maßiv goldenen Arm beschenkt. Man hat lange geglaubt, diese Unglücklichen wären mit allem Recht als Königsmörder mit dieser Strafe belegt worden. Allein in neuern Zeiten will man über den ganzen Hergang, der doch immer ein Räthsel bleibt, neues Licht verbreiten.

Man behauptet nämlich, der Schuß hätte den König gar nicht gegolten, sondern dessen stolzen Liebling und Kammerdiener Texeira. Dieser Mensch war es auch, der den König auf allen seinen nächtlichen Abentheuern begleitete, und durch seinen Stolz sich den Herzog von Aveiro und den Grafen von Albor, mit dessen Gemahlin der König einen genauen Umgang unterhielt, zu Feinden gemacht hatte. Der König fuhr gerade in der Nacht, da er verwundet ward, in Texeiras Kutsche, und also konnte es wohl seyn, daß beyde Häuser von dem ihnen angeschuldigten Attentat des Königsmords völlig rein waren. Indessen verloren sie Namen, Güter und Ehre. Verschiedene von ihnen mußten ihr Leben auf dem Schavot endigen, und viele hundert Unschuldige in den Gefängnißen ihr Leben verhärmen.

Nun erlaube man mir einige Fragen, welche vielleicht zu weiterm Nachdenken über ihre Schuldlosigkeit dienen könnten. Warum flüchteten sich die vermeynten Königsmörder nicht vom 3. September bis auf den Dezember, da sie doch Zeit genug dazu hatten, und wohl wußten, daß sie im Verdacht des Mordes wären? Warum sahen sie ruhig zu, wie Pombal Lissabon und die umliegende Gegend mit

Truppen anfüllte, sollten sie den Zweck davon nicht haben errathen können? Warum wurden sie am 13. Dezember in Verhaft genommen, und schon am 20. verurtheilt? Sollte denn ein solcher Prozeß in sieben Tagen angefangen und geendiget werden können? Sollte man nicht in dem ganzen Betragen Pombals bey diesem Prozeß seine Rachsucht gegen den Adel deutlich bemerken können? doch der enge Raum des Blattes verbietet uns, diese Sache, die immer dunkel bleibt, genauer zu erörtern. Pombal wurde nun als Retter des Königs mit Ehre und Würde überhäuft. Unmittelbar nach dieser traurigen Begebenheit wurde 1759 der ganze Jesuiterorden aus dem Königreiche verbannt und mit Einziehung seiner Güter bestraft.

Während eines langen Friedens wurde der König plötzlich 1762 in einen Krieg mit Spanien und Frankreich verwickelt, weil diese beyden Mächte Portugal mit zur Ergreifung der Waffen gegen England, welches sie damals bekriegten, nöthigen wollten. Allein der König blieb standhaft bey der Englischen Verbindung und erklärte sich neutral. Darauf fiel Spanien in Portugal mit gutem Erfolg ein. Nur der berühmte Feldmarschall Graf von der Lippe Bückeburg Friedrich Wilhelm Ernst konnte mit englischen Hülfsvölkern und mit einer englischen Flotte Portugal von seinem unvermeidlichen Verderben retten, und den Frieden in folgendem Jahr wieder herstellen.

Mit wahrem Despotismus regierte nun Pombal fort, bevölkerte die Gefängniße, und unterdrückte den Weinbau, um den Ackerbau zu befördern. Dies zog ihm neuerdings den Haß der Nation zu, und kaum konnte er sich bis an das Lebensende seines Monarchen behaupten.

Der

Der König, welchem kurz vorher ein wahnsinniger Eseltreiber abermals nach dem Leben trachtete, und zu seinem größten Kummer beynahe noch einmal in einen Krieg mit Spanien verwickelt wurde, starb 1777 den 24. Februar im 63sten Jahre seines Alters, und mit ihm erlosch auch Pombals Macht und der Glanz seines Reiches, an dessen Beherrschung der König selbst wenig persönlichen Antheil genommen hatte. Ihm folgte seine älteste Prinzeßin, den portugiesischen Reichsgrundgesetzen gemäß, auf dem Throne nach.

Maria Franziska

trat nun nach dem Tode ihres Vaters die Regierung an, und erklärte ihren Gemahl Peter zum Mitregenten. Ihr erstes Geschäft war, die unter Pombals Ministerschaft in den Gefängnißen schmachtenden Staatsgefangenen auf freyen Fuß zu setzen, die Revision ihrer Prozeße zu erlauben, und den Marquis von Pombal zu verabschieden. Noch in dem nämlichen Jahre ihres Regierungsantrits endigte sie auch den schon unter dem vorigen König angefangenen Krieg mit Spanien in Amerika durch einen Frieden, wodurch Spanien seine gemachten Eroberungen zurückgab, dagegen aber Portugal die schon so lange streitig gewesene Kolonie San Sagramento an Spanien abtrat. Schon im Jahr 1778 ließ die Königin wieder der Inquisition, welche unter der vorigen Regierung sehr eingeschränkt war, ihre volle Gewalt, wohnte ihren Auto de Fes bey, erbaute neue Klöster und handelte in allen Stücken gegen die Grundsätze der vorigen Regierung. In Ansehung des Seekrieges zwischen Großbritanien, Frankreich, Spanien und den Nordamerikanischen Staaten beobachtete sie die strengste Partheylosigkeit, und zog nach dem

Beytritt der berühmten bewaffneten Neutralität, für den Handel, den das Ministerium in Lißabon sehr zu beleben suchte, große Vortheile. Seit dem Jahr 1792 befindet sich die Königin in einer sehr traurigen Lage; denn eine heftige Krankheit soll ihre Geistes-kräfte gänzlich zerrüttet haben. Und nun führt der Kronprinz von Brasilien die Regierung, von welchem sich die Portugiesen auf die Zukunft große Hoffnungen machen.

Die natürliche Geschichte der Ebbe und der Fluth überhaupt.

Unter der Ebbe und Fluth wird die große Veränderung verstanden, da das Gewässer des großen Weltmeers, an den Küsten innerhalb einer etwas längern Zeit, als vier und zwanzig Stunden sind, zweymal zurück fließt oder rückwärts geht und zweymal wieder anläuft, steigt oder vorrückt. Diese Wechselungen sind im ganzen mitelländischen Meere ziemlich unmerklich klein, und die alten Griechen und Römer konnten also davon keinen Begriff haben. Daher kam es, daß Julius Cäsar beynahe seine ganze Flotte einbüßte, da er aus Gallien nach Britanien überschiffen wollte. Was also Aristoteles, Plutarch, Plinius und Ptolomäus davon wußten, hatten sie aus dem Munde der Seefahrer, welche sich durch die Straße bey Gades (Kadix) in den Ocean gewagt hatten.

Nach den Berichten der neuesten Gelehrten und Meerbeobachter bemerkt man an den Küsten und Strandklippen, daß das Meer täglich zweymal dem Strande nahe kömmt, und zweymal denselben wieder verläßt. Jedes Vorrücken dauert etwas länger als sechs Stunden, und eben so lange Zeit auch der Rück-

zug. Zwey solche Wechsel, d. i. eine Ebbe, mit einer Fluth gedoppelt genommen, erfordern also etwa vier und zwanzig Stunden und neun und vierzig Minuten, daher tritt die Fluth jeden Tag zu einer andern Stunde, d. i. jeden Tag fast drey Viertelstunden später, oder auch wohl eine Stunde später ein, als gestern.

Der Mond gebraucht ebenfals 24 Stunden und 49 Minuten, seitdem er durch den Mittagskreis eines Orts gegangen ist, wieder in denselben einzutreten. Während dieser Zeit gieng er durch den Mittagkreis, sowol als durch den Horizont, durch jeden zweymal, und so folget auch allezeit eine gewiße Zeit nach seinem jedesmaligen Durchgange durch den Meridian eine Fluth in der See, und nach dem Horizontbesuche eine Ebbe. Und so richten sich auch die übrigen Phänomene der Fluth und Ebbe meistens nach dem Laufe des Mondes, zugleich aber auch etwas nach dem Laufe der Sonne.

Man setze, es trift die höchste Fluth an einem gewissen Tage und an einem gewissen Orte zu Mittage ein, so wird sich die Ebbe oder das niedrigste Wasser etwa um sechs Uhr Abends daselbst einstellen, und um Mitternacht neue Fluth ankommen. Den andern Tag ist die höchste Fluth nicht zur Mittagszeit, sondern erst gegen ein Uhr Nachmittags, da auch die Mitternachtsfluth eben so lange nach Mitternacht am höchsten steht. Den achten Tag sind die Fluthen bis zu sechs Uhr Morgens und Abends vorgerückt. Da denn des Mittags und in der Mitternacht Ebbe an dem Orte seyn wird. Nach fünfzehn Tagen ist die erste Mittagsfluth auf die nächste Mitternacht verrückt, und so umgekehrt. Den dreysigsten Tag, wenn der Mond ebenfalls seinen ganzen Umlauf gemacht hat, kommt die erste Fluth wieder auf den Mittag zurück. Auf solche

Art schwanket das Meer mit seinem Tempo, wie das geschaukelte Wasser in einer Mulde mit Steigen und Fallen, doch so, wenn Ebbe und Fluth ihre größte Höhe erreicht haben, daß das Wasser einige Minuten stille zu stehen scheint, ehe es wieder wächst oder fällt. Die schnellsten Aenderungen geschehen in der Hälfte der Fluth oder der Ebbe. Folgende Abweichungen sind am meisten auffallend.

Das Wasser steigt nicht in allen Fluthen gleich hoch, es fällt nicht in allen Ebben gleich tief. Wenn Sonne und Mond zugleich durch den Mittagskreis gehen, es mag in Süden oder Norden geschehen, über oder unter dem Horizonte, welches alle Vollmonde oder Neumonde geschieht, so sind Ebbe und Fluth viel größer, als wenn Sonne und Mond weit von einander abstehen, wie in den Mondvierteln. Indessen paßt auch dieser Wasserwechsel nicht genau mit dem Eintritte des vollen oder neuen Mondes zusammen, sondern es ist die dritte Fluth nach dem Neu- oder Vollmonde gemeiniglich die größte. Nachher nehmen sie allmählig wieder ab, bis die dritte Fluth nach dem Viertheil oder abnehmenden Monde nicht viel mehr als die Hälfte derjenigen Höhe erreicht, die gleich nach dem neuen oder vollen Monde statt zu finden pflegt. Hierauf fangen sie wieder an zu wachsen.

Ein andermal richtet sich die Fluth auch nach der Abweichung des Mondes vom Aequator; denn wenn sich der Mond entweder in diesem Kreise oder doch nahe dabey befindet, so sind Ebbe und Fluth merklich höher, als wenn der nordliche oder südliche Abweichung hat. Je größer die Abweichung, desto kleiner ist die Ebbe und Fluth. Eben diese Regel gilt auch für die Sonne, obgleich der Einfluß derselben in das ganze System der Ebbe und Fluth nicht so

sinnlich ist. Wenn es sich also trift, daß Sonne und Mond beyde zugleich in den Mittagskreis eintreten, und zugleich im Aequator oder nahe bey demselben sind, und dieses geschieht alle Jahre in dem Neu- oder Vollmonde, die kurz vor oder nach den Nachtgleichen einfallen, so folget der stärkste Schwung der Fluth. Aber im Sommer und Winter, da Sonne und Mond in den Neu- und Vollmonden vom Aequator am weitesten abweichen, steigt und fällt die See nicht so stark. Umgekehrt sind die Abwechselungen des Meeres, welche auf die Mondsviertel folgen, im Frühlinge und Herbst geringer, weil der Mond in seinen Vierteln allemal größere Abweichung hat, als im Winter und Sommer, da er nothwendig an den Aequator rücken muß. Dieses verursacht, daß sich das Meer im Sommer und Winter nicht so stark hebt, und den ganzen Monat hindurch gleichartigere Fluthen bildet, als im Frühlinge und Herbste. Aber dennoch zeigen sich die Fluthen im Neu- und Vollmonde allezeit höher, als außer dieser Zeit.

Der Mond geht um die Erde in Figur einer Ellipse herum, und komt ihr in der Erdnähe viel näher als in der Erdferne. Jemehr sich nun die Erde nähert, desto ansehnlicher werden die Fluthenwechsel, und sie erreichen das höchste Maas, wenn der Mond achtzehn und einen halben Grad bey der Erdnähe vorbey ist. Etwas mehr fluthet die See im Sommer als im Winter, weil die Sonne im Sommer allezeit weiter von unsrer Erde absteht, als im Winter. An Oertern, welche nicht weit vom Aequator abliegen, sind die Fluthen mehrentheils einander gleich. Gegenden aber, welche vom Aequator entfernt sind, haben im Sommer in den Neu- und Vollmonden des Abends größere Fluthen, als des Morgens, und in

den

den Wintermonaten ist es umgekehrt. In allen Orten des großen Weltmeers, die zwischen den Wendezirkeln liegen, oder doch nicht weit von denselben, und wo kein Land, Insel oder Untiefe das Fluthen störet, da geschehen die höchsten Fluthen drey Stunden nach dem Durchgange des Mondes durch den Mittagskreis über oder unter dem Horizonte, doch mit dem Unterschiede, daß die Fluthen etwas eher eintreten, wenn der Mond vom neuen oder vollen Lichte zum nächsten Viertel, als wenn er von einem Viertel zum Neu- oder Vollichte geht. Später fluthet die See außerhalb dem Bezirke der Wendekreise, und an Vorgebirgen, Inseln oder Land. Daher stellt sich die Fluth nach dem Mondgange durch den Mittagskreis, im Neu- oder Vollmonde bey Rochefort fünfthalb, bey St. Malo sechs, bey Havre de Grace und beym Ausfluße der Seine neun, bey Calais zwölftehalb, beym Ausfluße der Themse erst zwölf Stunden ein.

Die Frage: wie hoch steigt oder fällt die Fluth und Ebbe überhaupt, ist nicht allgemein zu entscheiden. Bey kleinen Inseln auf offenem Meere steigt die Fluth gemeiniglich nicht höher, als auf sechs, acht, zwölf bis fünfzehn Fuß. Stößt die Fluth an große Länder, und wo sich das Wasser durch Meerengen hindrängen muß, so rauscht die Fluth mit fürchterlichen Schlägen heran, und setzt oft ganze Landstriche unter Wasser, so daß Stellen bis fünfzig Fuß tief unter Wasser gerathen, die sonst trocken waren. Unter der Linie langt die Fluth von Osten an und streicht nach Westen; in den nördlichen und südlichen Meeren rückt das Gewässer von Süden gegen Norden vorwärts und zurück, wofern ihm nicht der Strand der Länder eine andre Richtung giebt. Selbst der Mahlstrom an der Norwegischen Küste, in 68 Grade der

nord-

nordlichen Breite, entspringt von der Ebbe und Fluth, und diese scheint blos von dem Eise der Pole gehemmt zu werden. Die schmalen Landengen machen die Ebbe und Fluth im mittelländischen Meere, im Schwarzen, im Kaspischen Meere und in der Ostsee unmerklich; ihre Mündungen sind zu klein, den großen Zufluß der Wasser in den Ocean auszugiessen, um eine einzige gradlinichte Meeresfläche zu bilden.

Wanzen zu vertilgen.

Dieses Hausinsekt, so in seinem wilden Zustande unter den Baumrinden in den Waldungen angetroffen wird, liebt das Dunkle und die Wärme; daher ist ihm ein gemachter Luftzug schon von Natur zuwider. Der Geruch des Pechs und des Theers scheint sie von den Schiffen, nebst der strengen und freyen Seeluft ausgeschlossen zu haben. Andre vertreiben sie durch den Schwefeldampf des angezündeten Schießpulvers. Einige bestreichen im Aprilmonate, da ihre Eyer auskriechen, Tapeten, Bettstellen und Stühle mit einer Mischung von einem Theile Terpentinöl und zwey Theilen Weingeist. Diese Mittel müssen aber nothwendig wiederholt, und das Ausbrühen der Bettstellen mit heissem Wasser, und das Verschmieren und Ueberweissen der Wände dabey nicht unterlassen werden. Hier folgt ein chemisches Mittel, die Wanzen in wenig Stunden, ohne alle Mühe nebst ihrer Wandsbrut aus dem Zimmer zu vertreiben oder zu tödten. Der Zufall brachte einen Liebhaber chemischer Arbeiten auf die Bearbeitung des Vitriols, vermuthlich war der Glaube an den Stein der Weisen dieser Zufall. Welche Freude, als diese Person ein rothes Vitriolöl herausbrachte, und es in ihre Schlafkammer trug. Einige von der Decke auf den Tisch, vor dem

sie

sie saß, herabfallenden, sich krümmenden und gleich darauf sterbenden Subjekte von der braunen Einquartirung machten den Mann auf die Sache aufmerksam; seine Goldgedanken bekamen nun eine andere Richtung, und er merkte, daß ihm das Glück ein Wanzendl in die Hände geliefert hatte. Ehe zehn Minuten verflossen waren, sahe er an dem Bettgestelle und den Wänden solche schnelle und übereilte Auswanderungen, wie aus den Norwegergebirgen die fleckigen Feldmäuse vorzunehmen pflegen. Die ganze Besatzung rettete sich aus den entferntesten Posten mit der Flucht und fiel zur Erde. Der Geruch des Oels hatte also diese Niederlage angerichtet. Nun machte er mit einem andern Zimmer, das ebenfalls damit besetzt war, den Versuch, er stellte einen Kessel mit kochendem Wasser in dasselbe, goß fünf Tropfen seines Oels in das Wasser, und die saure Ausdünstung hatte eben den Erfolg. In weniger als einer Stunde lief alles durcheinander, sie fielen todt zur Erde, man beschabte die Wandlöcher, die voller Eyer waren, und man fand durch Hülfe eines Sonnenmikroskops, so sagt es der Text in dem neuen Berlinischen Intelligenzblatte, Stück 38. von 1783. alle Eyer todt. Folglich war kein Zweifel mehr übrig, daß nicht dieses Vitriolöl wenigstens das beste hermetische Mittel gegen die Wanzen sey; und dieses wäre also schon für die Goldkäfer eine nicht geringe Schadloshaltung, daß sie nunmehr Bettwanzen vertilgen können, die so oft Adepten aus ihren goldenen Träumen wecken. Ich würde ein Verbrechen begehen, wenn ich den Prozeß nicht beyfügen wollte.

Das rothe Vitriolöl erfordert folgende Behandlung: Nothwendig wird dazu erfordert, daß der Vitriol von allen fremden Beymischungen und andern

Salzen

Salzen gereiniget werde. Hier hat man zweyerley Wege vor sich; nach der ersten Methode löset man zehn bis 12 Pfunde eines guten und reinen Vitriols, in einem reinen, durchgeseibten Wasser, so keinen Bodensatz hat, auf. Diese Auflösung bleibt in einer gelinden Wärme stehen, bis sie von der Abdämpfung eine Haut bekommt, und an einem kühlen Orte zu Vitriol anschiessen kann. Dieser gereinigte Vitriol zerfällt in einer gläsernen Schaale, und an einem warmen Orte zu Pulver. Dieses Pulver wird nochmals in reinem durchgeseibten Wasser aufgelöst, eben so gebraucht und kristallisirt, so lange, bis es keinen Bodensatz mehr fallen läßt, einen lieblichen Geschmack an sich nimmt, und eine himmelblaue Farbe gewinnt. Diese Farbe, ohne welche kein Oel erhalten werden kann, muß für Staub und Schmutz wohl bewahrt werden. Diesen blauen Vitriol verschließt man hermetisch in einer gläsernen Phiole, die man in den Ofen stellt, man regiert dabey das Feuer allmählich und gradweise von zehn zu zehn Tagen, da denn der Vitriol in eine schöne gelbe, und endlich in eine rothe Farbe übergeht, bis sich zuletzt alles und durchweg mit einer Rubinröthe tingirt.

Nach der zweyten Manier thut man den Vitriol in ein Kolbenglas, übergießt ihn mit einem guten Weingeiste und mit reinem Brunnenwasser, so etlichemal distillirt ist. Das Mengsel steht etliche Tage, wohl verstopft, in einer gelinden Wärme, hierauf gießt man die Flüßigkeit behutsam ab, damit keine Hefen übergehen, und diesen Abguß setzt man auf die Seite. Auf die Hefen giesse man frischen Weingeist, welchen man etliche Tage in gelinder Wärme läßt, damit derselbe Vitriol auflöse, bis die zarte Erde auf den Boden des Glases trocken zurücke bleibt.

Auf

Auf diesen Satz wird von neuem Weingeist gegossen, und dieses Auflösen und Abgiessen so lange fortgesetzt, bis sich alle Salzigkeit herausgezogen hat. Auf die trocken gewordene Materie wird das abgezogene Wasser aufgegossen, alles ungerührt, etliche Tage in warmen Aschen gestellt, der Aufguß abgegossen, der Satz nochmals mit dergleichen Wasser übergossen, der Satz etliche Tage in warme Asche gestellt, und die Auflösung so lange wiederholt, bis der Satz kein Salz mehr enthält. Das Wasser wird bis zum trockenen Satze mit gelindem Feuer im Marienbade destillirt, man nimmt die trockene Materie heraus, und diese wird in einem fest beschlagenen Kolbenglase, so einen Helm und verklebte Vorlage hat, langsam, bey schwachem Feuer, von Grade zu Grade stärker destillirt, da man denn aus dem grünen oder blutrothen Liquor einen Dampf aufsteigen sieht, welcher wie eine glühende Kohle leuchtet. Dieses Oel wird mit Behutsamkeit abgenommen; es hat einen starken durchdringenden Geruch, welcher dem Menschen keineswegs schädlich ist, ob es gleich der Natur der Wanzen zuwider ist, da die Säure mit allem Phlogiston nahe verwandt ist; der stinkende Geruch der Wanzen aber offenbar eine Menge von flüchtigem Phlogiston in diesem Insekte anzeigt, so müßte die sehr flüchtige Säure dieses Vitriolöls die Seitenöffnungen oder Lungen der Wanzen so scharf zusammen ziehen, daß sie davon, wie die Menschen im Schwefeldampfe, ersticken.

Augsburg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Geographie und Statistik von Frankreich.

Benennung des Landes.

Frankreich, französisch la France hat diesen Namen bekanntlich von den Franken, einem deutschen Volke erhalten, das sich vom fünften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an durch kriegerischen Muth und Tapferkeit ungemein auszeichnete. Der Name Franken erlosch, und da sie sich in der Folge in ihrer Sprache François nannten, so mag wohl daraus der unter uns Deutschen übliche Namen: Franzosen entstanden seyn. Seit einigen Jahren aber nennen sie sich neuerdings Franken, gleich als ob durch diese neue Benennung der Geist ihrer tapfern und streitbaren Urvorfahren, sie zu ähnlichen großen Thaten beseelen sollte. Die ursprünglichen Einwohner des Landes aber, zu welchen sich erst im fünften Jahrhundert die Franken gesellten, hiessen Gallier, ein Volk, das sich nach den Zeugnissen derjenigen Geschichtschreiber, welche schon vor beynahe zweytausend Jahren unter ihnen lebten, durch Vertraulichkeit und den schändlichsten Leichtsinn ausgezeichnet hat. Auch noch heut zu Tage haben sie dieses Gepräge an sich. Doch damit wollen wir, wenn wir ihren Karakter genauer zeichnen werden, uns im nächsten Blatte unterhalten.

Grenzen und Größe.

Gegen Abend sind das westliche Weltmeer, gegen Mitternacht meistens der sogenannte Kanal, gegen Mittag das mittelländische Meer, und an Spanien hin das Pyrenäische Gebirge, auf der Morgenseite endlich gegen die königlich Sardinischen Staaten, die

Alpen und der Rhonefluß, gegen Helvetien der Leberberg oder Jura genannt, und der Fluß Doux, gegen Deutschland aber der Rhein natürliche Grenzen. In Nordwesten vom Rhein bis an die Nordsee sind die Grenzen nicht von der Natur, sondern blos durch Verträge mit dem deutschen Reich bestimmt. Seine Größe beträgt über 10000 Quadratmeilen. Die größte Ausdehnung von Süden nach Norden beträgt über 120, und von Osten nach Westen über 130 deutsche Meilen.

Gebirge und Flüße.

Die Bergketten dieses Reichs sind: 1) die Alpen, gegen Italien, 2) der Jura oder Leberberg an der Schweitz, 3) das Vogesische Gebirge und 4) das Savennische Gebirge, im innern des Landes. Die vorzüglichsten Flüsse des Landes sind: 1) die Seine, 2) die Loire, 3) die Garonne und 4) die Rhone, nebst einer großen Menge kleinerer Flüße und Kanäle, wodurch theils die Bewässerung des Landes befördert, theils die Verbindung der einzelnen Provinzen ungemein erleichtert und der Handel befördert wird. Dennoch aber, und ohngeachtet der ansehnlichen Bevölkerung dieses Landes sagt man, daß die Haiden und Moräste beynahe den dritten Theil davon ausmachen; ein Umstand, der desto auffallender ist, da Frankreich weder mit großen Waldungen, noch mit vielen Gebirgen, Lanquedok, Auvergne und Lothringen ausgenommen, angefüllt ist. Man kann auch nicht sagen, daß jene Trägheit, die man in allen Theilen der portugiesischen und spanischen Staatsverwaltung bemerken kann, in dem Geist des französischen Ministeriums liege; man muß vielmehr in ganz entgegengesetzten Maasregeln den Grund aufsuchen, warum Frankreich viele der Hilfsmittel, die es blühender und mächtiger

machen

machen würden, ungebraucht liegen läßt. Mode ist der Hauptgötze der Nation, ihr werden die gründlichsten Entwürfe aufgeopfert, vnd mit der nemlichen Geschwindigkeit und Veränderlichkeit, die über das Schicksal eines Kleiderschnittes oder eines Kopfputzes entscheidet, werden Plane entworfen, Minister an die Spitze der Geschäfte gestellt und mit neuen vertauscht. Jede Neuheit wird mit der eifrigsten Begierde ergriffen, jeder Entwurf der Landesverbesserung unternommen, aber bey der geringsten Schwierigkeit verdampft das Feuer der Ausführung, und nicht sobald wird ein neuer Plan erdacht, als alles demselben nachhängt, und der vorige auf immer vergessen ist. Hierinnen scheinen die Ursachen gegründet zu seyn, die so manches Gute hintertrieben, und die besten Bemühungen der wärmsten Patrioten vereitelt haben.

Produkte a) aus dem Pflanzenreiche.

Da das Klima des Landes warm und der Boden ungemein fruchtbar ist, so gehört ohngeachtet der Vernachläßigung dieser natürlichen Vorzüge, Frankreich dennoch zu den gesegnetsten, an allen Bedürfnissen ergiebigsten Erdstrichen Europens, und wenn auch manche Landschaft desselben an diesem oder jenem Mangel leidet, so wird dies doch allezeit im Ganzen durch die Fruchtbarkeit einer andern reichlich ersetzt. So bringt also, mit der Voraussetzung, daß die Erzeugnisse nicht in jeder Provinz dieselben sind, das Land Roggen, Weitzen, Haber, Gerste, Mais und andre Hülsenfrüchte, Safran, Hopfen, Waid, Tabak, allerley Arten von Obst, woraus viel Cyder, ein sehr angenehm schmeckendes kühlendes Getränke, gemacht wird, und von dem vorzüglich die Pflaumen zu ganzen Schiffsladungen aus dem Reiche gehen. Wein von ganz vorzüglicher Güte geräth im Uebers

fluß und ist daher ein vorzüglicher Handelszweig der Nation. Die an Italien und dem mittelländischen Meere gelegene Landschaften haben Maulbeer: Granaten: Pomeranzen: Citronen: Feigen: Datteln: Mandeln: Oliven: Mastix: Cypreßen: Palm: und Akazienbäume, Manna, Capern und Trüffel. Der Wiesenwachs ist beynahe überall gut, aber Holz mangelt in vielen Gegenden so sehr, daß man Dünger, Stroh, Torf und Steinkohlen brennen muß.

b) aus dem Mineralreich.

Wenn auch Frankreich nicht unter die gebirgigten Länder von Europa zu zählen ist, so hat es doch einen sehr großen Reichthum an Erzen und andern Mineralien. Gold: und Silberbergwerke giebt es wenige, aber aus dem Rheinsand wird Gold gewaschen, und im Fluß Leze findet man Goldkörner. Die übrigen Metalle, die ausgegraben werden, sind: Eisen, Bley, Kupfer, Kobolt u. a. Man findet auch Spießglas, Alaun, Vitriol, Marmor, Achat, Crystall, Türkisse, und in Languedok Diamantarten. Steinkohlen, die aber den englischen an Güte nicht gleich kommen, haben beynahe alle Provinzen, und besonders die französischen Niederlande in Menge. Mineralische Wasser und Gesundheitsbrunnen sind sehr häufig und von vorzüglicher Güte. Auch Salz, welches theils aus Quellen kömmt, theils an den Küsten vom Seewasser bereitet wird, ist im Ueberfluß zu haben.

c) aus dem Thierreiche.

Man zieht in diesem Lande schönes und gutes Hornvieh, sehr viel Schaafe, nur ist ihre Wolle nicht die feinste. Esel und Maulthiere gibt es hier sehr viele, dagegen ist die Pferdezucht nicht besonders. Die

besten

besten Pferde fallen in der Normandie, Bretagne und im Elsaß. Die Schweinszucht ist gar nicht bedeutend. Das Wildpret, als Hirsche, Haasen, Schweine und Kaninchen, ist häufig, auch sind hie und da Wölfe und Füchse zu finden, und auf den Gebirgen halten sich Bären, Luchse, Steinböcke, Gemsen, Murmelthiere und weisse Hasen auf. Unter dem Geflügel bemerken wir Adler, Geyer, Fasanen- Hüner u. d. gl. Vorzüglich gerne essen die Franzosen die Belasigues, eine ganz besondere Art Vögel, die sich von Feigen nährt, und deren Fleisch sehr schmackhaft seyn soll.

Seidenwürmer werden hier in Menge gezogen, und die Verarbeitung der davon gewonnenen Seide ernährt viele tausende. Auch die Bienenzucht ist sehr beträchtlich, und ein großer Theil von Honig und Wachs kann ausgeführt werden. Die Flüße und Seen liefern vortrefliche Fische und Schalthiere, unter welchen die Dattelmuschel wegen ihrem wohlschmeckenden Fleisch sehr beliebt ist. Uebrigens ist das Land auch ganz frey von schädlichen Insekten; denn man findet nirgends verheerende Heuschrecken, Skorpionen oder Schlangen, welche in andern Ländern die schönsten Fluren und Gefilden zu menschenleeren Einöden machen.

Die Fortsetzung folgt.

Abergläubische Meynungen von dem Monde und dessen Wirkungen.

Daß der kriechende Aberglaube ein eben so verderbliches Uebel sey, als der stolz sich brüstende Unglaube, und daß jener, so wie dieser, die Menschen an ihrer wahren und dauerhaften Glückseligkeit hindere, ist eine Wahrheit, welche schon die tägliche Er-

fahrung hinlänglich beweißt. Auch in Rücksicht auf den Mond, so wie überhaupt auf alle Planeten, herrschen noch manche abergläubische Vorurtheile über die Gemüther der Menschen, die nicht selten auf ihr ganzes Thun und Lassen, so wie überhaupt auf ihre Ruhe und Glückseligkeit einen nicht unbeträchtlichen Einfluß haben. Schon von den ältesten Zeiten her hat die Sternkunde, ehe sie sich zu ihrer jetzigen Größe erhob, dem Aberglauben zu einem mächtigen Behufe gedienet; um aus dem Laufe und der Stellung himmlischer Körper die Schicksale und das Glück der Sterblichen zu weissagen, und dem Gestirne, besonders den Planeten, und hauptsächlich dem Monde die ohnfehlbarsten Einwirkungen darauf, ohne alles Bedenken, zuzuschreiben. Dieses schädliche Verurtheil ist Jahrhunderte hindurch, als eine, der Sage nach von den alten Aegyptiern hergebrachte Gewohnheit, die man als grosse Meister in dieser Wissenschaft, die man Astrologie nannte, pries, von den meisten Sternkundigen neuerer Zeiten, mit zu viel Achtung geschont, und fast als göttliche Offenbahrung angesehen und vertheidiget worden. Nur erst in der Mitte unsers Jahrhunderts hat man im Ernst angefangen, sich dessen zu schämen und seine Richtigkeit einzusehen. Gleichwol wird noch in unsern Tagen, dieser zum Aberglauben hinführende Irrthum bey dem größten Theile derjenigen, denen es an Unterricht in solchen Dingen fehlt, erhalten und fortgepflanzt. Wir wollen hievon nur einige Beyspiele solcher Vorurtheile, und zwar blos in Rücksicht auf den Mond hier kürzlich anführen.

Wer weiß nicht, daß abergläubische Leute, die den Grund nicht einsehen, woher die abwechselnden Lichtgestalten des Mondes kommen, darin etwas Geheimnisvolles gesucht, und dem Monde Wirkungen angé-

angedichtet haben, die er nimmermehr hervorzubringen im Stande ist. So glaubt man, daß der volle Mond Krebse, Austern, Muscheln und Schnecken voller mache, als der abnehmende. Daß die zur Zeit des vollen Mondes versetzten Blumen voller werden; daß das Holz im zunehmenden Mond mehr Feuchtigkeit habe, als im abnehmenden; daß die im vollen Mond geschlachteten Thiere fetter und schmackhafter seyen, als die im Abnehmen desselben geschlachtet worden; daß die im Vollmond abgewöhnten Kälber beßere Kühe werden, und größere und von Milch strotzendere Eiter bekommen, als die man zu einer andern Zeit gewöhnt hat; daß der Mohrrübensaamen im abnehmenden Mond müsse gesäet werden, weil die Rüben sonst zu sehr ins Kraut wachsen; daß aus den Eyern, mit welchen eine Gans zur Zeit des neuen Mondes gesetzt wird, Gänse ausgebrütet werden, die blind sind; daß, wer kein Geld hat, sich hüten müße, damit der Mond, wenn er neu ist, ihm nicht in den Beutel scheine, weil sonst, so lange dieser Monat währt, Geldmangel bey ihm sey — Thorheiten, welche außer der Vernunft, schon die Erfahrung widerlegt. Das Licht, das uns der Mond giebt, ist das Sonnenlicht selbst, welches von ihm auf unsere Erde zurückgeworfen wird. Da wir aber täglich das viel stärkere Sonnenlicht genießen, so kann das schwächere Mondlicht auf die Dinge keinen Einfluß haben. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der Mond auf unsern Dunstkreis wirkt, und daß nach seinem verschiedenen Stande diese Wirkungen verschieden seyen, und zu der Zeit, wenn er Neumond heißt, durch die Wirkung der Sonne vermehrt werden können. Aber diese Wirkung auf die den Erdboden umgebende Luft ist viel zu gering, und nicht von der Beschaffenheit, daß dadurch das Angeführte verursacht

werden könnte. Daß die Güte des Viehes und die Vollkommenheit der Blumen von der Zunahme des Mondes abhange, ist vollends der Erfahrung ganz zuwider. Rohault hat viele Jahre hindurch die Fleischbänke im zu- und abnehmenden Monde besucht, und keinen Unterschied angetroffen, als welchen die Fütterung verursacht, und der gelehrte Normond hat mit den Blumen und Kräutern viele Versuche angestellt, aber nichts gefunden, was den Einfluß des Mondes in diese Dinge bestättigen könnte. Laße man sich also bey Bearbeitung und Bestellung der Felder, durch das Alter des Mondes nicht irre machen, sondern sehe man nur vielmehr darauf, daß man den Saamen, sowol im Frühling, als im Herbst, nachdem man das Land vorher gut bearbeitet hat, bey der besten Witterung ausstreue. Einige glauben auch, daß der Waizen nicht brandig werde, wenn man ihn weder zu der Zeit, da der Mond unter der Erde steht, noch auf den Tag säet, da der Michaelismond voll ist. Auch diesem widerspricht die Erfahrung. Und was soll der Michaelistag? *) Er ist ein Tag, wie andere; daher das, was an demselben geschieht, von keinem besondern Erfolge seyn kann.

So vielen Einfluß schon diese Art des Aberglaubens in die Handlungen der Menschen hat, so und noch weit mehr schadet die thörichte und wider alle reinere Religionskenntnis streitende Meynung, daß der Mond einen Einfluß in das Glück oder Unglück der Menschen, und in ihre Neigungen und Handlungen haben soll. Dieser Aberglaube, so nahe er auch

an

*) Der Pabst Felix ordnete im Jahr 480 dieses Fest zum Andenken des Erzengels Michael an. Kann aber dieser Tag dadurch eine besondere Kraft überkommen haben?

an den heidnischen gränzt, so ist er demohngeachtet noch immer sehr gewöhnlich. Glaubt man z. B. nicht öfters, daß man bey einer glücklichen Heyrath auf den Mond zu sehen habe, daß man sie nicht eher, als im Vollmond vollziehen; daß man eine neue Wohnung zu eben dieser Zeit beziehen müsse, und daß Glück und Segen unter diesen Umständen unsere Begleiterin seye, und daß hingegen, wenn dieses im abnehmenden Monde geschehe, Mangel, Armuth, Mißvergnügen uns überall nachfolgen würden. Woher dieses abergläubische Vorurtheil? Werden wir nicht erröthen, wenn wir seine unlautere Quelle kennen? Unsere heidnischen Vorfahren, die alten Deutschen, sind es, die den Mond abgöttlich verehrten,*) und, wie uns Julius Cäsar von ihnen berichtet, im abnehmenden Monde sich nicht mit dem Feinde schlugen, weil sie alsdann einen unglücklichen Ausgang befürchteten, deren Weiber und Priester nach der Beschaffenheit des Mondes zukünftige Dinge vorher sagten. — Wie oft bedenken wol Christen, daß das Wort Glück ohne Vorsehung, ein leeres, unbedeutendes Wort sey, als welche den Zusammenhang uns verborgener Ursachen, mit denen daraus erfolgenden Begebenheiten,

*) Er war eine der vornehmsten Gottheiten unsrer alten, abergläubischen Vorfahren, die ihn für die Schwester der Sonne hielten, und sich nach ihm in ihren Kriegen richteten. Sie verehrten ihn unter der Gestalt einer Weibsperson; diese trug einen kurzen Mannsrock, eine Kappe mit Hundsohren auf dem Haupte, und gehörnte Schuhe. Durch jenen wollten sie des Monden schnellen Lauf, durch die Hundsohren die Nachtwachen, und durch die gehörnten, sichelförmigen Schuhe, die Ab- und Zunahme seines Lichtes anzeigen. In der Gegend um Lüneburg soll ein solches Bild gestanden, und diese Stadt von ihm den Namen bekommen haben.

allein übersieht? Sollten sie nicht wissen, und aus der Erfahrung gelernt haben, daß das wahre Glück an nichts äußeres gebunden, und daß die bürgerliche Wohlfahrt einzelner Personen, so wie ganzer Familien und Völker, von natürlichen Gaben, von den Neigungen und Gewohnheiten derselben, und dann vornämlich von dem Zusammenhang und der Verbindung gewisser natürlicher und sittlicher Umstände, die von der Weisheit Gottes regiert werden, abhange?

Rührendes Beyspiel der Menschenfreundschaft, der kindlichen Liebe und einer edelmüthigen Familie.

Der junge Robert stand am Ufer zu Marseille, und wartete, bis jemand in seinen Nachen treten würde. Ein Unbekannter stieg hinein, war aber im Begriff sogleich wieder heraus und in einen andern zu gehen, weil — wie er zum Robert, der sich zeigte und von jenem nicht für den Herrn des Schiffes gehalten wurde, sagte — der Schiffer nicht zum Vorschein käme. — Dies Schiff ist mein: wollen Sie zum Haven hinausfahren, mein Herr? Nein, mein Herr, es ist nur noch eine Stunde Tag. Ich wollte nur im Haven ein paarmal auf- und abfahren, um des kühlen und schönen Abends zu genieſſen. Er sieht ja aber nichts weniger als einem Schiffmann ähnlich, auch hat er die Mundart dieser Leute nicht. Es ist wahr, und im Grunde bin ich auch keiner; ich treibe dies Handwerk an Sonn- und Festtagen, um nur mehr Geld zu verdienen. — Pfui, in seinem Alter schon geitzig zu seyn! das entstellt seine Jugend und erstickt den Antheil, welchen seine glückliche Gesichtsbildung im ersten Augenblick einflößt. — Wenn Sie, leider! wüßten, warum ich so sehr wünsche, Geld zu

verdie-

verdienen; wenn Sie mich kennten: gewiß würden Sie meinen Gram dadurch nicht vergrößern, daß Sie mir eine so niedrige Denkungsart zutrauen. — Ich habe ihm vielleicht Unrecht gethan; er hat sich aber übel ausgedrückt. Wir wollen unsre Spazierfahrt antreten, da soll er mir seine Geschichte erzählen. Wohlan, mein guter Freund! sag' er mir jetzt, was hat er für Sorgen? Er hat mich vorbereitet, Theil daran zu nehmen. — Ich habe nur eine einzige: meinen Vater in Fesseln zu wissen, ohne ihn noch davon befreyen zu können. Er war Mackler in dieser Stadt, legte das, was er selbst erspart und meine Mutter in dem Handel mit Modewaaren gewonnen hatte, auf ein Schiff an, welches nach Smyrna bestimmt war, und machte, um auf die Umsetzung seiner wenigen Waaren ein Aug haben und selbst wählen zu können, die Reise in Person mit. Das Schiff ist von einem Seeräuber weggenommen und nach Tetuan geführt worden, wo mein unglücklicher Vater, mit allen die am Bord waren, jetzt Sklave ist. Seine Ranzion ist auf zwey tausend kleine Thaler gesetzt; da er sich ganz erschöpft hatte, um seine Unternehmung desto wichtiger zu machen, so sind wir jetzt nichts weniger als im Stande, diese Summe zusammen zu bringen. Indessen arbeiten meine Mutter und Schwestern Tag und Nacht, ich thue desgleichen bey meinem Herrn, der ein Juwelier ist, und suche, wie Sie sehn, die Sonn- und Feyertagen zu benutzen. Wir haben uns bis auf Dinge der äussersten Nothdurft eingeschränkt. In einem einzigen kleinen Kämmerchen führt unsere unglückliche Familie ihre ganze Haushaltung. Anfangs glaubte ich, ich würde die Stelle meines Vaters einnehmen, ihn befreyen und mich statt seiner in Fesseln legen lassen können; ich war in Begriff dies Vorhaben ins Werk zu setzen, als meine Mutter

— die,

— die, ich weis nicht wie, Nachricht davon bekam, — mich versicherte, daß es eben so unthunlich als fantastisch wäre, und allen Kapitains, die nach der Levante segeln, verbieten ließ, mich an den Bord zu nehmen. — Erhält er zuweilen Nachricht von seinem Vater? weiß er, wer dessen Herr zu Tetuan ist, und wie er dort gehalten wird? — Sein Herr ist Oberaufseher der königlichen Gärten; man behandelt ihn ganz menschlich, und die Arbeiten, die ihm aufgetragen werden, gehen nicht über seine Kräfte. Aber wir sind nicht bey ihm, ihn trösten, ihm sein Unglück erleichtern zu können; er ist von uns, einer geliebten Gattin und drey Kindern, die er immer aufs zärtlichste liebte, entfernt. — Und wie nennt sich sein Vater zu Tetuan? Er hat seinen Namen nicht verändert; er heißt Robert, wie zu Marseille. — Ha! ha! Robert. Beym Oberaufseher der Gärten. — Ja, mein Herr! — Sein Unglück geht mir zu Herzen; aber seinen Gesinnungen nach, die es verdienen, bin ich kühn genug, ihm ein besseres Schicksal zu prophezeyen, und wünsche es ihm von Grund der Seele. Ich wollte mich, indem ich der Abendkühle geniesse, auch der Einsamkeit überlassen: nehm er mirs also nicht übel, mein Freund! wenn ich einen Augenblick still bin.

Beym Anbruch der Nacht erhielt Robert Befehl, ans Land zu fahren, und noch eh' er Zeit gehabt hatte, herauszusteigen oder das Schiff auzuschliessen, machte sich der Unbekannte heraus, und erlaubte dem Robert nicht einmal, ihm für den Beutel, den er ihm zurückließ, zu danken: so eilfertig machte er sich davon. In diesem Beutel waren acht doppelte Louisd'or und zehn Thaler Silbergeld. Eine so beträchtliche Freygebigkeit brachte dem jungen Menschen einen sehr hohen Begriff von der Empfindsamkeit des Unbekannten bey;

aber

aber vergebens wünschte er sehnlichst, ihm begegnen und dafür danken zu können.

Die Fortsetzung folgt.

Ueber den Ursprung des L'ombrespiels.

Eine Muthmasung.

Das L'ombre ist eine spanische Erfindung und höchst wahrscheinlich eine Nachahmung oder ein Schatten der beliebtesten spanischen Nationallustbarkeit, des Stiergefechtes, daher es auch Umbra oder Schatten (des Stiergefechtes nämlich) genannt worden. Zu einem solchen Gefechte aber wird vor allem ein Speer, Degen oder Dolch (spanisch Spada, Espadilla) erfordert, wozu man im Spiele das Pik-As machte. Ein Schwächling wagt sich nicht in die Schranken eines Stiergefechtes; es gehört ein gewandter, robuster Mann, wie ein Lastträger (spanisch Bastaje, Basta) dazu; eine Rolle, die man dem Treff-As auftrug. Soll nun dieser Mann gut bewafnet seyn, so muß er einen Helm, (spanisch Casco) haben, und diesen bezeichnete man im L'ombre durch die Zweyen der schwarzen, und die Sieben der rothen Farben. Weil jedoch ein tapferer und ein verliebter Ritter gewöhnlich Eines ist, und ein solcher, wenn er der Dame seiner Gedanken zu Ehren einen Stier umbringen, und seinen Muth in das glänzendste Licht setzen will, sich auch wohl ohne Helm in die Schranken wagt, und statt dessen mit einem Liebespfand, z. B. einem Armbande, (spanisch Manilla) von seiner Geliebten, als einem Talismanne zufrieden ist, und diese Galanterie im Spiele nicht so gefährlich, als im wirklichen Gefechte werden kann; so begnügt man sich durchgängig mit einer Manille, und fordert nur dann den Casco, wenn

der

der Basta nichts anders, als die Espadille zu seinem Angriffe besitzt. Daher sagt man Casco, wenn man die beyden As aufwirft. Die Hofnung des Basta, im Gefechte zu siegen und den Stier zu tödten, bleibt indeß noch immer sehr schwankend, wenn er ohne Dolch (Espadilla) und Helm oder Armband (Manilla oder Casco) ist; wenn er aber im Besitz dieser beyden ist, so qualificirt er sich zu einem wirklichen Stiertödter (spanisch Matadore); daher werden drey Karten, nämlich Pick- und Treff-As nebst einer schwarzen Zwey oder rothen Sieben zu einem Matador erfordert. Steht nun der Matador da im Gefühl seiner Macht, und sieht sich nach einem würdigen Gegner um, an dem er die Stärke seiner Waffen prüfen kann, so zeigt sich in den Schranken zu Madrid sogleich ein kampfathmender Andalusischer Stier (Bestia, Besta) — Wie aber am L'ombretische? — Je nun! hier hätte man freylich bey genauer Durchführung der Vergleichung niemanden anders die Rolle des Stiers zutheilen können, als — den Mitspielern. Allein hierzu war der Spanier zu galant; er nannte also die Sache, welche vertheidiget wurde, statt der Vertheidiger — Bestia. Und weil wir das L'ombre von den Franzosen bekamen, so behielten wir ihre Uebersetzung dieses Wortes bey, und nannten den Einsatz beym L'ombre Bête.

Wahrer Patriotismus.

Als die Oesterreicher im Jahr 1748 im Besitz von Genua waren, mußte die Republik große Summen aufbringen. Die Herren der Regierung versammelten sich, um darüber zu rathschlagen. Grillo, einer der vornehmsten und reichsten Genueser, wollte durchaus nicht darein willigen, daß das Volk mit

neuen

neuen Auflagen beladen würde, er stellte dabey nachdrücklich das Elend desselben vor, er bat alle Glieder des Senats, wohl zu bedenken, wie es schon ganz durch Kriegskosten erschöpft sey, und auf andre Mittel zur fernern Herbeyschaffung derselben zu sinnen. Man antwortete ihm: das Geld müsse aufgebracht werden, und woher es anders kommen solle? — Woher es kommen solle? erwiederte er. Daher, wo es einzig und allein zu finden sey, aus den Kästen der Reichen und Großen! — Nun gieng er vom Rathhause und kam bald mit einigen Bedienten zuruck, welche die Summe von fünfhunderttausend Lire in Gold und Silber trugen. Diese ließ er vor der Versammlung niederlegen und sagte: so schätze sich ein jeder nach seinen Vermögensumständen, und die geforderte Summe wird bald aufgebracht werden. Man folgte seinem patriotischen Beyspiel, die Großen gaben freywillig Beyträge, und ohne neue Last des Volkes wurde dem Staat geholfen.

Das Entschwefeln der Steinkohlen.

Die Engländer, welche viel mit Steinkohlen zu thun haben, sind die ersten, welche den Versuch gemacht, die Steinkohlen zu entschwefeln und sie zur Schmelzung der Metalle anzuwenden. Man weiß, daß in den Steinkohlen eine Menge Schwefelsäure steckt, und dies diese Metalle zerstört. Man verrichtet dies Entschwefeln durch ähnliche Kohlenmeiler, wie man aus Holz Kohlen zu brennen pflegt. Man giebt den Steinkohlenmeiler eine Breite von zehen Fuß und darüber, und eine Höhe von zwey bis dritthalb Fuß. Oben läßt man eine Oeffnung von sechs bis acht Zoll Tiefe, um durch selbige den Meiler anzustecken, und einige brennende Kohlen hinein zu werfen. Wenn

und

der Brand angeht, so verschließt man die Oeffnung mit Erde und Stroh darunter. Andre bedienen sich dazu kleiner Kohlen, die sie von unten hinauf anzünden, und welche bereits entschwefelt sind. Im Umkreise läßt man ringsumher Löcher für den Ausgang des Rauches. Gemeiniglich steckt man den Meiler von oben an, und man verfährt dabey überhaupt, wie bey der Holzverkohlung üblich ist. Wenn endlich der Rauch nachläßt oder helle wird, so geht das Entschwefeln zu Ende. Wenigstens brennt ein solcher Meiler vier Tage lang. Zuletzt bedeckt man alles zwölf Stunden lang mit Stauberde, und man zieht die entschwefelte Kohlen mit eisernen Hacken hervor, um selbige in einem trockenen Magazine aufzubewahren. Drey Arbeiter können in einer Woche vierhundert Centner Kohlen entschwefeln. Die Versuche lehren, daß Steinkohlen eine stärkere Hitze machen, als Holzkohlen, und daß man sie mit großem Nutzen zur Bäckerey, zu andern Brennereyen, zur Hütte, zum Schmieden u. s. w. anwenden könne, da viele Staaten in Gefahr sind, am Holze Mangel zu leiden.

Der unwürdige Sohn.

Ein königlicher Rath, der Vater war
Von einem bösen Sohn, starb hingeraft
Durch schnellen Tod, und alsobald gebeut
Der König, einzuziehn sein Hab und Gut.
Mit Zittern wirft der Sohn im Staub sich hin
Und fleht um den Besitz des Erbtheils. Doch
Der Fürst antwortet ihm: „Durch Tugend und
„Verstand ward einst dein Vater groß und reich.
„Sey erst sein Erb an Tugend und Verstand,
„Dann sollst du's auch von seinen Gütern seyn!“

Wie gut für manch hochadliches Geschlecht,
Daß Saadis Weisheit Persien nur ehrt!

Augsburg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geographie und Statistik von Frankreich.

Bevölkerung.

Es ist nicht zu läugnen, daß Frankreich ungleich mehr Einwohner, theils wegen seiner Größe, theils wegen seiner natürlichen Fruchtbarkeit, die man doch den meisten Provinzen nicht absprechen kann, ernähren könnte. Allein die Ursachen dieser verhältnismäßigen schwachen Bevölkerung liegt mehr in verschiedenen politischen Veränderungen und in seiner Verfassung, als in einem Mangel der physischen Güte des Landes, wie wir oben schon gezeigt haben. Wenn man den neuesten Nachrichten von der Bevölkerung des Landes trauen darf, welche dieselbe auf sechs und zwanzig Millionen angeben, so wäre allerdings die Anzahl sehr bedeutend, und das Land wäre nach dem deutschen Reiche das bevölkertste von Europa. Die Geschichte früherer Jahrhunderte liefert inzwischen doch Nachrichten, daß ohngeachtet Frankreich ehedessen bey weitem nicht von dem jetzigen Umfang war, es dennoch weit mehr Einwohner, als heut zu Tage, gehabt haben soll. So soll zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Nation durch die Befreyung von der Leibeigenschaft, und die Errichtung des Handels ohnstreitig die höchste Epoche der Bevölkerung erreicht, und mehr als dreißig Millionen gezählt haben. Unter den schrecklichen innerlichen und auswärtigen Kriegen der folgenden Jahrhunderte fieng sie freylich schon gewaltig an abzunehmen, und die glänzende Regierung Ludwig XIV. war nicht so beschaffen,*) daß die Volksmenge hätte

*) Er vertrieb gegen das Ende des vorigen Jahrhun-

vermehrt werden können, vielmehr war während des letzten seiner Kriege der Menschenmangel allenthalben sichtbar, und in ganzen Distrikten war oft kein Mann zwischen zwanzig und vierzig Jahren zu finden. Seit dem Jahr 1715 sind diese Verwüstungen zwar ungleich weniger geworden, und die Summe der Gebohrnen hat die Anzahl der Gestorbenen immer um ein Siebentheil überstiegen. Indessen finden aber doch noch verschiedene Umstände statt, welche einer größern Bevölkerung wichtige Hinderniße in den Weg legen. Die Auswanderung scheint beynahe eine Nationalkrankheit in Frankreich zu seyn: allenthalben findet man Franzosen, die nicht aus Religionsgründen, sondern blos in der Absicht, ein größer Glück als zu Hause zu machen, ihr Vaterland verlassen haben. So leben in Spanien, Portugal, Italien, Rußland und in den Türkischen Staaten viele tausende. Wenn auch ferner die Klerisey der Bevölkerung keinen beträchtlichen Schaden zufügt, so ist doch die anbefohlne Ehelosigkeit der Soldaten ein desto größeres Uebel. Nimmt man hiezu, wie sehr der immer mehr einreissende Luxus die Ehen erschwert, und wie unbeschreiblich elend das Landvolk, diese größeste Stütze der Bevölkerung, sich behelfen muß, so wird man sich nicht wundern, daß die Volksmenge nicht so beträchtlich ist, und wohl einige Millionen von den neuesten Bevölkerungstabellen abzuziehen sind.

Land- und Weinbau.

Nach den neuesten Berichten ist der erstere in vielen Provinzen sehr vernachläßiget. Viele hunderttausend

derts mehrere hunderttausende seiner arbeitsamsten und treuesten reformirten Unterthanen und in seinen vielen und langwierigen Kriegen wurden Millionen derselben Schlachtopfer seiner grenzenlosen Eroberungssucht.

tausend Morgen Landes liegen unangebaut da. Diese Wüsteneyen sind entweder trockene steinichte Erdstriche, die zur Schaafzucht angewendet werden, oder Torfland, welches den nächstgelegenen Dorfschaften, aus Mangel an Brennholz, zur Feuerung dienen muß. Das angebaute Land wird wegen der großen Bedrückungen und Armuth der Bauern, denen an Elend keine in Europa beynahe gleichkommen, und wegen Mangel des Düngers nicht zum besten bestellt; der Weinbau wird dem Kornbau überall vorgezogen. Da auch alle Städte beynahe mit Fabriken angefüllt sind, bey denen man mit weniger Mühe ein besseres Auskommen, als durch den Landbau erwerben kann, so eilet ein großer Theil des Landvolkes dahin, und die übrigen sind durch Steuern und andres vielfaches Elend so sehr gequält, daß ihnen fast nichts als ein Schatten des Lebens übrig bleibt. Die meisten französischen Dörfer sind ein Haufen elender leimerner Hütten. An vielen Orten weiß man gar nichts von Scheuern, sondern das Getreide wird entweder gleich auf dem Felde ausgestampft, oder es bleibt, bis es halb verdorben ist, dem Wind und Wetter ausgesetzt, auf den Aeckern liegen. Die Bewohner dieser Hütten bauen entweder das Feld nach hergebrachter Weise, oder sie müssen sich von einer Zeit zur andern zu Veränderungen und Versuchen bequemen, wie es die jedesmalige Mode oder die Einfälle der Gutsherren verlangen. Die Regierung hat sich mancherley Mühe gegeben, sowohl die Urbarmachung wüster Ländereyen, als überhaupt eine beßere Einrichtung des Ackerbaues zu begünstigen. Sie hat diejenigen, welche Haiden und Moorland anbauen würden, auf zehn und zwanzig Jahre von allen Abgaben freygesprochen, wodurch auch wirklich viele hunderttausend Morgen Landes fruchtbar gemacht worden sind.

Die Getreidesperre, welche ehedessen eine Provinz gegen die andere sich ungeahndet erlaubte, und viele hundert Unglückliche dem Hungertode aufopferte, ist aufgehoben und der Getreidehandel unumschränkt frey gegeben worden. Aber diese Veranstaltung ist nicht von großem Erfolge gewesen; Frankreich hat nur einige Jahre lang Getreide ausgeführt, und nun muß man erwarten, ob unter der jetzigen Volksregierung der Ackerbau in bessern Flor kommen wird.

Der Zweig des Landbaues, auf den sich die Franzosen mit mehrerm Fleiß und glücklicherm Erfolge legen, ist der Weinbau, und man kann den Werth aller im Reiche gebauten Weine sicher über dreyhundert Millionen Livres schätzen. Zu den vorzüglichsten französischen Weinen gehören der Champagner und Burgunder, von denen aber die Maasbouteille schon im Lande selbst einen halben Laubthaler kostet, theils weil er nur mit vieler Mühe, Kosten und Abgaben gewonnen werden kann, theils weil die Anzahl guter Berge zu klein ist. Frontiniak, Pontak, Claret und andere sind gleichfalls sehr beliebte Weine.

Manufakturen und Handel.

Die französischen Manufakturen und Fabriken sind vortreflich, besonders die Seidenmanufakturen, *) deren Stifter Heinrich IV. war. Vor der Vertreibung der Reformirten waren sie jedoch viel ansehnlicher. Die französischen Tapeten sind die schönsten und beliebtesten in Europa. Und wer kennt nicht die geschmackvollen Lyoner Arbeiten in Gold und Silber? Die Glasfabriken liefern das größte und reinste Glas in Europa. Die französischen Tücher sind zwar

*) Auch viele fremde Seide wird verbreitet.

zwar nicht so fein und stark wie die Englischen, aber schöner gefärbt und wohlfeiler. Ludwig XIV. mit seinem großen Minister Colbert war es, der den Handel und alle Zweige der Industrie zu beleben suchte, und Millionen zu diesem Zwecke verwendete. Unter seiner Regierung war auch die glänzendste Epoche des Handels, und nur seine voreilige und ungerechte Vertreibung der Hugenotten und der spanische Erbfolgekrieg wurden die Ursache, daß er diese Goldquellen seines Reiches gegen das Ende seiner Regierung wieder verstopft sehen mußte. Wie sehr aber dennoch die französischen Seidenfabriken seit ihrer Entstehung zugenommen haben, kann man schon aus dem grossen Luxus, der in Frankreich und in den meisten Europäischen Ländern herrscht, schliessen, da jeder mit seidenem Stoffe prangen will. So wurde noch vor dem Jahre 1470 keine Seide in Frankreich verarbeitet, und sie blieb immer ein so grosser Luxus, daß König Heinrich II. bey der Vermählung seiner Schwester die ersten seidenen Strümpfe trug. Allein welch ein Abstand ist heut zu Tage, da in Frankreich und Deutschland jeder Domestike seidene Strümpfe trägt. Mehr als zwey Millionen nähren sich von Seidenarbeiten. Auch ihre geschmackvolle Erfindung bey der Verarbeitung roher Materialien, erwirbt ihnen jährlich Millionen.

Unter den Waaren, welche theils mit französischen Schiffen aus dem Reich geführt, theils von den Fremden geholt werden, theils zu Lande in die Schweitz, Italien, Teutschland, Holland und Spanien gehen, sind die vorzüglichsten Wein, Weineßig, Liqueurs, Hanf, Flachs, Nußbaumholz, Terpentin, Pech, Oliven, Mandeln, Kaffee, Zucker, Rosinen, Kastanien, Kapern, Honig, Safran, Salz, Maul-

esel, dann seidene Waaren, goldene Stoffe, Leinwand, Tücher, Hüte, Segeltuch, Glaaswaaren, Papier, Stahlwaaren, Uhren, Bänder, Spitzen und eine Menge anderer Bedürfniße des Ueberflußes. Wenn Frankreich auch viele andere Dinge dagegen vom Ausland bezieht, als Getreide, Leder, Wolle, Seide, Bauholz, Pferde u. s. w. so bleibt doch im Ganzen der Vortheil immer auf französischer Seite. Der Handel, welcher mit den drey übrigen Erdtheilen geführt wird, ist nicht immer gleich stark gewesen, besonders, wenn er sich in den Händen einzelner Gesellschaften befand, wie z. B. der Handel nach Ostindien, welcher aber 1769 allen Unterthanen des Reiches frey gegeben wurde.

Ohngeachtet Frankreich einen verderblichen Krieg zur Befreyung der Amerikanischen Kolonien geführt, und dadurch den Amerikanischen Handel ganz an sich ziehen wollte, so behaupten wenigstens Sachkundige, daß England immer den größten Antheil an dem Handel der neuen Amerikanischen Republik haben werde. Auch der vor wenigen Jahren zwischen Frankreich und England geschlossene Handlungsvertrag lenkte vollends alle Vortheile der Geschäfte auf die Seite der Britten. Die neuesten Zeiten geben bey den schrecklichen Verwirrungen der politischen Angelegenheiten wenig Hoffnung zu einem bessern Gang des Handels, vielmehr scheint derselbe sich seinem gänzlichen Ruin zu nähern.

Zum Beschluß dieser merkantilischen Nachrichten wollen wir noch einige Worte über das Münzwesen dieses Reiches hiehersetzen. Alle Rechnungen werden in Livres geführt, welche eine eingebildete Münze, und nach unserm Gelde ohngefähr 27½ kr.

werth

werth sind. Wirklich geprägte Münzen sind, in Gold: doppelte, ganze und halbe Schildlouisd'or, zu 22, 11 und 5½ deutsche Gulden; in Silber: doppelte und einfache Ecus zu 6 und 3 Livres, in Deuschland große und kleine Laubthaler. Sous zu 1⅜ kr. unsrer Münze gerechnet, in Kupfer: doppelte und einfache Liardstücke zu 6 und 3 Pfennigen. Und jetzt prägt man sogar aus Glockenmetall-Münzsorten.

Die Fortsetzung folgt.

Rührendes Beyspiel der Menschenfreundschaft u. s. w.

Fortsetzung.

Sechs Wochen nach dieser Zeit, als diese ehrliche Familie, welche, um die nöthige Summe voll zu machen, unaufhörlich fortarbeitete, eben ein mäßiges Mittagsmahl, das aus Brod und dürren Mandeln bestand, einnahm, überraschte sie der alte Robert, sehr sauber gekleidet, mitten in ihrem Kummer und Elende. — Ach meine Frau! ach meine lieben Kinder! wie habt ihr mich so geschwinde befreyen können, und auf die Art, wie ihrs gethan habt? Seht nur, wie ihr mich herausgeputzt habt, und dann die fünfzig Louisd'or noch, die man mir, als ich mich einschiffte, darzählte, da meine Reise und Nahrung doch schon voraus bezahlt war! Wie soll ich für so vielen Eifer, für so viele Liebe euch genug danken! Und diese entsetzliche Beraubung aller Bequemlichkeiten, die ihr euch mir zu Lieb unterzogen habt! — Vor Erstaunen war es anfangs der Mutter unmöglich zu antworten; sie schwamm in Thränen, ihre Töchter desgleichen, und eine Umarmung folgte

der andern. Der junge Robert blieb steif auf seinem Stuhl, immer ohne Bewegung, und fiel endlich in Ohnmacht.

Die Thränen, die sie vergossen, geben endlich der Mutter die Sprache wieder: sie umarmt ihren Mann nochmals, sieht ihren Sohn an, weist ihn dem Vater und sagt: das ist dein Befreyer! Sechs tausend Livres waren für deine Ranzion gefordert; wir haben erst etwas über die Hälfte beysammen, und das meiste davon hat dein Sohn durch seine Arbeit verdient; seiner Liebe zu dir sind wir es schuldig. Dieses verehrungswürdige Kind hat vermuthlich Freunde gefunden, die gerührt von seinen Tugenden ihm beygestanden haben; und da er gleich im Anfang deiner Sklaverey heimlich den Vorsatz faßte, deine Stelle einzunehmen: so haben wir ohne Zweifel ihm unser Glück zu danken, so hat er ganz gewiß uns auf diese Art überraschen wollen. Sieh nur, wie er es fühlt! aber wir müssen ihm beyspringen. Die Mutter eilt auf ihn zu, die Schwester desgleichen. Mit grosser Mühe entreißt man ihn seiner Ohnmacht; er wirft einen schmachtenden Blick auf seinen Vater, hat aber nicht Kräfte genug, um sprechen zu können. Auf seiner Seite wird der Vater auf einmal still und nachdenkend, scheint bald darauf ganz bestürzt, redet seinen Sohn an und sagt: Unglücklicher! was hast du gethan? Wie kann ich dir meine Befreyung danken, ohne mich darüber zu grämen? Wie konnte sie ein Geheimniß für deine Mutter bleiben, wenn du sie nicht auf Kosten deiner Tugend erkauft hast? In deinem Alter, Sohn eines Verunglückten, eines Sklaven, verschaft man sich nicht auf ordentlichen Wegen so beträchtliche Hülfsmittel, als du nöthig hattest. Ich schaudre vor dem Gedanken: ob dich die

kind-

kindliche Liebe vielleicht zu einem Verbrechen verleitet hat! Beruhige mich, sey aufrichtig! Und wenn du hastikönnen aufhören, ein ehrlicher Mann zu seyn: so laßt uns alle sterben! — Geben Sie sich zufrieden, mein Vater, antwortete er, stund auf, und ließ sein Entsetzen über einen solchen Argwohn blicken. Umarmen Sie ihren Sohn! Er ist dieses schönen Titels nicht unwürdig, auch war er nicht glücklich genug, Ihnen beweisen zu können, wie werth er ihm ist. Sie haben ihre Freyheit nicht mir, nicht uns zu danken. Ich kenne unsern Wohlthäter. Dieser Unbekannte, meine Mutter! der mir seinen Beutel gab, that sehr viele Fragen an mich. Zeitlebens werde ich ihn aufsuchen; ich werde ihn antreffen, er wird mit mir kommen, seiner Wohlthaten zu geniessen, Theil daran nehmen, und Thränen der Wollust mit uns weinen. — Hier erzählt der Sohn dem Vater die Anekdote von dem Unbekannten, und benimmt ihm seine Furcht.

Der Beschluß folgt.

Hat der Mond denn gar keinen wirksamen Einfluß auf unsere Erde?

So unzuverläßig und ungegründet die irrigen und nachtheiligen Meynungen des finstern und kriechenden Aberglaubens über den Mond und dessen Einwirkungen auf die Erde sind, ja so peinigend es für uns seyn würde, wenn wir den Mond zum Regenten der menschlichen Schicksale machen wollten, eben so unüberlegt würden wir handeln, wenn wir ihm allen Einfluß in die Dinge, die unter ihm sind, absprechen wollten. Der Mond ist nun einmal, wie wir wissen, uns unter allen der nächste Himmelskörper, erleuchtet unsre Nächte mehr als alle übrigen

Sterne, begleitet unsre Erde nicht nur in ihrem Laufe um die Sonne, sondern wälzt sich auch noch obendrein beständig um sie herum, und steht mithin in der genauesten Verbindung mit derselben. Beyde ziehen daher einander an sich, das ist, wirken auf einander durch ihre Schwere. Kommt der Mond in seinem länglicht runden oder, wie man sagt, elliptischen Laufe der Erde näher, so muß der Theil der Erde, über welchem er steht, stärker von ihm angezogen werden, als ein anderer von ihm entfernterer Theil derselben. Daß dieses nicht auf dem festen Erdreiche geschieht, kommt daher, weil die Theile desselben stärker unter sich zusammenhängen, als die Schwere *) derselben gegen den Mond zu achten ist. Aber auf großen Flächen Wasser, weil dessen Theile nicht so fest zusammenhängen, ist dieses Anziehen des Mondes sichtbar. Denn, kömmt der Mond über das Weltmeer oder andere Seen zu stehen, so hebt sich daselbst das Wasser, und thürmt sich gegen ihn auf, da es hingegen, während dieser Zeit, an einem andern Theile sinkt oder fällt, welches man Ebbe und Fluth zu nennen pflegt. Und wirkt der Mond auf das Wasser, und hebt dasselbe in die Höhe, so ist um desto mehr zu glauben, daß er auch auf die viel feineren Dünste, die aus der Erde aufsteigen, und sich in dem Luftkreise rings um die Erde sammeln, und den man daher Dunstkreis nennt, wirken werde, und daß nach Beschaffenheit seiner Annäherung oder Entfernung an einem Orte in derselben entweder Fluth oder Ebbe entstehen und mit einander abwechseln müsse. Denn die Luft mit allen den in ihr schwimmenden, materiellen Theilen, hat eben sowol gegen

den

*) Unter der Schwere verstehen wir hier nichts anders, als das Bestreben eines Körpers, sich nach dem andern zu bewegen, von welchem er angezogen wird.

den Mond eine Schwere, als das Wasser. Nach dieser Regel muß die gegen den Mond aufschwellende Luft an einem Orte sinken, und sich an dem Orte, wo sie vom Monde aufgethürmt wird, mit ihren Dünsten hinbewegen.

Und wer weis nicht, daß aus dem Dunstkreise die Witterung entsteht; daß wir demselben Wolken, Regen, Schnee, Thau und Fruchtbarkeit zu verdanken haben, daß er die Heimath der Winde, des Blitzes und der mancherley Lufterscheinungen ist? — Die Veränderung der Atmosphäre ist also auch die Veränderung der Witterung. Hat nun der Mond einen Einfluß in den Dunstkreis, so ist ein großer Theil der Veränderung des Wetters der Ebbe und Fluth zuzuschreiben, welche durch den Mond daselbst verursacht wird.*) Welchen Einfluß hat aber die Witterung nicht auf unsern Leib und dessen Zustand! Hängt nicht unsere Gesundheit größtentheils von der Witterung ab? Athmen wir nicht zugleich mit der Luft Gesundheit oder Krankheit ein? — Und wer kann läugnen, daß eine kalte, feuchte, mit groben Dünsten angefüllte Luft ganz anders auf unser Blut und Nervensystem, als eine heiße, trockene und reine Luft wirke? Da aber diese Veränderungen von dem Monde zum Theil entstehen, so ist offenbar, daß der Mond auch einen mittelbaren Einfluß in den menschlichen Körper und seinen Wohlstand habe. Und vielleicht

*) Toaldo hat nach einer 50jährigen Witterungsbeobachtung gewiß gemacht, daß man mit sechsmal mehr Zuversicht behaupten könne, daß bey einem Neumonde eine Veränderung der Witterung erfolge, als daß sie nicht geschehe, in dem bey 1106 Neumonden 950mal wirkliche Veränderungen vorgekommen, und diese nur 156mal nicht erfolgt sind. Ist der Mond der Erde nahe, so ist das Verhältnis wie 33 zu 1.

leicht giebt es eine Ebbe und Fluth im Menschen selbst, in seinem Blute und in seinen Säften, die von dem Monde eben so, wie im Meere, gewirkt wird. Die periodischen Krankheiten, und die schmerzhaften Empfindungen, welche diejenigen Personen, die mit gewissen Fehlern ihres Körpers behaftet sind, zur Zeit des Neu- und Vollmondes wahrnehmen, scheinen dieses zu beweisen; doch muß diese letztere Muthmasung nicht auf zu viele Fälle angewendet, sondern erst noch durch mehrere Beobachtungen und Erfahrungen bestätiget werden.

Aber auch als Anzeige der Witterung wollen wir den Mond noch kürzlich betrachten. Zwar geben außer dem Monde auch die Sonne und die Sterne Zeichen der bevorstehenden Witterung ab, welches besonders durch ihre Farben geschieht. Dieses kann aber an dem Monde, weil er ein schwächeres Licht hat, welches nicht, wie das Sonnenlicht blendet, am ersten und besten bemerkt werden. Die Farben sowol der Sonne als des Mondes entstehen durch die Zurückwerfung des Lichts in der Luft; ändert sich daher das Licht dieser himmlischen Körper, so muß der Zustand der Luft sich verändert haben, und da diese der Grund von der Witterung ist, so muß auch diese sich ändern. Geht die Sonne helle und klar auf, so sagt man: es wird ein schöner Tag folgen; und ist der Himmel sehr helle, daß man auch die kleinsten Sternchen sehen kann, so vermuthet man helles Wetter. Die Ursache liegt darinnen, daß die Luft von Dünsten wenig erfüllt ist; da aber das Wetter sich nicht auf einmal ändert, und jetzt keine Dünste die Luft erfüllen, so kann man schliessen, daß der Tag schön seyn werde.

Geht die Sonne blaß auf, oder eben so unter; scheint das Licht des Monden bleich zu seyn; hat die Sonne bey ihrem Auf- und Untergange eine ovalrunde Figur, und erscheint größer, als sonst; scheint sogar der abnehmende Mond voll aufzugehen; sieht man wenig Sterne, oder blinken und flimmern dieselben außerordentlich; so ist dieses alles, und jedes insbesondere, eine Anzeige, daß bald Wind oder Regen erfolgen werde. Das Licht dieser himmlischen Körper bleibt zwar allezeit gleich, ist auch nicht eigentlich als die wirkende Ursache der üblen Witterung anzusehen; es wird nur in der Luft, durch welche wir hindurch sehen, gebrochen und geschwächt. Dieses verursachen aber blos die Dünste, die sich darin befinden, besonders die wäßrigen; wäßrige Dünste aber geben Regenwolken, und diese Regen. Da nun die Luft, wenn sich Dünste zusammen ziehen sollen, leichte wird, in diese aber die daran gränzende dichtere Luft eindringt, so muß daraus ein Wind entstehen.

Bisweilen wird es zeitiger Tag, als es eigentlich werden sollte, und das Licht der Sonne wird auch eher geschehen. Eben so bemerken wir auch zuweilen das Licht des Mondes eher. Auch diese Bemerkung ist eine Anzeige des Regens. Der Anbruch des Tages kommt daher, daß die Stralen des Sonnenlichts in der Luft gebrochen, und auf die Erde zurückgeworfen werden. Je mehr wäßrige Dünste in der Luft sind, desto stärker wird das Licht gebrochen und reflektirt, und kömmt also in größerer Menge und eher auf die Erde. Viele Dünste aber sind Vorboten des Regens. Eben dieses muß auch vom Monde gelten. Die Veränderungen an dem Lichte des Mondes zeigen nur die Witterung früher, als die an der Sonne an.

Die

Die Ursache ist das schwächere Licht des Mondes, das gar leicht durch wenigere Dünste in der Luft verringert werden kann, als das Licht der Sonne bey ihrem Auf- und Untergange. Geht daher die Sonne blaß auf und unter, so kömmt vielleicht noch denselben Tag Regen; der Mond hingegen zeigt es einige Tage vorher an. Doch alle diese Zeichen sind nicht untrüglich. Es können z. B. sich die Dünste in der Luft in Wolken zusammenziehen, aber auch durch den Wind an einen andern Ort geführt werden; oder es können die Dünste des Nachts in einen starken Thau, oder, zu einer kältern Jahrszeit, in Reif sich verwandeln.

Cirkularschreiben des Herrn Generallieutenant von Möllendorf, unterm 10. Juni 1785 an die Offiziere der Berlinischen Garnison.

Seit zwey Jahren, als so lange ich das Gouvernement in hiesiger Residenz führe, ist eine meiner ersten Bemühungen gewesen, zur Ehre der Menschlichkeit die barbarisch geringschätzige Art der Offiziers gegen den gemeinen Mann auszumerzen, und ich muß zu meiner Beruhigung und Freude sagen, daß ich bey sechs Regimentern hiesiger Garnison die Früchte davon gewahr werde. Nur bey einem Regimente, das ich jetzt noch nicht nennen will, ist die alte auf irrige Meynung beruhende Idee einiger Offiziers, den gemeinen Mann durch Barbarey, tyrannisches Prügeln, Stoß und Schimpfen zu seiner Schuldigkeit anzuhalten, noch Mode. Ich rathe es aber denjenigen Commandeurs, die sich diese Verfahrungsart bis jetzt zu Schulden kommen lassen, an, davon abzustehen, den gemeinen Mann mehr mit Ehrliebe, als mit der Tyranney

rannen zu der Ordnung und Kriegsgeschicklichkeit zu führen, die des Königs Majestät verlangen. Der König hat keine Schlingel, Canailles, Recailles, Hunde und Krobzeug in Diensten, sondern rechtschafene Soldaten, welches wir auch sind, nur blos daß uns das zufällige Glück höhere Karaktere gegeben hat. Denn unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut als wir, und vielleicht würden es manche noch besser, als wir, verstehen. Ein jeder Offizier sollte sich freuen, ein Anführer ehrliebender Soldaten zu seyn; das ist er aber gerade nicht, wenn er diejenigen, deren Befehlshaber er ist, unter eine so geringe Race von Menschen herunter setzt.

Vorsichtsregeln zur Schonung des Gesichtes.

Bey gesunden Augen gedenke man oft an kranke, oder, wenn man Hang zur Klugheit hat, gar an blinde; täglich aber danke man Gott für diesen edelsten Sinn, für das Auge der Seele. In allen Geschäften des Lebens verschaffe man sich, wenn man kann, ein gleichförmiges Licht, d. i. man hüte sich, daß kein Sonnenlicht gerade, oder von andren Wänden reflektirt, auf die Fenstern falle, wo man arbeitet, und man meide den öftern Uebergang aus hellen Stuben in dunkle, und umgekehrt. Man lese und schreibe nicht im Sonnenscheine, nicht bey Lichte; man sehe weder lange in den Schnee, noch auf weißes Papier, und andre weiße Sachen. Das helle Licht können Vorhänge abhalten, sonderlich dunkelgrüne, deren langer Anblick schon das Auge stärkt. So wie der Sitz des Lesenden, oder Schreibenden, durchaus nicht vom geraden Lichte beschienen, sondern blos vom Seitenlichte hinlänglich erhellt werden muß; beym Schreiben kann man mit einem grünen

nen Papiere unter der Zeile fortrücken, und dem Auge das große, weiße Papierfeld ersparen, indem durch solches gefärbte Papier der Schreibeschmutz und die Liniengeradheit verbessert wird; eben so wende man auch das gerade oder abgeprallte Licht vom Bette und Sopha ab.

Man lese nicht in den Dämmerungen, nicht bey der Lampe, nicht in der Augenrichtung gegen weiße Wände: ein Lampenschirm von dickem, grünen, halbdurchsichtigem Papiere, oder Pergamente, ist nützlicher, als einer von Metall, so die halbe Stube verdunkelt, und den Reflektionsschein auf das Buch in eine schnell abstechende Helligkeit versetzt. Bey finsterer Nacht in den Mond sehen, veranlaßt stufenweise Blindheit. Das Auge, das schärfste Auge wird vom nahen Lesen und Schreiben mikroskopisch, kurzsichtig, und immer kürzer; man sehe also von Zeit zu Zeit in die Ferne, man zähle die Anzahl der Dachziegelreihen. Plötzliche Stärkung der Augen ist es, wenn man hinter beyde Ohrengruben einen Lappen mit kaltem Wasser hält, so wie das öftere Kopfbaden in kaltem Wasser, sonderlich an Stirn und Nacken die Sehnerven und das Auge stärkt.

Der Kaufmann und sein Sohn.

Zehntausend Thaler büßt Amit, ein Kaufmann, ein.
„Laß ja, sprach er zum Sohn, den Schaden uns verschweigen!
„Sonst dürft uns leicht nicht der Verlust allein,
„Sonst dürft uns Feindes Spott nur desto tiefer beugen.“

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geographie und Statistik von Frankreich.

Gelehrsamkeit und Künste.

In der Geschichte, Naturhistorie, Taktik, Kriegsbaukunst, Artillerie, Architektur, Mahlerey und Kupferstecherkunst, überhaupt in allen schönen Künsten und Wissenschaften haben die Franzosen vorzüglich vieles geleistet. Sie lehrten das übrige Europa über die schwersten philosophischen Materien, witzig, angenehm und populär zu denken. Schon unter der Regierung Franz I. den man den Vater der Wissenschaften nennt, erhielten die Wissenschaften und Künste die größte Aufmunterung. Man beschränkte sich aber immer nur allein auf die römische und griechische Literatur und Alterthumskunde. In der Landessprache, die noch sehr rauh und ungebildet war, erschienen noch keine vorzüglichen Produkte des Geistes, die einzigen Satyren des großen Franz Rabelais ausgenommen. Die Religionsverbesserung brachte aber große Männer hervor, einen Calvin und Castello. Cujaz und Pithorus zeichneten sich als große Rechtsgelehrten aus. Außerordentlich gewann die eigentliche französische Literatur durch die vortreflichen philosophischen Versuche eines Montagne, durch die Uebersetzungen des Amiots, und die Gedichte des Rosards. In den folgenden Zeiten finden wir bis zur Regierung Ludwigs XIV. den großen Geschichtschreiber de Thou, den Dichter Malherbe, die Philosophen des Cartes und Gassendi, denen man den Ruhm, Wiederhersteller der gereinigten Weltweisheit gewesen zu seyn, nicht absprechen kann. Die schönste Epoche der Wissenschaften aber war ohnstreitig währ-

rend der Regierung des zwar nicht sehr aufgeklärten, aber doch die Gelehrsamkeit begünstigenden Ludwigs XIV. Hier finden wir eine Reihe großer Männer in allen Fächern der Gelehrsamkeit. Unter den Theologen zeichneten sich Fanelon, Bossuet, Flechier, Maßillon, Bourdaloue, Arnaud und Quesnelaus. Unter den Rechtsgelehrten hat sich Montesquieu durch seinen Geist der Gesetze unsterblich gemacht. Wer kennt nicht ihren scharfsinnigen Denker Bayle; die Geschichtschreiber Mezeray, Daniel und Fleury; die Mathematiker und Physiker La Hire, Fontenelle und andre? Vorzüglich aber wurden die Franzosen in allen Arten der Dichtkunst; der große Corneille, der zärtliche Racine, Moliere und Regnard werden zu allen Zeiten einen Platz unter den großen Schauspieldichtern erhalten. La Fontaine wird ewig einer der ersten Fabeldichter bleiben, und die Gedichte eines Chaulieu, Gresset, Segrais und einer Deshoulieres werden immer, so lange nicht eine gänzliche Barbarey einreißt, den Beyfall jedes fein empfindenden Herzens verdienen. Wir übergehen die große Anzahl von Romanschriftstellern, welche in diesem Zeitalter lebten, da sie, Fenelons vortreflichen Telemach und noch wenige andere ausgenommen, unsrer Meynung nach, mehr zur Einführung eines falschen, als eines ächten auf Natur und Wahrheit gegründeten Geschmacks beygetragen haben. Auch die schönen Künste blühten bey dem Sonnenschein einer so prachtvollen Regierung, und die Gemälde eines Poußin, Lorraine, le Brun, le Sueur, erhielten selbst den Beyfall der Italiener, die sich bisher als die einzigen Meister in der Kunst angesehen hatten. Nanteuil und Audran verdienen unter den Kupferstechern, Girardon unter den Bildhauern, Mensard und Perrault unter den Baukünstlern, und Vauban wegen

der

der Verbesserung der Kriegsbaukunst eine vorzügliche Erwähnung. Nur mit der Tonkunst wollte es von jeher den Franzosen nicht gelingen, und bis auf den heutigen Tag ist, Gretry ausgenommen, kein Tonkünstler von vorzüglichen Talenten in Frankreich gewesen. Welcher Nation aber würden die Naturforscher Büffon, Reaumur und Nollet nicht Ehre machen? Wo haben wir viel solche Männer, wie d'Argens war, wie d'Alembert, Diderot, Mercier, Raynal, Rousseau, Linguet, des Brosses, Marmontel an Scharfsinn, Menschenkenntnis, Herzenswärme und Wahrheitsliebe sind? Wo die Männer, die, wie de Guignes, mit dem Araber und dem Sinesen seine Sprache sprechen, und wie Anquetil in einem Alter, wo ihnen alle Reitze des Lebens lächelten, durch Liebe zur Weisheit getrieben, eine gefährliche und beschwerliche Reise nach Indien thun, um die uns bisher unbekannten Schriften Zoroasters nach Europa zu bringen? — Es würde den Raum, den wir vor uns haben, übersteigen, wenn wir alles anführen wollten, um die Richtigkeit des Vorurtheils darzuthun, daß in Frankreich alle Weisheit nur oberflächlich sey. Unmöglich können wir aber diese Nachrichten schliessen, ohne noch etwas über einen Mann zu sagen, der mehr als irgend ein Schriftsteller, allgemeine Bewunderung erlangt hat, aber auch mehr als irgend einer, im Leben und Tode gehaßt worden ist, und den man als den Vater der neuern französischen Literatur ansehen kann. Dies ist Voltaire, der, ohne Gelehrter vom ersten Rang zu seyn, und ohne etwas wichtiges erfunden zu haben, durch seine Schriften nicht wenig zu dem größern Grade der Aufklärung, aber auch viel zur Verbreitung des Leichtsinns beygetragen hat, und der, wenn er sich weniger durch seine Neigung zum Spott hätte hinreissen lassen, unstrei-

tig, so wie der bekannteste, also auch der nützlichste unter allen Volksschriftstellern Europens seyn würde.

Die neuesten Aussichten unter der gegenwärtigen usurpirten Regierung sind nicht die besten. Denn die Musen fliehen das Geräusch der Waffen, und verbergen sich vor Menschen, die vom Geist der Mordlust entflammt sind. Auch hat die Nationalkonvention alle Pensionen der Gelehrten, Künstler und anderer dem Staate nützlicher Personen gänzlich aufgehoben, so daß vielleicht hier gar bald der Gelehrte und Künstler kaum seinen dürftigen Unterhalt finden wird.

Universitäten zählt man hier achtzehn, und einige ehemals gestiftete vorzügliche Akademien: 1) die französische Akademie zur Verbesserung der Sprache, 1634 gestiftet; 2) die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, 1663 von dem Minister Colbert errichtet, und 3) von ebendemselben die königliche Akademie der Wissenschaften; 4) die von dem Kardinal Mazarin gestiftete Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunst. Die übrigen Erziehungsanstalten sollen sich in einer traurigen Lage befinden.

Karakter der Franzosen und ihre Sprache.

Die Franken, Gothen, Burgunder und andre Deutsche, die sich mit den alten Galliern vereinigten, haben zur Veränderung des Nationalgeistes dieser Nation, so wie ihn Cäsar, Livius und andre alte Geschichtschreiber schildern, sehr wenig Einfluß gehabt; denn noch jetzt sind die Franzosen nach ihrem eigenen Geständniße *) unbeständig, veränderlich, Freunde von Neuerungen, lebhaft, im Kriege hitzig beym ersten

*) Piganol de la Force. I. 10.

sten Angriff, aber verdrüßlich und bald ermüdet, wann sich große Hinderniße entgegen stellen. An Höflichkeit, Witz und Gesprächigkeit, einnehmender Gefälligkeit auch gegen Fremde, geschmackvoller Pracht in Kleidung, Meublen und der ganzen Lebensart kommt ihnen keine Nation gleich. Aber ihre unaufhörliche Umbildung der Mode, und der Werth, den sie auf Kleinigkeiten setzen, fällt auch sehr oft in das Lächerliche, welches doch noch mehr ihre affenmäßige Nachahmer unter den übrigen Nationen trift. In allem, wozu ausharrende Geduld, gründliches Denken und Tiefsinn gehört, sind die Deutschen und Engländer ihre Meister.

Die reine französische Sprache, welche aus der lateinischen, gallischen und deutschen entstanden, ist wegen ihrer Geschmeidigkeit, Anmuth, Weichlichkeit und Wohlklang an den meisten Höfen Europens eingeführt, und die zweyte Muttersprache fast aller derjenigen geworden, welche sich nicht zur untersten Klasse des Pöbels wollen zählen lassen. Die Meisterstücke des Witzes, welche diese Nation besitzt, die korrekte Nettigkeit und Zierde, die jeder Schriftsteller seinen Ausdrücken zu geben sucht, die Sorgfalt, welche eine besonders dazu gestiftete Akademie auf die Ausbildung der französischen Sprache verwendet, die Nothwendigkeit derselben für Kaufleute, Staatsmänner und Militairpersonen, alles dieses trug sehr vieles zu der allgemeinen Achtung bey, worinnen die französische Sprache gestanden, und zum Theil noch steht. In Orleans soll sie am reinsten gesprochen werden.

Die Fortsetzung folgt.

Rührendes Beyspiel der Menschenfreundschaft u. s. w.

Beschluß.

Robert fand in der Ruhe, die er jetzt wieder genoß, Freude und Beystand. Ein weit glücklicher Erfolg, als er ihn erwartet hatte, übertrift seine Hoffnung, krönt seine neuen Unternehmungen. Nach zwey Jahren ist er reich: seine Kinder, die versorgt und glücklich sind, geniessen mit ihm und seiner Frau eine Glückseligkeit, die nichts würde gestört haben, wenn es dem Sohne bey seinen ununterbrochenen Nachforschungen geglücket hätte, diesen verborgenen Wohlthäter, den Gegenstand ihrer Dankbarkeit und ihrer Sehnsucht, ausfindig zu machen.

Endlich traf er ihn eines Sonntags Morgens am Haven an, wo er spatzieren gieng. — Ach mein Schutzgott! ist alles was er sagen kann; wirft sich zu seinen Füssen, und fällt ohne Sinnen dahin. Der Unbekannte giebt sich alle Mühe ihm beyzuspringen; mit etwas gebranntem Wasser gelingts ihm, ihn zu sich zu bringen; er ist eben so begierig ihn nach der Ursache, die ihn in diesen Zustand versetzt hat, zu fragen. — Ach, mein Herr, kann ich Ihnen unbekannt seyn? Haben Sie den Robert und seine unglückliche Familie, die Sie auf den Gipfel des Glücks setzten, indem Sie ihr ihren Vater verschaften, vergessen? — Er irrt sich, mein Freund, ich kenn' ihn nicht, und auch er kann mich nicht kennen; ich bin fremd zu Marseille, und erst seit wenig Tagen hier. — Das ist alles möglich; aber erinnern Sie sich, daß Sie vor sechs und zwanzig Monaten auch hier waren! denken Sie denn nicht mehr an jene Spazierfahrt

im

im Haven? an den Antheil, den Sie an meinem Unglück nahmen, an die Fragen, die Sie an mich thaten, und die alle nur solche Umstände betrafen, die Ihnen die nöthigen Erläuterungen geben konnten, um mein Wohlthäter werden zu können? Befreyer meines Vaters! können Sie vergessen, daß Sie der Retter unsrer ganzen Familie sind, die nichts anders mehr wünscht, als ihre Gegenwart? Versagen Sie uns unsre Wünsche nicht! kommen Sie, theilen Sie unsre Freude! vermischen Sie Ihre Thränen der Rührung mit unsren Zähren der Dankbarkeit! kommen Sie! — Sachte, mein Freund! ich hab's ihm schon einmal gesagt: er irrt sich. — Nein, mein Herr, ich irre mich nicht. Ihre Züge sind zu tief in mein Herz gegraben, als daß ich Sie miskennen könnte; kommen Sie! ich bitte — Hier nahm ihn der junge Robert beym Arm, suchte ihn gewissermassen mit Gewalt fortzuziehen, und um beyde fieng nun das Volk an, sich zu sammeln.

Da sprach der Unbekannte mit einem ernsthaften und festern Tone: Mein Herr, diese Scene ermüdet mich, ohne sie zu erleichtern: eine auffallende Aehnlichkeit verursacht Ihren Irrthum; rufen Sie Ihre Vernunft zurück, und suchen Sie im Schoos Ihrer Familie die Ruhe wieder, welche Sie nöthig zu haben scheinen! — Welche Grausamkeit! warum wollen Sie, der Wohlthäter unsrer Familie, durch Ihren Widerstand, durch Ihre Abneigung, mich zu begleiten, ihr die Glückseligkeit vergällen, die sie nur Ihnen zu danken hat? Soll ich vergebens zu Ihren Füßen liegen? Und sollten Sie grausam genug seyn, den rührenden Tribut von sich abzulehnen, den wir schon so lang Ihrem fühlbaren Herzen vorbehalten haben? Und ihr, meine Mitbürger! ihr alle, die ihr von der

Verwirrung und Unruh, in der ich bin, müsset gerührt seyn, vereinigt euch mit mir, den Urheber meiner Wohlfahrt zu vermögen, daß er mit mir gehe, sein eigen Werk zu betrachten!

Hiebey schwieg der Unbekannte; auf einmal nahm er aber alle seine Kräfte zusammen, rief seine Herzhaftigkeit zurück, um der Versuchung, in die ihn ein so köstlicher Genuß, den man ihm anbot, hätte führen können, zu widerstehen, und verlor sich im Getümmel zum größten Schmerzen des jungen Roberts, der mit erloschenen und wild umher irrenden Blicken ihm nachsah. So ließ der Unbekannte dem erstaunten Volk ein Beyspiel von einem Heldenmuth, wie es deren noch keines gesehen hatte.

Stille, übermäßige Betrübnis, erstickter Unwillen traten an die Stelle der Gemüthsunruh, von welcher der ehrliche Robert herumgetrieben war. Man sah sich genöthigt, ihn nach Hause zu tragen, wo endlich ein heilsamer Thränenguß ihn seinem gefährlichen Zustand entriß.

Der Unbekannte, von dem die Rede war, würde es noch seyn, wenn nicht seine Verwalter, die nach dem Tode ihres Herrn unter seinen Papieren eine Note von 7500 Livres fanden, den Herrn Mayn zu Kadix, an den sie geschickt waren, aus bloßer Neugierde, denn die Note war durchgestrichen und das Papier zerdrückt, wie diejenigen, die man zum Feuer bestimmt, darüber zur Rede gezogen hätten. Dieser berühmte englische Banquier antwortete, er hätte die Summe angewandt, einen Sklaven zu Tetuan, Namens Robert aus Marseille, loszukaufen, auf besondern Befehl des Herrn Karl von Sekondet, Baron von Montesquieu, Oberpräsidenten am Parlament zu Bourdeaux.

Bey seiner thätigen, arbeitsamen und forschenden Lebensart reißte der Herr von Montesquieu sehr gerne. Er besuchte sehr oft seine Schwester, Madame d'Herikourt, die zu Marseille vermählt war.

Ueber die Bewohnbarkeit der Weltkörper.

Wenn wir zu dem weiten Gebiete der Sonne nur die uns bekannten sieben Haupt- und dreyzehn Nebenplaneten rechnen, und von der noch weit grössern Anzahl Kometen nur diejenigen als ihr zugehörigen Weltkörper betrachten, deren Lauf bisher berechnet ist, so sehen wir schon daraus mit Bewunderung und Erstaunen, wie weitausgedehnt und groß dasselbe sey, und daß es also mehrere Welten giebt, welche die wohlthätigen Wirkungen der alles belebenden Sonne in Absicht auf Mittheilung des Lichts und der Wärme, gleich unserer Erde, genießen. Sobald wir aber mehrere Welten annehmen, so müssen wir sie uns auch gleichfalls als bewohnt denken. Und jetzt wollen wir die Meynungen einiger der größten Naturforscher davon vernehmen.

Wenn, so sagt **Bonnet**, wenn es noch mehrere Welten, als die unsrige, ja noch größere gäbe, die sich auch so in regelmäßigen Kreisen und nach Verhältnis ihrer verschiedenen Entfernungen bald in kürzerer, bald in längerer Zeit um die Sonne und um sich selbst wälzten, und daher bey ihnen, wie bey uns, Jahrszeiten und Tag und Nacht abwechselten; wenn sie, wie unsere Erde, einen Dunstkreis und einen oder mehrere Monden zu Begleitern hätten; wenn aus den Erscheinungen ihrer Flecken zu schliessen, daß auf ihnen sehr viel ähnliches mit unserer Erde anzutreffen, und sich auf ihren Oberflächen

Berge und Thäler und Meere, wie auf unserer Erde befinden müßten — sollten da wohl diese Welten alle ohne Bewohner seyn? — sagt selbst, was wäre dann wol noch ihre Bestimmung? —

Wie schlecht und der höchsten anbetungswürdigen Majestät des Schöpfers unwürdig gedacht würde es seyn, wenn wir so etwas nur vermuthen wollten! Nein, laßt uns unsern Geist erweitern, indem wir die Grenzen des Weltgebäudes ausdehnen. Und die Sterne, die man mit dem Sehrohre erblickt, welch eine zahllose Menge ist ihrer nicht? Von allen Seiten rings um uns herum sehen wir nichts als Welten auf Welten, Sonnen auf Sonnen gehäuft! Die Entfernungen schon derjenigen Sterne, die wir mit bloßen Augen erblicken, und die so undenkbar weit von uns abstehen, zeigen uns unwidersprechlich, daß sie sehr große himmlische Körper, daß sie, vermöge ihres lebhaften Lichtes, das sie aus solch einer Entfernung auf unsere Erde herabschicken, selbst Sonnenähnliche Systeme, wie das der unsern, seyn müssen. Ist es nun nicht natürlich zu glauben, daß sie auch andere Weltkörper erleuchten, die wegen ihres erstaunlichen Abstandes uns unsichtbar sind, und so wie unsere Erde ihre Produkte und ihre Bewohner haben? Welten, deren wir gewiß manche durch unsere Sehröhre erblicken! Die Einbildung erliegt unter dem Gewichte der Schöpfung; sie suchet die Erde und findet sie nicht, sie verliert sich bey Betrachtung dieser unzähligen Menge, wie sich ein Sandkorn in einem großen Berge verliert!

Wenn, so fährt dieser Vertraute der Natur, der überall Aehnlichkeiten, überall Stufenfolge erblickt, fort, wenn nicht ein Blatt auf der Erde dem

andern

andern völlig ähnlich ist, so werden noch viel weniger zwey Krauthäupter, zwey Raupen, zween Menschen einander völlig ähnlich gefunden werden. Was ist daher bey ganzen Welten, bey Planeten und ganzen Planetenwirbeln, bey verschiedenen Sonnensystemen zu vermuthen! Die Arten und Stufenfolge der Dinge auf unsrer Erdefindet sich vielleicht auf keiner andern; jegliche Weltkugel wird ihre besondere Einrichtung, ihre Gesetze, ihre Naturprodukte, ihre Bewohner haben!

Vielleicht giebt es Welten, die in Rücksicht auf unsre so unvollkommen sind, daß sie nur für Wesen der ersten und zweyten Klasse passen; im Gegentheil aber können auch andere so vollkommen seyn, daß sie nur Wesen der höheren Arten in sich begreifen. — In diesen werden die Felsen organisirt seyn, die Pflanzen empfinden, die Thiere Vernunftschlüsse machen, die Menschen — Engel seyn !!!

Die Fortsetzung folgt.

Das hätte ich nicht geglaubt.

Eine arithmetische Progreßion.

Wie unglaublich in kurzer Zeit die arithmetischen Progreßionen steigen, ist bekannt. Unter allen diesen Aufgaben aber scheint mir die mit dem Schachbrette (Damenbrette) die merkwürdigste zu seyn. Wenn man unter den 64 Feldern desselben das erste nur mit einem Gerstenkorne, das zweyte mit zween das dritte mit vier, das vierte mit acht, u. s. w. bezahlen sollte: wer würde glauben, daß in ganz Deutschland nicht so viel Gerstenkörner zu finden wären, als diese Summe beträgt? Man muß erstaunen über das Resultat, welches zuletzt herauskömmt. Es ist die Summe

von

von (18,441,967,810,243,461,120) achtzehn Trillionen, viermalhundert ein u. vierzig neunhundert u. sieben und sechszigtausend Billionen, achtmal hundert und zehntausend, zwey hundertdrey und vierzig Millionen, viermal hundert und ein und sechszigtausend einhundert und zwanzig Körner. Welches, nach Beuthers Angabe, vermöge deren nach Augsburger Getreid : Maas, ein klein Mäßlein 7144, ein Metzen 457216 und ein Schaff 3,657,728 Gerstenkörner hat, über (5,041,918,866,094) fünf Billionen, ein und vierzig tausend neunhundert und achtzehn Millionen, achtmal hundert sechs und sechszigtausend und vier und neunzig Schaff Gersten ausmacht; eine Summe, die vielleicht in ganz Europa nicht vorräthig ist.

Die zwey Ritter und zwey Säcke.

Freylich ist die Mode, aus ganz begreiflichen Ursachen ein sehr veränderliches Ding. Man hat seit dem ersten Modejournal der Fuggere, gewaltig an unserer Kleidung sowohl in Form als Schnitt gekünstelt, und auf alle mögliche Art versucht, seine Wenigkeit ins Licht zu setzen. Dennoch ist ein Kleid aus dem zwölften Jahrhundert noch immer ein Kleid und würde ganz gut auch auf unsern Leib passen, wenn es nämlich von leichtem Zeuge und kein Panzerhemd nebst Ritterschwerdt wäre. Die Hauptsache, Bedeckung des Körpers, blieb unter allen Veränderungen dieselbe, so viel auch zugethan und abgeschnitten wurde. — Aber unglaublich und riesenartig ist der Unterschied, den in den sittlichen Begriffen nur ein Zeitraum von zweyhundert Jahren unter den Menschen hervorbringt. Sie werden auf eine ganz andre Stelle gerückt, von der sie jenes alte Gemisch von

Helden=

Heldenthum, Rittertugend, Galanterie und Aberglauben unbegreiflich finden. Nur von vielen ein Beyspiel! Wenn heut zu Tage zwey Liebhaber zu gleicher Zeit ein und dasselbe Mädchen zum ehelichen Gemahl begehrten, dann würde Neigung oder Zufall die Wahl entscheiden, und der durchgefallene Ehestandskandidat durch ein mit den schönsten Blumen ausgeschmücktes Körbchen abgefunden werden. Die Entschuldigungen eines bereits gegebenen Worts oder andere dergleichen zerstörliche Einreden würden ihn zufrieden stellen und die Sache für seine Ehre und Würde keine weitern Folgen haben. Aber das alles war nicht so vor zweyhundert Jahren! Helene Scharsegin, die natürliche Tochter Kaiser Maximilian II. war zu ihrer Zeit das schönste Mädchen Deutschlands. Natürlich brachte diese anziehende Eigenschaft mehrere auf den Einfall, diesen Phönix der Jungfrauen zu besitzen. Rauber, ein deutscher Baron und ein vornehmer spanischer Edelmann warben um sie und ein jeder schmeichelte sich, der beglückte Schwiegersohn des Kaisers zu werden; denn Rauber war sein Günstling, und der Spanier ein Mann vom ersten Range. Aber gerade diese Konkurrenz setzt den Kaiser in die größte Verlegenheit. Er wollte keinen durch eine abschlägige Antwort beleidigen, und doch fand er mit allem seinem Hin- und Hersinnen kein Mittel, dies möglich zu machen. Endlich gab ihm sein Rittergenius den Einfall ein, es darauf ankommen zu lassen, wer den andern mit samt seiner Liebe in den Sack stecken würde. Es ward ein Tag zum Zweykampfe angesetzt und jedem ein Sack, nach der Länge seines Körpers angemessen, zugestellt. Man denke sich zwey Athleten in der Blüthe ihrer Jahre, und einen Kampf um einen solchen Preis, als die schöne Scharsegin war. Alle Kräfte, Kunstgriffe und Kämpferstreiche

wurden aufgeboten, um den hohen Sieg zu erringen. Kaum kann der Streit mit dem wüthenden Roland muthiger geführt seyn. Keiner wurde des andern mächtig. Endlich nahm der gewandte Deutsche die Gelegenheit wahr, umschlang den spanischen Grandes mit gewaltigem Arm, und steckte ihn mit seiner brennenden Liebe und ganzen spanischen Grandezza in den Sack, den er sich selbst hatte anmessen lassen. Der Kaiser freuete sich ob des Wohlverhaltens seines Landmannes, und lohnte den Sieg mit dem Besitz der schönen Helene Scharsegin.

Vorschläge, wie man der Gefahr bey lauffend gewordenen Pferden, welche vor einer Kutsche gespannt sind, am besten ausweichen könne.

Man weiß, wie viele Personen schon unglücklich geworden sind oder gar ihr Leben eingebüßt haben, wenn die vor eine Kutsche gespannte Pferde den Koller bekommen oder lauffend geworden sind. Um sich also in dieser Gefahr retten zu können, so lasse man den Vorderwagen dergestalt einrichten, daß der Kutscher den Spannnagel (Riebnagel) an einer Kette sogleich heraufziehen kann, damit die Pferde alleine mit dem Vordergestelle davon laufen können, und der Wagen stehen bleibe. Da ferner bekannt ist, daß ein Pferd nicht mehr Athem holen und davon laufen kann, sobald man seine dünne Nasenlöcher zusammendrückt, so könnte man eine Zwinge bey wilden Pferden, als ein Zierath des Nasengeschirres anbringen, und die Feder, so sie regieret, an das Leitseil für beständig befestigen, oder sich dazu einer besondern Korde bedienen, die der Kutscher in erforderndem Falle nur scharf anziehen darf. Der Kappenzaum, auch die Premse,

deren

deren man sich beym Beschlagen wilder Pferde bedient, können hierüber einigen Aufschluß geben.

Rührende Dankbarkeit.

Ein unbekannter wiedergenesener Amerikanischer Soldat hat einen Feldarzt, einen Freund des Herrn von Crevecour, ihm auf sein ehrliches Gesicht hundert Piaster vorzuschiessen, um seine Schulden im Hospital bezahlen, und zu seiner reichen Familie in Virginien zurückkehren zu können, der er aus Mangel der Posten, von seinem hülflosen Zustande nicht Nachricht geben konnte. Der gütige Mann erfüllte gleich sein Verlangen. Der junge Amerikaner reisete weg von ihm, und fünf Wochen darauf erhielt er einen Brief von dem Vater desselbe, voll Ausdrücke des Dank erfüllten Herzens, die man nicht ohne innige Theilnehmung lesen kann.

„Ich hatte zween Söhne, der Eine starb für das Vaterland, den andern haben Sie mir erhalten, indem Sie ihn in den Stand setzten, zu seinen Aeltern zurück zu kehren. Von nun an soll der vierzehnte Oktober, an welchem Tage Sie ihm seine Bitte gewährten, ein jährliches Festin meiner Familie seyn, an dem wir Gott danken und uns vergnügen wollen. Meine Sklaven sollen immer an diesem Feste und dessen Vergnügen Theil nehmen; denn sie sind Menschen und ich bin immer mit ihnen wie mit Menschen umgegangen. — Sie haben meinem Sohn Gesundheit, Freyheit und das Vergnügen verschaft, seinen Vater wieder zu sehen. Wie viele Wohlthaten haben sie dadurch mir erwiesen! Wie viele Sorgen von meiner Familie hinweggenommen! Sie sind unser Tröster geworden. — Kommen Sie zu uns! Theilen Sie mit uns den Besitz und Genuß alles dessen, was wir haben!

ben! Sie sind unser Familie bereits einverleibet. Kommen Sie, nehmen Sie Besitz von dem Stuhl, der Sie an unserm Tische erwartet — der Ueberbringer dieses Briefes ist der Sohn meines Bruders, er wird Ihnen einen authentischen, nach aller Form Rechtens abgefaßten Schenkungsbrief der Hälfte einer meiner Plantagen überliefern, ingleichen einen Neger, den ich Ihnen schenke, einen andern, den Ihnen mein Sohn schickt, einen dritten, den die Mutter meiner Frau hinzufügt, und noch einen Sklaven, den ihnen jeder meiner Brüder anbietet."

Eine gute dauerhafte schwarze Schreibtinte.

Man stelle einen irdenen Haven, in den ein Pfund der besten Galläpfel, ein halbes Pfund Granatschaalen, beydes zerstossen, ein halbes Pfund grünen englischen Vitriol, ein Loth Kochsalz, ein Quart Weineßig, und 3 Quart Regen- oder Flußwasser gemischt, auf den warmen Ofen etwas verstopft, und erhält dadurch in wenig Sekunden eine vollkommen schwarze Tinte, die gut einnagt, willig aus der Feder fließt, und nicht schimmelt. Wenn eine Tinte röthlich aussieht, so hat sie zu wenig, und die gelbe zu viel Vitriol; wird sie grünlich, so enthält sie blauen Kupfervitriol, weiß Bley. Gießt man unter schwarze Tinte Salpetergeist oder eine andere Säure, so wird die beste Tinte weiß, sobald man aber genug Alkali in diese farblose Tinte thut, so wird sie von neuem schwarz. Wenn sich in einem Papier viel Kalk und wenig Leim befindet, so verlöscht auch die beste Tinte. Eine vor Alter verloschene Schrift macht man wieder erscheinen, wenn man vermittelst eines zarten Haarpinsels eine wohlgesättigte, stark gekochte Galläpfelsolution über die Schrift streicht und diese an einen warmen Ort legt.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geographie und Statistik von Frankreich.

Kirchliche Verfassung.

Die christliche Religion breitete sich in Gallien schon im zweyten Jahrhundert stark aus, und kam endlich nach vielen blutigen Verfolgungen zu erwünschter Ruhe. Die Einfälle der barbarischen Völker erschütterten zwar nach dem Ende der Römischen Herrschaft neuerdings das Christenthum; es behielt aber doch die Oberhand, weil nach und nach Gothen, Burgunder und Franken dasselbe angenommen hatten. Die Franken traten schon unter ihrem Könige Clodoväus zur rechtglaubigen Kirche. Im sechszehnten Jahrhundert verbreitete Kalvin aus Noyon in Frankreich gebürtig, die Reformation von Genf aus in allen Provinzen. Die grausamen Verfolgungen aber, welche die Reformirten erdulden mußten, und die in öftere innerliche Kriege ausbrachen, hemmten ihren weitern Fortgang. Doch war ein großer Theil des Adels, und selbst die Bourbonische Linie des königlichen Hauses, ehe Heinrich IV. um den weitern Verfolgungen und Religionskriegen ein Ende zu machen, äusserlich zur katholischen Kirche übergieng, und viele Millionen anderer Personen der reformirten Kirche zugethan. In dem bekannten königlichen Edikt, welches Heinrich IV. 1598 zum Vortheil der Reformirten zu Nantes herausgab, wurde ihnen an mehr als neunhundert Orten die öffentliche Religionsübung zugesichert. Allein der Kardinal Richelieu, seines Nachfolgers Ludwigs XIII. Premierminister, entriß den Reformirten ihre feste Zufluchtsörter, und Ludwig XIV. hob das Edikt von Nantes ganz auf, verjagte alle refor-

mirte Prediger, zwang die übrigen durch höchst barbarische Martern seiner einquartirten Dragoner, sich äusserlich zur katholischen Religion zu bekennen; wer wieder abfiel, ward in Gefängniße, oder auf die Galeeren und in Zuchthäuser geschickt, die Trauungen reformirter Prediger wurden für ungültig erklärt, und Todesstrafen auf die heimlichen gottesdienstlichen Versammlungen gesetzt, wie dann auch wirklich viele dabey überfallen und niedergemacht, und viele Prediger noch in diesem Jahrhunderte aufgehenkt wurden. So genau aber auch die Grenzen bewacht wurden, so fanden doch einige hunderttausend Reformirte Gelegenheit, nach Deutschland, Holland, England und Amerika zu entfliehen, welche den Flor dieser Staaten durch viele neuerrichtete Manufakturen ungemein erhöhten. Noch unter Ludwig XV. lebten einige Millionen heimliche Reformirte im Lande, welche von Zeit zu Zeit von herumreisenden Predigern besucht wurden. Die scharfen Verordnungen Luwigs XIV. wurden zwar noch nicht aufgehoben, doch wurde den Parlamentern vom königlichen Staatsrath öfters befohlen, Ausnahmen zu machen, und mehr Duldung zu bezeigen. Erst unter der Regierung des unglücklichen Königs Ludwigs XVI. erhielten die Protestanten 1787 mehrere Religionsfreyheiten und ihre bürgerlichen Rechte. Die katholische Religion ist also allein die herrschende. Im Elsaß haben die Protestanten, vermöge der Friedensschlüße, freye Religionsübung. Auch die Juden sind im Elsaß zahlreich, und haben daselbst sowol als in einigen wenigen Orten des übrigen Frankreichs ihre Synagogen. Unter dem neuern verworrenen Staatssystem haben diese auch das Bürgerrecht erhalten.

Uebrigens hatte die gallikanische katholische Kirche große Vorzüge und eigenthümliche Freyheiten, die

aber

aber bey dermaliger Verwirrung in Frankreich von keiner Wirkung sind. Kraft dieser ehemaligen Freyheiten, welche auf billige Verträge mit dem römischen Stuhl gebaut waren, sind die Bischöffe die eigentlichen Richter aller Glaubenssachen in ihren Stiftern gewesen; ihre Gewalt in Absicht des Gottesdienstes und der Kirchenzucht konnte vom Pabst nicht eingeschränkt werden; der Pabst konnte ihnen keine neue Abgaben auflegen, und alle Geistliche genossen den weltlichen Schutz. Kein Unterthan des Reiches durfte mit einer geistlichen Strafe belegt werden, ausser die weltliche Gerichtsbarkeit setzte sie fest. Jedermann kann die heilige Schrift in französischer Sprache lesen, und niemand darf in seiner eigenen Ueberzeugung gekränkt, oder zum Gottesdienst gezwungen werden, wenn er sich aller Ausbreitung seiner Meynung enthält, und als ein ruhiger Bürger beträgt.

Die Zahl aller geistlichen Personen soll sich auf 400000 belaufen, deren Einkünfte ehedessen 150000000 Livres betrugen. Sie stehen unter 18 einländischen und 2 ausländischen Erzbischöffen, und unter 112 Bischöffen. Allein auch diese kirchliche Verfassung ist durch die Revolution umgestürzt worden. Statt aller Abgaben zahlte die Geistlichkeit seit 1753 ein jährliches Dongratuit von 12 Millionen Livres, wozu noch alle fünf Jahre ein freywilliges Geschenk von 16 Millionen kam. Seitdem die sogenannten Repräsentanten des Volks, von einem unersättlichen Golddurst gereitzt, Kirchen und Klöster geplündert, und die Güter derselben an sich gerissen haben, so lebt die Geistlichkeit in einer Art von Dürftigkeit, die an Verachtung grenzen muß, und auf den gemeinen Mann einen widrigen Eindruck macht. Tausende von ihnen haben wegen dem ihr Gewissen drückenden

Bürgereid ihr Vaterland verlassen, und sich freywillig den härtesten Schicksalen Preis gegeben.

Eben so hart verfährt man gegen die in Frankreich begüterten Maltheserritter. Auch sie verloren ihre Kommenthureyen, dern Anzahl 250 beträgt. Ueberhaupt weiß man gegenwärtig noch nicht zu bestimmen, nach was für Grundsätzen die französische Kirche reformirt wird.

Der französischen Geistlichkeit kann man übrigens seine Sitten, Gelehrsamkeit und eifrige Führung ihres Amtes nicht absprechen, wenn man davon jene herumziehende Abbes ausnimmt, die sich freylich sehr oft nicht zu den anständigsten Geschäften gebrauchen lassen. Auch die Mönche suchen sich entweder durch gelehrte Arbeiten, wie die Benediktiner, oder durch andere Beschäftigungen nützlich zu machen.

Politische Verfassung.

a) Regierungsform, Stände, Thronfolge, geistliche und weltliche Rechte des Königs.

Frankreich war seit vielen Jahrhunderten bis auf das Jahr 1792 ein Königreich, in welchem Jahr eine fanatische Rotte von Bösewichtern, unter dem Namen: Freunde des Volkes, die königliche Würde, gegen die Grundsätze der ersten Konstitution, abschafften, und zuletzt im Jahr 1793 gegen alle Menschlichkeit ihren sonst enthusiastisch geliebten König aufs Schaffot brachten. Doch wir enthalten uns hier aller Bemerkungen, und erzählen nun ferner die politischen Einrichtung von Frankreich vor der ausgebrochenen Revolution.

Das Königreich Frankreich war von jeher eine völlig unumschränkte Monarchie, und der Wille des Königs

Königs die unwidersprechlichste Richtschnur aller seiner Handlungen. Die Geistlichkeit, der Adel und Bürgerstand machten die Reichsstände aus, und den Ausschuß derselben nannte man Parlements, deren Macht sehr oft der königlichen gefährlich wurde. Da man aber den in den Provinzen angelegten Gerichtshöfen, auch den Titel Parlaments gab, und die Könige sich die Ernennung der Glieder derselben anmaßten, so nahm diese Macht zusehends ab, bis im Jahr 1771 das Parlement gänzlich aufgehoben ward. Es wurde zwar in der Folge wieder hergestellt, aber dergestalten eingeschränkt, daß es für nichts, als eine unter dem Befehl des Königs stehende Rathsversammlung anzusehen war, und die bey jedem Widerstreben gegen die königliche Befehle auseinander gejagt wurden. Gewisse Provinzen behaupteten inzwischen doch das Recht, ihre Landtage zu halten, und sich über die königlichen Anforderungen zu berathschlagen. Nun sind aber alle Parlements und übrige Gewalten des Volks in dem Korps der Nationalkonvention, die aus 745 Personen bestehen soll, vereiniget.

Die Krone war von jeher nach dem Recht der Erstgeburt nur auf die männlichen Nachkommen des Königs erblich, daher sagten die französischen Staatslehrer, und unlängst Conde in seiner Rede an den Adel: der König von Frankreich sterbe nicht, sondern derselbe Augenblick, in welchem der König die Augen zuschiesse, setze seinen Nachfolger auf den Thron, ohne daß die Einwilligung der Unterthanen, oder irgend eine andere Zeremonie nöthig sey. Der König wird volljährig, sobald er den ersten Tag über sein dreyzehntes Jahr zurückgelegt hat, während seiner Minderjährigkeit hieng aber die Reichsverwaltung von der Anordnung des verstorbenen Königs ab, und wenn

dieser nichts darüber festgesetzt hatte, so durfte das Parlement zu Paris den Reichsregenten und Vormund des jungen Königs ernennen. Der König war Verfasser und Ausleger der Gesetze, vergab alle Kriegs- und bürgerliche Bedienungen, führte Krieg und schloß Frieden, machte Bündnisse, befahl und verbot, was er nur immer wollte, und war blos darinnen beschränkt, daß er das Reich weder unter seine Prinzen theilen, noch Stücke desselben veräussern durfte. Auch in geistlichen Sachen besaß sonst ein König von Frankreich große Vorrechte. Keine päbstliche Verordnung ist verbündlich ohne vorhergehende Prüfung und Billigung des Königs gewesen, und eben so wenig konnten von Rom aus, unter irgend einem Vorwand, Gelder bezogen werden. Er besetzte auch alle Erz- und Bisthümer, und alle geistliche Gerichtsbarkeit war der weltlichen Macht unterworfen. Endlich stand auch die Verwaltung der äußern Kirchenzucht ganz unter der Aufsicht der weltlichen Obrigkeit, daher das Parlement unter königlicher Autorität alle Schriften und Handlungen der Geistlichkeit zu untersuchen und zu bestrafen das Recht hatte. Alle diese Gewalt haben die Repräsentanten des Volks mit noch despotischerer Einrichtung an sich gerissen. Die Krönung des Königs geschah sonsten in Rheims mit außerordentlicher Pracht. Die Kosten unter Ludwig XVI. sollen sich auf 30 Millionen belaufen haben. Die vornehmsten Zeremonien dabey sind die Salbung aus dem Oelfläschgen, welches eine Taube bey der Krönung des ersten Königs Clodowigs vom Himmel gebracht haben soll, die Anlegung goldner Sporn, die Ueberreichung eines Schwerdtes Karls des Großen und zweyer Scepter, die Umlegung des königlichen Mantels, die Kommunion mit Brod und Wein, und die Anrührung der Kröpfe mit den Worten: der König

berühre

berührt dich, Gott heile dich. Die Beerdigung der Könige geschah in der Abtey St. Denis.

Zu den Vorzügen der französischen Regenten gehört auch der Rang über alle christliche Könige, und der Titel Kaiser, den ihm der Großsultan gab.

Die Fortsetzung folgt.

Ueber die Bewohnbarkeit der Weltkörper.

Fortsetzung.

An diese Betrachtungen Bonnets schliessen sich recht gut diejenigen eines von seiner Jugend auf so empfindsamen Naturfreundes, eines Sanders an. Wie viel neues, sagt dieser vortrefliche Mann, würden wir entdecken, wenn wir uns mit Lichtschnelle, wie auf einem Weltmeere, im Universum herum schiffen könnten! Wenn wir einen Planeten nach dem andern bereisen dürften! Neue Ordnungen, neue Geschlechter, neue Arten! Da wird es Wesen geben von aller Art. Wesen ohne Körper, Wesen mit Körpern, von verschiedener Gattung, von verschiedener Dichtigkeit und Feinheit. Da werden Thiere seyn, von denen ich mir jetzt keinen Begrif machen kann, Pflanzen, die ganz eine andere Natur, ein fremdes Ansehen, eine besondere Bildung, eine mir jetzt räthselhafte Atmospähre haben! Neue Stufenfolgen, ganz andere Reihen von Geschöpfen, von den Erdbewohnern völlig verschieden, jenen Regionen angemessen, und nach den Bedürfnißen einer jeden Welt eingerichtet, aber doch weise und schön gebaut! — Und sollten jene Geschöpfe nicht wieder ihre eigenen Kräfte, Thätigkeiten, fremde Begriffe, besondere Empfindungen, unbekannte Empfindungswerkzeuge, eine für uns neue Sprache, andre Verfassungen, uns unge-

wohnte Bedürfnisse, Beschäftigungen und Uebungen ihrer Kräfte haben? — Herr, Herr Gott, wer kann, ohne zu ermüden, über deine Größe nachdenken, dich in deinen Werken sattsam sehen und bewundern? — Wenn ich einst werde höher gerückt seyn in der glänzenden Reihe deiner Geschöpfe, was werde ich dann nicht alles erblicken und welche Wonne für meine Seele, wenn diese Decke, dieser Vorhang weggenommen, und Klarheit und himmlisches Licht mich, statt Nebel und Finsternis, umströmen wird! In welche große Schule werde ich mich alsdann erst aufgenommen sehen!

Also war Gott, ehe er noch unsere Erde bildete, nicht ohne Unterthanen, vielleicht waren schon Millionen Jahrtausende vorher, ehe unser Wohnplatz seyn sollte, Welten und Geschöpfe im Ueberfluß da! Davon werden vermuthlich schon viele ihre Bestimmung erreicht haben, andere mannichfaltigen Veränderungen unterworfen gewesen, Systeme verschwunden und neue wieder an ihre Stelle getreten seyn. Ohne Zweifel schaft die Gottheit immer — ruft immer Welten, Sonnen, Milchstrassen und mit ihnen unzählige Geschöpfe zum Glücke ihres Daseyns! Was soll ich mir nun von der Regierung Gottes für einen Begriff machen, was für einen unermeßlichen Umfang muß dann nicht die Geisterwelt haben! Und wie, wenn unser Leibnitz Recht hätte, wenn alle Elemente in der Welt Seelen oder seelenähnliche Dinge wären, wenn lauter Leben in der Natur und kein Tod, wenn nichts Materie, nichts Körper und alles nur Denkkraft ist? Wo wird einst das Land, wo die großen seligen Felder seyn, wo der Schöpfer alle seine würdigen Geschöpfe um sich herum sammeln wird? —

Dies ist es, was Bonnet und Sander blos über diesen Gegenstand gedacht und geschrieben haben, und zwar nicht im Scherz, wie Kircher, Fontenelle und Schwedenberg, sondern ernsthaft und sich auf wahre physikalische Gesetze gründend. Und wenn wollten wir fertig werden, wenn wir noch die Meynungen der größten Genies unsrer Zeit, eines Huygens, Lambert und Kant z. B. anführen wollten, die alle mit viel Scharfsinn und Einsicht über diese Materie geschrieben haben? Nur einen einzigen Satz des Letztern, aus seiner allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels wollen wir unsern Lesern nächstens anführen.

Der Beschluß folgt.

Fürstliche Großmuth.

Der jetzt regierende Fürst von Salzburg, ein Mann von sehr aufgeklärtem Geiste, gab ohnlängst auch folgenden schönen Beweis seines edlen Herzens.

Er erhielt sichre Nachricht, daß einige unruhige Bauern in dem ganzen Lande einen Aufruhr, wegen des vor vielen Jahren schon eingeführten und nach verschiedenen Klagen, vom höchsten Reichshofrath selbst gut geheissenen Steuerfußes zu erregen suchten. Die Klugheit erforderte es, daß man sich der Rädelsführer bemächtigte und die Sache untersuchte. Hier wurde es bekannt, daß der Advokat H* eines der ersten Werkzeuge war, wodurch die Unruhe der Bauern in ihrer Fortdauer erhalten wurde. Man nahm ihn in Verwahrung, und jemehr die dazu verordneten Richter sein bisheriges Betragen untersuchten, desto strafbarer fanden sie ihn. Unter seinen Papieren entdeckten sie Aufsätze, darin er nicht nur verschiedene

Landes-

Landeskollegien, sondern auch den Fürsten selbst sehr beleidiget hatte. Das über ihn nach den Gesetzen ausgesprochene Urtheil war daher: Entsetzung von seinem Amte, Gefängnisstrafe in der Festung auf einige Jahre, und dann Landesverweisung. Aber der menschenfreundliche Fürst ließ Gnade vor Recht bey dem Unglücklichen gehen, erbarmte sich seiner Familie und schenkte derselben ihren Versorger wieder, nachdem er nur zween Monate auf der Festung gesessen hatte. Er ließ ihn wieder in sein Amt und in seine vorigen Rechte einsetzen. Auch schenkte der edeldenkende Fürst, bald nach seiner Gefangennehmung, der bekümmerten Familie Geld zu ihrer Ernährung, bis er wieder seine Freyheit erhielt.

Die unfruchtbaren Obstbäume fruchttragend zu machen.

Da die Erfahrung lehret, daß Bäume in den Jahren fruchtbar sind, wenn die Winde zur Blüthzeit mäßig wehen: so kann man, wofern das Wetter stille ist, in solcher Zeit die Obstbäume einigemal stark schütteln, wenn ihre Staubfaden zu stauben anfangen, nicht nur damit die Raupen, so die Blüthe benagen, an ihren Fäden herabsteigen und zertretten worden können, sondern damit auch dieser künstliche Wind den gelben Staub zur Befruchtung den weiblichen Blumen zuwehe.

Ungewißheit menschlicher Zeugniße.

Es ist ein, fast bey allen Gerichten, angenommener Grundsatz, daß es besser sey, zehn Schuldige entkommen zu lassen, als einen Unschuldigen zu bestrafen. Daher pflegt man, wenn die

Sache

Sache das Leben betrift, gewissen und geradezu gehenden Beweis zu fordern. In einigen Ländern wird sogar niemand zum Tode verurtheilt, wenn sein eigenes Geständnis nicht noch hinzukömmt. Eine umständliche Anzeige kann zu dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit steigen, aber nie weiter gehen. Daher hat man sie jederzeit für unzulänglich gehalten, jemand eines Hauptverbrechens zu überführen. Indessen hat man bey sehr schweren Fällen gemeiniglich auf einen geringern Grad der Gewißheit erkannt, als bey kleinen Verbrechen. Solches ist aber der gesunden Vernunft offenbar zuwider: denn wir sollen behutsamer seyn, jemanden zwanzig Grade der Schuld aufzubürden, als zehn; weil im Fall wir irren, das Unrecht, so wir begehen, mit der aufgebürdeten Schuld in einerley Verhältnisse stehet. Durch bejahende Anzeige wird verstanden die Ueberführung durch Zeugen, welche bey der That gegenwärtig gewesen, und ihre Aussage davon eidlich bekräftigen. Gesetzt aber, ein Mensch würde auf der Landstrasse ermordet, und ihm würden zwanzig Louisd'or und ein Dukaten geraubet. Jemand, der den Schuß hörte, jagete dahin, fände den Mann todt, vernähme den Tritt eines Pferdes, folgte dem Schall, ergriff einen Menschen, in dessen Taschen sich eben genau zwanzig Louisd'or und ein Dukaten befänden, der eine geladene Pistole führte, und eine andere, welche augenblicklich schiene losgebrannt zu seyn, der bestürzt und erschrocken wäre, und seine äußersten Kräfte angewandt hätte, um zu entkommen. Alle diese Anzeigen, so stark sie auch seyn mögen, sind weiter nichts als umständlich: und es ist möglich, daß der Mann, wider den sie sind, unschuldig sey.

Ein wirklicher Vorfall.

Ein Mann, der ein ansehnliches Vermögen besaß, starb und hinterließ dasselbe seinem einzigen Kind, einer Tochter von achtzehn Jahren. Er ernannte seinen Bruder zu ihrem Vormunde, welcher, im Fall sie ohne Leibeserben mit Tode abgieng, ihr einziger Erbe war. Der Vortheil des Vormundes und das Leben der Mündel standen sich also ganz offenbar einander im Wege. Dazu kamen auch noch verschiedene andere Umstände, welche erinnerten, daß nicht gut seyn würde, daß beyde zusammen lebeten. Er nahm aber demohngeachtet das Mädchen in sein Haus unweit dem Eppingwalde und nicht lange nachher verschwand sie.

Es wurden starke Nachforschungen angestellet. Und da sichs ergab, daß sie an dem Tage, da sie sich verloren hatte, mit ihrem Oheim in den Wald gegangen, aber nicht mit ihm zurück gekehret war, so bemächtigte man sich seiner Person. Er gestand im Verhöre, daß er mit ihr ausgegangen sey: gab aber vor, sie habe Mittel gefunden, bey der Rückkehr dahinten zu bleiben. Er habe sie gesucht, sobald sie von ihm sey vermisset worden: habe aber nichts von ihr entdecken können. Diese Auffage wurde für unwahrscheinlich gehalten: und er mußte in Verhaft verbleiben. Indessen kommen fast täglich neue Umstände an das Licht, die den Argwohn wider ihn beynahe zur Gewißheit machten. Es fand sich, daß das Mädchen mit jemand in der Nachbarschaft war versprochen gewesen, welcher einige Tage vor ihrer Verschwindung, eine Reise nordwärts unternommen hatte; und daß sie sich erkläret hatte, ihn zu heyrathen, wenn er zurück käme; daß der Oheim über diese Heyrath

oft

oft sein Misfallen mit harten Ausdrücken zu erkennen gegeben; daß sie oft geweinet und ihm die Härte seines Verfahrens und den Misbrauch seiner Gewalt vorgeworfen hatte. Auch trat ein Weib auf, welches eidlich aussagte: Sie sey an dem Tage, da das Mädchen vermisset worden, ohngefähr um 11. Uhr Vormittags durch den Wald gegangen, und habe eine weibliche Stimme heftig klagen hören: worauf sie sich dem Orte genähert. Ehe sie aber noch jemand zu Gesichte bekommen, habe die Stimme gerufen: **Bringen sie mich nicht um, Onkle! Bringen sie mich nicht um!** Hierüber sey sie erschrocken: und als sie gleich darauf einen Schuß gehöret, habe sie sich in größter Eil von dannen gemacht. Sie habe aber ihr Gewissen nicht eher beruhigen können, bis sie das, was vorgefallen, angezeiget hätte.

Der Unwille über einen Menschen, der seine Nichte umgebracht hatte, um ihr Vermögen zu bekommen, war so größ, daß man auf diese Anzeigen ihn zum Tode verurtheilete.

Zehn Tage nach Vollstreckung des Urtheils kömmt die verlorne Person wieder nach Hause. Es fand sich, daß die beschworne Aussage der Zeugen dennoch ihre Richtigkeit hatte. Der wahre Verlauf der Sache war folgender:

Das Mädchen hatte mit ihrem Liebhaber verabredet, heimlich zu entweichen. Dieser giebt also eine lange Reise vor: hält sich aber in einem kleinen Haus an dem Ende des Waldes, bis zu dem bestimmten Tage verborgen. Als sie mit ihrem Oheim spatzieren geht, macht ihr dieser die gewöhnlichen Vorwürfe über ihre Heyrath. Nach vielem Wortwechsel sagt sie mit einiger Hitze: **Ich habe mein Herz auf ihn**

gesetzet, und wenn ich ihn nicht bekomme, so sterbe ich. Bringen sie mich nicht um, Onkle! bringen sie mich nicht um! Als sie diese Worte ausgesprochen hat, höret sie einen Schuß in der Nähe, worüber sie erschrickt: und bald hernach wird sie zwischen den Bäumen einen Mann gewahr, mit einer wilden Taube in der Hand, die er geschossen hat. Als sie der verabredeten Stelle näher kömmt, blieb sie unter einem Vorwande zurück, steigt auf das Pferd, welches ihr Liebhaber für sie in Bereitschaft hält, und reitet mit ihm davon. Anstatt nach Norden zu gehen, nahmen sie den Weg nach einem Hause bey Windsor, woselbst Zimmer für sie bestellt sind. Hier lassen sie sich noch an eben dem Tage trauen, und ungefähr acht Tage nachher unternehmen sie eine Lustreise nach Frankreich. Als sie von solcher zurückkommen, vernehmen sie erst das Unglück, was sie durch ihre Unbesonnenheit dem Oheim zugezogen haben.

Naturgeschichte des Murmelthiers.

Die besten Beobachtungen über die Haushaltung des Murmelthiers haben wir Herrn Doktor **Amstein**, ausübenden Arzt zu **Zipers** in Graubünden, und den Herrn **Porta** und **Katani**, protestantischen Geistlichen in dem dortigen Gebirge zu verdanken, die sich mehrere Jahre lang mit vereinten Kräften alle Mühe gegeben haben, alles dahin gehörige genau zu untersuchen. Ihre und die spätern von Hrn. Doktor **Girtanner** gemachte Bemerkungen sind es, die wir unsern Lesern jetzt mittheilen wollen, da sie über die merkwürdige Haushaltung dieses Thiers so vieles Licht verbreiten, und manches alte Mährchen widerlegen, das man bisher so steif und fest geglaubt und für Wahrheit ausgegeben hat.

Das

Das Murmelthier bewohnt nur die höchsten und unzugänglichsten Gebirge. Es wählt sich vorzüglich die kleinen Thäler, welche sich zwischen steilen Bergen und den Spitzen schrofer Felsen befinden. Allezeit zieht es den gegen Abend und Mittag liegenden Theil des Gebirges als denjenigen vor, der der Sonne am meisten ausgesetzt ist, und vermeidet sorgfältig alle feuchte Oerter, wenn es seine Wohnung bauen will. Bey der Rückkehr des Frühlings, wenn es aus seinem Hinterhalt herauskömmt, wo es den Winter hindurch schlief, geht es in die mittlere Gegend herunter, um seine Nahrung zu suchen; aber den Sommer über geht es wieder hinauf, um Einöden, Steinhaufen oder Hölen zu finden, die ihm bey allen unvermutheten Gefahren als Zufluchtsörter dienen können.

Es nährt sich blos von Kräutern und Wurzeln; zahm gemacht aber frißt es, Fleisch ausgenommen, alles was man ihm giebt. Beym Saufen hält es bey jedem Schlucke den Kopf in die Höhe, fast wie es die Hüner machen, und dreht sich zugleich aus Furcht nach allen Seiten um. Es säuft nur selten, und Amstein sieht diesen Umstand als eine Ursache ihres Fettwerdens an; die zahmgemachten aber sind nach Butter und Milch sehr begierig.

Beym Anbruch des Tages gehen die alten Murmelthiere aus ihren Löchern hervor, und fangen nach Aufgang der Sonne an zu grasen; den übrigen Theil des Tages lassen sie die Jungen auch mit herauslaufen. Diese laufen nach allen Gegenden herum, jagen sich, setzen sich dann auf ihre Hinterfüsse, und bleiben in dieser Stellung, das Gesicht nach der Sonnen gekehrt, mit unglaublichem Behagen sitzen. Ueber-

haupt

haupt lieben die Murmelthiere die Wärme, und legen sich, wenn sie sich sicher glauben, ganze Stunden in die Sonne. Ehe sie anfangen, die Kräuter zur Nahrung oder zum Wintervorrath abzubeissen, setzen sie sich allezeit auf ihren Hinterfüssen in einen Kreis und drehen die Köpfe nach allen Seiten um. Das erste, welches etwas verdächtiges bemerkt oder zu bemerken glaubt, benachrichtiget die Gesellschaft durch ein sehr scharfes Pfeifen; die andern antworten, eines nach dem andern, und dann nehmen sie die Flucht, ohne diesen Ton weiter zu wiederholen. Die Jäger zählen diese auf einander folgenden Pfiffe, und können darnach die Zahl der sich bey einander befindenden Murmelthiere aufs genaueste bestimmen. Amstein vergleicht dieses Pfeifen mit dem Bellen eines Hundes, aber Girtanner findet diese Vergleichung nicht ganz richtig und behauptet, es komme eher dem gewöhnlichen Pfeifen bey. Das erstemal als ich es hörte, sagt er, befand ich mich auf dem Gipfel eines der höchsten Berge im Kanton Unterwalden ganz allein mit einem Wegweiser, den ich mit der größten Verwunderung fragte, ob es denn in dieser Einöde Leute gebe; so sehr war ich überzeugt, daß ich etlichemal pfeifen gehört hätte. Er zeigte mir lachend ein Dutzend Murmelthiere, welche bey unsrer Annäherung die Flucht nahmen, und versicherte, daß diese so natürlich gepfiffen hätten. — Ihr Mistrauen macht es sehr schwer, sich ihnen, ohne bemerkt zu werden, zu nähern, weil immer eines von ihnen auf einem Felsen oder andern hohen Stein Schildwache steht; und überdies ist das Gesicht der Murmelthiere sehr scharf, und es bemerkt schon in einer sehr weiten Entfernung den Menschen oder den Hund, der sich ihrer Wohnung nähert. Die Fortsetzung folgt.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geographie und Statistik von Frankreich.

b) Titel, Wappen, Hofstaat und Ritterorden.

Wenn man die Macht eines ehemaligen Königs von Frankreich in Erwägung zieht, und dazu nimmt, wie nahe an blinde sklavische Unterwürfigkeit die Verehrung grenzte, welche ihm seine Unterthanen erwiesen, so sollte man auch eine ungleich größere Titulatur erwarten, als sie gebräuchlich ist. Der ganze Titel war: König von Frankreich und Navarra. Die Unterthanen nannten ihn Sire; Auswärtige den allerchristlichsten König, und die Päbste den erstgebohrnen Sohn der Kirche, weil Clodwig oder Ludwig der erste katholische christliche Fürst war. Seit dem Jahr 1349 nannte man den ältesten Sohn des Königs Dauphin, weil damals die Landschaft Dauphiné mit dem Reich vereiniget wurde. Das königliche Wappen war aus zwey zusammengeschobenen Schilden zusammengesetzt, wovon der rechte drey goldne Lilien im blauen Felde, wegen Frankreich, und das andere im rothen Felde eine goldene Stangenkette, wegen Navarra enthielt. Das jetzige Wappen der Republik zeichnet sich durch die Freyheitsmütze aus. — Der Glanz des Hofes war ehedessen ausserordentlich schimmernd, und bestand aus Schaaren reich besoldeter Personen vom höchsten Adel, welche zugleich die Aufseher der steifesten Hofetikette waren. Ludwig XVI. und seine Gemahlin schränkten diesen blendenden Glanz ein, schaften das steife Hofceremoniel ab, wurden aber dadurch der Gegenstand des Spottes, der Verachtung und der Hofkabale, welche zuletzt ihre Intriguen durch den schimpflichen Tod dieses guten Fürsten endigte.

Ritterorden hatte Frankreich ehedessen fünfe: 1) den heiligen Geistorden, 2) den Orden des heiligen Ludwigs, 3) den Orden des heiligen Michaels, 4) den in Palästina 1137 entstandenen geistlichen Orden des heiligen Lazarus, und zuletzt 5) den Orden des Kriegsverdienstes, welchen Ludwig XV. 1759 für protestantische Offiziers gestiftet hatte. Alle diese Zeichen der Belohnung und Ermunterung sind unter der neuern Staatsumwälzung abgeschaft, und dafür die ehrenvolle Meldung einer großmüthigen tapfern That im Nationalbuch eingeführt.

c) Adel.

Man hat dem Deutschen immer vorgeworfen, daß er mit dem Vorzug einer edeln Geburt zu große Vortheile verbinde, aber unstreitig trift dieser Vorwurf die Franzosen zunächst. Denn die hohen Begriffe, welche sie ehedessen von sich hatten, gieng wirklich so weit, daß man nicht selten Bürger und Landleute die vielen und grossen adelichen Geschlechter ihrer Provinz als einen entschiedenen Vorzug vor einer andern oft mehr reichen und bevölkerten Landschaft rühmen hörte. In der That gehörte auch von jeher der französische Adel überhaupt genommen unter den gesittetsten in Europa. Er liebte, schätzte und widmete sich den Wissenschaften und Künsten, ja viele aus ihnen traten ruhmvoll als Schriftsteller auf, und andere wußten sich durch ihr feines und sanftes Betragen an den größesten Europäischen Höfen fest zu setzen. Seit einigen Jahren aber ist dieser glänzende Stand durch Frankreichs Volkstyrannen gänzlich zersprengt. Tausende verliessen unter den jetzigen Troublen ihre Palläste und Besitzungen, um die ihrem guten König entrissene Vorrechte in Verbindung der ersten Höfe von Europa wieder mit ihrem Blut und

Leben

Leben zu erringen, wovon aber der Erfolg noch immer nicht der glücklichste war; der im Land zurückgebliebene Adel mußte denselben abschwören, sich in den Stand der Freyheit und Gleichheit begeben, und ihre schriftlichen Beweise der Vorzüge ihrer Geburt dem Vulkan opfern. Selbst ein Orleans, der sich sonsten mit königlichem Stolz in Paris brüstete, gab aus Gleißnerey dieser Nationalverordnung, nemlich der Vertilgung aller Vorzüge der Geburt nach, und nannte sich Gleichheit.

d) Ehemalige königliche Kollegien.

Justiz- und Polizeyverfassung.

Es ist vielleicht kein Land in Europa, in welchem sich die Staatsverwaltung und die Finanzen in so viel Händen befunden hätten, als in Frankreich. Daher rührte eben die schlechte Verwaltung derselben. Wir bemerken hier nur den höchsten Staatsrath, welcher aus den Departements der auswärtigen Angelegenheiten des Kriegs, Seewesens und anderer Staatssachen bestand, den Rath der Depeschen und der Staatssekretaire, den königlichen Finanzrath, den Handlungsrath und andre. Alle diese und andre Kollegien waren mit einer ungeheuren Anzahl gut besoldeter, aber sehr oft ungeschickter Personen angefüllt, welche sehr oft Veränderungen nothwendig machten. Das seit 1302 zu Paris seinen Sitz habende Parlement nahm unter den Gerichtshöfen des Reichs die erste Stelle ein. Ob es gleich durch die Vergrösserung des königlichen Ansehens in seinem Ansehen geschmälert worden, so hatte es doch immer standhaft das Recht behauptet, gegen königliche Verordnungen Vorstellungen zu machen, und es wurde auch wirklich

lich keine derselben als verbindlich angesehen, wenn sie nicht von eben diesem Parlement registrirt worden waren. Da aber bey den übrigen Gerichten alles in der letzten Instanz entschieden wurde, und an kein höheres Gericht appellirt werden konnte, so entstanden daraus eine Menge Unordnungen, Widersprüche und Streitigkeiten, welche den Gang der Gerechtigkeit ungewiß, langsam und kostbar machten. Eigennützige Sachwalter und Prokuratoren, deren es Legionen gab, waren die Blutigel des Volkes, das laut über Ungerechtigkeit und Ruin schrye, dessen Klagen aber nicht zum Thron gelangen konnten. Selbst Herr von Voltaire, der in seinen Schriften öfters auf eine beissende Weise die Ungerechtigkeit und Tyranney der Justiz durchzog, der die Unschuld eines Calas rettete, sagt ausdrücklich, daß ein und derselbe Rechtshandel in zehn Gerichten könne verlohren gehen, und in zehn andern gewonnen werden. Verbrechen wurden jederzeit mit der äussersten Härte bestraft, und die Art, durch die unmenschlichsten Martern der Folter, einem solchen Unglücklichen das Geständniß eines Verbrechens, an das er vielleicht niemals gedacht hat, zu erpressen, ist barbarisch und empört alles Menschengefühl. Ein Diebstahl von wenigen Sous zog sogleich den Strang nach sich, und Mörder wurden sonst mit eisernen Keulen zerschlagen, lebendig auf Räder geflochten, wo sie oft erst nach einigen Tagen unter den verzweiflendsten Verwünschungen ihren Geist aushauchten. Und bey solchen fürchterlichen Spektakeln konnte selbst der sonst empfindsame Franzos in Paris Zuschauer seyn. Diese Hinrichtungen hat zwar das Nationalkonvent abgeschaft, aber an ihrer Stelle Köpfmaschinen erfunden, unter welchen ihr König und hunderte von rechtschaffenen Männern fallen mußten. Etwas besser soll ehedessen die Polizey auf dem Lande und in den

Städten

Städten beschaffen gewesen seyn. Es waren ganze Korps von Kavallerie, Marechaussées genannt, errichtet, welche besonders die Landstrassen von allen Räuberbanden sichern mußten. Man unterhielt in Paris und in andern grossen Städten Garden zu Fuß und zu Pferde, um jeder Unordnung vorzubeugen. Daß aber gegenwärtig die Polizey selbst in Paris äusserst schlecht sey, werden wir wohl nicht weitläufig beweisen dürfen. Wenn man sich an die Mordscenen des vorigen Jahres erinnern will, welche ungeahndet unter den Augen des Nationalkonvents vorgiengen, ja sogar von einigen Mitgliedern desselbigen gebilliget wurden.

Die Fortsetzung folgt.

Ueber die Bewohnbarkeit der Weltkörper.

Beschluß.

Kühn ist, sagt dieser denkende Philosoph,*) die Frage: Herrscht die Sünde auch in andern Welten, oder regiert da die göttliche Tugend allein? Wer vermag sie wol genau zu beantworten? Etwas aber dürfen wir dennoch muthmasen. Zu der unglückseligen Fähigkeit zu sündigen gehört ein gewisser Mittelstand zwischen Weisheit und Thorheit. Vielleicht sind die Bewohner jener entferntern Weltkörper zu erhaben, zu weise, um sich bis zur Thorheit zu sündigen, herab zu würdigen; diejenigen aber, die in den untern Planeten wohnen, viel zu fest an die Materie geheftet, und mit gar zu geringen Fähigkeiten des Geistes begabt, um der Verantwortung ihrer Handlungen fähig zu seyn. Vielleicht ist also die Erde, und wenn sie einen Gefährten des Unglücks haben soll, der Mars allein in der gefährlichen Mit-

*) Kant in Königsberg.

telstrasse, wo die sinnlichen Reitzungen gegen die Oberschaft des Geistes streiten, dieser aber auch ihr Widerstand zu leisten und zu siegen vermag.

Zum Schlusse dieser unsrer Betrachtung über das Weltgebäude wollen wir noch einige Gedanken Herders, eines unsrer berühmtesten jetzt lebenden Religionslehrers und Weltweisen, bey ähnlichen Betrachtungen über das Weltall anführen, die eben so passend als lehrreich sind. Sie beziehen sich vornämlich auf die Erde, als planetischen Körper betrachtet, und sind eben deshalb unsrer ganzen Beherzigung werth.

Was uns, so sagt dieser grosse Lehrer der Weisheit und Tugend, was uns der Merkur oder Saturn am Himmel ist, das ist den Einwohnern jener Himmelskörper unser Erdball. Denn er ist eben so, wie andre Planeten, mit mächtigen aber unsichtbaren Banden an den Mittelpunkt eines Systems angekettet, von dem sie Licht, Bewegung, Wärme, Leben und Gedeihen empfängt. Freylich ist sie, unsre Erde, die ihren Bewohnern so ungeheuer groß, (ja wol den unterrichteten als unendlich vorkommt,) in dem unermeßlichen Weltsysteme nur ein Staubkorn, das in dem großen Abgrunde schwimmt, wo unzählige Welten sich um Sonnen drehen, wo Systeme auf Systeme aufgethürmt sind. Aber dem Schöpfer dieser Erde ist dieses Staubkorn eben so lieb, ein ihm eben so gnügendes Werk seiner Hand, eben so bekannt, als das unermeßliche All der Schöpfung.

Schlage, o Mensch, das große Buch der Natur auf, tritt mit heiligem Schauer in den Pallast des Sonnentempels! Siehst du nicht, wie die Gottheit alles erfüllt, wie sie, allen gegenwärtig, in allen

herrlich

herrlich ist! Die Macht des Schöpfers ist es, welche die wohlthätige Sonne schuf, und welche auch dem Staubkorn rief, das ich bewohne, und ihm, sich an sie zu halten befahl. Der Raum, den diese Erde in dem großen Sonnengebäude einnimmt, die Bahn die sie mit ihrem Umlaufe um die Sonne bezeichnet, und die Größe ihrer Masse, ist durch unveränderliche Gesetze bestimmt. Wie mächtig wirkt dieses auf meine Seele, welche Zufriedenheit strömt dieser Gedanke in mein Herz! Meine Stelle nicht nur auf dieser Erde, sondern auch in dem harmoniereichen Chor der Welten, ist mir von dem Schöpfer und Herrn desselben angewiesen. Könnte ich misvergnügt seyn, daß ich nicht der Bewohner jenes schönen Abendsterns oder des fernen Uranus geworden bin? Sollte ich mich nicht freuen, eines der vornehmsten Geschöpfe in einer Welt zu seyn, die in der Reihe ihrer Schwestern eine nicht geringe Stelle behauptet.

Ich werde mich also bemühen, das zu seyn und zu werden, was ich auf der Stelle, auf welche mich die Weisheit meines Gottes setzte, seyn soll und werden kann. Ich werde auf der Erde suchen, was ich auf ihr suchen soll. Nicht Engel des Himmels werde ich auf ihr zu finden wähnen, sondern Erdbewohner, Menschen auf ihr finden wollen, und die werde ich auch antreffen. Die Schwestern der Erde mögen theils herrlichere Geschöpfe haben; genug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge ist für den Sonnenstral, in der abgemessenen Entfernung, mein Ohr für die Erdluft, alle meine Sinnen für diese gegenwärtigen und für keine andern Erdorganisationen. Dieser Einrichtung meines Körpers gemäß wirken auch meine Seelenkräfte. Der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geschlechts ist also fest

bestimmt und umschrieben, wie die Bahn und die Masse der Erde, auf der ich leben soll. Mein Schicksal ist daher nicht an den Erdstaub, sondern an die Gesetze geknüpft, welche die Welt regieren. Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne beysammen hält. — Ihr Werkzeug, diese Sinnen, diese Glieder können sich abnutzen, aber sie selbst kann nicht untergehen. Ich bin ein Wesen in der großen Harmonie der Welten Gottes!

Laßt uns also, so sagt der Verfasser der Schrift: **Natur und Religion**, so lange wir hier leben, auf nichts als auf Erdverstand und auf Menschentugend rechnen, und nach dem Grade hinstreben, der uns hier zu erreichen möglich ist. — Für bessere Welten wollen wir uns hier bilden! Verstand bleibt in allen Welten Verstand, Tugend in allen Welten Tugend; nur hier oder dort reiner, thätiger, wirksamer. Alle denkende Wesen, in allen Welten, ringen nach Einem Ziele, so verschieden auch die Fähigkeiten derselben sind. Das Licht der einzigen, geistigen Sonne, des Wahren und Guten, erstreckt sich auf alle Welten, nur daß es sich auf jeder derselben, wie das Sonnenlicht auf den Planeten, verschiedentlich bricht, so daß sich also keine ihres ganzen Genusses rühmen kann! — Da sie alle nur Eine Sonne erleuchtet, und sie alle zu einem Ziele verschiedentlich streben, so ist zu hoffen, sie kommen alle, jeder auf seinem Wege der Vollkommenheit näher, und vereinigen sich einst vielleicht in einer Schule des Guten und Schönen. Wenn das Licht, das wir geniessen, auch der milden grünen Farbe zu vergleichen wäre, so laßt es uns nicht für das vollkommene Sonnenlicht halten, und unsern Verstand und Willen für den vollkommensten in allen

Welten Gottes ausgeben; denn wir sind ja, mit unsrer ganzen Erde nur ein mäßiger Theil des Ganzen.

Du, Gottes große, weite, schöne Welt,
Mit allen deinen Feuerkugeln, du,
Du warest nicht, du wurdest und du bist,
Du schöne Welt, du warst und bist. —
Und bist in deiner Pracht! — —
Geschöpfe betet an!
Zehn tausend seiner Sonnen traten hin
Und gehen ewig ihren großen Gang;
Und Millionen seiner Erden traten hin
Und gehen ewig ihren großen Gang; —
Zehn tausend Myriaden Geister stehn,
Vor seinem Thron — um seinen Thron!
Hinweg mit seinem Thron, er sitzt, er gehet nicht,
Er ist kein König, kein Kalif! —
Er ist das Wesen aller Wesen — Er
Ist Gott, ist unser Gott!
Geschöpfe, betet an.

Wer ist, den er zu seiner Werkstatt rief,
Dahin zu treten und zu sehn,
Zu sehn, wie er es macht? Wie er den Ocean
In so geschmeidigem Gehorsam hält?
Daß seines Wassers nicht ein Tropfe fort
Aus seiner Tiefe will? Wie er den Mond
An einen dünnen Faden bindet, und
In blauer Luft ihn schweben heißt, wie er
In Zeit von Rosses oder Reuters Huy,
Zehn tausend Millionen Sonnenfernen mißt,
Und keines Apfels, keines Staubes fehlt?
Ha! welche Stufen, welche Stufen hier,
Und dort! in allen Millionen dort!
In allem Todten, allem Lebenden,

In allem Großen, allem Kleinen! — Gott,
Der Einzige, der allen alles ist,
Ist unser Gott! Geschöpfe, betet an!
Den nicht Erschaffenen, den Einzigen,
Der allen alles ist, den Ersten, den,
Geschöpfe, betet an!

Naturgeschichte des Murmelthiers.

Fortsetzung.

Es thut keinem Thiere etwas zu leide; es flieht, wenn man es verfolgt, und verläßt sogar einen Theil des Berges, um sich eine andre Wohnung auszusuchen, wenn man es oft in seiner Ruhe stört. Man hat ganze Familien ihre Wohnung verlassen und sich von einem Berge auf den andern begeben sehen, wo sie sich vor den Nachstellungen der Menschen sicher glaubten, ob sie gleich ihre Arbeit von neuem anfangen mußten. Man kann also im allgemeinen behaupten, daß sie die Flucht der Vertheidigung vorziehen: indessen wenn sie sich an einem Orte, wo die Flucht unmöglich ist, in die Enge getrieben sehen, so vertheidigen sie sich gegen Menschen und Hunde mit Beißen und Kratzen.

Die Murmelthiere leben in Gesellschaft, und es befindet sich immer eine grössere oder kleinere Anzahl derselben bey einander, die unter sich eine Art von Familie ausmachen. In der Nachbarschaft von ihrer Wohnung bemerkt man viele mehr oder weniger grosse Löcher und Hölen unter Steinen und kleinen Anhöhen; aber jede Familie hat nur eine einzige Winterwohnung, die übrigen Löcher sind nur Zufluchtsörter, in welche sie sich bey übelm Wetter oder

bey

bey Verfolgungen von ihren Feinden flüchten. In diesen Sommerwohnungen (denn so benennen die Jäger diese Löcher,) findet man nie Heu, und sie können auch sonst noch leicht von den Winterwohnungen unterschieden werden, weil man vor den leztern weit mehr Erde aufgeworfen findet, und diese sich von Jahr zu Jahr mehr anhäuft, je nachdem die Wohnung nach Maasgabe der Vermehrung der Familie grösser wird. In einigen von den Löchern, welche man Sommerwohnungen nennt, findet man eine grosse Menge Unrath, da man in den andern, so wie auch in den Winterwohnungen keinen findet; dieß scheint zu beweisen, was schon ältere Schriftsteller behauptet haben, daß nämlich die Murmelthiere die Reinlichkeit lieben, und daß diese Löcher einzig und allein zu diesem Gebrauche bestimmt sind: eine Muthmasung, die um desto glaubwürdiger wird, wenn man sie mit der schon so oft beobachteten Haushaltung der Hamster vergleicht. Man kann auch die Winter- vor den Sommerwohnungen durch das Heu unterscheiden, das man vor den erstern, besonders in den Monaten August und September, hin und her verstreuet sieht, da man vor den leztern gar nichts davon bemerkt. Ueberdieß sind die Winterwohnungen im Monat October gewöhnlich zugestopft, welches ein gewisses Zeichen ist, daß sich die Murmelthiere darein begeben haben, um den Winter da zu zubringen, da hingegen die Sommerwohnungen das ganze Jahr offen stehen.

Das Murmelthier durchgräbt die Erde mit erstaunlicher Geschwindigkeit und bewundernswürdiger Kunst. Es wirft nur wenig von der locker gemachten Erde heraus und macht aus den übrigen vermittelst seiner ziemlich breiten Pfoten Wände in seinem

Gange,

Gange, der dadurch fester und wider das Einstürzen gesichert wird. Die vordere Oefnung des Ganges ist sehr enge, und wenn man bedenkt, daß sie nur 7 oder 8 Zoll im Durschnitte hat, so kann man kaum begreifen, wie das Murmelthier durchkommen kann. Wenn es beym Graben auf einen Stein oder Felsen stößt, der es hindert, in gerader Linie fortzubauen, so gräbt es entweder um denselben herum, oder nimmt eine andere Richtung, daher es auch kömmt, daß mancher Gang krum gewunden ist, da er doch sonst gewöhnlich gerade fortzulaufen pflegt. Die Länge des Ganges ist verschieden und erstreckt sich von 8 bis auf 20 Fus. Fünf bis sechs Fus von der äußern Oefnung theilt er sich in zween Arme, von denen der eine in die grosse Höle führt, von der gleich mehr gesagt werden soll, der andere aber in eine Gasse ohne Ausgang, die sich mehr oder weniger vorwärts erstreckt; welches denn dem Ganzen die Gestalt eines Y giebt. Die grosse Höle ist rund oder oval, und gewölbt, gleicht im innern einem Backofen, und ist nach den Bedürfnissen der darinn wohnenden Familie kleiner oder grösser, so daß sie 3 bis 7 Fus im Durchmesser hält. Sie ist auf dem Boden durchaus mit einer grossen Menge Heu bestreuet, auf welchem im Winter die Murmelthiere neben einander, wie eine Kugel zusammengerollt, den Kopf neben dem Schwanze, erstarrt und kalt wie Eis liegen, ohne das geringste Zeichen von Leben von sich zu geben. Man findet ihrer 5 bis 15 bey einander. Manchmal, aber höchstselten, findet man nur ein einziges; andremale aber trift man in Einer Höle zwey Nester und zwo Familien an. Sobald sie sich in dieselbe begeben haben, verstopfen sie den Eingang von innen nach aussen sehr sorgfältig mit Erdreich, das mit Steinen und Heu untermengt ist,

so

so daß sie während der ganzen Zeit ihres dasigen Aufenthalts der äussern Luft beraubt sind.

Nachtrag zu den Vorsichtsregeln zur Schonung des Gesichtes.

S. P. 415.

Schwach wird das Gesicht, wenn man sich genöthigt sieht, kleine Gegenstände in einer beträchtlichen Entfernung vom Auge zu halten, wenn man des Abends mehr Licht bedarf, als vormals, wenn sich Gegenstände in Nebel auflösen, wenn die Buchstaben beym Lesen in einander fliessen; und wenn sie gedoppelt erscheinen, wenn die Augen bald ermüdet und weggewandt werden müssen. Alsdann ist es Zeit, sich nach Augengläsern umzusehen, die der Sehungskraft eine andere Richtung geben; denn Anstrengung würde nur nachtheilig werden, und je eher man bey gedachten Anzeigen Brillen oder Lesegläser gebraucht, desto länger erhält sich das Gesicht.

Man wähle sich also in Zeiten Gläser von grosser Brennweite; denn oft kann man diese wieder weglegen, und mit blossen Augen lesen. Die erste Brillen müssen nicht sehr vergrössern, sondern nur in der Distanz leserlich machen, als man sonst zum Lesen bedurfte. Endlich suche man stärkere Vergrösserer; man steige aber ja damit stufenweise. Die Probe ist von zu starker Brillenvergrösserung diese, wenn man die Schrift näher dem Auge bringen muß, als lesende Menschen es zu thun gewohnt sind, nähmlich in der Distanz von neun bis zehn Zoll. Englische Brillen mit breiten, schwarzen Ringen (Blendungen) und kleiner Oeffnung aus Horn taugen nicht, weil Licht und Schatten zu nahe ist,

und

und in einander fließt. Auch grüne Brillen schaden, weil alle Farben der Dinge umfärben, und ihnen die Helligkeit mangelt.

Die Lesegläser ersparen der Nase das Amt der Waffenträgerin, so wie die metallne Ringeinfassung der Brille den Nasenknorpel mit Grünspan vergiftet, und die Saftgefässe desselben hemmt, den reinen Stimmenton dumpfig und undeutlich macht, die Ableitungen des Schnupftabacks aufhält, und das Alter zu großäugig macht. Ich halte daher die Lesegläser für zuträglicher, weil die Hand die Freyheit hat, der jedesmaligen Sehkraft eine ihr angemeßne Weite und Richtung zu geben, und man das Leseglas nach der Feinheit und Blässe der Schrift entfernen, oder dem Auge etwas nähern kann, ohngeachtet ihr zurückgeworfnes Licht blendet, und ein Leseglas zum Schreiben nicht angewandt werden kann. Hingegen fixiren auch Brillen den Brennpunkt, und machen dadurch das Auge runder und die Sehkraft kürzer, so daß man immer die Brillen verkürzen muß. Man lese also, wenn das Auge schwach wird, durch Lesegläser, und schreibe mit unbewaffneten Augen. Uebrigens gewöhne man das Auge auch in Zwischenzeiten ohne Glas zu lesen. Personen von kurzem Gesichte in den besten Jahren, bedürfen im Alter keiner Brillen, aber das Auge wird immer mikroskopischer, und sieht in einiger Entfernung schlecht. Solche müssen ihr Augenglas nicht zu hohl, so wie ein Brillenauge nicht zu bauchig wählen. Die schwarze vor den Augen fliegende Flecken, mouches volantes, haben wenig zu bedeuten, sie rühren z. E. von mikroskopischen Anstrengungen her, und vergehen nach einiger Zeit.

Das Schielen der Augen rührt von der ungleichen Güte der Muskeln des einen Auges her. Wenn ein Auge schärfer sieht, als das andre, so gewöhnt man sich, das gute mehr anzustrengen, und das stumpfe ist gefällig genug, der Richtung des andern nur obenhin zu folgen; es bleibt endlich zurücke, und weicht von der Parallelachse allmählich ab, weil die Muskeln des blöden Auges endlich ermüden, ihre Augenkugel recht parallel zu wenden.

Gegen dieses Uebel schlägt Büffon als das beste Mittel vor, das schwache Auge durch eine beständige Uebung zu stärken, und in dieser Absicht das gute Auge auf ziemlich lange Zeit ganz bedeckt zu halten, und diese Behandlung bestätigen auch einige Okulisten und Aerzte. Bey einigen Schielenden ist, durch Bedeckung des guten Auges, in wenig Minuten das geübte schwache so gestärkt werden, daß sie selbst darüber erstaunten, sonderlich wenn man einen kalten, nassen Lappen hinter das Ohr derselben Seite hält. Daher kann man sich von einer Bedeckung, wenn man dabey etliche Tropfen Salveywasser kalt in den Augenwinkel fallen läßt, die beste Wirkung versprechen.

Bey dieser Gelegenheit erwähne ich noch ein gutes Mittel gegen geschwächte Augen. Man kann sich das blöde Gesicht ungemein stärken, wenn man sich des Morges früh, vor Sonnenaufgang auf das grüne Feld begiebt, und eine Stunde lang auf den grünen Grasboden herabsiehet, indem man die aufgehende Sonne im Rücken hat. Ein Gelehrter, welcher sich durch vieles lesen und schreiben bey Nachtzeit, und durch öftern Gebrauch der Vergrösserungsgläser, die Augen sehr geschwächt hatte, stellte sein Gesicht durch viermahligen Gebrauch dieses Mittels wieder her, so daß er seit der Zeit schärfer, als vorher sehen konnte.

Von den Brillen geht die Sage, daß sie zwischen 1280 und 1311 in Italien von einem Edelmanne zu Florenz Salvino Degli Armati erfunden worden.

Adams bewährtes Augenmittel gegen schwache Augen erhält man durch folgende Formel. Zu einem halben Quarte Brantwein nehme man vier Loth Roßmarinblätter in eine Flasche, schüttle alles drey Tage lang öfters um, lasse es noch ein paar Tage ausziehen, seihe es durch, und so mische man von der klaren Flüssigkeit dieses Aufgusses einen Theelöffel voll unter vier Theelöffel Wasser, um damit die Augen vor dem Schlafengehen zu waschen. Nach und nach mischt man immer weniger Wasser dazu, und endlich von beyden gleichviel.

Eine treue Dienstmagd.

Der Müller in Oberzenn, einem gräflich Seckendorfischen Gute in Franken, hörte eines Abends seinen Hund, der gewöhnlich an der Kette lag, mit seiner Kette durchs Haus rasseln. Er befahl der Magd ihn wieder anzuschliessen. Kaum trat sie zur Stube hinaus: so fiel der Hund sie an, und versetzte ihr einige Bisse. Durch ihr Geschrey herbey gerufen, wollte der Müller mit den Seinigen ihr zu Hülfe eilen. Schnell war sie gefaßt; sie riß die Thür zu. Bleibt zurück! rief sie, der Hund ist toll, ich bin schon gebissen und will ihn allein anbinden. Sie schleppte den Hund mit sich fort, und empfieng noch einige Wunden, ohne ihn los zu lassen. Sie band das Thier an, und so ward es getödtet. Ruhig begab sie sich dann in ihre Kammer und bereitete sich zum Tode. Die Wuth brach aus und sie starb nach einigen Tagen.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geographie und Statistik von Frankreich.

e) Ehemalige Einkünfte, Abgaben, und Staatsschulden.

So lange die Einwilligung der Stände bey Anlegung einer neuen Abgabe erforderlich war, so lange waren die Einkünfte des Königs nur sehr mittelmässig, seitdem aber das Ansehen derselben verschwunden war, haben die Einkünfte zwar unendlich sich vermehrt, aber auch die Unterthanen wurden mit einer unendlichen Menge Auflagen beschwert, welche die allgemeine Landesglückseeligkeit nothwendig äusserst vermindern mußte. Man theilte sie ehedessen in ordentliche und ausserordentliche ein. Die ersten flossen 1) aus den Krongütern, 2) der Vermögenssteuer, 3) der Kopfsteuer, 4) den freywilligen Beyträgen, welche aber im Nothfall mit Soldaten eingetrieben wurden, 5) der Salzsteuer, 6) dem Tabaks- Salpeter- und Pulverhandel, 7) den Zöllen, 8) der Accise, und vielen andern Abgaben. Die von der zwoten Klasse kamen, woher es dem König gefällig war. Man rechnete dahin die Erhöhung der ordentlichen Einkünfte, den zehnten und zwanzigsten Theil von dem Einkommen liegender Gründe, Aemter und dergleichen, die Ertheilung neuer Privilegien, und den Verkauf der Aemter, welches schändliche Gewerbe in Frankreich dergestalt eingerissen war, daß, seit 1751, der König Ludwig XV. alle Lothringische Bedienungen zu verkaufen anfieng, da doch Lothringen erst im Jahr 1766 unter französische Herrschaft kam. Wenn man nun bedenkt, daß König Heinrich IV. nicht mehr als 30

Millionen Livres Einkünfte besaß, und daß sie unter der Regierung Ludwig XVI. wegen den unentbehrlichsten Bedürfnissen des Staats bis über 500 Millionen Livres mußten vermehrt werden; so kann man sich ohngefehr einen Begriff von dem ausserordentlichen Druck machen, unter welchem die französischen Unterthanen schmachten mußten. Oft ließ die Nation ihre klagende Stimme bis zum Thron erschallen, aber die Ausflucht: der König bedarf es, war leider immer die einzige Antwort gewesen, die man von daher erhielt. Was das Elend des Volks noch vermehrte, war, daß die meisten königlichen Einkünfte verpachtet waren, und daß also diese Pächter, wenn sie bey dem ungeheuern Pachtgelde, das sie zu bezahlen, und bey der Menge von Unterbeamten, die sie zu besolden hatten, nicht selbst zu Grunde gehen wollten, beynahe gezwungen waren, dem Volk auch den lezten Bissen Brods zu entreissen. Diese ungeheuern Einkünfte schwanden zum Theil unter den Händen ihrer raubsüchtigen Einnehmer, und daher sowohl, als vorzüglich von der grossen Verschwendung der vorigen Regierungen Ludwigs XIV. und XV. kam die fürchterliche Schuldenlast Frankreichs, die sich nach dem Tode Ludwigs XV. auf 4000 Millionen Livres belief. Die Finanzminister Turgot, Bertin und Necker, gaben sich zwar alle Mühe unter Ludwigs XVI. Regierung, durch eine gute Wirthschaft, wozu der König und die Königin aus Liebe zu ihren Unterthanen selbst durch eigene Beyspiele alles beytrugen, einen Theil dieser Schuld abzutragen, allein der unglücklicher Weise ausgebrochene Krieg mit England verhinderte diesen wohlthätigen Plan, und die Staatsschuld mußte neuerdings um 1000 Millionen Livres vermehrt werden. Einige Höflinge und besonders Calonne

lonne entdeckten daher dem für sein Volk zärtlich gesinnten König die wahre Lage des Staates. Es wurde beschlossen, die Notabeln in Versailles zu versammeln, welche auch am 22. Febr. 1787 erschienen, aber der Verbesserung des Finanzwesens nicht gewachsen waren, daher sie auch der König am 7. May des nämlichen Jahrs entließ. Da nun die Situation des Staats immer gefährlicher wurde, und der Geldmangel weiter einriß, so gab man dem in grosser Gährung sich befindenden Volk in Paris die Versicherung, daß bis auf den 1. May 1789 die Reichsstände sollten versammelt werden. Allein, ehe diese noch erschienen waren, so wurde alsbald ein förmlicher Staatsbankerot bekannt gemacht. Diese Nachricht brachte die Nation bis zur Verzweiflung. Was dem Finanzminister Calonne nicht gelingen wollte, das sollte nun Necker zu Stande bringen, dieser war es, der dem König anrieth, die zwölfhundertköpfige Nationalversammlung der Reichsstände zu berufen. Diese nahm aber dem König den ganzen Glanz seiner Würde, riß alle Zweige der Staatsgewalt an sich, nahm die Kassen in Beschlag, raubte und plünderte Kirchen und ihre Diener aus, legte Decretfabriken an, und so wollte sie die Gebrechen des Finanzwesens heilen. Die eigentlichen Revenüen der jetzigen Verfassung sind nicht genau bekannt, können aber, da dem Volk verschiedene Abgaben nachgelassen werden, unmöglich so ergiebig seyn, um damit die jetzigen ungeheuern Staatsausgaben zu bestreiten, weil sonsten nicht viele hundert Millionen Papiergeld in Umlauf dürften gebracht werden, welche Vorboten von einem noch fürchterlichern Staatsbankerot sind.

Kriegsverfassung, Land- und Seemacht.

Das Verdienst der Tapferkeit kann man dieser Nation nicht absprechen, und wenn sie auch gleich nicht durchaus für die Beschwerden des Krieges gebildet ist, auch ihr kriegerisches Feuer gemeiniglich nur während des ersten Angriffs ausdauert, so haben doch wenig Nationen so grosse Krieger als Frankreich aufzuzeigen. In Friedenszeiten belief sich ehedessen die Armee ohne die Landmiliz die aus 80000 Mann bestand, auf 170000 Köpfe. Ludwig XIV. brachte sie aber während des spanischen Successionskriegs auf 500000. Nach österreichischen und preussischen Maaßstabe muß man freylich diese Truppen eben nicht beurtheilen: es herrscht hier nicht die genaue Kriegszucht, welche aus dem stärksten Heere eine leicht zu regierende Maschine macht, und so oft die Stelle der wesentlichen Tapferkeit vollkommen ersetzt. In ihren Kriegsübungen findet sich vieles, das mehr zum Scherz als Ernst eingeführt zu seyn scheint, und die besten Krieger sind nicht von einem Anstrich der Weichlichkeit frey, der ihnen oft das Ansehen von Theaterhelden und Harlekins verschaft. Der Soldatenstand ist übrigens in grossem Ansehen, und es fehlt auch weder an Kriegsschulen zur Bildung junger Krieger, noch an Hospitälern zur Versorgung alter im Dienste grau gewordener Kriegsleute. Es wurden auch sonsten grosse Summen auf die Unterhaltung von 120 Festungen und Forts gewendet, welche theils die Gränzen des Reichs schützen, theils sogar im Innern des Landes zerstreut liegen.

Seit der neuen Constitution ist in Frankreich alles, was die Waffen tragen kann, Soldat. — Unter mehr als 3 Millionen Bürgern, welche Nationalgar-

nalgarden heissen, sind Gewehre vertheilt, welche auf den ersten Wink bereit seyn müssen, das Vaterland zu vertheidigen. Aus diesen sind in dem gegenwärtigen Krieg mehrere tausend als freywillige Bataillone herausgezogen worden, um unter den Linientruppen zu dienen. Diese letztere sind gegenwärtig auf mehr als 400000 vermehrt worden, eine grosse Anzahl, aber klein, wenn man bedenkt, daß diese es nun mit ganz Europa beynahe aufzunehmen haben werden.

Was die Seemacht anbelangt, so war diese ehedessen in einer formidablen Bereitschaft. Die Zahl der Schiffe schätzt man noch gegenwärtig, Linienschiffe und Fregatten, zusammen auf hundert. Diese waren immer mit guten Seesoldaten und Matrosen bemannt. Zur Bildung junger Seeleute gab es auch immer im Lande vortrefliche Anstalten. Nur ist zu beklagen, daß oft Männer an die Spitze des Seewesens gestellt worden sind, die oft kaum ein gemahltes Schiff gesehen haben, und daß zu wenig Eintracht unter den Seetruppen herrscht, als daß man sich allzugrosse Dinge von ihnen versprechen dürfte.

Naturgeschichte des Murmelthiers.

Beschluß.

Oefnet man diese ihre Wohnung mit Vorsicht wenigstens 3 oder 4 Wochen, nachdem sie die Oefnung verstopft haben, so findet man sie in dem vorher beschriebenen Zustande, und kann sie leicht forttragen. So bald sie Wärme spüren, erwachen sie in kurzer Zeit. Diejenigen, welche man in Häusern hält, verfallen nicht in diesen Schlaf, ob sie gleich

bey Annäherung des Winters ihrem Naturtriebe folgen, und alles, was sie finden, zusammentragen, um sich ein Nest zu bauen.

Ihre Winterwohnung beziehen sie im Monat October, und verlassen sie nicht eher, als zu Ende des Monats März oder Anfang Aprils, und bleiben also sechs ganze Monate darin. Beym Herausgehen stossen sie den Pfropf, der die Oefnung ihres Ganges verschließt, nicht herauswärts, welches ihnen unmöglich seyn würde, sondern ziehen ihn hinein, und schaffen alsdann das Erdreich, die Steine und das Heu, woraus er besteht, auf die Seite. Es ist wahrscheinlich, daß der andere Arm des Ganges, von dem oben gesagt worden ist, zur Aufbewahrung dieser Trümmer dient, welche sie ausserdem verhindern würden, den Sommer über frey ein- und auszugehen.

Wenige Zeit nachdem sie heraus gegangen sind, begatten sie sich. Man weiß zwar nicht genau, wie lange sie tragen, es kann aber nicht viel länger, als einige Wochen dauern, weil man schon in den Monaten Junius und Julius Junge findet, die die Grösse einer Ratte haben. Gewöhnlich werfen sie zwey, bisweilen aber auch 3 bis 4 Junge.

Man findet im Frühjahre in ihren Wohnungen den nämlichen Vorrath von Heu, den man im Herbst darin antrift, welches beweiset, daß sie im Winter gar nichts fressen. Bey denen, die man aus ihren Hölen weggenommen und zergliedert hat, hat man den Magen und die Eingeweide allemal leer gefunden, wodurch das ebengesagte noch mehr bekräftiget wird.

Vom

Vom Plinius an bis auf unsre Zeiten hat man mancherley sinnreiche Geschichten über die Art erzählt, wie sie ihren Vorrath herbeyschaffen, um sich ihr Winternest zu machen; aber es ist nunmehr erwiesen, daß alle diese Erzählungen falsch sind. Man sagte, sie arbeiteten bey diesem Geschäfte gemeinschaftlich, einige mähten das Heu, andere schleppten es zusammen, alle insgesammt aber liessen sich, eines nach dem andern, zu einem Wagen gebrauchen, worauf dasselbe in ihr Lager eingefahren würde. Es lege sich nämlich ein Murmelthier auf den Rücken, halte die Füsse statt der Leitern in die Höhe, lasse sich mit Heu beladen und von den andern beym Schwanze fortziehen, die zugleich wohl Achtung gäben, daß der Wagen nicht umgeworfen werde. Als einen Beweis führte man an, daß eben durch dieses Fortschleppen die Haare auf dem Rücken fast ganz abgerieben würden, welches man sonst nicht erklären könnte: aber Büffon, der den Ungrund jener Erzählung schon zu muthmassen scheint, schreibt diese Abnützung der Haare mit mehrerm Rechte dem immerwährenden Graben unter der Erde zu.

Das Fleisch der Murmelthiere wird gegessen und viele Personen finden es sehr schmackhaft; Girtanner hingegen behauptet, es sey unschmackhaft und unangenehm. Ihr Fell dient zu Pelzwerk und des geschmolznen Fettes bedienen sich die Bergbewohner als eines Mittels wieder viele Krankheiten,

Erzählung von einem in der Wildniß aufgewachsenen Mädchen.

Im Jahre 1731 wurde nicht weit von Chalon in Champagne ein wildes schwarzes Mädchen ge-

fangen, welches damals ungefähr neun bis zehn Jahr alt seyn mochte. Ein französischer Edelmann, der sich in dieser Gegend, nahe bey der Marne, auf der Jagd befand, hatte diese kleine Wilde in Gesellschaft einer andern von eben der Grösse auf dem Wasser erblickt, und sie beyde für Wasserhühner angesehen, daher auch einen Schuß auf sie gethan, jedoch ohne sie zu treffen. Auf diesen Schuß waren beyde Mädchen, welche in dem Wasser herum zu schwimmen pflegten, um Fische zu ihrer Nahrung zu fangen, untergetaucht, und weit von dieser Stelle wiederum ans Ufer gekommen. Die eine von diesen kleinen Wilden wurde hernach von einem Schäfer und seinen Gehülfen erhascht, welches aber diesen Leuten überaus viel Mühe machte; weil die Wilde wegen ihrer Schnelligkeit im Laufen, und wegen ihrer Geschicklichkeit auf die höchsten Bäume ohne grosse Mühe zu klettern, nicht leicht zu fangen war, zumal da sie in der einen Hand einen kurzen, am Ende dicken Stock zu tragen, und sich damit sehr tapfer zu wehren pflegte. Sie wurde bald nach ihrer Gefangennehmung auf das Schloß des Herrn von Epinoy gebracht, auf dessen Befehl man ihr nachgestellt hatte, und anfänglich in die Küche geführt, wo sie sich gleich über ein Stück rohes Federwildpret hermachte, welches sie mit grosser Begierde verzehrte. Als ihr hernach ein Kaninchen gegeben wurde, zog sie ihm das Fell ab und aß es ebenfalls ganz roh auf. Sie sah zwar anfänglich ganz schwarz aus; als man sie aber hernach verschiedenemal gewaschen hatte, bemerkte man doch, daß ihre natürliche Farbe eigentlich die weisse war. Ihre Finger, besonders die Daumen, waren in Vergleichung mit den übrigen Theilen der Hände ungewöhnlich groß und stark. / In ihrem wilden Zustande

waren

waren ihr auch diese starken Gliedmassen sehr gut zu statten gekommen. Wenn sie sich z. E. von einem Baum auf einen andern, ohne erst herunter zu steigen, hatte begeben wollen, war ihre gewöhnliche Methode diese gewesen, ihre beyden Daumen auf einen Zweig des Baumes aufzustützen, und sich dadurch, gleich einem Eichhörnchen, auf den nicht weit davon stehenden Baum zu schwingen. Ihre Schnelligkeit im Laufen war bewundernswürdig. Sie war noch viele Jahre nach ihrer Gefangennehmung im Stande, das flüchtigste Wild in vollem Lauf einzuholen, obgleich lange Krankheiten und der Mangel an Uebung ihr schon sehr viel von ihrer ersten Stärke und Fertigkeit benommen hatten. Es kostete viele Mühe und Sorgfalt, ihr die in der Wildniß angenommenen Gewohnheiten abzugewöhnen, und sie an der Flucht zu verhindern. Es war ihr eine sehr leichte Sache, Löcher in die Mauern und Dächer zu machen, auf welchen sie eben so flüchtig und sicher, als auf der ebenen Erde, herumlief. Statt der Sprache ließ sie nur ein unvernehmliches Geschrey hören, welches besonders sehr heftig und gräßlich war, wenn sich ein Unbekannter ihr näherte und sie berühren wollte, oder wenn sie sonst zum Zorne gereizt wurde. Ihre liebste Speise bestund in rohem Fleische, rohen Fischen, und in den Wurzeln, Zweigen und Blättern der Bäume und andrer Gewächse. Wenn es ihr an Fleische und an Fischen fehlte, so fieng sie Frösche, und verzehrte sie mit der größten Begierde. So oft sie auch an einen Teich oder Fluß kommen konnte, sprang sie hinein, um darinnen herum zu schwimmen, und Fische oder Frösche zu haschen. Gekochte Speisen konnte sie anfänglich gar nicht vertragen, und es dauerte eine gute Zeit, ehe sie sich daran gewöhnte. Nach den ersten Ver-

suchen, sich zum Genuß gekochter und gewürzter Speisen zu gewöhnen, und anstatt des blossen Wassers, Wein, oder Wein mit Wasser vermischt, zu trinken, verlor sie alle Zähne, an deren Stelle ihr aber wiederum neue wuchsen. Ueberhaupt wurde ihre Gesundheit durch diese Veränderung der Nahrungsmittel ausserordentlich geschwächt, und sie fiel aus einer heftigen Krankheit in die andre. Das merkwürdigste aber dabey war dieses, daß sie endlich, nachdem sie sich mit vieler Mühe an die gekochten Speisen gewöhnet hatte, einen ausserordentlichen Eckel gegen alle rohe Speisen empfand. Nach und nach legte sie ihr wildes Wesen ganz ab, und lernte nicht nur die Sprache derer, die sie um sich hatte, verstehen, sondern auch selbst sich darinnen nothdürftig ausdrücken. Am 16. Junius 1732. wurde sie getauft, und erhielt den Namen Maria Angelika Memmie le Blank.

Nachdem sie nun so weit gekommen war, daß sie sich der französischen Sprache zur richtigen Bezeichnung ihrer Gedanken bedienen konnte, wurde sie öfters gefragt, woher und wie sie eigentlich in diese Gegend gekommen sey, und was für Begriffe sie sich von den vorgekommenen Gegenständen in der Wildniß gemacht habe. Sie versicherte aber allezeit, daß sie nicht eher, als nach ihrer Gefangennehmung, und nach erhaltener Erziehung, ordentlich zu denken angefangen, und während der ganzen, in der Wildniß durchlebten Zeit, keine andre Begriffe und Neigungen gehabt hätte, als die Empfindung ihrer Bedürfnisse, und das Verlangen, sie zu befriedigen. Sie konnte sich weder auf ihren Vater, noch auf ihre Mutter, noch auf irgend einen Menschen in ihrem Vaterlande, und nicht einmal auf ihr eigent-

liches

liches Vaterland selbst besinnen. Sie erinnerte sich blos an den Umstand, daß sie in der von ihr zuerst bewohnten Gegend keine eigentlichen Häuser, sondern nur Löcher in der Erde, oder eine gewisse Art kleiner, meistentheils mit Schnee bedeckter Hütten gesehen hätte, in welche man auf allen Vieren hinein hätte kriechen müssen. Sie setzte hierzu noch dieses, daß sie oft, um den wilden Thieren zu entgehen, ihre Zuflucht auf hohe Bäume genommen, und auf denselben zu desto grösserer Sicherheit geschlafen hätte. Bisweilen sey sie auch in der Absicht auf die Bäume geklettert, um die zu ihrer Nahrung dienlichen Thiere desto besser in der Ferne entdecken zu können.

Die einzige Begebenheit ihrer ersten Jahre, wovon sie noch ein schwaches Andenken übrig behalten hatte, war folgende. Sie sah einmal in einem Wasser, in welches sie sich begeben hatte, ein grosses, fast wie ein Hund gestaltetes Thier, das einen runden Kopf, grosse funkelnde Augen, und kurze schwarze graue Haare auf dem, aus dem Wasser hervorragenden Vorderleibe hatte, und auf sie loskam, als wenn es sie fressen wollte; daher sie sich zu ihrer Rettung geschwind ans Land begab, und schnell fortlief, ohne das Thier genauer zu betrachten. Aus dieser, obgleich unvollkommenen Beschreibung, hat man den Schluß gezogen, daß dieses wilde Mädchen damals einen Seehund oder Seewolf gesehen habe, und also wahrscheinlicher Weise in einer sehr nördlichen Gegend um das Eismeer, wo sich viele Seehunde und Seewölfe aufhalten, geboren seyn müsse. In dieser Vermuthung wurde man dadurch bestärkt, weil die Wilde auch nach ihrer Gefangennehmung viele Jahre hindurch

eine

eine starke Neigung an sich blicken ließ, mitten im Winter ins Wasser zu springen, und ungeachtet der empfindlichsten Kälte und des Eises darinnen herumzuschwimmen, und mit blossen Händen Fische zu fangen. Hitze konnte sie anfänglich ganz und gar nicht vertragen; ja sie fiel in Ohnmacht, wenn sie nur im Sommer der gewöhnlichen Sonnenhitze eine Zeitlang ausgesetzt wurde. Es ist also wohl höchst wahrscheinlich, daß sie eine sehr entfernte und kalte Gegend zu ihrem Vaterlande gehabt habe, ob es gleich nicht leicht ist, die Frage zu beantworten, wie dieses Mädchen nebst ihrer Gespielin, die vielleicht ihre Schwester gewesen ist, aus einer so entfernten Gegend nach Frankreich, und zwar bis nach Champagne gekommen sey, ohne auf diesem weiten Wege bemerkt und aufgefangen zu werden?

Das Wasserziehen der Sonne.

Man hört öfter die Leute sagen: die Sonne ziehet Wasser; es wird bald regnen. Solches muthmassen sie, wenn sie dunkle Streiffen in der Luft sehen, die wie Piramiden oben von den Wolken her schmal, und gegen die Erde herunter breiter werden. Nun ist es gewiß, daß die Sonne kein Wasser ziehet. Jene Streifen entstehen alsdann, wenn die Sonne, die hinter einer Wolke stehet, eine kleine Oefnung durch dieselbe bekommt, so daß sie einige Strahlen durch solche auf die Erde werfen kann: so werden diese Sonnenstrahlen wegen des schwarzen Wolkenbodens, aus welchem sie schiessen, desto sichtbarer, und sie machen auch die wässerigen Dünste die in der Luft sind, sichtbarer. So wie der herumfliegende Staub in einem Zimmer sichtbar wird in welches die Sonne durch eine kleine Oeffnung scheint,

scheinet, welchen Staub man daher auch den Sonnenstaub nennet.

Da nun im obigen Fall die Luft voll Wasser ist; so ist sehr wahrscheinlich, daß es bald regne, wenn anderst die Dünste von den Winden nicht zerstreuet werden.

Anekdote.

Dem bekannten Dichter Jakobe wurde einmal von der Bernburgschen Prinzessin Maria Josepha folgende Worte aufgegeben, um selbige in ein Gedicht zu bringen:

Lichtputze, Tisch, Tarokk, Spiegel, liebenswürdig, Mogul, Schlitten, Saturn, Carreau-Aß, Marken, Herz, Eyerkuchen. Er überreichte Ihro Durchlaucht folgendes:

Das goldene Zeitalter.

In jener goldnen Zeit, in der Saturn regierte,
Als noch ihr ungekünstelt Haar
Die Nymphen nur mit jungen Rosen zierte,
Und Quel und Bach ihr Spiegel war;
Als auf dem Rasen sie der Lerche Lieder weckten,
Und Markenschächtelchen die Tische nicht bedeckten;
Als keine Schöne noch in späten Nächten saß,
Und beym Tarokk und Carreau-Aß
Der Mutter Unterricht vergaß;
Als man dem Stutzer nicht auf jedes Wörtchen glaubte,
Und Pfand- und Schlittenrecht ihm keinen Kuß erlaubte,
Als man im stillen sichern Thal
Vergnügt den kleinen Acker nützte;

Und

Und kein Bedientenschwarm im weiten Marmorsal
Auf Leuchtern von Kristall dreyhundert Lichter puzte;
Da konnten die Zufriedenheit
Selbst Moguls Schätze nicht versuchen;
Es saß die alte Redlichkeit
Bey schlechter Kost, bey Brod und Eyerkuchen,
Und reiner Lust war jedes Herz geweiht.
Da prangte man nicht mit zerrißnen Fahnen
Wer liebenswürdig war, bedurfte keiner Ahnen.
Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt,
Allein dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.

Ueber Bewegung in psychologischer Hinsicht.

Wer kann sichs ohne Erstaunen denken, wie höchst wirksam und wohlthätig das an sich einfache Principium (Grundgesetz) der Bewegung im Weltall und in der Natur um uns her ist? Das Bestehen der Welten, ihr bewundernswürdiges Verhältniß gegen einander, das Leben und Wohlseyn unter und über dem Monde hängt von der Bewegung ab. Bewegung ist das Leben der Natur, Ruhe würde ihr Tod seyn. Was uns Ruhe zu seyn scheint, ist entweder nur mindere, oder von unsern Sinnen nicht wahrgenommene Bewegung. Die Todesstille selbst ist nur Umwandlung zu einem neuen Leben. Der erste Stoß, welcher das Weltall in regelmässige Bewegung setzte, war Schöpfung, und die Fortdauer dieser Bewegung macht ihre Erhaltung aus. Es bedürfte nur eines Augenblicks gänzlicher Ruhe, und das Chaos wäre wieder hergestellt. Bewegung ist im Grunde nichts anders, als der immerwährende rege Trieb aller wirksamen schaffenden Kräfte in der

Natur

Natur; und was wir davon im Groſſen oder Kleinen wahrnehmen, iſt Widerhall dieſer raſtloſen Thätigkeit.

Die Bewegung in der Natur kann aus ſehr verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet werden. Der Aſtronom beobachtet ſie im Groſſen, ſeine Beobachtungen machen die bekannte Zahl aus, welche ihn die unbekannte finden läßt. Der Phyſiker (Lehrer der Naturkunde) unterſucht ihre Eigenſchaften, ihre Urſachen und Wirkungen, um die Körperwelt näher kennen zu lernen. Der Mathematiker mißt ſie, und der Mechanikus ahmt ſie nach. Auch dem Pſychologen (Lehrer der Seelenkunde) bietet ſie reichen Stoff der Betrachtung dar. Wir wollen jetzt den Verſuch einer Betrachtung über Bewegung in pſychologiſcher Hinſicht *) mittheilen.

Die Bewegung weckt den göttlichen Funken im Menſchen; ſie trägt unausſprechlich viel zur Entwickelung und Ausbildung unſerer Geiſteskräfte bey. Wir wollen einen Blick auf die Bewegung in der Natur auſſer uns, auf die eigne Bewegung, und auf die innere intranſitive Bewegung des Menſchen werfen, um eine kurze Ueberſicht ihrer Wirkungen auf unſre Seele zu bekommen.

Die Bewegung in der Natur auſſer uns weckt unſre Vernunft. Wenn ewige Ruhe auſſer uns herrſchte, ſo würden wir vor allen Dingen um uns her nur einen einmaligen Totaleindruck bekommen, unſer Geſichts- und Empfindungskreis, wenn dergleichen ohne Bewegung Statt finden könnte, würde

*) D. i. in Beziehung auf unſere Seele, deren Entwickelung und Ausbildung.

de sehr eingeschränkt seyn und immer der nemliche bleiben. Wo bliebe da der Reitz für die menschliche Denkkraft? Die Menge, die Manigfaltigkeit, die Verschiedenheit, die Abwechselung unserer Sensationen nöthigt uns zum Vergleichen und zum Unterscheiden; sie dringt uns gleichsam allgemeine Vorstellungen auf, um uns in dem unermeßlichen Gebiet unserer Eindrücke und sinnlichen Vorstellungen zu orientiren. Das würde bey ewiger Ruhe und bey einem ewigen Einerley der Fall nicht seyn. Kein Kind würde zu Verstande kommen, welches immer in einem engen Zimmer eingeschlossen bliebe, wo nur wenig Gegenstände für die Sinne wären, und wenn man diesem Kinde nur von dem vorsagte, was es um sich her wahrnehmen könnte. Man hat Beyspiele, daß Menschen, deren Vernunft schon entwickelt war, dadurch wieder in den Stand der Unmündigkeit zurückgesunken sind, weil sie ein einfaches und ewiges Einerley im Kerker anzuschauen genöthigt wurden. Die Seele würde im tiefsten Schlummer vergraben bleiben, wenn nicht die rastlose in ihren Wirkungen beständig abwechselnde Thätigkeit der Natur jeden Sinn so unaufhörlich reitzte. Wenn uns alles unmittelbar gegenwärtig wäre, und das würde es seyn, wenn ewige Ruhe in der Natur herrschte; so würde keine Erinnerung Statt finden können, so bliebe das Magazin des Verstandes, das Gedächtniß durchaus leer.

Die Fortsetzung folgt.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Geographie und Statistik von Frankreich.

Aeltere Eintheilungen Frankreichs in Gouvernements.

1. Das Gouvernement von Paris, seinem Umfange nach unstreitig das kleinste, aber merkwürdig, weil die Hauptstadt des ganzen Reichs, das grosse, weltberühmte, von den Franzosen unter die Wunderwerke gezählte Paris, darinnen gelegen ist. Seit Hugo Capets 987. Regierung war Paris der Sitz der Könige, welche sie immer mehr und mehr verschönerten und erweiterten, bis sie endlich zu ihrer jetzigen Grösse von 5 Stunden im Umfange angewachsen ist. In diesem ungeheuern Raum befinden sich über 24000 Häuser, 4 königliche Palläste, 51 Pfarrkirchen, eine Menge Mönchs- und Nonnenklöster, und 16 Hospitäler. Im Ganzen genommen kann aber doch Paris nicht unter die schönsten Städte von Europa gerechnet werden; denn man findet darinnen auch nicht eine Strasse, welche regelmässig gezogen, breit und helle wäre, welches letztere den bis 7 Stockwerk hohen Häusern zuzuschreiben ist.

Dennoch aber wurden beständig die Reichthümer des ganzen Volks beynahe hier verzehrt, und Ueppigkeit, Wohlleben und alle Arten der Verschwendung haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Rechnet man die grosse Anzahl von Provinzialen und Ausländern, welche hieher kommen, ihr Vermögen, ihre gute Sitten und ihren Verstand gegen Flitterwerk und Modewaaren zu vertauschen, zusam-

men, so wird man die Zahl von 800000 schwerlich übertrieben finden, wenn man besonders diese Summe als eine vor der Revolution angegebene ansieht. Hier in dieser kleinen Welt trift man Laster und Thorheiten der französischen Nation, und aller andern Völker gleichsam im Auszuge an, und es gehören weise Grundsätze und ein ganz ausgebildeter Charakter dazu, wenn junge Reisende ihre Sitten in diesem verführerischen Zauberort unbefleckt erhalten wollen.

Man theilt die Stadt in 20 Quartiere, und in 3 Hauptttheile, la Cité, la Ville, und l'Université. In la Cité bemerken wir l'Isle du Palais, das eigentliche Lutetia, welche durch die neue Brücke, die schönste und prächtigste in Paris, mit der andern Stadt verbunden ist. Auf dieser Insel befindet sich auch die Kathedralkirche Unserer lieben Frauen, zwar ein gothisches, aber prächtiges grosses Gebäude, das mit treflichen Gemälden und Bildsäulen ausgeschmücket ist. Der Pallast, von welchem die Insel den Namen hat, war ehemals die Wohnung der französischen Könige, bis ihn Ludwig der XII. gänzlich den Gerichtshöfen überließ. Das hier noch zu bemerkende Hospital l'Hotel de Dieu ist das wichtigste in Paris, und kann gemeiniglich über 5000 Kranke aufnehmen. Menschenfreunde klagten immer bey dem Anblick dieser Elenden, daß sie in einem zu engen Raum zusammengepreßt sind, daß die gehörige Reinlichkeit und Ordnung fehle, und daß durch die vielen fehlerhaften Einrichtungen eine Menge Menschen ums Leben kömmt, welche leichtlich gerettet werden könnte. Der zweyte Theil der Stadt la Ville genannt enthält erstlich das * Louvre, ein Residenz-

*) Hier wurde der blutige Plan zur Vertilgung der Hugenotten geschmiedet. Aus seinen Fenstern schoß

Residenzschloß, welches wenige seines Gleichen gehabt hatte, wenn es vollendet worden wäre. Mit diesem Louvre ist durch eine 681 Ellen lange Gallerie der Pallast der Thuillerien verbunden, der sein prächtiges Aussehen Ludwig XIV. zu verdanken hat. Im Jahr 1792 am 10. August ist er sehr ruinirt worden. Der Pallast soll wirklich ein majestätisches Aussehen gehabt haben, zu übertrieben künstlich aber sollen die dabey liegende Gärten angelegt seyn. Auch das Palais royale, von Richelieu aus dem königlichen Schatz erbaut, und von ihm an Ludwig XIII. verschenkt, nimmt sich vortreflich aus. Sein jetziger Besitzer ist Herr Egalité. In dieser Gegend der Stadt liegt auch noch der Temple, merkwürdig durch die Gefangenschaft Ludwigs XVI, und der königlichen Familie. Er gehörte ehedessen den Tempelherren. In diesem nemlichen Bezirk liegt auch das Rathhaus mit einer Statue Heinrichs IV. zu Pferde über dem Eingang, und einer andern zu Fuß von Ludwig XIII. im Hofe. Merkwürdig sind auch noch folgende öffentliche Plätze: a) Ludwigs des Grossen, mit seiner 22 Fuß hohen metallenen Bildsäule, aus einem Guß, auf einem 30 Fuß hohen marmornen Fußgestell; b) Place des Victoires, wo der Marschall Feuillade eben diesem König eine prächtige Statue errichten ließ, mit der schmeichlerischen Ueberschrift: **dem Unsterblichen**; c) der Platz Ludwigs XV. bey den elisäischen Feldern, wo die von Bouchardon verfertigte Statue Ludwigs XV. zu Pferd stand; d) und endlich la Place royale, wo Ludwigs XIII. Bildsäule zu Pferde war. Alle diese Denkmähler der Kunst und des Geschmacks sollen seit der Revolution zerstört worden seyn. Auch

Karl IX. selbsten auf die sich flüchtende Reformirte, wie auf aufgejagtes Wild.

lag noch in dieser Abtheilung der Stadt das merkwürdige, aber fürchterliche, und einer Festung ähnliche Gefängniß, die Bastille, welche 1370 erbaut, und 1789, den 14. Jul. zerstört worden ist. Hier fielen ehedessen eine Menge Unschuldiger als Opfer des Ministerdespotismus. In l'Université, als dem dritten Theil der Stadt, ist der Pallast von Luxemburg, welcher sonsten mit einer vortreflichen Bildergallerie prangte, die aber in das Louvre soll gebracht worden seyn. Zu den übrigen Merkwürdigkeiten von l'Université gehören noch das Hospital la Salpatriere, wo Findelkinder, elternlose arme Mädchen, und wahnsinnige Weibspersonen aufgenommen werden. Nicht weit davon ist das Schloß Bicetre, in welchem Gefangene, Kranke, Wahnsinnige, und andere verwahrt werden, deren Anzahl man oft auf viele hunderte schätzte. Das Invalidenhaus, worinnen die in Gefechten fürs Vaterland schwer verwundeten, und alt gewordenen Soldaten die letzten Jahre ihres Lebens in Ruhe zubringen konnten, ist eine Stiftung, welche Ludwig XIV. Ehre machte. Man zeigt auch noch in diesem Theil der Stadt die Ruinen von dem Pallast, in welchem der Kaiser Julian gewohnt haben soll.

2. Das Gouvernement Isle des France: es bringt Getreide, Früchte und Wein in ziemlicher Menge hervor. Wir bemerken darinn St. Denis, mit einer sehr reichen Benediktiner Abtey, in welcher das königliche Begräbniß war. — Versailles, sonsten die Residenz der Könige von Frankreich, eine schön gebaute Stadt, welche mit ihren schnurgleichen, hellen und breiten Strassen, ein ungleich besseres Ansehen als Paris hat. Ludwig XIII. legte hier nur ein Jagdschloß an, welches unter Ludwig XIV.

in

in einen prächtigen Pallast verwandelt wurde. Dieser Pallast, mit seinen weitläuftigen Gärten, Wasserkünsten und Bildsäulen ist das grösseste Denkmahl von der Verschwendung dieses Königs, der gerade zu der Zeit, wo Frankreich am Rande seines Verderbens war, nur 300 Millionen Livres auf die Erbauung und Ausschmückung dieses Pallastes verwendet hat.

Obgleich schon seit vielen Jahren wenig auf die Unterhaltung der Gärten und Wasserkünste gewendet wird, und seine Schönheiten sich immer mehr der Zerstöhrung nähern, so wird man doch nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß alle diese Schönheiten in ihrem grössesten Glanze keinem Beobachter von ächtem unverdorbenem Geschmack, die mindeste Befriedigung gewährt haben können. Sehenswürdig ist auch der Flecken Marly, mit dem von Ludwig XIV. erbauten Schlosse und kostbaren Fontainen. — Bey dem Flecken Fontainebleau ist ein andres königliches Schloß, an welchem 4 Könige gebaut haben. Die hiesigen Gärten sind zwar minder prächtig, als die in den schon erwähnten Lustschlössern, aber ihre Lage ist sehr schön, und die wilden mit Waldungen bedeckten Felsenmassen, auf die man aus ihnen die Aussicht hat, machen sie zu einem reitzenden Aufenthalte.

Die Fortsetzung folgt.

Ueber Bewegung in psychologischer Hinsicht.

Fortsetzung.

Woher sollte die Vernunft den Stoff nehmen, dessen Bearbeitung ihre Kraft entwickelt? Das

Selbstgefühl des Menschen kann nur geweckt werden, wenn seine Verhältnisse gegen die Dinge auffer ihm abwechseln, und er so die Empfindung seines Selbsts von Empfindungen äusserlicher Dinge unterscheiden lernt. Dieß Selbstgefühl kann nur zum deutlichen Selbstbewußtseyn, welches den völligen Gebrauch der Geisteskraft einschließt, erhoben werden, wenn die Zustände des Menschen abwechseln, und wenn er die innern Veränderungen von denen, die auffer ihm vorgehen, beobachten und unterscheiden lernt. Ohne Bewegung in der Sinnenwelt wäre das alles nicht möglich. Man denke sich, auf welches kleine Alphabet unsre Kenntnisse eingeschränkt werden würden, wenn lauter Ruhe in der Natur wäre, gesetzt auch, daß es dabey möglich wäre, daß sich unsre Vernunft entwickeln könnte. Was würden wir von den Welten über uns wissen, wenn sie immer denselben Stand behielten? Wie fremd würden wir in unserm eigenen Hause, auf der Erde bleiben, wenn keine Veränderungen der Körper Statt fänden? Wir würden nur die allgemeinste Oberfläche sehen, und nicht weiter in die Natur eindringen können. Wo würde der Physiker mit seinen Versuchen bleiben? Dann fände keine Arbeit, keine Kunst, keine Wissenschaft Statt, dann könnten wir des Verstandes ganz entbehren, weil er uns zu nichts nützen könnte. Denn wozu Verstand, wenn wir auf nichts auffer uns wirken könnten und wie könnten wir auf eine unbewegliche Natur wirken? Jeder Reitz unsrer Sinne lößt sich zuletzt in Bewegung auf. Was wäre die Erde ohne Licht, und wie könnte Licht ohne Bewegung Statt finden? Wie könnte ein Laut, eine Harmonie, eine Sprache zu unsern Ohren dringen, wenn die Luft unbewegbar wäre? Wie könnten die Ausdünstungen der Körper ohne Bewegung unsere

Geruchs-

Geruchsnerven berühren? Wie könnte unsre Zunge ohne sie schmecken, wie wäre ohne sie Gefühl möglich? Ohne Bewegung in der Natur wäre jeder mögliche Gedanke, jede mögliche Empfindung, wie die verschlossenen Funken des Kiesels, nie durch Reibung oder Erschütterung hervorgelockt worden. Wir selbst hätten keine Bewegung; denn eigne Bewegung setzt Beweglichkeit der uns umgebenden Dinge voraus; wir glichen einem Insekt im Marmorfelsen, das sich nicht durcharbeiten könnte, und dieser Masse so einverleibt wäre, daß es nichts von der übrigen Natur zu ahnden vermöchte.

Ich komme auf die eigne willkührliche Bewegung des Menschen. Es ist unverkennbar, daß sie ungemein viel zur Uebung unserer Seelenkräfte und zur Vermehrung unserer Vorstellungen beyträgt, daß sie unsern Gesichts- und Empfindungskreis ungemein erweitert. Viele Gegenstände in der Natur nähern sich selbst uns niemals, aber wir können uns ihnen nähern. Wir erklimmen einen Berg und übersehen von da eine weite Gegend. Wir dringen in die Tiefe, und holen die verborgenen Schönheiten hervor. Nehmen wir einmal den Fall an, daß die Bewegung in der Natur, wie jetzt, Statt fände daß aber der Mensch bey allen Eigenschaften, die er jetzt hat, unbewegbar wäre, daß er, wie der Baum, fest in der Erde eingewurzelt wäre. Es würde ein Kind der Mutter Natur, aber ein sehr unmündiges Kind seyn, das sie gleichsam noch an ihrer Brust liegen hätte. Wie wenig würden wir unsere Begriffe von Nähe und Ferne, von der scheinbaren Grösse der Körper berichtigen können, wie schlecht würde es überall um unsere optischen Kenntnisse stehen? Wo bliebe die Mittheilung der Menschen? Wie soll-

ten wir die Oberfläche der Erde kennen lernen? Wie mit der Natur und ihren Werken bekannter werden? Wie könnten wir uns zu wahrheitsvollen und würdigen Begriffen vom Weltall oder den allmächtigen Urheber desselben erheben? Wie wenig könnte unter solchen Umständen der Mensch Mensch seyn? Wie würde die Thätigkeit des Menschen eingeschränkt, wie enge würde sein Wirkungskreis seyn? Aber er kann sich bewegen! Er wandelt auf der schönen Erde umher, und empfindet und genießt um so mehr ihren Reichthum. Er bändigt das Roß und beflügelt seine Bewegung. Er baut sich ein Schiff und steuert durch die Fluten des Meeres von Erdtheil zu Erdtheil. Er versucht eben jetzt durch die Lüfte, wie über die Meere zu segeln, wahrscheinlich wird es ihm gelingen, und sein Geist wird einen Schwung bekommen, erheblicher als derjenige, welchen seine Bewegung erlangen wird. Die eigne willkührliche Bewegung des Menschen ist der Grund seiner Wirksamkeit und Thätigkeit, der vollständigern Entwickelung und Ausbildung seiner Seelenkräfte, seines mannichfaltigern Genusses, seiner Mittheilung, seines höhern Wohlseyns. Mit ihr würde er unaussprechlich viel entbehren. Er würde einer beseelten Bildsäule gleichen, die nur einen sehr geringen Einfluß auf andere Wesen haben könnte, und höchstens nur des einseitigen, müssigen Anschauens eines kleinen unbeträchtlichen Theils der Natur fähig wäre.

Es giebt endlich unaufhörliche Bewegungen im Menschen, die zum Theil von grosser Erheblichkeit für die Entwickelung und Ausbildung der Seele sind. Der immerwährende Umlauf des Blutes, die stete Ausdünstung, das Eindringen gewisser Luft- und wahrscheinlich auch gewisser Lichttheile in den

ganzen Körper, Nahrung und Ausleerung, das sind Gegenstände für den Psychologen; und man weiß, wie bedeutend diese beständige Ebbe und Fluth der Bewegungen in der körperlichen Natur des Menschen ist. Das sind aber die Bewegungen nicht, von welchen wir jetzt reden. Wir meynen die innern intransitiven Bewegungen, welche wir mit Einem Wort Empfindungen nennen. Die Nerven und das Blut sind ihr eigentlicher Sitz. Wenn jene merklich erschüttert werden, und dieses stärker umgetrieben wird, dann sind die Ereignisse da, welche wir mit dem Namen der Empfindungen zu belegen gewohnt sind. Diese kommen in der Seelenkunde hauptsächlich in Betrachtung. Wir können hier nur einige Punkte berühren, um zu zeigen, von welcher Erheblichkeit die Bewegung auch in dieser Rücksicht für die Seele des Menschen ist. Diese Bewegungen, welche wir Empfindungen nennen, gleichen einem Strome, auf welchem der Seele alles zugeführt wird, was ihr von aussen zu Theil wird. Dieser Strom entspringt in den Sinnorganen und geht bis zum Gehirn. Seine Schnelligkeit läßt keine Beobachtung zu, und noch weniger läßt sich der Augenblick und die Art der Mittheilung beobachten. Nur so viel wissen wir, daß auf diesem Wege alles zur Seele gelangt. Die Empfindungen sind eben so das Medium, wodurch die Seele ihre Wirksamkeit ausser sich äussert, wodurch sie ihre eigenthümlichen Wirkungen ausströmt. Sie bewegt und erschüttert die ihr nah gelegenen Theile des Körpers, die Nerven, durch diese das Blut, und so fort diejenigen Theile des so sehr zusammengesetzten Instruments, welches wir Körper nennen, die sie zu besondern Wirkungen bedarf, mit einer Schnelligkeit, daß wir höchstens in einigen Fällen nur Stoß und Ende der Bewegung

wegung wahrnehmen können. Die Seele beschließt, und in demselben Augenblicke wird ihre Entschliessung That. Sie gebietet und der Körper gehorcht mit einer Geschwindigkeit, welche zwischen Willen und Handlung keinen Zeitraum übrig läßt. Dennoch muß die Wirkung einen gewissen Raum durchlaufen, da nicht alle Theile und Glieder des Körpers der Seele gleich nahe sind. Das bewundernswürdige Spiel der innern Bewegungen, welche wir Empfindungen nennen, gleicht, wenn es erst regelmässig geordnet ist, einer Harmonie, welche die Seele entzückt und ihre Thätigkeit belohnt. Wir nennen es Glückseligkeit. Man nehme diese innern Bewegungen weg, und das himmlische Feuer würde im Menschen erloschen seyn; er würde dem Bilde des Prometheus gleichen, das, so schön es auch seyn möchte, nur Bild seyn würde.

Die Fortsetzung folgt.

Spuren göttlicher Vorsehung bey Entdeckung heimlicher Verbrechen und verlorner Unschuld.

Ein junger Mensch, von guter Herkunft, hielt sich zu Glasgow, einer Erzbischöflichen Stadt in Schottland auf, und hatte sich in einen vertrauten Umgang mit einem Mädchen, von seinem Alter, eingelassen; weil es ihm aber nicht erlaubt war, sie öffentlich zu besuchen, so veranstalteten sie nächtliche Zusammenkünfte, mit so viel Vorsichtigkeit, daß Monathe lang, die eigenen Hausgenossen dies geheime Verständniß nicht entdeckten. Einmal aber fügte sichs, daß die Nachbarn ihn gewahr wurden, als

als er sich des Nachts aus dem Hause schlich. Weil sie aber blos den unerlaubten Umgang dieses Mädchens mit dem jungen Menschen argwähnten, so schwiegen sie und deckten dadurch beyder Schande.

Nach wenigen Tagen geschah in diesem Haus ein beträchtlicher Diebstal, indem vieles Silbergeschirr und Kostbarkeiten entwendet wurden und niemand konnte weiter als durch Argwohn einen Thäter angeben. Nicht ohne Ursache besorgten daher die Nachbaren, daß auch auf sie könnte gemuthmasset werden; fanden daher für gut, der Obrigkeit anzuzeigen, daß sie den jungen Menschen, zu der Zeit, und auf die Art, aus dem beraubten Hause hätten gehen sehen.

Diese Umstände erregten Verdacht genug wider den unglücklichen Nachtwandrer, daß er ins Gefängniß geworfen wurde. Voll Erstaunen läugnete er das angeschuldigte Laster, sein Mädchen aber nicht zu beschimpfen, wollte er auch nicht die wahre Ursache sagen, warum er des Nachts in dem Hause gewesen; daher bracht er seine Rechtfertigung so verwirrt, so unwahrscheinlich hervor, daß man es fast für ausgemacht hielt, in ihm den Thäter entdeckt zu haben.

Weil er inzwischen in Behauptung seiner Unschuld fort fuhr, ward ihm die peinliche Frage zuerkannt. — In Schottland besteht die Tortur darinn, daß der Inquisit eine Menge Wassers verschlucken muß, wenn dieses den Leib aufgetrieben hat, legt man ihn auf die Erde und bedeckt ihn mit einem Brett, auf welchem so heftig gesprungen und gestampft wird, daß der Beschuldigte das Wasser mit der äussersten Gewalt von sich geben muß. —

Als

Als Lisettchen dies schrekliche Urtheil erfuhr, womit ihr Liebhaber bedrohet ward, versuchte sie ihn, mit Verläugnung ihrer Ehre und guten Rufs, zu retten, gieng vor die Richterschranken und entdeckte die wahren Absichten seiner nächtlichen Gänge, mit Bezeugung, daß er an dem Diebstal vollkommen unschuldig sey; allein man sahe dies Bekenntniß für ein verliebtes Kunststückchen an und wieß sie, mit Beschämung, zur Ruhe.

Nun stelle man sich die Schreckbilder vor, welche nothwendig das Gemüth einem Menschen von zwey und zwanzig Jahren beunruhigen musten. Auf einer Seite die Schande einer peinlichen Anklage, wegen eines der niedrigsten Laster, auf der andern die Martern der Tortur; daher es wohl kein Wunder war, daß er lieber den Tod zu erwählen, als ein entehrtes Leben zu behalten schlüssig wurde; doch hielt er die erste Probe aus, nachher legte er, ein mit Umständen erdichtetes Bekenntniß des angeschuldigten Diebstals ab und bath nur die Todesstrafe bald an ihm zu vollziehen. Das ward ihm aber nicht eingeräumet, sondern er muste bis zu gewisser Zeit, als ein elendes Opfer der Gerechtigkeit, im Kerker zubringen.

Als er hier saß, trafs, daß noch zween Räuber eingezogen wurden, und diese sollten mit ihm noch zu gleicher Zeit ihr Urtheil empfangen. Sie waren zwar so weit entfernt, daß keiner den andern berühren konnte, indem sie an verschiedne Wände angeschlossen waren, doch hatten sie den Trost, sich mit einander zu unterreden, und was war natürlicher, als daß sie sich von ihren Verbrechen und den bevorstehenden schrecklichen Stunden ihres noch kurzen

Lebens

Lebens unterhielten? Bey solcher Gelegenheit erzählte der Jüngling seine traurige Geschichte und entwickelte dabey seine Unschuld.

Nichts ist beredter, als die Sprache, welche die gekränkte Unschuld redet, und hier wirkte sie, mit wunderbarer Kraft, auf die harten Herzen dieser beyden Räuber. Sie selbst hatten den Diebstal begangen, welcher dem jungen Menschen zur Last geleget wurde, und dieß Verbrechen war dem Richter noch nicht entdecket worden. Was ists mehr? dachten sie, sterben müssen wir doch, und dies eine Verbrechen wird unser Schicksal nicht eben sehr verschlimmern können. Sie beschlossen also, dem Unschuldigen das Leben zu retten. Sobald dies vor die Ohren der Richter kam, wurden die Räuber darüber vernommen, und sie brachten so augenscheinliche Beweise und genaue Umstände bey, daß der Vorhang plötzlich aufgehoben und der junge Mensch öffentlich für unschuldig erkläret wurde. Zur Vergeltung erhielt er die Einwilligung, seine Liebste zu heyrathen, um derenwillen er in die Gefahr des nahen Todes gerathen. Wäre es nach seinem Willen gegangen, so wäre sein Leben aus gewesen, ehe diese Entdeckung konnte gemacht werden; ja seine Unschuld wär auch wohl nach seinem Tode nicht einmal ans Licht gekommen. Hier aber zeigte der oberste Herr unsers Lebens, daß er Vergehungen heimsuche, aber auch mit gerechtem Gerichte die Unschuld zu rechter Zeit ans Licht stellen kann.

Das Kräuterbad.

Eine Anecdote, deren Erzählung eine Badekur in sich enthält, die bekannt zu werden verdient. Sie

lautet

lautet also: In meiner ersten Jugend gab mir ein alter, angesehener Mann folgenden Rath: „Sollten „Sie jemals reisen, „sagte er," so gehen Sie in je„dem Orte zum ersten in die Kirche; Sie werden „darinn und auf dem gewöhnlich naheliegenden Kirch„hof manche Kenntnisse von Alterthümern bekom„men, die Ihnen nützlich seyn können. Dann fra„gen Sie um den ältesten Mann in dem Orte. „Dieser wird Ihnen die Geschichte des Ortes, dessen „Schicksale, und alles das erzählen, was zur Lo„calkenntniß einer Stadt, eines Dorfes gehört. „Dann fragen Sie, ob keine Hexe im Orte sey. „Diese wird Ihnen mit allen Kräutern und Natur„produkten, die in dortiger Gegend wachsen, be„kannt machen."

Ich folgte diesem Rathe, und ich muß gestehen, daß ich einen grossen Theil meiner Kenntnisse der Befolgung dieses Rathes zu verdanken habe. Ich machte vor einigen Jahren eine Reise durch Ungarn. Nahe an den polnischen Gränzen fragte ich, meiner Gewohnheit nach, ob keine Hexe im Orte wäre. Man nannte mir zehn bis zwölfe, allein ich wollte nur die berühmteste sprechen. Man führte mich zu ihr, und ich fand ein altes achtzigjähriges Weib, die mich durch ihre ausserordentlichen Kenntnisse, die sie von Kräutern, ihrer Kraft und Wirkungen besaß, ganz in Erstaunen sezte. Ich schmeichelte ihr, und erlernte von ihr einige Sachen, deren Wirkung ich einen grossen Theil meiner Gesundheit zu verdanken habe. Von ihr erlernte ich folgende ganz simple Badekur:

Man nimmt zarte Weidenzweige (Felberzweige) die noch ganz grün sind, und kein Holz in sich enthalten.

halten. Diese kocht man wie Thee, und badet sich in diesem Wasser, allein dieses Wasser muß aus einem Fluß genommen werden, weil dieses schwächer als das Brunnenwasser ist. Ich habe dieses Bad sehr oft, hauptsächlich wider Flüsse gebraucht, vornehmlich anstatt des Fußbades. Auch Freunde denen ich es angerathen, haben die beste Würkung davon verspürt. Doch muß es nur mit Mässigkeit gebraucht werden, und höchstens nur die Woche einmal, weil es sonst zu viel zehret und entkräftet.

Der Thau.

Der Thau ist eine Menge wässeriger Dünste, welche in der Nacht aus der Erde, und sonderlich von den Pflanzen aufsteigen, des Morgens aber bey der schnellen Erkältung der Luft vor Aufgang der Sonnen wieder niederfallen. Man nennt auch die Wassertropfen Thau, welche man des Morgens auf den Blättern der Blumen und andrer Gewächse erblickt. Diese Tropfen aber sind nicht aus der Luft herabgefallen, sondern sie schwitzen des Nachts aus den Schweißlöchern der Blätter. Denn man trift sie auch darauf an, wenn die Gewächse die ganze Nacht hindurch mit einem Gefässe bedeckt gewesen sind. Der sogenannte Honigthau, welcher seinen Namen von dem süßlichen Geschmack erhalten hat, fällt ebenfalls nicht aus der Luft herab, wie man sonst zu glauben pflegte, sondern er schwitzt gemeiniglich aus den Blättern der Pflanzen aus; oft aber entsteht er auch durch gewisse kleine Insekten, welche unter dem Namen der Blattläuse, oder Pflanzenläuse, bekannt sind. Diese saugen den Saft aus den Blättern der Gewächse, und geben ihn hernach wieder tropfenweise von sich.

Der Eidervogel.

Dieser Vogel, welcher von dem Eiderflusse im Hollsteinischen, wo er sich häufig sehen läßt, seinen Namen hat, ist etwas kleiner, als eine Gans, aber noch ein wenig grösser, als eine Ente, und vorzüglich wegen der überaus weichen und leichten Flaumfedern merkwürdig, welche unter dem Namen **Eiderdunen** bekannt sind, und für die besten Federn zu Kopfkissen und Deckbetten gehalten werden. Am meisten schätzt man diejenigen Federn, welche man in den Nestern dieser Vögel findet, die sich die weichsten Federn aus der Brust selbst ausrupfen, um ihre Nester damit auszufüttern, und ihre Eyer damit zu bedecken, damit sie den Raubvögeln, welche sie gerne aussaugen, nicht sogleich in die Augen fallen. Er ist auch noch nutzbar sowohl wegen seinem Fleisch, das in Grönland häufig genossen wird, als besonders wegen seinem Fell, aus welchem die Grönländer und Europäer ihre schönsten und wärmsten Unterkleider machen, und dann wegen der Eier, die im Junio und Julio in grosser Menge gesammlet und gespeiset werden. Diejenigen Federn, welche man von den geschossenen Vögeln erhält, taugen nicht viel, weil sie sich bald entzünden, und nicht gut ausdehnen; daher man sie todte Dunen nennet. Wenn man ihnen die Eyer ausnimmt, wie in Island, wo sie sehr geheget werden, öfters geschiehet, so legen sie zum andern und drittenmal allezeit vier Eyer, und rupfen sich dazu frische Dunen aus. Man findet diese Vögel, welche gemeiniglich zwischen den Klippen zu nisten pflegen, auch ausser dem Hollsteinischen, sehr häufig an der Seeküste von Norwegen, Schottland und andern nördlichen Ländern.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geographie und Statistik von Frankreich.

Aeltere Eintheilungen Frankreichs in Gouvernements.

3. Das Gouvernement von Pikardie, ist eine der ärmsten Provinzen in Frankreich, obgleich wollene und halbseidene Waaren, Glas und grobe Leinwand hier verfertiget, auch mit Steinkohlen und Pferden ein ziemlich beträchtlicher Handel getrieben wird. Amiens ist der Hauptort, mit 40000 Einwohnern. Calais eine wichtige Festung und Hafen an der Meerenge, welche England von Frankreich trennt. Die Einwohner handeln mit Weinen, Salz, Flachs, Pferden, Butter u. d. gl. Dieser Ort war von 1346 bis 1558 in englischen Händen.

4. Das Gouvernement von Boulogne ist ein kleines Ländchen, das auf den Landkarten immer als ein Theil der Pikardie erscheint, und in welchem wir nichts bemerken, als die Stadt Boulogne, welche einen sichern und etwas befestigten Hafen hat.

5. Das Gouvernement von Artois ist ein Theil der französischen Niederlande, übrigens eine der besten Provinzen des Königreichs, die sehr viel Getreide hervorbringt. Der Hauptort ist Arras, eine gute Festung, wohlbevölkert und nehrhaft. Hier sind auch noch mehrere vortrefliche Festungen, als: Hesden, Aire, und St. Omer.

6. und 7. Die Gouvernements von Champagne und Sedan. Champagne ist eine der grössesten französischen Provinzen, und liegt zwischen Isle de France und Lothringen. An dieser Seite hat sie grosse wüste Strecken, in welchen aber doch die Schaafzucht sehr beträchtlich, und die gewonnene Wolle die beste in ganz Frankreich ist. Der vorzüglichste Nahrungszweig der Einwohner ist der Weinbau. Der Hauptort dieser Provinz ist Troyes, ein angenehmer, in einer sehr schönen Gegend liegender Ort. Er hat 60000 Einwohner, welche Leinwand, Cottun, Serche, Atlas, und andere Seidenwaaren verfertigen. Als eine Seltenheit erzählt man, daß hier die Metzgerbank von allen Mücken frey ist, ob es schon nahe dabey deren genug giebt.

Wir bemerken ferner noch Rheims, eine der ältesten und berühmtesten Städte mit 50000 Einwohnern, eine Universität. Hier ist der Sitz eines Erzbischofs von vielen Jahrhunderten her gewesen, welcher auch das Recht hatte, die Könige zu krönen. Da diese Krönungsfeyerlichkeit eine der solennesten in Europa war, so wollen wir nächstens dieselbe etwas umständlicher erzählen. Auch hier werden viel Seidenzeuge und Tücher verfertiget. — Das kleine Gouvernement von Sedan enthält nichts vorzüglich merkwürdiges. Die Stadt Sedan hat vorzügliche gute Tuchfabriken.

8. 9. Die Gouvernements von Bourgogne und Dombes. Das erstere hat viel Getreide, vortreffliches Obst und sehr gute Weine, mineralische Quellen, Farbenerden und Bleybergwerke. Burgund hatte ehedessen seine eigenen Herzoge, aber nach dem Tode Karls des Kühnen 1477 riß es Frankreich

an

sich. Der Hauptort ist Dijon, eine schöne und wohlgebaute Stadt, mit 25000 Einwohnern. — Der Geburtsort des berühmten Bischofs Boßuets, und des tragischen Dichters Crebillon. In diesem Gouvernement liegt auch noch das kleine ehemals Savoyen zugehörige Ländchen Gex. Gegen Abend ist es ganz von dem schweizerischen Gebürge Jura eingeschlossen. Hier findet man den Anfang der schweizerischen Sitten, und die Einwohner nähren sich gänzlich vom Handel mit Vieh, Kaffee, Wein und Kohlen. In dem Städtchen Gex werden auch viele Uhren verfertiget, und nachher als Genfer verkauft. Dieses Ländchen ist vorzüglich dadurch merkwürdig, weil Voltäre auf der Herrschaft und dem Schloß Ferney, in einer sehr romantischen Gegend die letzten Jahre seines Lebens in philosophischer Stille verlebt hat. Hier verwendete er einen Theil der grossen Reichthümer, welche er sich durch seine Schriften erworben hatte, auf die Anlegung schöner Gebäude, und beynahe möchte man sagen, einer kleinen Stadt, in welcher allerley Künstler wohnten. In der von ihm im Jahr 1761 erbauten Kirche war alles in dem edelsten Geschmacke. Das Bild des Heiligen, welchem die Kirche geweiht seyn mußte, befand sich in einem Winkel, auf dem Altar aber stand ein Kruzifix und neben demselben eine schöne lebensgrosse Statue des Erlösers. Wahrscheinlich hat nach seinem Tode nun alles eine andere Gestalt erhalten. In dem Gouvernement Dombes bemerken wir nur das kleine Städtchen Trevour.

10. Das Gouvernement von Dauphiné ist bergigt, und auch nicht am fruchtbarsten. Doch bringt Unter-Dauphiné Getreide, Oel und sehr guten

Wein hervor, und die Berge enthalten Mineralien und viel mineralische Quellen. Im Jahr 1344 überließ es der lezte Graf Humbert III. als Besitzer für 120000 Goldgulden an Frankreich, mit der Bedingung, daß der Kronprinz stets das Land besitzen, und den Titel Dauphin davon führen sollte. Grenoble ist der Hauptort darinn, groß, gut gebaut, wohl bevölkert, und etwas fest. Nicht weit von der Stadt ist das merkwürdige brennende Erdreich zu sehen. Hier wächst kein Gräsgen, sondern man sieht hier beständig blaue und rothe Flammen aus der Erde fahren. Nicht weit davon ist die berühmte la Grande Chartreuse. — Grause, fürchterliche auf einander gethürmte Felsen, deren kahle Spitzen sich bis in den Wolken zu verliehren scheinen, umringen dasselbe, und ein brausender Strom, der sich über diese Felsen herabstürzt, erhöhet das prächtig schreckliche Schauspiel. Hier in dieser Einöde bey dem Dorfe Chartreuse, welches nachher dem ganzen Kartheuserorden den Nahmen gab, lebte der Stifter desselben der H. Bruno. — Es besaß beträchtliche Schätze und Güter, die aber nun alle eingezogen worden. Auch Orango, das ehedessen dem König von Preussen gehörte, und nun französisch ist, gehört hieher.

11. Das Gouvernement von Provence bringt schon viele italienische Erzeugnisse hervor, hat aber wenig Getreide, und noch weniger Wein, der aber desto köstlicher ist. Der Hauptort ist Aix, eine der schönsten Städte Frankreichs, und sehr berühmt wegen den vortreflichen mineralischen Bädern. Rings herum in der Gegend sind die anmuthigsten Oliven-Waldungen, die kostbares Oel liefern. Vorzüglich merkwürdig ist Marseille, der Sitz des levantischen

und

und italienischen Handels, und vieler Manufakturen, und gegenwärtig der Mittelpunkt der wütendsten — Freyheitsprediger. Sie liegt an einem schönen geräumigen Meerbusen, hat eine sehr reitzende Aussicht, wenn sie auch eben nicht mit den schönsten Gebäuden geziert ist. Hier sieht man eine Menge Galeerensclaven, die oft auf ihre ganze Lebenszeit an Ketten geschmiedet, die härtesten Arbeiten verrichten müssen. Sonderbar ist es, daß dienigen, welche sich die Erlaubniß Geschäfte zu treiben, erkaufen können, in kleinen an Häfen erbauten Buden ihr Gewerbe treiben dürfen. Man sieht hier Schneider, Schuhmacher und andere Handwerker, ja sogar Notarien, welche mit dem Zeichen der Knechtschaft, der Kette am Fuß, die Geschäfte treiben, an welche sie als freye Bürger gewöhnt waren. Ein anderer Seeplatz ist Toulon, eine starke Festung mit einem Hafen, der durch Natur und Kunst auf das vollkommenste vertheidiget wird, und wo deshalben auch ein grosser Theil der Kriegsschiffe liegt. Das kleine Städtchen Hieres hat gleichfalls einen schönen von der Natur gebildeten Hafen, und liegt in einer sehr anmuthigen Gegend. Hier trift man ganze unübersehbare Strecken von Zitronen-Wäldern an, wovon man oft um 6 Sous 100 der schönsten Stücke kaufen kann. Eine Stunde davon liegen Salzwerke, welche aus vielen mit Seewasser angefüllten Gruben bestehen, in denen, wenn das Seewasser ausgedünstet ist, ein gutes Salz, dessen Ertrag man jährlich auf 100000 Centner rechnet, zurückbleibt.

Meistentheils von Provence umgeben, glauben wir hier des dem Pabst gehörigen Gebietes von Avignon und Venoissin gedenken zu müssen, dessen widerrechtliche Einziehung von Seiten des französischen

Nationalconvents, selbst den friedliebenden Pius VI. bewaffnet hat. Das erste besaß der heilige Stuhl seit dem Jahr 1348, wo die Königin Johanna von Sizilien es ihm für 80000 Goldgulden verkaufte; das zweyte erhielt er wegen darauf habenden Gerechtsamen im Jahr 1373; beyde sind mehrmalen von Frankreich in Besitz genommen, aber auch jedesmal wieder zurück gegeben worden. Das Land hat wenig Getreide, keine Manufakturen, und überall erblickt man Armuth und Mangel. Die Hauptstadt Avignon hat schöne Gebäude, Kirchen und Palläste, in welchen meistens dürftige Bewohner sind. Man duldete hier auch ehedessen Juden, welche aber wöchentlich eine christliche Predigt hören mußten. In der Franziskanerkirche ist das Grabmal der schönen Laura de Sode, berühmt durch die Liebe, welche der Dichter Petrarch für sie hegte, und durch mehr als 400 Gedichte, welche er zu ihrer Ehre verfertigte. Hier in diesem Ländchen lebte er bey Voukluse das unschuldigste seeligste Leben mit ihr, und hier sang er jene Gedichte, die ihm auf ewig eine der ersten Stellen unter den Sängern reiner Zärtlichkeit erworben haben.

12. Das Gouvernement von Languedoc, westwärts von Provence, ist sehr gebirgig, aber fruchtbar an Getreide, Wein, edeln Früchten, und ergiebig an Seide. Ein vorzügliches Produkt dieser Landschaft ist der Pastel, oder Waid, eine Pflanze welche zerstampft, zu Kugeln geknetet, getrocknet, wieder zerstampft, und dann als Pulver zur Blaufärberey gebraucht wird. Der Gebrauch des Indigo hat dem Handel damit einen grossen Schaden gethan, da man vorher wenigstens $1\frac{1}{2}$ Million Livres damit gewann. Wir finden darinnen Toulouse, eine alte grosse, aber wenig bevölkerte Stadt, mit

einer Universität. Wem es übrigens unbekannt seyn sollte, daß Toulouse der Ort war, wo dem abscheulichen Götzen der Religionswuth, noch in unsern Tagen, das Leben eines unschuldigen Greises geopfert ward, dem empfehlen wir Weisens Trauerspiel: Jean Calas zu lesen. Die kleine Stadt Cette führen wir blos deswegen an, weil hier der grosse königliche Kanal anfängt, welcher uns einer genauern Beschreibung würdig zu seyn scheint. —

Dieser der Handlung so nützliche Kanal, welcher unter Ludwig XIV., von Paul Riquet von 1666 bis 1680 angelegt ward, verbindet das westliche Weltmeer mit dem mittelländischen. Er hat viele Meilen in die Länge, und überall wenigstens 6 Fuß hoch Wasser, so daß eine Ladung von 1800 Centner darauf fortgebracht werden kann. Alles ist mit der grössesten Klugheit angelegt, überall sieht man in den verschiedenen Schleusen, Wasserbehältern, unterirrdischen Durchfahrten, das Genie eines grossen Meisters. Er hat zwar 30,460000 Livres gekostet, und es werden jährlich wohl noch über 300000 Livres darauf verwendet; wenn man aber den dadurch erlangten Nutzen in Erwägung zieht, so muß man gestehen, daß unter allen Ausgaben Ludwigs XIV. diese gewiß die erste ist, welche ihm die meiste Ehre bringt, und wodurch er die Nation für seine grosse Verschwendung etwas entschädiget hat. Montpellier ist die zweyte Stadt in Languedock, und nicht weit davon sind die berühmten warmen Bäder von Balaruc. Noch beträchtlicher ist Nismes, merkwürdig durch seine Seiden- und Wollenmanufakturen, und durch eine Menge römischer Alterthümer, die man hier findet.

Die Fortsetzung folgt.

Ueber Bewegung in psychologischer Hinsicht.

Fortsetzung.

Wenn wir diese mannichfaltigen Betrachtungen über Bewegung in psychologischer Hinsicht zusammen nehmen: so ist es sehr einleuchtend, daß sie zur Entwickelung, Ausbildung und Vollendung des Menschen unentbehrlich ist. Ruhe in der ganzen Natur, ausser uns würde die Seele ewig schlummern lassen. Die Bewegung, welche durchs ganze Weltall geht, welche Weltkörper durch ihre unermeßlichen Laufbahnen führt und den Staub im Sonnenstral hebt, welche den Menschen und das Infusionsthierchen belebt, welche alle Revolutionen in der Natur bewirkt, ist ein Gegenstand, den wir anstaunen müssen, wenn wir die Wirkungen derselben, so weit unser Auge reicht, überdenken. Aber, welche eine Kraft, die solche Bewegung dem Weltall mittheilt? — Gewiß eine denkende Kraft, die nach einem unendlich weisen Plane wirkt, und eine unermeßliche Summe der wohlthätigsten Absichten durch ein sehr einfaches Mittel erreicht. Wir Kurzsichtige wähnen bisweilen Unordnung und Unregelmäßigkeit in den Bewegungen der Natur wahrzunehmen, und bedenken nicht, daß wir in solchen Fällen nur Anfänge, aber nicht Vollendung sehen, und also diese erst erwarten müssen, ehe wir urtheilen können. Wir glauben oft von einem Strudel verschlungen zu werden, wenn die Hand, die unser Schiflein lenkt, uns zu einem heiligen Lande führt. Bewegung weckt die Geisteskraft des Menschen; was ist nöthiger, als fortgesetzte Bewegung und Thätigkeit, wenn sie nicht wieder einschlummern soll? Dem

Men:

Menschen ward es verliehen, bey der allgemeinen Bewegung in der Natur nicht blos leidender Theil zu seyn, oder wie der Ball hin und her geworfen zu werden, nicht etwa müssiger Zuschauer zu seyn, und sich an diesem Spiel zu ergötzen, sondern in einem bestimmten Wirkungskreise die Bewegung zu lenken, und dem Allregierer durch Weisheit und Güte ähnlich zu werden. Thätigkeit ist Bestimmung, ist Glück und Würde des Menschen. Darum ward uns ein göttlicher Funke zu Theil, eine geistige Kraft, die einmal angeregt, in die grosse Maschine eingreift, und sich ihrer Thätigkeit freut.

Edle That einiger Fischer.

Im Herbste 1774 gerieth in einem fürchterlichen Sturme, darin sehr viele Schiffe verunglückten, in der Gegend von Helsingör ein Schiff auf den Strand. Es hatte das gewöhnliche Nothzeichen aufgesteckt. Einige Fischerdörfer lagen an dem Ufer, von welchem man das Schiff in der Ferne entdecken konnte. Die Einwohner sahen das um Hilfe flehende Zeichen; aber sie sahen auch die Unmöglichkeit, den Unglücklichen diese Hilfe zu leisten. Der Sturm war zu heftig. Drey Männer nebst zween Dienstburschen, in eben diesen Hütten gebohren, unter eben diesem Volke erwachsen, unternehmen es, die Mannschaft zu retten, ein Entschluß, den der ganze Haufe der übrigen, die kühnsten sowohl als die erfahrensten, einmüthig als eine zu nichts dienende Verwegenheit verdammten. Ja in den Augen aller dieser schien der Untergang dessen, der sich itzt auf die See wagen würde, so gewiß, daß niemand ein Boot zu dem Unternehmen hergeben wollte. Denn der Ort, wo dieses vorgieng, war nicht das Dorf der Fünfe;

dieses lag etwas entfernter. Aber dieser Umstand hinderte sie so wenig, als der fortwüthende Sturm, ihren Vorsatz auszuführen.

Sie erreichten das Schiff. Doch trauriger Anblick! die Mannschaft war erfroren. Nur in dem Befehlshaber bemerkten sie noch einigen Rest vom Leben. Diesen also nahmen sie in ihr Boot, und brachten ihn nach einer von ihren Hütten. Hier lebte er durch ihre Verpflegung wieder auf. Erstaunen, Bewunderung und Erkenntlichkeit, theilten seine Seele, als er sich erst selbst wieder fühlte. Er war es werth, was diese Fischer an ihm gethan hatten; er reichte ihnen seine Uhr und seinen Geldbeutel. Aber diese wollten sein Geschenk nicht; sie hatten ohne Zweifel den Lohn schon gekostet, mit dem die Vorsehung jede edle Handlung von dem Augenblick an, da sie ausgeübt wird, zu segnen anfängt.

Der dankbare Schiffer erzählte, wo er hinkam, die Geschichte seiner Rettung. Ein reicher Mann, (ein vornehmer Däne, der zu Paris lebt) wurde dadurch so gerührt, daß er den fünf Fischern eine jährliche Pension, jedem 25 Rthlr. aussetzte. Wenn einer von ihnen stirbt: so wird dessen Antheil unter die noch Lebenden vertheilt. Und, wenn nur noch einer übrig ist, soll derselbe die ganze Summe 125 Rthlr. bis an seinen Tod geniessen.

Edle That eines Schiffers.

Kapitain Richardson, der ein englisches Kauffahrtheyschiff führt, wurde am 25sten März dieses Jahrs von einem heftigen Sturm an der Danziger Küste überfallen. Nachdem er die ganze Nacht mit

den tobenden Wellen gekämpft hatte, und sein Schiff sehr beschädigt worden, regierte er es doch mit solcher Einsicht und Geschicklichkeit, daß er mit Anbruch des Tages glücklich den Hafen erreichte. Allein nicht damit zufrieden, daß er das ihm anvertraute Schiff in Sicherheit gebracht hatte, war er auch darauf bedacht, diejenigen, die er in derselben Gefahr gesehen hatte, zu retten. Er begab sich gleich zu einem Schiffe, das er vor Anker liegen fand, und gab dem Kapitain desselben Nachricht, daß er im Sturm sechszehn Personen auf dem Verdecke eines gestrandeten nach Danzig gehörigen Schiffes gesehen, denen von den Meereswogen dergestalt zugesetzt würde, daß sie nothwendig umkommen müßten, wenn ihnen nicht sogleich jemand zu Hilfe eilte. Er ermahnte den Kapitain, sie zu retten, weil er, von Arbeit ganz abgemattet, es selbst nicht thun könnte. Allein unempfindlich gegen das Vergnügen, wohlzuthun und Unglückliche zu retten, schlug dieser es ab, unter dem Vorwande der garzugrossen Gefahr. Wohlan denn, sagte der brave Richardson, wenn du die Gefahr fürchtest: so will ichs, so müde ich auch bin, wagen; gieb mir nur deine Leute, weil die meinigen zu müde sind! Auch das wurde abgeschlagen. Endlich bat er ihn um seine Schaluppe, die grösser war, als die seinige. Aber das Leben sechszehn seiner Nebenmenschen schien diesem felsenharten Gefühllosen nicht so viel werth zu sehn, seine Schaluppe daran zu wagen. Auf diese abschlägige Antwort sprang der gutmüthige Richardson, voll edlen Zornes vom Schiffe, eilte zu dem seinigen hin, und rief seinen Leuten zu: Engelländer! Ich finde hier Menschen ohne Herz. Wir wollen zeigen, daß wir Herz haben, und den Unglücklichen, die ihr in der See gesehen habt, zu

Hilfe eilen. Gesagt, gethan! die kleine Schaluppe wurde ausgesetzt, und als der brave Mann sahe, daß er seine Ruder im Sturm verlohren hatte, nahm er mit Gewalt dem, der ihm alle Mittel Gutes zu thun versagte, die seinigen, setzte sich ins Boot, verließ den Hafen, bot dem tobenden Meere Troz, fuhr dreymal, weil er alle sechszehn Personen nicht auf einmal in seiner schwachen Schaluppe fortbringen konnte, an das gestrandete Schiff, und rettete den Unglücklichen das Leben mit Gefahr seines eigenen.

Der König von Polen, den die Empfindsamkeit des Herzens sehr groß macht, und der sich deswegen bey andern am besten zu schätzen weiß, wurde durch die Nachricht von dieser schönen Handlung so sehr gerührt, daß er seinem General-Commissär zu Danzig auftrug, dem Retter dieser sechszehn polnischen Unterthanen öffentlich seine Zufriedenheit darüber zu bezeugen, und ihm in des Königs Namen als ein Merkmal der Achtung diejenige schöne goldene Medaille zu überreichen, die der Monarch zu der preiswürdigen Absicht hat münzen lassen, um damit alle diejenigen zu beehren, die dem menschlichen Geschlecht oder dem Vaterlande wahre Dienste leisten. Dieses Ehrenzeichen wurde dem vortreflichen Kapitain, im Beyseyn einiger Magistratspersonen, der meisten in Danzig wohnenden Engelländer, und vieler Fremden überreicht, die seinen Muth und seine Menschenliebe mit einstimmigen gerechten Lobsprüchen erhoben.

Der Gallapfel.

Er ist eins der nöthigsten Ingredienzien zu unserer schwarzen Schreibdinte; sehr häufig aber wird

er

er zur Färberey verbraucht, wozu man die besten aus der Türkey und von der africanischen Küste erhält. Von dieser Seite ist er den meisten bekannt, nun wollen wir ihn aber bey seiner Entstehung betrachten.

Das Weibchen der kleinen Hundsmücke, bohrt mit ihrem Stachel in die Blätter der Eichen, auch Rosen und anderer Gewächse, kleine Löcher, und legt ihre Eyer hinein. An dem Orte, wo das Blatt verwundet worden ist, entsteht ein Höcker oder Auswuchs, welcher nach und nach immer grösser wird, und dem jungen Galläpfelwurm bis zu seiner Verwandlung zur Wohnung dienet. Dergleichen Auswüchse welche man Gallen oder Galläpfel zu nennen pflegt, entstehen ohngefehr im September und October; öffnet man um diese Zeit ein solches Kügelchen; so findet man einen Wurm. Weiterhin und im Winter auch zu Anfang des Frühlings hat er sich in eine Puppe verwandelt, welche dem Anblick nach, einige Aehnlichkeit mit einer Spinne hat, und aus welcher im May eine Fliege hervorgehet. Folglich ist der Bewohner des Apfels ein und eben dasselbe Insekt unter veränderten Gestalten.

Die Unwissenheit prophezeyte sonst aus diesem unschuldigen Insekt verschiedenes Unglück; nach welcher dummen Deutung soll die Spinne in diesen Aepfeln ein Vorbote ansteckender Krankheiten seyn, die Fliege Krieg und das Würmchen Theurung weissagen.

Seltsamer Irrthum einer Katze.

Was schon mehrere Naturforscher von den Trieben und vom Instinkte der Thiere angemerkt haben;

haben; was uns selbst die tägliche Erfahrung davon lehret, kann uns hinlänglich von den unwandelbaren Naturgesetzen überzeugen, welche der Schöpfer diesen Kreaturen eingepflanzet hat. Indessen, so wenig diese von den Vorschriften der Natur abzuweichen pflegen, so gewiß ist es doch, daß sie sich zuweilen, ob wohl sehr selten in dieser Absicht irren, und daß eine Schmeißfliege z. B. ihre Eyer ganz an einen unrechten Ort, auf die Blätter einer Pflanze legt, blos weil diese Pflanze im Geruch eine Aehnlichkeit mit dem Geruche von faulem Fleische hat.

Einen seltsamen Irrthum dieser Art will ich hie mittheilen. Eine Katze, die zum erstenmal Junge brachte, ward zu ihrer Wurfzeit dergestalt übereilt und gehindert, daß sie ihr Lager nicht erreichen konnte. Sie verlohr hier eine von ihren Jungen, dort eine andere, und noch weiter die dritte, welche denn sogleich gefunden und weggeworfen wurden. Halb trostlos über den Verlust ihrer Kleinen, schlich sie ängstlich umher, dasjenige zu suchen, was ihr die Natur so liebenswürdig gemacht hatte. Nun trug sichs eben zu, daß erst ausgebrütete Küchlein in entfernter Gegenwart der Katze gefüttert wurden. Ob nun die Aehnlichkeit der Stimme dieser Küchlein die Katze täuschte, oder nicht; kurz, sie kam auf die gewöhnliche verstohlne Art, raubte eins derselben, und lief davon. Man jagte ihr nach, ihr die Beute wieder abzunehmen; aber vergeblich. Endlich nach 24 Stunden, fand man von ohngefehr das Küchlein noch lebendig auf einem Heuboden, und die Katze dabey in ihrem Lager, so zufrieden, als ob sie ihre eigene Brut bey sich gehabt hätte. Wie stark muß der Trieb der Natur

seyn,

seyn, Zucht von seinem Stamme zu haben, daß er dies Thier vermochte, lieber ihre Lüsternheit und Hunger zu überwinden, als sich des Vergnügens zu berauben, das sie in der Einbildung, eins von ihren Jungen bey sich zu haben, zu finden glaubte.

Wider die Geschwulst des Kühheiters.

Kühe, die erst gekalbet haben, sind sehr oft mit einer Geschwulst des Eiters beschweret, daß es ihnen schmerzet, wenn sie gemolken werden: daher sie mit den Hinterfüssen von sich schlagen. Man lasse aber alsdann nur gut Bier mit Waitzenkleyen aufsieden, thue etwas frische Butter hinzu, lasse es, so weit als nöthig, abkühlen, und gleichwohl so warm, als es seyn darf, das Eiter einigemal damit waschen; so wird dem Uebel gar bald geholfen seyn. Daß es alsdann, wenn die Kühe auf dem Stalle stehen, ein Mittel gegen diese Geschwulst sey, wenn man warmen langen Pferdemist unterleget, ist schon bekannt.

Eine dauerhafter Ofenkütt, die Risse an den Kacheln der Stubenfenöfen zu verschmieren.

Man verfertigt aus einer wohlgesiebten Asche und Salz, mit etwas Wasser einen Teig, den man in die Ritzen einstreicht. Dieser hält den Rauch nicht nur zurücke, sondern er nimmt auch mit der Zeit eine Art von Verglasung an, ohne zu bersten, welches geschieht, wenn man ein wenig Lehmerde darunter gemischt hat.

Der schnelle Flug der Vögel.

Ein Vogel kann in Einer Stunde so weit fliegen, daß ihm ein Pferd in 12 Stunden kaum nachspringen kann. Man weiß gewiß, daß ein Hirsch oder ein Rennthier in Einem Tage 40 Meilen weit laufen kann, und auch vor den Schlitten gespannt, noch 30 Meilen weit springen kann. Eine Schwalbe hingegen fliegt in eben so viel Zeit noch viel weiter und kann in einer Stunde 30 Stunden weit, und also ohngefehr in 10 bis 12 Tagen von Deutschland nach Afrika fliegen. Und dies kann man daher gewiß wissen; wenn man den Tag merkt, an dem eine Parthie Schwalben bey uns weggeflogen, und sichs sodann von seinem Freund in Afrika anzeigen läßt, wenn sie bey ihm angekommen ist. Adanson hat vor etlichen Jahren an der Küste von Senegal schon am 9. Oct. Schwalben gesehen, die aus Europa den 1. oder 2. Oct. abgereiset waren. König Heinrich dem Zwoten in Frankreich entfloh einmal auf der Jagd zu Fontaineblau ein zahmgemachter Falke, der den Tag darauf schon auf der Insel Malta wieder gefangen, und an dem Ring erkannt ward, den er an sich hängen hatte. Und über 200 Meilen sind es doch wohl von Fontainebiau bis nach Malta? Wieder ein anderer Falke flog einmal in 16 Stunden von Andalusien bis nach der Insel Tenariffa, welches wenigstens ein Weg von 200 Meilen ist.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geographie und Statistik von Frankreich.

Aeltere Eintheilungen Frankreichs in Gouvernements.

13. und 14. Die Gouvernements von Foix und Roussillon sind nicht beträchtlich. Ersteres ist ein armes und gebirgigtes Land. Noch gebirgigter, aber fruchtbarer an Getreide, Wein und Früchten ist das zweyte. Der Hauptort darinnen ist Perpignam, eine sehr gute Grenzfestung gegen Spanien.

15. Das Gouvernement von Navarra und Bearn. Im erstern ist St. Jean Pie de Port der Hauptort, und im letztern Pau. — Hier sind viele Tuch- und Leinwandfabriken, eine Universität, und sogar auch eine Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, die aber von jeher der Gegenstand des Gespöttes war. Nordwärts von Navarra ist 16. das Gouvernement von Guyenne und Gascogne. Diese Landschaft ist sehr gesegnet mit Wein, Getreide, Südfrüchten, Taback, mineralischen Wassern und andern Erzeugnissen. In dem eigentlichen Guyenne ist Bourdeaux, eine der schönsten und blühendsten Städte Frankreichs, mit 130000 Einwohnern bevölkert, mit einem vortreflichen durch 3 Forts beschützten Hafen versehen, und der Mittelpunkt eines weit ausgebreiteten Handels. Der südliche Theil des Gouvernements ist Gascogne, dessen Einwohner die Ehre haben, daß alle Prahlereyen von ihnen benennt werden. Darinnen ist Bayonne, eine feste Stadt mit einem guten Hafen, welche sehr ansehnlichen Handel treibt.

17. 18. 19. In den Gouvernements von Saintonge, Rochelle, Aunis und Poitou, bemerken wir blos die Stadt Rochelle — berühmter durch ihre ehemalige tapfere Vertheidigung ihrer protestantischen Einwohner wider Ludwig XIII., als durch ihren gegenwärtigen Zustand.

20. In dem Governement von Bretagne, wo noch die Celtische Sprache geredet wird, und dessen Bewohner mit der neuen Constitution unzufrieden, die Waffen ergriffen haben, ist die Stadt Nantes, eine Universität, mit 80000 Einwohnern, durch ihren ausgebreiteten Handel und Manufakturen, sehr merkwürdig. Hier war es, wo Heinrich IV. seinen ehemaligen protestantischen Glaubensgenossen 1598 feyerlich die Ausübung ihrer Religion zusicherte, dessen Früchte sie bis 1685 genossen, da Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufhob, und sein Land um viel hunderttausend nützliche Bürger ärmer machte. St. Malo, eine auf einer kleinen Insel, welche durch einen Damm mit dem festen Lande verbunden ist, gelegene Stadt, mit einem grossen Hafen und einigen Befestigungen. Mit England, Holland und Spanien wird von hieraus ein ziemlich beträchtlicher Handel getrieben. Bemerkenswerth ist es, daß hier nach geschlossenen Thoren eine gewisse Anzahl abgerichteter grosser Hunde statt der Schaarwache dienen, daher man zur Warnung der Einwohner allemal vor ihrer Loslassung ein Zeichen mit einer Glocke giebt. Hier ist auch noch Bose, der Hauptsitz des französischen Seewesens und der sicherste Hafen von ganz Frankreich.

21. und 22. Die Gouvernements von Normandie und Havre de Grace. Im ersten ist Rouen

der

der Hauptort, eine grosse mit 60000 Einwohnern bevölkerte Stadt, welche viele Manufakturen besitzt, und mit Leinwand, Kottun, Zucker und andern Waaren einen starken Handel treibt. Auf einem ihrer Marktplätze steht eine Bildsäule des berühmten Mädchens von Orleans — knieend vor dem König, dessen wankende Krone sie auf seinem Haupte befestigte. Das Gouvernement von Havre de Grace gehört eigentlich zur Normandie, und hat nichts merkwürdiges als die Stadt und Festung Havre de Grace, die meistens von Holz gebaut ist, aber einen guten Hafen hat, und mit Spitzen starken Handel treibt.

In dem Gouvernement 23. Maine und Perche, ist blos der Hauptort le Mons zu merken, und in Perche, die ehemals sehr reiche Cistercienser Abtey la Trappe.

24. Das Gouvernement von Orleans nimmt sich vor allen übrigen durch sein fruchtbares und schönes Gebiet, und durch seinen grossen und lebhaften Handel sehr aus. Zu seinen vorzüglichsten Städten gehört Orleans, am Fluß Loire, über welche hier eine der schönsten steinernen Brücken in Frankreich gebaut ist. Auf derselben ist zum Gedächtniß der durch das Mädchen von Orleans bewirkten Aufhebung der englischen Belagerung ein Denkmahl errichtet. Die Anzahl der Einwohner soll sich auf mehr als 40000 belaufen.

In den Gouvernements 25 und 26 von Nivers und Bourbon sind nur die Städtchen Navers und Moulies zu merken.

Wichtiger ist das Gouvernement 27. von Lyon, an dem Ufer der Rhone, ein Land voll reitzender, mit Getreide, Wein, Kastanien und andern schönen Früchten gesegneter Gegenden. Lyon ist nach Paris die wichtigste und schönste Stadt im Reich, welche gegen 130000 Einwohner haben soll. Hier befanden sich ehedessen die blühendsten Seidenfabriken, Gold- und Silbermanufakturen, und von hier aus wurde noch vor der Revolution der grösseste und ausgebreitetste Handel getrieben, und diese Stadt ist von jeher im Besitz der Mode, und des Geschmacks geblieben. Die hier wohnenden protestantischen Gemeinden geniessen viele Religionsfreyheiten, und der Name Nation, mit welchem man sie beleget, ist das einzige Unterscheidungszeichen, das sie sich müssen gefallen lassen.

28. Das Gouvernement von Auvergne. Der obere Theil dieses Landes ist ein sehr schöner Erdstrich, der in einem sehr warmen Clima liegt, und Getreide, Wein und allerley Früchte im Ueberfluß hervorbringt. Im obern Auvergne hingegen wehen beständig kalte Winde, und geschieht es nicht selten, daß der Schnee 7 bis 8 Monate liegen bleibt. Indessen werden doch überall viele Manufakturwaaren verfertiget, und die hiesigen Einwohner gehen zu tausenden nach Spanien, wo sie den trägen Spanier seine Arbeit und seinen Geldbeutel leichter machen. Clernont ist hier der beträchtlichste Ort — schlecht gebaut, aber doch im Handel sehr activ. Merkwürdig sind die in der Nähe befindlichen Quellen, welche eine versteinernde Kraft an sich haben.

29 — 31. Die Gouvernements von Linnousun, la Marche und Beroy. Erstere Landschaft ist

in

in den höhern Gegenden rauh und kalt, in den niedern aber sehr warm und fruchtbar. Kastanien, Hornvieh und Pferde machen die Hauptnahrungszweige der hiesigen Einwohner aus. Die schlechtgebaute Stadt Limoyes ist der Hauptort des Landes. La Marche hat nichts merkwürdiges; in Bevry aber ist Bourges eine mit Geistlichkeit und Adel zahlreich bewohnte Stadt.

32. — 34. Die Gouvernements von Touraine, Anjou und Saumue. In diesen an Fruchtbarkeit und Erzeugnissen beynahe gleich reichlich begabten Landschaften finden wir Tours, die Hauptstadt von Touraine, mit mehr als 30000 Einwohnern, die sich meistens mit Fabriken und Manufakturen beschäftigen. Angers ist der vorzüglichste Ort in Anjou, voll Fabriken. Der Sitz einer Universität, und eine Akademie der schönen Wissenschaften.

35. Das Gouvernement von Flandern und Hennegau. Es besteht aus einem Theil der Grafschaften Flandern und Hennegau, des Bisthums Lüttich, der Grafschaft Namur und dem Lande Kambresis, und ist gewöhnlich unter dem Namen der französischen Niederlande bekannt. Der Hauptort aller dieser Lande ist Lille oder Ryssel, eine wichtige Festung in einem beynahe unzugänglichen morastigen Boden, die erst im vorigen Jahre eine vergebliche Belagerung aushielt. Sie ist groß, und mit mehr als 60000 Einwohnern besetzt. Auch Lambray ist wegen seinen vortreflichen Leinwandfabriken, welche man Kammertuch nennt, merkwürdig. Am wichtigsten aber ist Dünkirchen, ehedessen ein Eigenthum der Krone Englands, welches aber Ludwig XIV. um 5 Millionen Livres an sich kaufte. Dies-

ser machte es zu einer fürchterlichen Festung, und setzte den Hafen in einen treflichen Vertheidigungszustand. Vermöge verschiedener Friedensschlüsse mußten die vorzüglichsten Befestigungswerker geschleift werden.

36 — 37. Die Gouvernements von Metz, Toul und Verdün, gehörten ehedessen zum deutschen Reich, und waren eine Art unter dem Schutz des Kaysers stehenden Freystaaten, kamen aber 1552 unter dem französischen König Heinrich II. an Frankreich, und im westphälischen Frieden wurden diese schönen fruchtbaren Landschaften völlig an die französische Krone abgetreten. Hier finden wir Metz, eine grosse starke bevölkerte Feste, aber schlecht gebaute Stadt. Ganz unbedeutend, aber fest ist Verdün.

38. Das Gouvernement von Lothringen und Bar: Lothringen ist ein schönes, aber auch ein schlecht angebautes Land, welches, seitdem es unter französischer Hoheit kam, durch die Provinzialsteuer und die Bedrückungen der Pächter fast gänzlich zu Grunde gerichtet ist. In alten Zeiten war Lothringen immer mit dem deutschen Reich verbunden, von dessen Kayserrn bald diese bald jene Grossen damit belehnt wurden. Seit dem Jahr 1048 ward es von den Nachkommen Gerhards von Elsaß regiert, von dem Franz Stephan, Schwiegersohn Karls VI. und nachherigen römischer Kaiser, es gegen Toskana an den vertriebenen König Stanislaus von Pohlen abtrat, nach dessen Tode es unter die Botmässigkeit der Krone Frankreich kam. Wie wahr es ist, daß es seitdem in den größten Verfall gekommen, erhellet daraus, daß, ohne alle Verbesserung des Landes,

die

die Einkünfte von 6 Millionen, auf mehr als 16 Millionen erhöht worden sind. Nancy ist der Hauptort, eine sehr schön gebaute Stadt, mit einer Universität und Akademie der Künste versehen, allein beynahe ohne Handel, Manufakturen und Gewerbe. Tüonville hat ein prächtiges Schloß, in welchem zuletzt noch Stanislaus residirt hat. Noch ist Bar zu merken, ein kleiner übelgebauter Ort im Herzogthum gleiches Namens.

Die Fortsetzung folgt.

Gustav Adolph von Schweden in seinen Jugendjahren.

Die wichtige Rolle, mit der Gustav Adolph seine glänzende Laufbahn beschloß, muß bey jedem deutschen Patrioten den Wunsch erregen, ihn auch in seinem frühern Leben genauer zu kennen, wo er zum Herrn des Schicksals von halb Europa gebildet wurde. Einige Züge, die den Charakter des vortreflichen Königs, in seinen verschiedenen Verhältnissen, als Knabe, als Jüngling und als Mann schildern, werden also unsern Lesern hier nicht unwillkommen seyn.

Gustav Adolph wurde den 9. Dezember 1594 zu Stockholm gebohren. Sein Vater, der nachher den Schwedischen Thron unter dem Namen Karl IX. bestieg, führte damals noch den Titel eines Herzogs von Südermannland, und war Verweser des Königreichs für seinen Neffen Sigismund, der Schweden und Polen zugleich beherrschte. Die erste dieser Kronen kam durch eine glückliche Revolution in des Herzogs Hände. Aber nicht ohne einen hartnäckigen Kampf ließ Sigismund sich von dem Throne sei-

nes Vaters verdrängen. An der Spitze seiner Polen, von einem Theil der Schwedischen Nation selbst und von allen katholischen Mächten Europens unterstützt oder aufgemuntert, verfolgte er seine Ansprüche an das Schwedische Königreich noch lange nach Karls Tode, bis er endlich durch den überlegenen Genius des jungen Gustavs gezwungen wurde, sie aufzugeben.

Karl rechtfertigte durch eine weise Regierung die Wahl des Volks, das ihn zu seinem König gemacht hatte. In einem fast unaufhörlichen Krieg mit Polen und Dännemark behauptete er sich glücklich gegen seine mächtigern Feinde, die Anhänger Sigismunds, und Schonung des durch lange Kriege gedrückten Volks erwarben ihm die Zuneigung der Nation, gute Einrichtungen und persönliche Eigenschaften ihre Liebe.

Aber wenn die Schweden dem Vater zugethan waren, so liebten sie seinen Sohn mit wahrem Enthusiasmus. Schon in der zartesten Jugend gewann Gustav Adolph, durch sein einnehmendes und leutseliges Betragen, durch Züge, die einen edlen und ofnen Charakter verriethen, nnd durch Proben von Muth, die für sein Alter ausserordentlich waren, die Herzen seiner künftigen Unterthanen.

Mit Vergnügen sahen sie ihn, da er noch nicht 6 Jahr alt war, den Herzog von Südermannland auf einer Reise nach Finnland und Esthland begleiten. Seine Mutter, Christine, eine Tochter des Herzogs Adolph von Holstein Schleßwig, vereinigte mit einer anziehenden Bildung einen aufgeklärten Verstand und eine fast männliche Standhaftigkeit.

Die

Die zärtlichste Mutterliebe hatte bey ihr nichts weichliches, sie gewöhnte den jungen Gustav früh zu den Beschwerden und Unbequemlichkeiten eines rauhen Himmelsstrichs, und suchte durch eine strenge physische Erziehung ihrem Liebling eine dauerhafte Gesundheit und körperliche Stärke zu sichern. Gustav mußte in dem folgenden Jahre abermals mit seinen Aeltern nach Finnland gehen. Es war schon spät im Herbste, da sie diese Reise unternahmen, und die Jahrszeit so rauh, daß ihr Schiff die Nacht im Hafen einfror. Sie mußten zu Fuß über das Eis ans Land gehen, und der junge siebenjährige Prinz folgte ihnen an der Hand einer Wärterin, ohne sich durch die Kälte der Nacht die geringste Unpäßlichkeit zuzuziehen.

Gustavs Aeltern sahen mit inniger Freude die Keime des Guten und Edlen in dem Herzen ihres Sohns; und diese ganze Familie giebt ein rührendes Gemälde häuslicher Glückseligkeit auf einem Gipfel, wo sie so selten zu wohnen pflegt. Jede Minute, die der Herzog von Südermannland den wichtigen Geschäften des Kabinets und des Krieges abgewinnen konnte, brachte er im Zirkel seiner Familie zu, und besonders mußte Gustav in allen seinen Erholungsstunden um ihn seyn. Einst, da er auf den Wiesen bey Nykiöping einen Spaziergang machte, tändelte der Knabe um ihn herum; bald aber wurde diesem der ernsthafte Schritt seines Vaters zu langweilig, und er verlief sich in den Gesträuchen. Seine Aufseher wollten ihn durch die Vorstellung zurückhalten, daß das Gebüsch voll grosser Schlangen wäre. "So gebt mir einen Stock," rief Gustav unerschrocken, "damit ich mich gegen sie wehren "kann." Der Herzog lächelte über den kindischen

Muth des Knaben. "Ihr denkt, er werde sich "fürchten," sagte er zu einigen Hofleuten, die ihm gefolgt waren, "aber ich versichre euch, daß er da- "von nichts weiß."

Bey einer andern Gelegenheit fragte ihn ein Offizier, welches von den Schiffen, die er sahe, ihm am besten gefiele? "Das da," antwortete der Knabe, und zeigte auf ein Kriegsschiff, "weil es "die meisten Kanonen hat."

Eben so zeigte er auch schon frühe Züge einer edeln Denkungsart. Ein Oeländischer Bauer brachte ihm einst eines von den kleinen Pferden jener Gegenden zum Geschenk. Einige Augenblicke überließ sich der Prinz der kindischen Freude über das angenehme Spielwerk, aber schnell besann er sich. "Ihr seyd "nicht reich," sagte er zu dem Bauer, "wenn ihr "mir das Pferd schenktet, würdet ihr euch Schaden "thun. Ich will es euch bezahlen, ich habe Geld, "das ich nicht brauche, aber ihr könnt es brauchen." Zugleich lief er fort und holte einen Beutel mit Dukaten, den ihm seine Mutter kurz zuvor gege- ben hatte. "Da," rief er, indem er den Beutel völlig in die Hand des Bauern ausleerte, "kauft "euch, was ihr nöthig habt, mir macht das Pferd "Freude genug."

Diese Züge mögen an sich unbedeutend seyn, aber schon die Sorgfalt, womit man sie aufbewahrt hat, zeugt von der unbegränzten Liebe der Schwe- den zu diesem vortreflichen Fürsten.

Er erhielt auch schon in seinem zehnten Jahre einen grossen Beweis von der allgemeinen Liebe seines

Volks

Volks. Die Stände ernannten ihn, als sie seinem Vater die Krone aufsetzten, zugleich zu dem Nachfolger desselben in der Regierung. Karl IX, für diese zwiefache Wohlthat dankbar, bestrebte sich nun um so mehr, durch eine sorgfältige Erziehung den Schweden in seinem Sohn einen vortreflichen König zu bilden. Er wählte verdienstvolle Männer zu seinen Gehülfen in diesem so wichtigen Geschäfte. Von Märner, ein Brandenburgischer Edelmann, wurde Hofmeister des Prinzen, und Johann Skytte, ein Gelehrter, der sich auf seinen neunjährigen Reisen durch den größten Theil von Europa zu diesem Amte fähig gemacht hatte, zu seinem ersten Lehrer ernannt. Unter ihrer Leitung brachte es Gustav in sehr kurzer Zeit dahin, daß er das Lateinische und die vornehmsten lebendigen Sprachen mit vieler Fertigkeit sprechen konnte. Sein glückliches Genie, das er mit einem ausserordentlichen Gedächtniß und mit unermüdeter Wißbegierde verband, erleichterte ihm die Fortschritte in jeder Wissenschaft, und er verdiente bald die Lobsprüche, die man allgemein seinen Talenten und Kenntnissen machte.

Schwedens Kriege und ein Waffenstillstand zwischen Spanien und den Niederlanden hatten eine Menge fremder Offiziere nach Stockholm gezogen. Auch dies hatte einen sehr wesentlichen Einfluß auf Gustavs Bildung. Alle bestrebten sich um die Wette, dem jungen Prinzen den Hof zu machen, weil dieses das sicherste Mittel war, die Gunst des Königs zu gewinnen. Gleichgültig gegen ihre Schmeicheleyen und nur auf ihre wahren Vorzüge aufmerksam, lernte er von ihnen durch ihr Beyspiel und durch ihre Unterhaltung. Seine Gespräche mit ihnen handelten fast immer von den Sitten und Gebräuchen

bräuchen ihrer Länder, von der innern Stärke derselben und von Gegenständen der Kriegskunst, oder der Schiffahrt. So erwarb sich Gustav die nützlichsten Kenntnisse in den Stunden der geselligen Erholung. Der König sah durch die täglich wachsenden Vollkommenheiten seines Sohnes die grossen Hoffnungen, die er auf ihn bauete, gerechtfertiget, und er legte gern die Achtung, die er für den Jüngling hatte, bey jeder Gelegenheit an den Tag. Oft, wenn er von seinen Entwürfen zur Verbesserung von Schweden sprach, setzte er hinzu: ich werde sie nicht ausführen, aber Gustav wirds thun. Diese Reden wurden schnell in der Hauptstadt und in den entfernten Provinzen bekannt, die feurigen Wünsche des Bürgers schlossen sich in die kühne Erwartung des Vaters an, und jeder Patriot blickte mit der frohen Aussicht auf goldene Zeiten in die Zukunft hinaus.

Ein Anfall vom Schlage, den Karl sich durch eine heftige Gemüthsbewegung zuzog, brachte ihn in Lebensgefahr; er erholte sich nur langsam, und nie völlig wieder. Gustav hatte damals sein funfzehntes Jahr vollendet, und war schon zum Großherzog von Finnland, zum Herzog von Esthland und Westmannland, und zum Herrn der Stadt Westerähs ernannt worden. Die nahe Aussicht auf den Besitz eines Throns rührte ihn nicht, da er ihn so theuer erkaufen sollte. Er war der treue Gesellschafter seines Vaters in der Krankheit und theilte mit aufrichtigem Herzen die Freude seiner Geschwister bey der Genesung desselben.

Gustav brannte vor Begierde, den Begriff zu rechtfertigen, den man von seinen Fähigkeiten sich machte. Er bat seinen Vater um die Erlaubniß,

einer

einer kriegerischen Unternehmung gegen Rußland beyzuwohnen zu dürfen. Allein der König, der bey seiner Kränklichkeit einen plötzlichen Tod fürchtete, hielt es nicht für rathsam, in einem so kritischen Zeitpunkt den Kronprinzen sich entfernen zu lassen. Anderthalb Jahre später wurden Gustavs Wünsche erfüllt. Der König von Dänemark kündigte Schweden den Krieg an, und stürzte dadurch dies Reich, das schon durch einen langwierigen Kampf mit Rußland und Polen erschöpft war, in die größte Gefahr. Karl erklärte nun auf einer Versammlung der Stände zu Oerebro seinen Sohn, der noch nicht 17 Jahre alt war, für mündig, und schickte ihn nach Westgothland, um die Truppen, welche in dieser Provinz zerstreut waren, zusammen zu ziehen, und zur Hauptarmee zu führen.

Gustav richtete diesen Auftrag mit Ordnung und Genauigkeit aus, und wohnte nachher dem Feldzuge seines Vaters bey, der aber für Schweden nicht glücklich war. Christian eroberte die Insel Oeland und die Stadt Calmar in Smaland, welche man damals für die stärkste Festung im ganzen Königreich hielt, und führte nun seine Flotte nach Dänemark zurück. Karl nützte die Abwesenheit seiner Feinde, um die Dänischen Besitzungen in Schonen zu beunruhigen. Gustav erhielt bey dieser Gelegenheit das Kommando über ein kleines Korps, mit dem er nach Oeland überschifte, und diese Insel nebst dem Schlosse Borgholm seinem Vater wieder eroberte. Auf seinem Rückzuge brachte eine seiner Patrouillen einen Dänen zu ihm, welcher von dem Kommandanten zu Christianopel an den König von Dänemark geschickt worden war. Man fand ein Schreiben bey ihm, worinn der Kommandant um eine Verstärkung von 500 Reitern bat, um damit den Streifereyen der Schweden Einhalt thun zu können. Gustav machte

sogleich

sogleich einen Plan, diesen Zufall zu nützen, um sich der Stadt Christianopel zu bemächtigen. Er wußte sich eine Menge Dänischer Feldbinden zu verschaffen, ließ eine gleiche Anzahl Schwedischer Reiter sich damit bekleiden, und rückte mit ihnen in der Nacht in aller Stille gegen die Stadt an. Alle Maasregeln waren mit äusserster Vorsicht genommen, die Truppen so gut unterrichtet, und das Geheimniß so strenge bewahrt, daß die Dänen glücklich hintergangen wurden. Sie öffneten ihre Thore, und die Reiter rückten in die Stadt. Kaum war aber der größte Theil hineingedrnngen, so überfielen sie die Thorwacht, hieben die wenigen, die in der Bestürzung Widerstand thun wollten, nieder, und waren Meister des Orts, ehe noch die erstaunte Besatzung, welche sogleich entwafnet wurde, sich zu ihrer Vertheidigung hatte versammeln können. — Gustav Adolph betrat also seine kriegerische Laufbahn mit einer Waffenprobe, die dem geübtesten Feldherrn Ehre gemacht haben würde.

Der Beschluß folgt.

Dankbarkeit eines Türkischen Galeerensklaven

Auf einer christlichen Galeere, die in dem Haven von Neapel vor Anker lag, machten die türkischen Sklaven eine Verschwörung, zu deren Ausführung sie einen grossen Festtag bestimmten. Das Zeichen wird gegeben: sie machen sich von ihren Fesseln los, tödten die wenigen Offiziere und Soldaten, die auf der Galeere geblieben waren, hauen das Ankerthau los, und segeln fort. Ein junger neapolitanischer Herr von zehn Jahren, der seine ersten Dienste that, war damals auf der Wache. Einer von den türkischen Sklaven eilt auf ihn zu, den

Dolch

Dolch in der Hand, und stellt sich, als stiesse er ihm denselben in die Brust. Er nimmt darauf den Knaben, wirft ihn ins Meer, stürzet sich selbst hinter drein, und hilft ihm schwimmen. Beyde kommen glücklich ans Ufer. Der Türk umarmt, mit Thränen in den Augen, seinen Erretteten, und spricht: "Ich bin allezeit ein Sklave deines Vaters, meines braven Herrn, der mir mit so vieler Güte begegnet hat. Ich bedaure nicht sehr den Verlust meiner Freyheit, weil sie der Preis deines Lebens ist. Du wärest umgekommen, wenn ichs hätte merken lassen, daß ich deiner schonte, und ich hätte den Jammer gehabt, dich von meinen Kameraden getödtet zu sehen, ohne daß ich dich ihren Händen hätte entreissen können."

Diese That wurde dem jetzt in Spanien herrschenden König bekannt, welcher dem Sklaven die Freyheit schenkte, und ihm die Wahl überließ, entweder mit einem anständigen Gnadengehalt in Neapel zu bleiben, oder mit einer beträchtlichen Summe in sein Vaterland zurück zu reisen. Der Türke wählte dies letzte.

Heyrathsgebräuche der Einwohner in Pensylvanien.

In Pensylvanien hat ein jeder die Freyheit, sich von dem Priester trauen zu lassen, oder die Heyrath vor dem Richter zu schliessen. Man kann hievon wählen, was man will. Ein artige Gewohnheit ist in diesem Lande, wenn zwey Leute einig sind, sich einander zu heyrathen und die Aeltern wollen nicht darein willigen, so ist kein ander Mittel, die Verweigerung zu vereiteln, als daß sie beyde flüchtig werden. Um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß der junge Mensch seiner Geliebten auf den Rücken hucken, und beyde müssen sich in

dieser

dieser Stellung vor dem Richter zeigen. Das Mägdgen bekennet, daß sie ihren Liebhaber entführet habe, und bittet den Richter, sie zu verheyrathen. Dieses erfolget sogleich auf der Stelle. Wenn die Zeremonie vorbey ist, treten die jungen Leute in ihre ehelichen Rechte, und die Aeltern können keine Hindernisse machen, noch weniger die Trennung der Ehe fordern.

Mäuse in Island.

Von den Mäusen in Island müssen wir folgende Seltenheiten erzählen. Sie unternehmen Reisen über Bäche und ziemlich grosse Flüsse, wo das Wasser tief, und der Strom still ist, und sie den Strom schrög schiessen sehen. Ihr Schiff ist getrockneter Kuhmist, so wie er auf dem Felde dünn und flach lieget. Alle, die in Gesellschaft zusammen reisen wollen, viere, sechs bis höchstens zehne, helfen einander ihr Fahrzeug in See bringen. Die Last ist eine ziemliche Menge von Beeren, die in der Mitte aufgestapelt werden. Die Mäuse sitzen rund herum, so, daß ihre Köpfe zusammen stossen, die Schwänze aber lassen sie hinten im Wasser hangen. Sie dienen ihnen statt der Ruder, um ihr Schiff fortzuführen. Wenn sie hinüber sind, bringen sie ihre Beeren an einen sichern Ort. Sonst sind sie oft so unglücklich, daß der Strom sie auf Gründe setzt, wodurch sie Schiffbruch leiden, da sie sich dann durchs Schwimmen forthelfen. So künstlich suchen sie ihren Wintervorrath in Sicherheit zu bringen. Wir geben diese Anekdoten denen zu überlegen, die den Thieren die Gabe, sich vollkommner zu machen, gänzlich absprechen; und man sollte wohl Achtung geben, ob die Wassermäuse in unseren Gegenden nicht eben so gelehrig und künstlich seyn mögen, als die isländischen Mäuse.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Geographie und Statistik von Frankreich.

Aeltere Eintheilungen Frankreichs in Gouvernements.

39. Das Gouvernement von Elsaß ist eines von den fruchtbarsten Ländern Frankreichs. Es bringt Getreide, Wein, Baumfrüchten, Taback, Krapp, Hanf und eine Menge Mineralien hervor. Dieses schöne geseegnete Land war ehedessen auch ein Theil des deutschen Reichs, bis 1648 im westphälischen Frieden der Kayser für sich, das Haus Oesterreich und das teutsche Reich, alles Recht an die Krone Frankreich abtrat, wozu durch den Frieden von Ryswick 1697 auch die Stadt und das Gebiete von Strasburg abgetreten wurde. Die Hauptstadt von Elsaß ist Strasburg, nicht weit vom Rhein, eine grosse stark befestigte mit beynahe 60000 Einwohnern bevölkerte Stadt. Die Einwohner sind theils Katholiken, theils Protestanten, und der Stadtrath ist aus beyden Religionsverwandten zusammen gesetzt; die ersten aber haben unter der französischen Regierung immer mehrere Vortheile zu erhalten gewußt. Sie sind im Besitz der grossen, zwar alten, aber prächtigen Dominikaner, Münster genannt, welche von Ludwig XIV. mit einem Altarschmuck, dessen Werth auf 600000 Reichsthaler geschätzt wird, beschenkt worden ist. Der Thurm an derselben ist 500 Schuh hoch, und hat ein künstliches, aus allerley Figuren zusammen gesetztes Uhrwerk, an dem

mehr die Arbeit, als der Geschmack zu bewundern ist. In der lutherischen Thomaskirche befindet sich ein schönes Grabmal des grossen Feldherrn, der Frankreich als ein deutscher Held so viele glänzende Siege erfocht, des Marschalls von Sachsen, eines natürlichen Sohnes August des Starken, Königs von Pohlen und Churfürsten von Sachsen. Die hiesigen Einwohner werden für die schönsten Menschen am Oberrhein gehalten, und ihre Lebensart ist noch ziemlich im deutschen Geschmack, wenn gleich in grossen Familien eine oft sonderbare Mischung der teutschen und französischen Sitten gefunden wird. Der Hauptgegenstand des hiesigen Handels ist roher und verarbeiteter Taback. Die während der reichsstädtischen Verfassung Strasburgs 1621 gestiftete Universität ist lutherisch, und die Lehrstühle werden nur mit Stadtkindern besetzt, welche nach den Jahren rücken. Haganau ist die zweyte Stadt im Elsaß, ehedessen gleichfalls eine Reichsstadt, jetzt ein ziemlich unbeträchtlicher Ort, der mit Färberröthe und Taback einigen Handel treibt. Schöner und eine sehr gute Festung ist Landau, das gegenwärtig von der combinirten Armee belagert werden soll. Kronweissenburg, das seinen Namen von einer Krone haben soll, welche König Dagobert in die dortige Stiftskirche geschenkt hat. Sie soll von Silber und vergüldet gewesen seyn, jetzt hängt aber nur eine nachgemachte von Kupfer da. Sie hat nur einige tausend Einwohner, die von Wein- und Tabacksbau vorzüglich leben. Eine weit merkwürdigere Festung ist Schlettstadt. Hier in dieser Stadt soll die Glasur des irrdenen Geschirrs im 13ten Jahrhundert erfunden worden seyn. Im Oberelsaß ist Collmar der Hauptort mit ohngefehr 15000 Einwohner. Die Stadt liegt in einer reitzenden und fruchtbaren Gegend.

gend. Hier ist eine vortrefliche Erziehungsanstalt, die unter der Aufsicht des durch seine Talente und seines edlen Herzens so verehrungswürdigen Herrn Pfeffels steht. Die Einwohner beschäftigen sich meistens mit den Weinbau, auch ist hier eine sehenswürdige Cottunfabrike angelegt.

40. Das Gouvernement von Franche Comté, oder die Grafschaft Burgund. Eine sehr fruchtbare Landschaft, in welcher allerley Merkwürdigkeiten der Natur anzutreffen sind, als: eine Eishöle, wo es im Sommer gefriert, und im Winter aufthaut, eine Grotte, darinnen von Tropfstein mancherley seltsame Gestalten gebildet sind, und eine Quelle, welche zu regelmässigen Zeiten bald fliesset, bald stille steht. Besancon mit 20000 Einwohnern ist der Hauptort. Ehe sie durch den westphälischen Frieden mit der ganzen Grafschaft an Frankreich abgetreten ward, war sie eine freye Reichsstadt, gegenwärtig aber ist sie eine der stärksten Festungen. Es ist hier auch eine Universität, und eine 1752 gestiftete Akademie der Wissenschaften und Künste.

41. Das Gouvernement von Corsika. Dieses letzte Gouvernement der europäischen Staaten von Frankreich, ist eine im mittelländischen Meere dicht an Sardinien liegende mit 130000 Einwohnern bevölkerte Insel, welche erst in den neuesten Zeiten aus genuesischer in französische Gewalt gekommen ist. Sie ist eines der gemässigsten Länder in dieser Gegend von Europa, das, nur ein paar Gegenden ausgenommen, ein heiteres und gesundes Clima hat. Es fehlt auch Corsika nicht an Flüssen, unter denen der Guolo, Tarignano und Diomone die vornehmsten sind, und von denen man auch immer behauptet

hat, daß sie leichtschifbar gemacht werden könnten. Die ganze Insel scheidet eine Gebürgkette in zwey Hälften, und alle innere Gegenden sind bergigt, aber mit fruchtbaren, leider meistens ungebauten, nur mit Waldungen angefüllten Thälern vermischt. Kömmt man einmal von dem sonderbaren Gebrauche zurück, die Dorfschaften wie Felsennester an die höchsten Spitzen der Berge zu bauen, und fängt man dadurch an, den Ackerbau besser zu treiben, als es bisher beynahe möglich gewesen ist, so wird der fruchtbare Boden dieses Landes unstreitig mehr als gegenwärtig hervorbringen. Man baut zwar Flachs, Waizen, etwas Wein, Rosinen, aber überall herrscht die grösseste Nachlässigkeit, und der Oel- und Kastanienbaum ist noch das einzige, was die Korsen mit Eifer treiben. Man zieht hier auch kleine Pferde, Esel und Maulesel, Hornvieh, schwarze gehörnte, mit schlechter Wolle versehene Schaafe, und viele Ziegen, welche auch einen der wichtigsten Handelszweige ausmachen. In den Wäldern findet man allerley Wildprät, Füchse, den Mufflon, der dem Hirsche gleicht, aber Widderhörner hat, und wie die Gemse von einem Felsen auf den andern springt. Von Vögeln sind Adler, Geyer, wilde Tauben die gemeinsten, die Flüsse und vorzüglich das Meer an den Küsten hat einen Ueberfluß von Fischen, und auf dem Felde bereiten die Bienen vielen Honig. Die Berge enthalten Eisen, Bley, Kupfer, Silber, Amiant, Markasit, Schmaragde, Crystalle u. a. Es giebt auch viel sowohl kalte als warme mineralische Quellen, welche von den Einwohnern in den meisten Krankheiten für sehr heilsam befunden werden. Manufacturen, Künste und Wissenschaften, leichte gefällige Sitten darf man unter diesen rohen Söhnen der Natur nicht suchen, doch sind sie ein gutes, gast-

gastfreyes, ehrliebendes, aber auch sehr abergläubisches Volk. Sie sind von jeher immer unter den Waffen gewesen, und haben bisweilen nicht ganz unglücklich die geheiligten Rechte der Menschheit wider jede tyrannische Unterdrückung zu schützen gesucht. Erst in den sechsziger Jahren dieses Jahrhunderts hatten sie einen grossen Mann an ihrer Spitze, den berühmten Paoli, der sie von dem genuesischen Joch frey zu machen suchte, der aber zuletzt den siegreichen Waffen Frankreichs weichen, und so sein Vaterland an Frankreichs Beherrscher mußte kommen sehen. Paoli mußte sich durch die Flucht nach England retten, wo er von der großmüthigen Unterstützung der englischen Nation bis in das gegenwärtige Jahr lebte, in welchem er aus London nach Corsika zurückgekehrt ist, um neuerdings unter seinen Landsleuten bey denen durch die französische Revolution veranlaßten Unruhen eine Rolle zu übernehmen.

Die Hauptstadt auf dieser Insel ist Bastia, ein fester Ort, der von der Meerseite einen vortreflichen Anblick, aber wenig Einwohner, schlechte Häuser und enge Gassen hat. Korte liegt mitten in der Insel. Viel schöner gebaut ist die Stadt Ajaccio, wo ehemals der Sitz des genuesischen Gouverneurs war. Auch Bonifacio ist als eine wohlbefestigte Stadt zu bemerken.

Frankreichs Besitzungen ausserhalb Europa.

In Asien besitzt Frankreich einige Oerter auf der Küste Coromandel. In Afrika, die Inseln

Goren, Bourbon und Frankreich, nebst einigen an den Küsten des festen Landes gelegenen Forts. In Amerika einige Inseln und einen unbedeutenden Theil des festen Landes.

Neueste Eintheilung Frankreichs.

Eine neue und natürlichere Eintheilung Frankreichs in einfache, gleichförmige und genau in einander passende Theile an die Stelle der alten, vielfachen und verworrenen, war längst allgemeiner Wunsch und nothwendiges Bedürfniß, und ist jetzt eine der grössesten Wohlthaten, die Frankreich seiner Umwälzung verdankt. Diese neue Landestheilung verdient auch wirklich allen Beyfall, theils dadurch, daß die Departements nach physischen Kenntnissen, als Flüssen, Grenz- und innländischen Gebirgen, Küsten, Meerbusen, oder nach der hervorstechenden Beschaffenheit ihres Bodens gemacht und benannt sind; theils dadurch, daß unter den Theilen eine so viel als möglich regelmässige Gleichförmigkeit herrscht. Es besteht nemlich Frankreich nach der im ersten Jahr der Freyheit gemachten Eintheilung, und so wie wir auch schon Karten davon in den Händen haben, aus 83 Departements, deren jedes etwa 324 Quadratmeilen enthält. Jedes Departement wird wiederum in Districte (jeden zu 36 Lieues, daß es also derselben nicht über 9 geben kann) und die Districte in Cantons (jeden zu 4 Quadratlieues) eingetheilt. Um aber dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, haben die Verfasser des Nationalatlasses vorgeschlagen, die 83 Departements in 9 Regionen zu vertheilen, deren jede 9 Departements enthält. Alle diese namentlich hieherzusetzen, wäre überflüssig, da man sie auf den bereits herausgekommenen Karten

deutlich

deutlich abgebildet sehen kann. Auch die seit dem ausgebrochenen Krieg eroberten und von dem Nationalconvent als Departements erklärte Länder übergehen wir, weil sie allem Ansehen nach schwerlich der neuen französischen Republick einverleibt bleiben werden.

Die Fortsetzung folgt.

Gustav Adolph von Schweden in seinen Jugendjahren.

Fortsetzung.

Nachrichten von der immer zunehmenden Schwachheit des Königs unterbrachen die kriegerischen Unternehmungen Gustavs. Auf den ersten Wink von der Gefahr seines Vaters flog er nach Nyköping, und kam noch früh genug, um die letzten Augenblicke desselben zu versüssen. Er starb am 30. Oktober 1611.

Ungeachtet der grossen Meynung, die Karl IX. von den Talenten seines Sohns hatte, schien es ihm doch zu gefährlich, einen noch nicht siebzehnjährigen Jüngling allein an der Spitze eines Königreichs zu lassen, das jetzt mit drey mächtigen Feinden zu kämpfen hatte. Er übertrug also der Königin Mutter, dem Herzog von Ostgothland und sechs Reichsräthen die Regentschaft bis zu Gustavs vier und zwanzigstem Jahre, in welchem nach den Reichsgesetzen ein König von Schweden mündig wird. Gustav unterwarf sich dem Willen seines Vaters; aber die wichtigen Geschäfte des Kriegs litten bey der Langsamkeit einer getheilten Verwaltung, und die Stände selbst,

die sich wenige Wochen nach dem Tode des letzten Königs versammelten, hielten die Fähigkeiten des jungen Gustavs für reif genug, um in diesem kritischen Zeitpunkt das Ruder der Regierung zu führen.

Die königliche Familie gab hier ein Beyspiel einer seltenen Uneigennützigkeit. Die verwittwete Königin konnte sich durch einen Antrag beleidigt finden, der ihr die höchste Gewalt entriß, und den sie als eine Art von Mißtrauen hätte auslegen können. Aber Christine fühlte sich zu groß für diesen Argwohn; die Patriotin erkannte selbst die Mängel der jetzigen Regierungsart, und die zärtliche Mutter war auf nichts so stolz, als auf ihren Sohn. Ihm und Schwedens Vortheilen zum Besten entsagte sie sogleich der gesetzmässigen Gewalt, zufrieden mit der Herrschaft über das Herz ihres Sohnes. Sie fand in der kindlichen Zärtlichkeit und in der Ehrfurcht, welche ihr Gustav bis an ihren Tod bezeugte, die schönste Belohnung jeder Aufopferung. Wir werden bald ihre mütterliche Gewalt im glänzendsten Triumph sehen. Mitten im Feuer der heftigsten Leidenschaften war die blosse Furcht, den Beyfall seiner Mutter nicht zu erhalten, hinlänglich, den jungen König vor einem übereilten Schritt zu bewahren.

Auch das Betragen des Herzogs von Ostgothland verdient hier ein billiges Lob. Er war der Sohn von dem ältern Bruder des verstorbenen Königs. Sein Vater Johann, und sein Bruder Sigismund hatten die schwedische Krone getragen, und als die Nation den letztern derselben verlustig erklärte, war er nach dem Recht der Erstgeburt der nächste, dem sie gebührt hätte. Die Wahl des Volks übertrug sie Karl IX., weil der Herzog von Ostgothland damals

mals noch zu jung war, sie gegen Sigismund zu behaupten. Jetzt aber hätte er seine Ansprüche erneuern können, und wenn es ihm auch nicht gelungen wäre, sich den Schweden zu i König aufzudringen, so hätte er doch, mit einem Theil der öffentlichen Macht ausgerüstet und von den Feinden des Reichs unterstützt, seinem Vetter sehr gefährlich werden können. Allein das Vertrauen des verstorbenen Königs wurde gerechtfertiget. So bald der Herzog die Wünsche der Nation erfahren hatte, legte er ohne Murren die Regentschaft nieder, und entsagte sogar freywillig in einer öffentlichen Akte allen Ansprüchen auf die Krone, so lange ein Zweig von Gustav Adolphs künftiger Nachkommenschaft übrig seyn würde. Der junge König belohnte ihn dafür durch die ausgezeichnetste Achtung. Er erhöhte seine Einkünfte durch ansehnliche Güter in Westgothland, und gab ihm in der Folge seine Schwester Maria Elisabeth zur Gemahlin.

Gustav übernahm nun selbst die Regierung, und dankte den Ständen in einer Rede, die mit allgemeinem Beyfall aufgenommen wurde. Seine Jugend, seine Stellung, die natürliche Beredtsamkeit, die er in hohem Grade besaß, die richtige Beurtheilungskraft, die überall aus seinem Vortrag hervorleuchtete, ein edles Vertrauen auf sich selbst, das durch eine angenehme Bescheidenheit gemässigt wurde; alles an dem jungen Redner riß die Herzen der Zuhörer unwiderstehlich hin. Alle Forderungen des Königs wurden bewilligt, und niemand zweifelte, daß Schweden unter seiner Führung den ungleichen Kampf gegen überlegne Feinde glücklich bestehen würde. Was auch irgend ein heimlicher Neider des Hauses Wasa, oder die versteckten Anhänger Sigis-

munds denken mochten, so wagte es doch niemand, bey dem allgemeinem Enthusiasmus der Nation für ihren hoffnungsvollen Monarchen, seine Stimme laut werden zu lassen. Der junge König übertrug die Kanzlerwürde dem Reichsrath Axel Oxenstierna, der damals erst sein dreissigstes Jahr vollendet hatte. Der vorige König hatte schon die ausserordentlichen Fähigkeiten dieses Mannes entdeckt, und wenn es eine Abweichung von der alten Gewohnheit war, daß Gustav ihn so jung schon auf diesen erhabnen Posten hob, so ist wohl nie eine glücklichere Ausnahme von einem zur Regel gewordenen Herkommen gemacht worden.

Der Schauplatz, den Gustav betreten hatte, war der Entwickelung grosser Talente günstig. Ein an sich selbst armes, durch langwierige Unruhen erschöpftes, und im Verhältnis mit den weitläuftigen Gränzen, die es zu vertheidigen hat, schwach bevölkertes Land, bot ihm wenig Hülfmittel dar, einen dreyfachen Krieg nur mit einiger Gleichheit der Macht fortzusetzen. Die Vermittlung Englands und Hollands blieb fruchtlos, und der gefährlichste Feind der Schweden, Christian von Dänemark, bereitete sich mit einer mächtigen Flotte die besten Provinzen anzufallen, während die Truppen, welche sie hätten schützen können, an den entlegenen Gränzen gegen die Russen und Polen fochten Gustav hatte den Dänen keine Seemacht entgegen zu setzen; er konnte daher ihre Landungen nicht hindern. Ein kleines Korps Landtruppen, das er in der Eil zusammen brachte, hatte das Unglück, in einem nächtlichen Ueberfall, wobey der König selbst kaum sein Leben rettete, geschlagen zu werden. Die festen Städte, die das Land beschützen sollten, ergaben sich

an

an die Sieger, und Christian IV. war im Begriff, durch eine schnelle Unternehmung auf das unbeschützte Stockholm dem Reiche einen tödtlichen Stoß zu geben.

Aus dieser Gefahr wurde Schweden durch die Geschicklichkeit eines Kaufmanns gerettet. Gustav hatte durch den Obristen Monikhasser zwölfhundert Mann fremder Truppen in Holland anwerben lassen. Auf dieser Verstärkung beruhte seine ganze Hoffnung; er wußte sie unterwegs, aber die Schwierigkeit war, sie ans Land zu setzen, da die Dänischen Flotten den Sund und die ganze Küste von Schweden an der Nordsee beherrschten. Cabelliau, ein Holländischer Kaufmann, der nach dem Norden handelte, machte den kühnen Plan, die 1200 Mann queer durch Norwegen dem bedrängten Gustav zu Hülfe zu führen. Er landete glücklich an einer unbewachten Küste, öffnete sich einen Weg mitten durch feindliche Provinzen, die von der Seite keine Schwedischen Truppen erwartet hatten, und brachte sie durch diesen grossen Umweg zu dem König, der mit dem kleinen Rest seiner Soldaten bey Jönkiöping an der Gränze seiner Besitzungen stand, und schon hier die Absichten der Dänen auf diesen Ort vereitelt hatte. So bald die neue Verstärkung zu ihm gestossen war, eilte Gustav an ihrer Spitze nach Stockholm, und legte einen Weg von 80 Meilen mit solcher Schnelligkeit zurück, daß er den Dänen schon den Sieg aus den Händen gerissen hatte, ehe sie ihn noch von der Gefahr seiner Hauptstadt benachrichtigt glaubten. Sie waren über seine Gegenwart so bestürzt, daß sie seinen Angriff nicht einmal erwarteten, sondern in grösster Geschwindigkeit wieder nach ihren Schiffen zurückeilten. Christian sah

mit

mit Erstaunen alle seine Plane, die er durch überlegene Macht unterstützte, an der klugen Thätigkeit eines jungen Königs scheitern, den selbst seine Niederlage nicht hatte muthlos machen können.

Gustav wurde in Stockholm als der Retter des Vaterlandes empfangen, aber der glückliche Erfolg berauschte ihn nicht. Ueberzeugt, daß es ihm in der Länge unmöglich seyn würde, der Uebermacht so zahlreicher Feinde die Spitze zu bieten, zog er einen nur nicht gar zu nachtheiligen Frieden mit den gefährlichsten derselben, mit Dänemark vor, und verstand sich gerne zu einem kleinen Opfer, um die in dem Kriege eroberten Plätze zurück zu erhalten, und seine Gränzen von dieser Seite zu sichern. Der Friede wurde im Januar des Jahrs 1613 geschlossen, und die Stände, über die kluge Mässigung des jungen Helden entzückt, gaben mit Freuden ihre Bestätigung.

Die Weinprobe, oder die Verfälschung des Weines.

Junge und saure Weine sind die tägliche Gegenstände vor der Gewinnsucht gewissenloser Weinhändler. Am unschädlichsten wären noch die Zusätze von Zucker, kleiner und grossen Rosinen, Heidelbeere, Holunderbeeren, Hollunderblüthe, Sandelholz, Scharley, Muskatellerkraut. Allein die mineralischen Beymischungen von Kalk oder andern verschluckenden Erden, um dem Weine einen Theil seiner Säure zu benehmen, oder auch die Digerirung einer kleinen Menge Weins, mit Silbergiätte, um durch diese Bleyauflösung, so wie durch aufgelösten Bleyzucker, davon jährlich einige hundert

Pfunde an die Weinhändler, nach Frankreich und Spanien aus Holland versendet werden, sind so gefährlich, und die traurige Erfahrung bestätigt es, daß von solchen vergifteten Weinen, Magenkrämpfe, Verstopfung, Kolik, Lähmungen, Contracturen und die Auszehrung hervorgebracht werden. Folglich wäre es für jeden Weinhändler eine dringende Gewissenssache, seine Weine von sichern Orten kommen zu lassen, und die angekommene sorgfältig zu untersuchen.

Die Chemie lehrt, daß sich das in einer Säure aufgelöste Bley, durch die Schwefelauflösung schwarz niederschlägt. Aus diesem Grunde wählte man ein Wasser von Auripigment und lebendigem Kalke; nämlich zwey Loth von pulverisirten Auripigment, in vier Loth pulverisirtem frischem lebendigem Kalke, und 24 Loth Wasser gekocht, filtrirt und im verschloßnem Glase aufbehalten. Oder man lösete blos eine Schwefelleber, aus Alkali und Schwefel im Wasser auf. Es macht diese, in dem kritischen Wein eingetröpfelte Weinprobe, einen schwarzen oder braunen Niederschlag, wenn der Wein mit Bley verfälscht ist. Doch es zeigt sich ebenfalls ein dunkler Niederschlag in Weinen, die durch Zucker versüßt sind, im eingekochten Moste, von Hollundersaft oder auch blos von der adstringirenden Schärfe der eichenen Fässer.

Und aus dieser Ursache ziehet man die folgende Weinprobe vor.

Man koche zwey Maaß eines verdächtigen Weins gelinde, bis zur Trockne ein; man brenne die getrocknete Substanz in einem offenen Schmelz-

tiegel

tiegel zur Asche. Diese Asche reducire man durch einen phlogistischen und salzigen Zusatz, wofern darinnen Bley gewesen, zu Bley, und man versichert sich durch das Bleykorn, von dem bleyischen Inhalte des Weinfasses.

Klugheitsregeln bey Gewittern.

1. Man nehme bey schwülen Tagen auf die Reinlichkeit Bedacht. Der Mensch lebt immer in einer Wolke von Dünsten, die aus ihm entstehet, und sie wird nicht selten so merkbar, daß man sie riecht. Unter diesen ausgedünsteten Theilen haben viele die größte Aehnlichkeit mit der Materie des Blitzes. Diese werden leichter entzündet, als andere. Die Reinigkeit des Leibes und der leinenen Kleider vermindert diese Materie und die Gelegenheit zur Entzündung. Es scheinet dieses zur Zeit der Ungewitter noch nothwendiger zu seyn, weil man in heißen Tagen mehr schwitzet, als sonst.

2. Man erhitze sich daher zur Zeit der Ungewitter nicht. Die durch allzugrossen Schweiß entgehende Ausdünstungen sind zu brennbar, als daß wir in ihnen, bey entstandenen Blitzen gefahrfrey bleiben sollten.

3. Man verlasse bey Gewittern das Bette und sogar das Schlafzimmer. In dem Bette öfnen sich die Schweißlöcher unsers Körpers, wegen der warmen Hülle ungemein stark, und geben einen grossen Stoff der Entzündung. Eben so verhält es sich mit den Schlafkammern selbst, die wir versperren, und die Fenster mit den Vorhängen verschliessen. Die schädlichen Dünste, die unser warmer Körper ausstösset, finden also keinen Ausgang.

Hie-

Hiedurch werden die Blitze herbey gelocket. Nicht zu gedenken, wie gefährlich es sey, bey einer etwa entstandenen Feuersbrunst entkleidet liegen, da es oft die Noth erfordert, augenblicklich zu entrinnen.

4. Man verschliesse alles von der Seite her, von welcher die Donnerwolken im Anzuge sind, und mache an der entgegen gesetzten eine Oefnung. Der Grund dieser Regel ist eine gewisse Fürsichtigkeit auf den Fall, wenn durch Gottes Zulassung ein Unglück durch einen Blitz an einer Person in dem Zimmer erfolgen sollte. Der Schwefeldampf, welchen der Blitz bey sich führet, ersticket die Menschen. Wenn nun ein Blitz in das Zimmer dringt, so macht es kein so grosses Loch, daß dessen Dünste mit ihm sogleich entwischen könnten. Die anwesenden Personen werden in Furcht und Entsetzen versenket, wenn einer aus ihnen, gleich einer Leiche, dahin sinkt. Jedermann eilet zu dem Verunglückten, und das ist wirklich der leichteste Weg nicht demselben zu helfen. Man muß, wenn noch eine wahrscheinliche Errettung zu hoffen stehet, den gefährlichen Dünsten einen Ausweg anweisen, und dieses kann nur durch Aufthun der Fenster oder Thüren geschehen. Wer ist aber bey der Bestürzung so gesetzt, daß er an diesen Umstand am ersten gedenke? Ist es nicht sicherer, wenn schon eine Auskunft für den Dampf, durch Offenhaltung einer Thür oder eines Fensters besorget wird, ehe ein Unglück entstehet?

5. Alles Laufen, Reuten, Fahren ist unter dem Gewitter gefährlich. Eine jede schnelle Bewegung erreget eine Art eines luftleeren Raums, den man von dem Rücken her selbst macht, und ihm

folget

folget ein kleiner Wind, ein Zug, der dem Blitze Gelegenheit giebt, sich dahin zu bewegen, wo eine Alteration in dem Dunstkreise gegenwärtig ist. Nimmt man den Schweiß von Menschen und Thieren mit zu dieser Rechnung, so werden die natürlichen Ursachen sich selbst dem Unglück blos zu stellen, immer zahlreicher. Alles empfiehlet bey der Unruhe der donnernden Luft die Ruhe und Stille der Menschen, nicht nur dem Leibe, sondern auch dem Geiste nach, damit nicht die Furcht den Körper mit Dünsten überschwemme.

6. Unter den grossen Bäumen suche man keinen Schutz wider den Blitz. Sie sind gefährlicher als man glaubt. Ihr Harz lässet zu viele Faden an den Dünsten, welche der Materie des Blitzes ähnlich sind, von sich aufsteigen, als daß sie nicht leicht der Entzündung Gelegenheit machen sollten. Sie häufen sich unter dem dicken Laube, von dem sie frey zu entwichen gehindert werden, wie eine Wolkensäule um den Stamm. Wenn man sich also in sie hinein wagt; so stellet man sich einer grossen Gefahr blos.

Unterzeichneter Bücherverlag widerhohlt abermals die Bitte: daß wer gesonnen seyn sollte, fürs künftige Vierteljahr abzutreten es noch vor Ende dieses Vierteljahrs, oder dritten Hefts, anzeige. Es wird Bedacht genommen werden, daß die Geschichte von Frankreich sich mit dem vierten Hefte endige. Ob dann diese Blätter weiter fortgesetzt werden, kann für jezt nicht bestimmt werden.

Brinhaußerischer Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Geschichte von Frankreich.

Die Geschichte von Frankreich, einem Staate, der ehedessen seiner Macht wegen auf den ersten Rang unter allen europäischen Reichen Anspruch machte, ist besonders wegen seiner gegenwärtigen politischen Lage ausnehmend merkwürdig. Ein Land, das schon seine natürliche Lage und Beschaffenheit zum ausgebreitetsten Verkehr zu Wasser und zu Lande bestimmt hat, ein Volk, das von jeher zahlreich und unternehmend, von der wildesten Ungebundenheit zur tiefsten Unterwürfigkeit unter eine willkührliche Regierung seit vielen Jahrhunderten gezwungen ward, ohne seinen Muth zu verlieren, das von den fürchterlichsten Landplagen jeder Art, von Pest, Hunger, von den mörderischsten Kriegen von innen und aussen, und mehrmals schnell hinter einander geschwächt ward, und doch immer sich bald wieder erholte, das die besten Menschen, und die liederlichsten Verschwender und Tyrannen auf seinem Thron abwechseln sah, ohne seinen Nationalcharacter merklich zu verändern, das andern Völkern unvergeßliche Beyspiele der erhabensten Tugend und des abscheulichsten Lasters aufgestellt hat, das durch Künste und Wissenschaften aufgehellt, zuerst dem Oberhaupt der catholischen Kirche die Hände band, und doch nichts von Duldsamkeit wissen wollte, und jetzt ganz ohne Religion zu leben scheint, das seine Seemacht vernichtet sah, und zwanzig Jahre hernach furchtbarer als jemals auf den Meeren erschien, das seine Sprache zur herrschenden von Europa gemacht, und

durch die Eitelkeit seiner Moden Millionen von fremden Völkern in seine Kassen zu leiten wußte, dessen Regierung durch die feinste Staatskunst eben so grosse Erwerbungen gemacht hat, als durch die Waffen, dessen Finanzsystem auf die künstlichste Art zusammen gesetzt war, ohne das beste für die Unterthanen zu seyn, dessen grössester Theil bey aller benutzten Ergiebigkeit des Bodens, und bey den Reichthümern des Kunstfleisses und der Handlung oft bis zum Hunger Mangel leidet, und doch sein Vaterland liebt, das jetzt wie von einem electrischen Freyheitsschlag betroffen, eine auf lange schon bestehenden Grundsätzen gebaute Regierungsform zerstöhrt hat, und sich der Anarchie in die Arme wirft, das in seinen eigenen Eingeweiden wühlt, und von aussen alle Mächte Europens gegen sich vereiniget siehet, eines solchen Volkes Geschichte ist zu reichhaltig an Begebenheiten und Ereignissen, als daß sich bey einem allgemeinen Gemählde, welches der Zweck dieser Blätter ist, mehr als die wichtigsten Vorfälle, die wir aber doch immer auf die Beantwortung der Fragen hinzulenken uns bemühen werden, welches sind die Ursachen von Frankreichs Sturz? darstellen liessen. Wir spinnen also den Faden unserer Erzählung mit der ältesten Geschichte selbst an, führen dieselbe unter den Merovingern und Karolingern bis auf **Hugo Kapet** fort, der sich im Jahr 987 der christlichen Zeitrechnung auf den französischen Thron schwang.

Celten, die man hier Gallier * nannte, waren die ersten Bewohner Frankreichs, ein tapferes und sehr

* Mit ihrer Geschichte werden wir erst ohngefähr 120 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung etwas bekannter.

sehr kühnes Volk, dessen liebste Beschäftigung Kampf und Waffenübungen waren, bey dem man alle Tugenden wilder Völker, aber auch Leichtsinn, Völlerey und Faulheit antraf. Das ganze Land war damals in kleine Reiche und Freystaaten zertheilt, die durch eine Art Bündniß mit einander vereiniget waren. So eingeschränkt die Macht ihres Fürsten war, so groß war das Ansehen ihrer Priester, welche man Druiden nannte. Sie beherrschten die Gallier mit dem unumschränktesten Despotisme, von ihren Aussprüchen fand keine weitere Vertheidigung statt, und wen ihr Fluch traf, der war der Verachtung, dem Hasse und Abscheu des Volkes preiß gegeben. Sie hatten die Religion der Gallier, die noch verschiedene Kennzeichen eines reinen Ursprungs trug, mit Aberglauben und Abscheulichkeiten angefüllt, und sie gaben es als das sicherste Mittel aus, den Zorn der Götter zu stillen, wenn Menschen auf ihren Altären geschlachtet wurden. So war Gallien, als Rom, dessen Gränzen oft durch Schwärme von rohen Galliern waren beunruhiget worden, die Eroberung desselben unternahm, und Julius Cäsar 56 Jahre vor Christi Geburt nach einem schrecklichen und blutigen Kriege es gänzlich zu einer römischen Provinz machte. Da es nie ein Volk besser verstanden hat, die Ueberwundenen durch Mittheilung seiner Sitten, Gesetze, Sprache und Religion ihres Nationalgeistes zu berauben, so nahm auch Gallien, nach einigen mißlungenen Versuchen, sich wieder in Freyheit zu setzen, die Sitten der Römer, und als Rom seinen Glauben veränderte, auch das Christenthum an. Rom sank von seiner Grösse herab, seine wehrlosen Provinzen wurden eine Beute der nordischen Nationen, und die Burgunder und Ostgothen hatten schon einen Theil Galliens verheeret, als

die Franken, eine deutsche aus vielen kleinen Stämmen zusammengesetzte kriegerische Nation, der Sage nach unter einem Heerführer mit Namen Faromond sich ebenfalls darinnen festzusetzen anfiengen. Fabel und undurchdringliche Dunkelheit umgeben die Geschichte dieser Zeiten, und wir wissen ausser Klodio, einem Anführer der Franken, der sich nach vielen Streifereyen zulezt in Gallien niedergelassen, und den man als den ersten Stifter der Fränkischen Monarchie in Gallien ansehen kann, nicht viel. Mehr erzählt die Geschichte von Meroväus, 447 der seinen Nachfolgern den Namen Merovinger gab; er breitete sich mit seinen Franken immer weiter in Gallien aus, nach dessen Tod auch Childrich I. seine Gränzen immer weiter auszudehnen suchte. Sein Sohn Cladovåus, (nach jetziger Sprache Ludwig) zerstöhrte vollends die Herrschaft der Römer in Gallien 486, und machte sich auch durch jenen merkwürdigen Sieg über die Alemannen bey Zülpich berühmt, nach welchem er vielleicht mehr aus Politik, als aus Ueberzeugung die christliche Religion annahm, und sich in Rheims taufen, und zum König salben ließ. Dieser merkwürdige Akt gieng auch nach dem Geist der damaligen Zeiten nicht ohne ein auffallendes und erwartetes Wunder vorbey. Der Bischof Remigius hatte nemlich das Geschäfte der Taufe und Salbung an dem neuen König Clodwig zu verrichten. Eine grosse Menge Menschen hatte sich zu dieser feyerlichen Absicht in der Kirche versammelt, und alles war in der gespanntesten Erwartung. Der König erschien mit seiner Gemahlin und mit seinen Heerführern Remigius verrichtete an ihm die Taufe, und wollte ihn nun auch als den ersten christlichen König des Franken-Reichs salben. Allein er hatte das Unglück, das dazu bestimmte Oelfläschgen zu vergessen.

gessen. Man denke sich hier seine Verlegenheit vor einer solchen zahllosen Schaar von Menschen. Er blickte gen Himmel und seufzte um Hülfe. Plötzlich soll nun eine Taube mit einem goldenen Oelfläschgen im Schnabel auf ihn zugeflogen seyn, die ihn aus seiner Verlegenheit gerissen. Alles Volk staunte, und hielt dieses für ein vom Himmel veranstaltetes Wunder. Wir wollen darüber nichts entscheiden, sondern führen blos an, daß erst 3 Jahrhunderte nach dieser wundervollen Begebenheit einige Schriftsteller dieses Wunder erzählen, und vielleicht das Urtheil der Nachwelt überliessen, dieses Fläschgen hat man in Rheims bis in das vorige Jahr gezeigt, wo es erst öffentlich versteigert, und durch ein beissendes Gedichtchen verewigt worden ist. Ludwig starb 511. ohne sonderliche Proben von den Wirkungen seines angenommenen Christenthums zu zeigen. Nach seinem Tode wird die Geschichte Frankreichs ein so schreckliches Chaos der grössesten Abscheulichkeiten, daß man sie ohne Entsetzen nicht lesen kann. Seine vier Söhne theilten das Reich, und von nun an sieht man nichts als Brüder, welche die Staaten ihrer Brüder an sich reissen, Verwandte, welche Verwandte ermorden, eine Reihe von Scenen, wie sie die Geschichte der barbarischsten und grausamsten Menschen zu liefern im Stande ist. Eine einzige dieser Schandthaten zu erzählen, mag genug seyn. Einer von Clodwigs Söhnen hatte drey Prinzen hinterlassen, die unter der Vormundschaft ihrer Großmutter Klotilde zur Regierung sollten erzogen werden. Childebert und Klotar, die Brüder ihres Vaters, riefen sie unter schmeichelhaften Versprechungen nach Paris. Aber kaum waren sie angelangt, als ein Gefängniß ihre Wohnung wurde. Zu spat ahndete Klotilde Verrätherey, sie warf

sich ihren Söhnen zu den Füssen, sie um Schonung für ihre Enkel zu bitten. Sie erhielt keine Antwort, aber man schickte ihr eine Scheere und einen Degen, ein trauriges Symbol, daß sie nur zwischen Tod und Mönchshabit für ihre Lieblinge zu wählen habe. Ueberwältigt von dem Gedanken, Königskindern ein Leben voll Schmach und Niedrigkeit zu bereiten, vielleicht auch noch beseelt durch einige Hoffnung, rief sie aus: „Lieber das Grab, als die Kutte!“ Diese Worte waren das Todesurtheil der jungen Prinzen. Mit kaltem Blute stieß Klotar dem ältesten, einem Kinde von 10 Jahren, den Dolch ins Herz. Weinend und jammernd umfaßt der zweyte die Knie Childeberts, die Menschlichkeit kehrte schon in dieses Fürsten Seele zurück, als Klotar das Kind aus seinen Armen riß, und todt neben den Leichnam seines Bruders hinwarf. Nur der kleinste Prinz wurde in einem Kloster gerettet, wo er als Mönch im Geruche der Heiligkeit starb. „Ueber „nichts, sagt selbst ein Nationalschriftsteller, darf „man sich mehr wundern, wenn man sieht, wie alle die„se grossen Verbrechen ihr Gewissen durch eine Men„ge abergläubischer Verrichtungen einschläferten, und „ihre Unthaten dadurch gut zu machen suchten, daß „sie zweymal am Tage Reliquien küßten.“

Die Fortsetzung folgt.

Der Blumenfreund in Venstädt.

Ein Gemälde aus dem häuslichen Leben.

Der redliche Prediger in Venstädt kam an einem warmen Nachmittage aus seinem Gärtchen hinter dem Hause,

Hause, wo er einen sehr lieben Theil seiner irrdischen Schätze, seine Blumen, besehen und bewundert hatte. Blumen waren seit mehr als funfzehn Jahren seine Beschäftigung in Nebenstunden, sein immer neuer Zeitvertreib, sein Spiel, das ihm nichts kostete, und dessen er nicht überdrüssig ward. So ein Spiel, so ein Zeitvertreib ist in diesem Leben der Kindheit, zu welchem Spiel zu gehören scheint, jedem zu gönnen; es hilft den Menschen für die Geschäfte und Freuden des Lebens, gleich einer kleinen Feder in einem sehr zusammengesetzten Kunstwerke, in grösserer Spannung erhalten, macht den Gang des Lebens wie ein wohlgefügtes Harfenspiel in einer Uhr mannichfaltiger und angenehmer, ohne ihn zu hindern, und wohl dem, dessen Spielerey so unschuldig und wohlfeil ist, als die des Predigers in Venstädt. Sein ganzes Haus freute sich mit ihm über seine Blumen, und so dankte er ihnen sogar das Vergnügen, auch andere froh zu sehen. Riekchen, seine älteste Tochter, mit dem schönen frommen Gesichte und mit dem schlanken züchtigen Wuchse, half ihm geschäftig sie verpflegen, verpflanzen und begiessen; seine jüngern Kinder trugen ihm von allen Seiten her Blumen zu, unter welchen er, wie es zu gehen pflegt, nicht selten das für Schätze hielt, was von andern weggeworfen war, und seine gute treuherzige Frau hatte so geschmeidige Neigungen, daß sie sich immer den seinigen nachwanden, selbst wenn sie glaubte, sie lasse sie ihren eigenen Gang gehen, einen so gelenksamen Geschmack, daß sie pries, was er lobte, schlecht fand, was er tadelte, und auszurotten befahl, was er der Stelle nicht werth hielt. Gewiß auch darum liebte er sie so von ganzem Herzen; denn eine gutmüthige Fügung in die unschuldigen Launen und Liebhabereyen eines Geliebten sind wie

Blumenketten, die ihn wohl fesseln müssen, weil er nicht zerreissen wird, was er selbst wand. Der Pfarrer von Venstädt war ein Mann, dem zum Glücke nichts fehlte.

Das schien er aber zu fühlen; so heiter war er, als er aus seinem Garten in die Stube trat. Da kommst du ja schon wieder, Väterchen, rief seine Gattin ihm zu, sicher war es dir noch zu heiß im Garten. Die Sonne steht aber auch noch ziemlich hoch. Ist die Knospe, die gestern am Aufbrechen war, nun aufgeblüht?

Pfarrer. Ja, Rosinchen. Mein Liebling, die aschfarbene Nelke mit gelben Streifen, es hat sie weit und breit keiner, hat nun schon sechs vollkommene Blumen, und drey Knospen können noch gedeihen. Der Feuerfax ist auch in voller Blühte, so brennend hat ihn weit und breit keiner. Aber die dicke Knospe, auf die wir uns so freuten, ist eine Platznelke geworden. Schade! sie hat sonst einen herrlichen Grund, und feine, sehr feine Zeichnung. Du mußt mir hernach ein Fädchen Zwirn geben, das will ich behutsam darum legen, so fällt sie doch nicht ganz auseinander.

Die Frau. Ja, Väterchen, ich will den Faden doppelt nehmen, so hält er desto besser. Aber — sag einmal, warum sahst du denn vorhin so verdrüßlich aus, als ich dem Armen das Brod gab.

Der Prediger. Rosinchen, deine Gabe gefiel mir nicht.

Die Frau. Warum denn nicht, Väterchen, was hätte ich denn sonst geben sollen.

Der Prediger. Etwas weniger Sittenlehre, und etwas mehr Brod.

Die Frau. Brod gab ich ihm, so viel ich geben konnte, und die Sittenlehre gab ich aus gutem Herzen obenein.

Der Prediger. Er wird aber nicht satt davon geworden seyn. Ich wollte, Riekchen wäre da gewesen, die hätte ihm ein grösseres Stück gegeben.

Die Frau. Ja Riekchen! Riekchen weiß noch nicht, wie schwer es ist, eine Brodrinde zu erwerben. In ihren Jahren war ich auch so. Da denkt man, man habe auf das ganze Leben genug, wenn man vom Tisch aufsteht; als ob man gleich stürbe, wenn alles aufgezehrt ist. Man muß doch auf die Zeit denken, in der man wieder hungern wird. Ueberlege nur, haben wir nicht seit kurzem so viel Ausgaben gehabt? Riekchen mußte ein neues Kleid haben, das Fähnchen ist so schlecht, als es sich auswählen ließ, und kostet doch Geld. Die kleinen Mädchen haben auch bekommen, und die Jungen brauchten neue Stiefeln. Das ist ein theures Vierteljahr gewesen. Und der wilde Bube, der Wilhelm, hat seine neuen Stiefeln schon wieder schief gegangen.

Der Prediger. Nun nun, Rosinchen, laß das gut seyn. Die Leute, die die Stiefeln so schief gehen, sind unbekümmerte fröhliche Leute, und kommen auf ihren schiefen Stiefeln auch durch die Welt, das hab ich immer bemerkt.

Die Frau. Aber, liebes Väterchen, wo soll am Ende alles herkommen? Sieh nur, dein Schlafrock sieht auch schon wieder ganz lebenssatt aus von der Gartenarbeit.

Der Prediger. Freylich, hie und da fängt er an, sich in seine Bestandtheile aufzulösen. Aber weißt du was, ich will mich recht damit in Acht nehmen, ich will ihn lieber beym Sitzen immer ausziehen, so hält er noch etwas länger vor.

Die Frau. Das thue nur. Wir müssen ja freylich alles auf alle Weise zu Rathe halten und auch im Kleinen sparen. Sechs Kinder, und noch keins versorgt! Und wir werden von Tage zu Tage älter, — wenn wir stürben, wie würden die armen Kinder von dem wenigen Ersparten so kleine Bissen beissen müssen!

Der Prediger. (Wehmüthig.) Rosinchen, wir thun, was wir können, laß uns das ferner thun, und im übrigen traue auf den, der die Blumen kleidet!

Die Frau. Väterchen, das thue ich auch, aber man hat doch seine Sorgen. Wenn ich so bedenke, wie es mit manchem andern ist; ich weiß nicht, wie sie 's machen, sie leben gut und köstlich, und werden reich dabey. Uns hat es nicht so glücken wollen.

Der Prediger. Mütterchen, wir wissen ja nicht, wie es mit andern ist. Sie haben ja noch nicht alle die letzte Nachtmütze auf dem Kopfe. Laß uns in unsre Töpfe sehen, und uns nicht um fremde bekümm-

bekümmern! Und was hat uns denn gefehlt? wir haben gegessen und sind nie hungrig zu Bette gegangen, wir haben getrunken und sind satt geworden, wir haben uns gekleidet und nie sahe uns einer in Lumpen oder in Flitterpracht, die nicht bezahlt gewesen wäre, wir haben gelebt, und sind frölich gewesen, und wenn wir sterben, so finden unsre Kinder ein Tuch, in das sie unsre Leichen wickeln, und ein Stückchen Brod, bis sie selbst etwas erwerben. Reich wollte uns der liebe Gott nicht haben. Wir sind auch nicht aufgelegt dazu gewesen, zum Reichwerden gehört eine ganz eigene Laune. — Und was wir Dürftigern gaben, ist recht wohl aufgehoben, und kommt den Nachkommen noch zu gute. Wohlthaten, liebes Weib, glaubs nur, sind gar oft wie Saamenkörner, die man auf ein Plätzchen streut, von welchen man eben nicht zu erndten denkt, das man aber nicht leer lassen mag; so ein Plätzchen trägt oft unvermuthet mehr ein, als Land, das man um des Gewinns willen bestellt.

Die Frau. Das ist wohl wahr; aber besser ist besser. Ich habe so manchmal meine Gedanken über Stilners in Walnersdorf. So ein schöner Dienst! und ein paarmal haben sie geerbt! Es ist auch alles im Ueberfluß da, alles so prächtig, und die Mädchen gehen immer so neu, so kostbar, daß Riekchen dagegen — —

Der Prediger. Daß Riekchen dagegen aussieht, wie ein einfaches Feldblümchen gegen eine prahlende Tulpe. Die Wiesenblume hat auch ihren Werth, und der verständige Arzt sucht sie wohl emsig auf und bereitet sie zur labenden Arzney. Laß das gut seyn. Wir wissen ja nicht, wie Stilners sitzen.

Wenn

Wenn wir hinkommen, so führen sie uns immer in die Putzstube. Und mancher hat Glanz und Herrlichkeit und Freude in der Putzstube, und Schmutz und Hunger und Noth in der Wohnstube.

Die Frau. O so ist 's da nicht! Nein, nein, denen glückt alles.

Der Prediger. Mit den Blumen glückt 's ihnen doch nicht, die sind immer so hungrig und kümmerlich, ich habe sie ja ehegestern gesehen; gegen meine Nelken sind sie gar nichts, manche waren vertrocknet und andere von den Würmern zerfressen und ohne alle Ausnahme Krüppel. Wenn ich mein Nelkenbeet dagegen ansehe! —

Die Frau. Aber — aber ihr Getreide schefselt immer besser; ihr Flachs giebt mehr Garn; wenn die Pfarrerin die Wäsche trocknet, so hat sie allemal gutes Wetter. Sie brauchen die Hand nur aufzuthun, so fällt ihnen etwas hinein. Und das älteste Mädchen — das Ding ist kaum achtzehn Jahre alt, und sieht so gelb und verbrannt wie ein Plättuch (Biegeltuch), sie könnte sich lange bleichen, sie würde doch nicht weiß.

Der Prediger. Rosinchen, werde nicht böse, du weißt, ich kann das nicht leiden, so gehe ich im Augenblicke in den Garten.

Die Frau. Nun nun, Väterchen, schmäle nur nicht. Ich habe ja wohl Ursache böse auf sie zu seyn, sie wußte ja neulich vor Hochmuth nicht, ob sie mit Riekchen sprechen sollte oder nicht. Das Ding ist aus Eitelkeit zusammengesetzt.

Der

Der Prediger. Wie kannst du dich nun da ereifern, Rosinchen? Wenn sie nicht mit Riekchen sprechen wollte, so brauchte Riekchen nicht zu hören, und das Hören wird einem manchmal sauer. Und ein wenig Eitelkeit wirst du ja einem achtzehnjährigen Mädchen nicht so übel nehmen. Kommts mir doch immer so vor, als ob du selbst in deinem großblümichten blau und weissen seidenen Kleide dir besser gefielst, als in deinem Altagsrock. Auch giebt es wenig Männer, die vor einem Spiegel vorüber kommen können, ohne beyläufig mit hinein zu sehen. Ach! Eitelkeit ist ein Erbstück von der Eva her, und wir haben sie alle aus der nemlichen Ursache, aus welcher wir für unsre Nacktheit eine Hülle suchen. — Oder habe ich nicht recht?

Die Frau. Ach ja, ich mag die Eva nicht vertheidigen. Aber denke einmal: der Rath Milder — — Riekchen hat ihn kennen gelernt, da sie im Winter der Schwägerin in der Stadt haushielt, und erst gestern, da sie dort war, hat sie ihn gesprochen; er ist ein gar hübscher artiger Mann, sagt Riekchen, und gelehrt und noch nicht dreissig Jahr alt, und er kann noch einmal geheimer Rath werden, so viel macht der Fürst aus ihm, sagt Riekchen, — — und er hat zwey alte reiche Muhmen.

Der Prediger. Nun solche alte Muhmen sind auch eine Gabe Gottes und mit Dank anzunehmen.

Die Frau. Und ein so schönes Haus, und so zierliches Hausgeräth, und so viele Gelder — —

Der Prediger. Und so schöne Blumen, so herrliche Nelken! das weis ich wohl, er soll die schönsten in der Stadt haben. Ich hätte sie längst gern gesehen, und er soll sich auch freuen, wenn man seine Blumen besieht. Aber ich dachte immer, es könnte doch wahr seyn, daß sie schöner wären, als meine, und da möchte ich denn mit meinen unzufrieden werden. Darum bin ich lieber weggeblieben.

Die Frau. Nun denke: der Rath Milder ist seit vierzehn Tagen schon dreymal in Walmersdorf gewesen, und es soll so gut, als richtig seyn, daß er das älteste Mädchen heyrathet.

Der Prediger. Das wäre gut für sie. Und ihr Vater könnte dann Nelkensaamen und Senker (Einschnitte) von dem Schwiegersohn bekommen, — — —

Die Frau. Sieh! so glückt es uns nicht. Bey uns noch keine Aussicht, — — Riekchen ist nun schon ein und zwanzig Jahr alt, und noch keine Aussicht — — —

Sie stockte.

Der Prediger. Noch keine Aussicht auf einen Freyer meynst du? — Rosinchen! Rosinchen! ich habe das so oft an dir getadelt, immer laufst du mit deinen Sorgen der Zeit voraus. Immer fürchtest du Mißwachs und Hagelschlag, wenn es kaum grünt und blüht. Habt ihr Weiber nicht immer Sorgen auf Sorgen! Indeß, das mag seyn. Ich weiß, daß euch Weibern Gott mehr davon beschieden hat, als uns Männern; ich weiß, daß eure

Natur

Natur selbst euch mahnt, schon für das Anstalten zu machen, was noch nicht da ist; ich weiß, daß es in der Welt, in welcher man auch Linnen braucht, seine Vortheile hat, daß ihr schon dann das Linnen anschaft, das die Söhne einmal in der Wirthschoft nöthig haben werden, wenn die Söhne noch nicht wissen, was Linnen ist; darum lasse ich mir das Sorgen gefallen. Was geht denn aber Riekchen bey uns ab? Sie ist gesund, wie eine Blume, und lustig, wie ein Vogel unter dem Himmel, und sehnt sich gewiß nicht aus dem väterlichen Hause! sie hat es doch noch nie gesagt, daß sie gern heyrathen möchte.

Die Frau. Väterchen, das sagen ja die Mädchen nicht.

Der Prediger. So? das mußt du freylich wissen Aber für Riekchen ist mir nicht bange, die wird schon einen Mann finden. Alle Leute sagen ja, sie wäre so hübsch.

Die Frau. Das sollt ihr auch kein Mensch absprechen, der sehen kann; aber die meisten jungen Männer können ja nicht mehr recht sehen. Es mag wohl von dem vielen Lesen kommen. Und dann giebts andere, die ein Goldstück schöner finden, als ein Paar hübsche Augen.

Der Prediger. Das ist nun freylich schlimm. Ein freundliches Auge, eine frische Lippe, so wie eine fein gezeichnete Blume ergötzen ja freylich mehr, als ein verschimmelter Thaler oder ein alter krummer Dukaten. Sieh, Mütterchen, so alt ich bin, so hebt und bewegt mir doch Schönheit noch immer das Herz wie ein Hinblick auf die seelige Jugend. Schönheit deucht mir immer ein heiterer Gedanke Gottes, seinen Menschen sichtbar gemacht, wie die

Liebe eines Vaters in seinem lächelnden Antlitz. Ach! wen Schönheit nicht rührt, der ward wohl aus hartem Stoff gebildet! Aber man muß nicht ungerecht seyn. Schönheit macht freylich nicht satt, und ein niedlicher Mund kann wohl einen vollen Teller leeren, aber keinen leeren füllen, und wer nun einmal lauter leere Teller im Hause hat, der muß ja etwas aufs Geld sehen. — Wenn aber auch Riekchen nicht hübsch wäre, sie bekömmt doch einen Mann, und es wird keiner mit ihr angeführt. Noch nicht Einmal hat sie uns Verdruß gemacht, sie ist immer so emsig, am frühesten aus dem Bette, am spätesten geschäftig, und so treuherzig und gut. Ich werde sie einmal recht vermissen, so geht sie mir bey meinen Blumen zur Hand, windet mir selbst das Wasser aus dem Brunnen, hilft mir pflanzen und gätet das Unkraut aus und begießt meine Nelken. Freylich versteht sie sich noch nicht ganz darauf; erst heute erklärte sie den Mohrenkönig für eine mittelmäßige Blume, und der Mohrenkönig ist wohl eine rechte Nelke. Aber sie meynts's doch gut. Die Töchter, die ihren Vätern die Blumen so treulich begiessen, die werden ihren Männern die Kinder gut verpflegen und erziehen. Glaub's nur, Riekchen ist eines braven Mannes werth.

Die Frau. Ja — aber die jungen Männer heyrathen ja jetzt gar nicht mehr.

Der Prediger. Der liebe Gott, der das Heyrathen zuerst eingeführt hat, wird es ja nicht abkommen lassen. Rosinchen, traue auf den, der die Blumen kleidet!

Der Beschluß folgt.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Zwey Frauenzimmer, Brunehild und Fredegunde spielten bald auf diesem abscheulichen Schauplatz die vorzüglichsten Rollen, und ganz Frankreich wurde durch sie auf das schrecklichste zerrüttet. Beyde waren Gemahlinnen zweyer Söhne des grausamen Klotars; die erste, Siegberts Gemahlin, war eine Prinzessin aus dem königlich Gothischen Hause; die zweyte, von der niedrigsten Herkunft, verdankte Chilperichs Liebe, und dem Mord seiner ersten Gemahlin Galsuinde, Schwester der Brunehild, ihre Erhebung auf den Thron. Schuldig des Mords ihrer Königin, des Königs Siegeberts, zweyer ihrer Stiefsöhne und vieler Grossen des Reichs, selbst von dem Verdacht nicht frey, ihren eigenen Gemahl haben ermorden zu lassen, starb die letzte 597, ruhig auf ihrem Lager, nachdem sie alles durch die Grösse ihres Geistes in Erstaunen gesetzt, und durch die Abscheulichkeit ihrer Unthaten sich den Fluch zugezogen hatte. Brunehild, weniger groß von Geist, aber auch mit weniger Schandthaten befleckt, fiel in die Hände des Klotars, eines Sohns der Fredegunde, und mußte in ihrem achtzigsten Jahre des schmäligsten Todes sterben, indem sie mit den Haaren, einem Fuß und einem Arm an ein wildes Pferd gebunden wurde. Nun war Klotar Herr von der ganzen französischen Monarchie, die sich damals von den Ufern der Elbe bis ans westliche Weltmeer erstreckte. Er war es übrigens, der die Macht der

Major Domus * vermehrte, ohne zu ahnden, was diese Stelle einst seinen Nachfolgern kosten würde. Sein Sohn Dagobert hätte nach dem Gebrauche das Reich mit seinem Bruder Charibert theilen sollen, aber das immer entscheidende Recht des Stärkern war auf seiner Seite, und Charibert mußte sich mit Aquitanien begnügen, das als ein Erbherzogthum bey seinen Nachfolgern blieb, bis es 1503 nach Ludwigs von Armagnak Tode wieder mit der Krone vereiniget wurde. Wollust und Weichlichkeit, Aberglauben und Verfolgungsgeist waren die Hauptzüge in Dagoberts Charakter, ob ihn gleich die Mönche freylich nur darum, weil er sie sehr bereicherte, ungemein erheben. Seine Nachfolger, die Könige von Austrasien und Neustrien, meistens Schwachköpfe, hiengen immer mehr und mehr von ihren Majoren Domus ab, deren Bedienung jetzt schon erblich geworden war. Der Major Domus Pipin, von Herstall, einem Ort im Lüttichischen, ließ den Königen nur den äussern Pomp, und den leeren Titel. Karl Martill folgte völlig seinen Fußstapfen. Er schlug die Sarazenen, die wie ein reissender Strom in Frankreich eingebrochen waren, 720 vorzüglich durch die Tapferkeit der in seinem Heere dienenden Teutschen zurück. Er ließ sogar den Königsthron nach Dietrichs Tode unbesetzt, und theilte, als er starb, das Reich unter seine beyden Söhne Pipin und Karlmann. Seine Grabschrift zeichnet seinen ganzen Charakter.

„Er wollte lieber Königen gebieten, als Kö„nig seyn.“

Beyde

* Das Amt eines Major Domus war anfänglich nichts mehr als die Stelle eines Oberhofmeisters des königlichen Hauses.

Beyde Brüder lebten und regierten mit der größten Einigkeit, aber Karlmann entsagte der Regierung bald, und verlebte seine übrigen Tage in dem Kloster Monte Caßino, in stiller ruhiger Einsamkeit. Der letzte Merovinger, ein Schatten vom Könige Childrich, und sein Sohn, mußten die Mönchskutte anziehen, und Pipin bestieg als Usurpateur den Thron eines Reichs, das er schon längst beherrscht hatte.

Pipin, mit welchem nun die Karolingische Linie auf den Thron kam, sah kein sicherers Mittel, sich auf dem Thron zu befestigen, als dem schon damals mächtigen Römischen Bischof Zacharias, und dem heiligen Bonifacius, Erzbischof zu Maynz, der in grossem Ansehen stand, zu schmeicheln, und das Beste der Geistlichkeit, auf alle Weise zu befördern, um sein widerrechtliches Verfahren gegen die verdrungenen Merovingischen Nachkommen zu beschönigen. Er wurde auch wegen seinen grossen Schenkungen, die er nicht nur dem Römischen Stuhl, sondern überhaupt der Geistlichkeit machte, ohne alle Umstände für den rechtmässigen Regenten der Franken erkannt. Die Päbste ahndeten auch nur zu gut, wie nützlich ihnen für die Zukunft dieser Fürst werden könnte, der ihre Herrschaft erweiterte, und ihnen auf Kosten der Longoparden, welche zweymal den mächtigen Arm Pipins empfanden, ein wichtiges Erbtheil verschaft hatte. Man erhob ihn bis in den Himmel, man sah ihn als die Stütze der Kirche, als einen neuen Moses und David an, die Franken hiessen das heilige Volk, das königliche Priesterthum, es war, mit einem Wort, beynahe keine Schriftstelle, welche nicht zum Lob Pipins angewendet wurde. Wie doch aber alles nach vielen Jahrhunderten so sonderbar sich drehen kann. Heut zu Tage

dürften sie wohl schwerlich dergleichen biblische Ehrentitel von Rom aus mehr zu erwarten haben. Pipin war aber auch in der That ein grosser Mann, und man vergaß über seiner weisen Regierung, daß er eben nicht auf die rechtmässigste Weise dazu gelangt war. Sein Tod erfolgte im Jahr 768, worauf sein Prinz Karl der Grosse nach dem frühen Absterben seines Bruders Korlmann, die fränkische Monarchie allein in Besitz nahm. Die Regierung dieses für seine Zeiten wirklich grossen Fürsten war durchaus kriegerisch, und eine lange Reihe glücklicher Feldzüge vergrösserten sein Reich um mehr als die Hälfte. Er zerstörte das Longobardische Reich in Italien, das den Päbsten bisher immer so fürchterlich gewesen war. Er bezwang nach einem 30jährigen blutigen Kriege die Sachsen, die damals noch rohe Barbarn und Heiden waren; überwand die Sarazenen, eroberte Oesterreich und Bayern, und wurde im Jahr 800 zu Rom als Kaiser ausgerufen. Er beschützte seine Staaten gegen die Einfälle der sich damals zuerst regenden Normänner, durch eine Seemacht, die in langen von der Mündung der Tiber bis an die dänischen Küsten kreuzenden Booten bestand. Ihm verdankten es die damaligen Zeiten, daß ein wenig Sprachlehre, Rechenkunst und Gesang eingeführt ward, und daß die Geistlichen anfiengen, lesen zu lernen. Nichts trägt das Gepräge seines viel umfassenden Geistes mehr an sich, als der Plan jenes Kanals, durch den er den Rhein mit der Donau vereinigen wollte, um so durch ganz Deutschland den Handel zu erleichtern, da die Wege damals ausserordentlich schlecht, und die innern Gegenden mit den dicksten Waldungen noch angefüllt waren. Die Anlegung dieses Kanals dürfen wir auch nicht weit entfernt von unsern Gegenden suchen;

denn

denn wir finden die Spuren noch heutzutag zwischen den Flüssen Alemühl und Redniz. Da aber seine Gegenwart mit seinen Truppen an den sächsischen Gränzen plötzlich nöthiger wurde, als die Ausführung dieses Projekts, so unterblieb dieses grosse Unternehmen bis diese Stunde. Doch Karls grosse Thaten, das richtige Urtheil über seine Regierung, gehören in die Geschichte Teutschlands; dorten kann man von diesem erhabenen Fürsten mehr sagen, der, in einem mehr erleuchteten Jahrhundert alle Talente seines grossen Geistes entwickelt haben würde, den aber seine Zeitgenossen nicht werth waren. Er starb im 72. Jahre seines Lebens 814 und in Aachen wird noch sein Begräbniß gezeigt. Ihm folgte sein Sohn Ludwig I., der Geist seines grossen Vaters aber ruhte nicht auf ihm. Die Geschichtschreiber seines Zeitalters gaben ihm zwar den Beynamen: der Fromme, doch nur aus Dankbarkeit für seine verschwenderische Freygebigkeit gegen die Clerisey, und nicht aus wahrer Ueberzeugung seiner ächt religiösen Denkart Denn seine Thaten, die er ausführte, tragen wahrlich das Gepräge eines christlichen Fürsten nicht an sich. Mit grösserm Recht nennt ihn daher die schärfer blickende Nachwelt den schwachen Andächtler. — Pipin und Karl hatten durch ihre persönlichen Eigenschaften, der Macht der Grossen die Wage gehalten, aber Ludwig I. war nicht im Stande sich der geringsten ihrer Anmassungen zu widersetzen. Sein Betzimmer war auch der Ort, aus welchem er seine weitläuftigen Staaten, welche Italien, Teutschland und Frankreich begriffen, regieren wollte; und wann er mit der Wachsamkeit eines Polizeybedienten über die kleinste Unordnung an seinem Hofe wachte, so glaubte er genug für die Wohlfahrt des ganzen Reichs gethan

zu haben. Und so viel Güte des Herzens einige Schriftsteller diesem Prinzen zuschreiben, so begieng er doch bey der Empörung seines Neffen Bernhards von Italien, eine That, die durchaus mit nichts entschuldigt werden kann. Der junge verführte 19 Jahr alte Prinz fiel in seine Hände, Ludwig ließ ihm die Augen ausstechen — eine Operation, an welcher er nach 3 Tagen starb. Zwar that er wegen dieser That öffentlich, in einen Bußsack eingehüllt und auf den Boden hingestreckt, eine schimpfliche erniedrigende Abbitte, behielt aber dennoch Bernhards unschuldigen Bruder im Gefängniß. Die Geburt Karls des Kahlen von seiner zweyten Gemahlin Judith aus Bayern, einer stolzen und herrschsüchtigen Dame, wurde für ihn und sein Haus die Quelle der blutigsten Streitigkeiten. Der Sohn einer so geliebten Gemahlin konnte nicht ohne Erbe seyn, gleichwohl hatte Ludwig das Reich schon unter seine älteste Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig getheilt, und es war kein ander Mittel, als die Staaten dieser drey Prinzen zum Vortheil des jungen Karls zu zerreissen. Diese Ungerechtigkeit bewaffnete die Söhne wider den Vater. Keine Demüthigung konnte den Kaiser dem Schicksal, das ihm bestimmt war, entreissen; er wurde abgesetzt, und ertrug sein Unglück mit einer Gleichmuth, die beynahe wie Stärke des Geistes aussah. Nach einer Reihe trauriger Jahre, nach neuem Blutvergiessen, Siegen und Leiden bestieg er dennoch wieder den Thron, und er war glücklich genug auf demselben, wiewohl unter den Waffen wider seine unnatürlichen Kinder, zu sterben.

Die Fortsetzung folgt.

Der

Der Blumenfreund in Venstädt.

Ein Gemälde aus dem häuslichen Leben.

Beschluß.

Indem kam Riekchen aus dem Garten, und trat mit ihrem Strickzeuge in die Stube. Ein liebes liebes Mädchen! Wohl dem, der einer solchen Gattin gewürdigt wird, er hat mehr gefunden als den Stein der Weisen, und zur Freude des Lebens mehr als alle Goldtinkturen! Ihre holde Rede öffnet das Herz für die Welt, ihr ermunternder Blick strömt Kraft zu nützlicher Arbeit in den Arm, ihr Kuß zaubert die Erde umher in einen Garten um, und die kleine Flamme auf dem kleinsten Heerde, von ihrer Hand entzündet, lodert hoch und lieblich, wie eine Altarsflamme. Sie trat daher, süß und ehrenwerth in ihrer jungfräulichen Würde und jugendlichen Schöne, hehr und entzückend, wie das Traumbild in der schaffenden Einbildungskraft des zuerst sich fühlenden unschuldigen Jünglings. Auf ihrer Stirn schwebte froher offner Sinn; hätte ein dichtender Maler hellen Verstand, gutmüthige Treue und himmlische Freundlichkeit, wie sie eben von einem herrlichen Gedanken stärker glüht, in ein Ideal gedrängt, er hätte überrascht sein Ideal in ihren glänzenden braunen Augen wiedergefunden, über welche die langen seidenen Augenwimper einen unbeschreiblich sanften Schatten von Bescheidenheit warfen; auf den Wangen schimmerte die Unschuld und Gesundheit, wie auf den Wangen der Harzmädchen; auf den unentheiligten Lippen webte Zucht und Schaam; und ihre Tracht war von sparender Häuslichkeit gewählt, von unverschrobenem Geschmack gearbeitet und

von lieblicher Reinlichkeit bewacht. Es ist nun Wasser genug da, lieber Vater, sagte sie, wann giessen wir denn nun die Nelken? Wann das Wasser in der Sonne etwas warm geworden ist gegen Abend, antwortete er. Und, der Mohrenkönig und der Feuerfax u. s. w. muß vorzüglich bedacht werden, wollte er eben hinzu setzen, als ein wohlgekleideter junger Mann vor dem Gasthofe gegenüber vom Pferde sprang, sein Roß dem Wirthe gab, und gerade auf die Predigerwohnung zugieng. Ach! der Rath Milder, er kömmt her, rief Riekchen, und entwischte nicht, wie sich das wol zu begeben pflegt, durch eine Hinterthür, weil sie immer so gekleidet war, daß sie ohne weitere Anstalten gesehen werden durfte. Da muß ich doch sehen, dachte die Mutter, ob ich erfahren kann, wie es mit Stilners Tochter und ihm eigentlich steht? Da muß ich doch sehen, ob ich Nelkensaamen und Nelkensenker bekommen kann! dachte der Vater; und was Riekchen dachte, weiß ich nicht; sie ließ das Strickzeug beynahe fallen, und das Roth und Weiß ebbte und flutete so schnell auf ihren Wangen, wie wenn ein Sonnenwirbel rothe und weisse Rosenblätter in einem Blumenkörbchen durcheinander wühlt. Diese inneren Bewegungen bey unsern drey Leutchen dauerten immer noch fort, als der Rath Milder schon längst sich freundlich und bescheiden angekündigt, freudig die verschiedenen Begrüssungen empfangend, und seinen überfallenden Besuch mit seiner Begierde, des Pfarrers Blumen zu sehen, entschuldigt hatte. Der redliche Pfarrer fand sich bey dieser Entschuldigung zu sehr auf seinen Platz gesetzt, als daß er von demselben hätte weichen, und, der Zerstreuung ungeachtet, in welche der Gast von Zeit zu Zeit verfiel, von etwas anderm, als von seinen Nelken hätte reden sollen.

len. Es ward also gar vielerley von Pikotten, Bizarden und Bandblumen gesprochen; unser Prediger prägte sich manche ihm unbekannte Benennungen mit einer Begierde ein, mit welcher nur wenige Jünglinge die Kunstwörter ihrer Wissenschaft umfangen, bis die Erwartungen, die des Pfarrers Lobeserhebungen von seinen Blumen immer erneuerten, dem Rath Milder die beste Gelegenheit boten, um einen Gang in den Garten zu bitten. Er faßte nach der Aeusserung der Mutter, daß sie im Hause bleiben müsse, Riekchens Hand, und bat, ihn zu leiten; der Vater gieng nebenher, und setzte die angefangene Abhandlung fort, die aber der Rath in seiner sonderbaren Zerstreuung nicht hörte; und die jüngern Kinder eilten voran, und trugen, als sie die Gartenthüre geöffnet hatten, geschäftig ein Paar Töpfe mit Rosmarin, Zypressen und keimenden Zitronen umher, und freueten sich nicht wenig, als der Rath gefällig ihre ausländischen Seltenheiten bemerkte, die sie für grosse Schätze hielten, und deren mächtiges Gedeihen sie bewunderten, obgleich die armen Pflänzchen schon seit einem halben Jahre eines langsamen Todes starben. Die innige Heiterkeit, die von dem Gesichte zurückschimmerte, mit welcher der Prediger seinen Gast an sein Nelkenbrett führte, die Beredsamkeit, mit welcher er die Geschichte eines jeden Lieblings erzählte, die Scharfsichtigkeit, mit welcher er alle Schönheiten bemerklich machte, ist unbeschreiblich. Er hätte nicht entzückter loben, nicht geschäftiger, was er für Mangel hielt, entschuldigen können, wenn die Nelken das Werk seiner Hände gewesen wären; und der Rath Milder war viel zu gefällig, um in das Lob nicht einzustimmen, und seinen Tadel, wenn er tadelte, durch den Zusatz zu schwächen, daß es vielleicht blos

Eigensinn der Kenner wäre, daß sie manche Blume verschmähten, und so zerstreut, daß er alle übrigen Verhandlungen des Predigers kaum hörte. Es müssen ihm wol wichtige Dinge im Kopf herum gehen, dachten seine treuherzigen Wirthe, als er sich, wie sie meynten, so früh wieder zur Abreise schickte, da er im Hause kaum eine kleine Erfrischung genossen, und sich ihren Besuch auf morgen ausbedungen hatte. Sie müssen, sagte er, nun auch meine Nelken sehen; ich schicke Ihnen morgen früh einen Wagen, Sie lassen sich ein Mittagsessen bey mir gefallen, besehen dann recht gemächlich meinen Garten, nehmen von Blumen mit, was Ihnen gefällt, und zeichnen die aus, von welchen Sie auf den Herbst Senker haben wollen. Und Sie, indem er sich an Riekchen wandte, denn eine Zusage, die ich einmal erhielt, erlaß ich nicht wieder, Sie halten doch auch, was Sie mir vorhin versprachen? Sie scheinen die Blumen zu lieben, wenn Sie also nicht mitkommen, so glaube ich, Sie verachten die meinigen. Alle Einwendungen des Vaters und der Mutter, die für sich die Einladung schon angenommen hatten, wurden widerlegt, und die Entschuldigung, daß morgen Nachmittag häusliche Geschäfte Riekchens Gegenwart zu Hause nöthig machten, dadurch von dem bittenden Gaste zurückgewiesen, daß er versprach, wenn es ja nicht anders seyn sollte, sie bey guter Zeit nach Hause zurückfahren zu lassen. Ein allerliebster Mann! dachte der Prediger, als Milder nun weg war, was werde ich morgen nun alles sehen, was werde ich morgen nun alles bekommen? — — Ein allerliebster Mann! dachte die Mutter, nur Schade, daß ich nicht dazu kommen konnte, ihn über Stilners Tochter in Walmersdorf auszuforschen. — Ein allerliebster Mann! dachte Riekchen,

chen, und beym Andenken an ihn seufzte sie aus voller Brust, und ihr Herzchen schlug stärker. Die Einladung war es also, hub der Prediger an, was er dir vorhin sagte, ich dachte, er hätte von meinen Blumen gesprochen; der Feuerfax schien ihm recht in die Augen zu stechen, ich glaube, er möchte ihn wol haben. Ich dachte, er hätte von meinen Nelken gesprochen —

Riekchen. Ja, auch — aber —

Der Prediger. Ein guter Mann, so artig und deutsch; so ohne Hochmuth und Ziererey, und schien so viel Achtung für den Predigerstand zu haben!

Die Frau. Ein recht verständiger Mann, wie er so wirthschaftlich sprach, als von häuslichen Sachen die Rede war.

Riekchen. Ja, und wie er so gerührt wurde, als die alte Müllern und ihre lange Krankheit erwähnt ward, wie er sich so genau erkundigte, ob sie auch Verpflegung habe.

Der Prediger. Ja, ja, ein rechtlicher Mann. Nur — ein klein, klein wenig scheint er mir nach der Welt zu seyn.

Riekchen. Ja wie denn so, lieber Vater?

Der Prediger. Ja, denke nur, er tadelte da etwas an meinen Blumen, was doch hinein gewachsen ist. Die aschfarbene Nelke mit gelben Streifen, sagte er, müsse heutiges Tages blos Streifen und keine Punkte, und die rothe mit den weissen Punkten müsse nur Punkte und keine Streifen haben; das war doch etwas nach der Welt gesprochen. Die Streifen und die Punkte sind doch von Natur so, und also muß es so recht seyn. Heutiges Tages aber soll nichts so seyn, wie es von Natur ist, und man sieht die Folgen davon an den Menschen. Haben sich nicht vor ein Paar Jahren die Weiber mit den

Aussenwerken, die sie auf den Hüten trugen, und mit den Kissen, womit sie sich verpolsterten, verstellt! Verstellen sich nicht immer noch manche hübsche Mädchen für der Aeltern schönes Geld! Zerkerkern nicht manche ihre wohlgediehenen Füsse in den engsten Schuhen! Zerschnüren sich nicht manche bis zum Ersticken! Das kommt alles davon, wenn nichts so seyn soll, wie es gewachsen ist. — Die Punkte und Streifen sind doch in die Nelken hineingewachsen — —

Riekchen. Er meynte vermuthlich nur, daß die Blumenkenner die Blumen lieber so hätten, wie er angab, weil sie so etwa seltner, vielleicht auch wirklich schöner sind.

Der Prediger. Nun, nun, das werden wir ja morgen sehen.

So ward, den Abend hindurch, noch gar vieles von dem Gaste, von dem bevorstehenden Besuche, von den Anstalten dazu, und von den Erwartungen davon, gesprochen, und Riekchen sprach und hörte so gern davon, daß sie die Rede, wenn sie auf etwas anders abgleiten wollte, immer unvermerkt in den ihr lieben Gang zurücklenkte. Und das ward ihr nicht schwer, und hätte sie auch an das Geschäft, das morgen noch zu verrichten war, erinnern und bemerken sollen, daß der Besuch, den man aber doch nicht habe ablehnen können, an jedem andern Tage freylich bequemer gewesen seyn würde. So rückt man, — und wähnt dabey, man thue es ganz ernstlich, — die dunklere Seite eines Gegenstandes geschäftig heraus, wenn man andern, oder auch sich selbst verbergen will, wie werth er uns ist. Daß am folgenden Morgen, als der Wagen erschien, die Mutter bereit, und Riekchen, die seit der frühesten Dämmerung gar emsig gewesen war, ihr Geschwister

auf

auf den Tag zu versorgen und sich zu putzen, wie die Schöne eines Rosenfestes, gekleidet stand, und daß der Prediger schon seinen Garten besucht und von den besten Blumen einige zur Vergleichung abgebrochen hatte, versteht sich von selbst; und daß der Rath Milder seine Gäste hoch vergnügt und freundschaftlich empfieng, und sie noch mehr durch seine Rede, als durch die aufgetragenen Erfrischungen unterhielt, und daß dem Prediger ganz ungewöhnlich wohl und wie unter alten Bekannten zu Muthe war, daß die Mutter mehrmals im Herzen Stilners Tochter glücklich pries, daß der artige Wirth durch die Fülle und die geschmackvolle Anordnung, die überall in seinem Hause glänzte, in Riekchens Augen nichts verlor, wenn sie gleich dachte, gewisse Wünsche wären wol zu kühn, sie habe ja aber auch noch nichts gewünscht, und daß man, so bald als möglich, in den Garten gieng, läßt sich auch leicht denken. Zwey so vergnügte Stunden, als dem Prediger hier verflossen, hatte er seit vielen Jahren nicht gehabt. In tiefem Staunen stand er lange vor dem beschattenden Schirmdache, unter welchem die Nelken in üppiger Pracht hoch und schweigend sich brüsteten, und den Betrachter lange ungewiß liessen, was er zuerst, und was er am meisten bewundern solle! Endlich vermochte er, sich zu genauerer Musterung zu sammeln, aber er sprach wenig, denn er hatte zu viel zu schauen, zu viel zu bemerken. Nein, so etwas habe ich noch nie gesehen, der größte Maler müßte doch verzweifeln, wenn er nachahmen sollte, was der Finger der Allmacht gebildet hat! Des Inhalts ungefähr waren seine Reden, und er war von ihren Gegenständen so voll, daß er vom Anschauen derselben erst gar nicht scheiden konnte, als der Wirth seine Gäste in dem Garten herum führte;

so

so oft sie sich dem Schirmdache näherten, immer von neuem stehen blieb; und endlich, als der Rath gerade mit Riekchen in einem Gespräche war, seine Gattin wieder zu den Blumen zog, die jungen Leute weiter gehen, und in die Herrlichkeit vor seinen Augen vertieft, sie am andern Ende des Gartens allein auf und abwandeln ließ. Rosinchen, rief er, wenn doch unsre Jungen hier wären. Die armen Kinder sehen nun die Pracht nicht. Oder wenn unser alter Drescher herkäme, er wundert sich schon immer so über meine Blumen, welche Augen sollte der machen! Nein, so sind meine Nelken doch nicht, nur den Feuerfax habe ich brennender, aber so groß nicht. Ich hätte nicht gedacht, daß so etwas möglich wäre. Mir hat wol manchmal von Blumen geträumt, aber auch im Traum sah ich sie niemals schöner. Und von allen den Blumen soll ich haben! Du hasts doch gehört, daß mir der Gärtner von allen Arten welche ausheben, und daß ich mitnehmen soll, was ich fortbringen kann? Wie werden sich die Kinder freuen! So etwa hatte der gute Alte lange gesprochen, als der Rath Milder mit Riekchen zurück kam, und seine Gäste zum Mittagsessen in das Haus führte. Wer einen so häuslichen Geschmack hatte, bisher geduldig fortzulesen, der ist gewiß auch zufrieden, wenn ich von dem Essen nur sage, was sich doch am Ende auch von dem köstlichsten nur sagen läßt, daß es gut schmeckte und ein Paar Stunden Zeit vertrieb.

Der Prediger fand alles vortreflich; auch seine Gattin, die zwar eine gute Wirthin, aber doch auch eine erfahrne Köchin war, fand alles herrlich und wohlschmeckend, konnte aber auch nicht umhin, sich selbst einigemal leise zu gestehen, daß sie wohl auch so gut kochen könne, wenn sie das Zugehörige dazu

hätte;

hätte; und Riekchen und der Rath Milder assen nicht, und wurden doch satt. Wie das zugieng, zeigte sich, als die fern gewünschte Stunde des Abschieds kam.

Schon waren die Nelkenstöcke im Hause für den Prediger in Bereitschaft gelegt, und dieser hatte sie schon mehreremale besucht, schon hatte der Fuhrmann gemeldet, daß er in einer Viertelstunde vorfahren werde, als der Rath Milder die Hand des redlichen Alten und seines guten Weibes faßte, und mit beklommenen, sich hoch empordrängenden Herzen anhub: Meine Theuersten, Sie eilen so, — und ich habe doch noch so vieles von ihnen zu bitten.

Der Prediger. Was Sie wollen, lieber Freund. Sie möchten vermuthlich meinen Feuerfax haben, den gebe ich Ihnen gern.

Der Rath. Ach Lieber, Bester, einen ganz andern Schatz! Ihre vortrefliche, innigverehrte Tochter, — — das liebe Kind wies vorhin meine Bitte an Sie, ich bitte um Ihre Tochter —

Die gebe ich Ihnen noch lieber, stammelte in fröhlicher Verwirrung der Prediger, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und die Wehmuth zuckte in seiner Stimme.

Der Rath. So hätte ich denn Alles? so wollen Sie mein Vater seyn? Und Sie, Beste, — darf ich Sie Mutter nennen?

In entzückter Betroffenheit stammelte sie Ja, konnte doch nicht umhin, ihr Staunen bemerkbar zu machen, da sie von Stilners Tochter in Walmersdorf gehört habe. So hat das Mährchen auch Ihre Ohren erreicht? erwiederte er. Eine Geldsache, und etwas Gefahr, bey Stilners zu verlieren, hat mich die Zeit her mehrmals dahin gebracht. Aber weg jetzt mit diesen Kleinigkeiten! — Gott! wie bin ich

so

so glücklich! so glücklich! — Hier stockte seine Zunge, aber sein Blick redete weiter, und seine Hand trocknete die Thränen der Wonne von Riekchens glühenden Wangen. Die beyden Alten sahen sich wegen Stilners bedeutend an, und darauf sprach der Vater also: „Nun Gottes reichen Segen über euch, mein Sohn, meine Tochter, daß ihr froh und gesund seyd, und daß die Freuden und die Kinder um euch her blühen, wie ein volles Blumenbeet!“ — Alle Arme öffneten sich hier zu den liebevollsten Umarmungen; und die überselige Wonne des jungen Paares bey dem ersten langen Kusse, bey der ersten Umarmung, in welchen der schönste Morgen von Lebensfreude in ihren Seelen und in ihren Herzen aufgieng, will ich malen, wenn — ich malen gelernt habe, wie im Frühling das begeisternde Morgenroth aufglimmt, und den duftenden Thau, und das athmende Leben, und die frische Erde umher in rosigem Lichte badet.

Die Alten fühlten verjüngt bey dem Entzücken ihrer Kinder, was sie am Tage ihrer Verlobung fühlten, sie hielten sich lange herzlich umfangen, ihre Freudenthränen flossen in einander, und mit einem deutschen Händedruck sagte der Greis halb leise zu seinem redlichen Weibe: „Siehst du, Rosinchen, der Herr macht es wohl mit uns! Gott versorgt unser Riekchen, und giebt uns Stützen für das Alter. Der Name des Herrn sey gelobt! Habe ich nicht Recht, wenn ich immer sage: traue auf den, der die Blumen kleidet?“

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Frankreich war nun das Erbtheil Karls des Kahlen geworden, den aber die Habsucht Lothars, der bey dem Kaysertitel auch noch die übrigen Staaten seines Vaters gern besitzen wollte, keinen ruhigen Besitz nehmen ließ. Karl und Ludwig von Bayern verbanden sich daher mit einander gegen Lothar, und gewannen ihm den 25. Junius 841. die blutige Schlacht bey Fontenoy in der Landschaft Auxere ab. Diese Schlacht war so mörderisch, daß die Geschichtschreiber sagen, die Franken wären damals so geschwächt worden, daß sie seitdem an keine Eroberungen hätten denken können. Der darauf erfolgte Friede sicherte ihnen ihre Staaten. Wehrlos durch diese lange anhaltenden innerlichen Unruhen, war Frankreich nicht im Stande den Normännern zu wiederstehen, welche Tod und Verwüstung aus dem kalten Norden von Europa in das Innerste dieser fruchtbaren Länder trugen, und ein Enkel Karls des Grossen mußte ihnen 11000 Pfund Silber geben, damit sie sich mit der Frucht ihrer Räubereyen zurückzogen. Dieses schwache Verhalten zog ihm von allen Seiten Verachtung und Feinde zu, welche er nur mit Geld, nicht mit dem Stahl, sich vom Halse schaffen mußte. Die Grossen der Nation kümmerten sich wenig mehr um das Wohl des Ganzen, sondern jeder suchte sein eigenes Gebiet zu beschützen, und so unabhängig als möglich, von einem so schwachen und des Thrones unwürdigen Fürsten zu leben. So betrugen sich gegen ihn die weltlichen Grossen seines Reichs. Nicht höher schätzte ihn der geistliche

Stand. Diese Bischöffe sprachen gerade zu von dem Oberaufsichts- und Strafrechte, welches sie an Gottes Statt über die Könige und Völker hätten; und Karl mußte schweigen, weil sein Halbbruder, Ludwig in Teutschland, ihm ohnehin die Französische Krone rauben wollte. — Nach Lothars Tod suchte er sich zwar eines Theils seiner Staaten zu bemächtigen; allein seine Grossen waren damit so unzufrieden, daß sie Ludwig dem Teutschen feyerlich die Krone von Frankreich übertrugen. Thätiger auffer — als auf seinem Thron wußte Karl wieder ihr Zutrauen zu gewinnen, und die kurze Regierung seines Bruders zu endigen. Dennoch gieng er nach Kayser Ludwigs, Lothars Sohn Tod über die Alpen, bemächtigte sich Italiens, und erkaufte die Kayserkrone. Wenige Zeit darauf wurde ihm, wie man sagt, von einem jüdischen Arzt mit Gift vergeben, 877.

Sein Prinz Ludwig der Stammler folgte ihm auf dem französischen Thron, aber nicht in der Kaiserwürde nach. Er versuchte es zwar, einige Verwirrungen in seinen Staaten abzustellen, allein der Tod der ihn 879 überraschte, verhinderte ihn an der Ausführung seiner Entwürfe. Ueberhaupt artete jetzt Karls des Grossen Familie von Regierung zu Regierung immer mehr aus. Fürsten ohne Talente und ohne Tugenden, wenn man den blindesten Aberglauben nicht damit beehren will, fassen nach und nach auf dem Thron, der unter einer Menge mächtig gewordener Vasallen immer mehr und mehr wankte. Blos unter der kurzen Regierung der mit einander den Thron theilenden Könige Ludwigs und Karlmanns, des Stammlers Prinzen, schienen die Tugenden der Vorzeit wieder aufzuleben; aber Ludwig zerstieß sich

den

den Kopf an einer Thüre, und sein Bruder ward auf einer wilden Schweinsjagd von einem Fangeisen eines seiner Bedienten verwundet. Es macht ihm Ehre, daß er vorgab, ein Eber habe ihn verwundet, sieben Tage heftige Schmerzen litt, und an seiner Wunde starb, ohne das unschuldige Versehen seines Bedienten zu entdecken.

Die Nation setzte Kayser Karl den Dicken auf den Thron, dessen Schicksal war, alle Kronen seiner Vorfahren zu besitzen, um sie auf einmal wieder zu verlieren. Frankreich erwählte den Grafen Eudes, der unter der vorigen Regierung Paris wider die Normänner vertheidiget hatte, der aber so bescheiden war, sich mit dem Titel Regent, zu begnügen. Neun Jahre regierte er das Ruder des Staates, aber bey seinem Tode bewog er die Grossen, Karl dem Einfältigen die Krone zu übergeben. Rollo, Anführer der Normänner, erhielt jetzt die Normandie und Bretagne als ein Lehn von Frankreich, aber unwillig über die Zerstückelung des Reichs, und über das Ansehen, welches Karl seinem Minister zugestand, entsetzte ihn die Nation des Thrones. Hugo, Eudes Brudersohn schlug die ihm angebotene Krone aus, und gab sie dem Sohn des abgesetzten Königs Ludwig von jenseit des Meeres. Dennoch aber gieng seine Familie denselben Weg, den wir die Pipine haben betreten sehen. Hugo Kapet, ein Vetter des vorigen Hugo, schien vom Himmel zum Wiederhersteller des Reichs bestimmt zu seyn. Drey Könige, Ludwig IV, Lothar und Ludwig V. starben, um ihm Platz zu machen, und mit dem letzten war die Familie Karls des Grossen erloschen, und es folgte nun in der Reihe der französischen Regenten die Kapetingische

tingische Linie vom Jahr 987 bis 1328 ununterbrochen nach.

Ohne den geringsten Widerstand, geliebt und geehrt von der ganzen Nation, empfieng Hugo die Krone, und er trug sie mit einer Würde, die ihm vollkommen Ehre machte. Unter seiner Regierung lebte Gerbert, Erzbischof von Rheims, ein Mann, der zu seiner Zeit eine seltene Gelehrsamkeit besaß, den aber eben darum das Volk für einen Zauberer hielt, der aber doch nachher durch Unterstützung des Kayfers Otto III. zur päbstlichen Würde erhoben ward. — Die Regierung seines Sohnes Robert war äusserst unruhig, obgleich mit vielen Regententugenden versehen, hatte er doch eine noch beyspiellose Verfolgung auszustehen. Er hatte sich nämlich mit einer weitläuftigen Verwandtin, der er ein Kind erster Ehe aus der Taufe gehoben hatte, vermählt. Nun waren zwar diese Ehen unerlaubt, aber verschiedene Bischöffe hatten ihm die Erlaubniß ertheilet, als es auf einmal dem Pabst einfiel, die sich zärtlich liebenden Ehegatten zu trennen, und den König, der nicht sogleich gehorchen wollte, zu exkommuniciren. Man feyerte keinen Gottesdienst mehr, die Kranken blieben ohne Sakramente, die Todten unbeerdiget, der König wurde von jedermann verlassen, einige Bediente ausgenommen, die doch alle von seiner Tafel kommende Speisen, durchs Feuer von dem Fluch zu reinigen suchten. Robert sah sich nun genöthiget, seine Gemahlin zu verstossen, aber kaum war diese Unruhe gestillt, als eine Secte, deren religiöse Grundsätze so gefährlich schienen, daß man sie durch Scheiterhaufen zu vertilgen suchte, neue Verwirrung erregte. Die letzten Jahre seiner Regierung wurden endlich noch durch eine entsetzliche

Hungers-

Hungersnoth bezeichnet, in welcher man nicht allein todte Leichname ausgrub, sondern sogar in einigen Städten Frankreichs auf öffentlichem Markte Menschenfleisch feil hatte.

Die Fortsetzung folgt.

Beyspiele brüderlicher Liebe.

Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts segelte eine portugiesische Flotte von Lissabon nach Goa. Eines der größten Schiffe scheiterte an einem Felsen. Der Schiffskapitain und neunzehn Personen sprangen in ein Boot. — Nur mit einem kleinen Vorrath von Brod und Quittensaft versehen, ohne Kompaß, ohne frisches Wasser, trieben sie ins Indianische Weltmeer. Vier Täge und Nächte trieben und ruderten sie in dieser elenden Lage auf demselben umher. Darauf starb der Kapitain. Nun geriethen sie in Uneinigkeit, jeder wollte befehlen, und keiner gehorchen. Sie erwählten endlich einen Befehlshaber. Dieser schlug vor, daß man loosen, und jedesmal den vierten Mann in die See werfen sollte, weil ihr kleiner Vorrath von Lebensmitteln schon so weit verzehrt war, daß sie auch bey der schmalsten Eintheilung kaum drey Tage zu leben hatten. Ein Mönch, ein Zimmermann und der Kapitain (der sich aber lange weigerte, die Ausnahme für seine Person anzunehmen) wurden von der Loosung ausgeschlossen. Es waren also vier Personen, die vor den noch übrigen Sechszehn sterben sollten. Die drey ersten unterwarfen sich ihrem Schicksal; — der vierte ein Portugiesischer Edelmann hatte einen noch jüngeren Bruder im Boote. Da dieser sahe, daß sein Bru-

der sollte über Bord geworfen werden, umarmte er ihn auf die zärtlichste Weise, und bat ihn mit Thränen, er möge ihn an seiner Stelle sterben lassen. Der ältere Bruder, ganz weichherzig gemacht durch die brüderliche Großmuth, wollte nicht in die Bitte willigen. Der jüngere Bruder bat und weinte noch heftiger, der ältere widerstrebte, bis jener in dem edlen Kampf obsiegte, und in die See geworfen wurde. Allein er erreichte bald wieder das Boot und hielt sich ans Ruder. Man hieb ihm in die Hand und er sank ins Wasser, er hob sich wieder und faßte das Ruder mit der linken Hand, auch die zerhieb man. Da schwamm nun der Unglückliche an beyden Händen zerstümmelt, und that alles sich mit seinen Füssen und abgestumpften Armen, die er blutend in die Höhe hielt, über Wasser zu halten. Dieser klägliche Anblick rührte alle zum Mitleiden, sie riefen aus: es ist ja nur ein einziger Mensch, lasset uns sein Leben zu retten suchen. Er wurde nun ins Boot gezogen, und so gut verbunden, wie man konnte. — Sie ruderten die kommende ganze Nacht durch, am Morgen sahe man Land, welches die Gebirge von Mozambique in Africa, nicht weit von einer portugiesischen Colonie, waren. Hier kamen sie glücklich an, und blieben so lange da, bis die nächsten Schiffe von Lissabon vorbeyfuhren, und sie mit nach Goa nahmen. Linschoten, ein glaubwürdiger Schriftsteller, versichert, er habe mit den beiden Brüdern gegessen, und die Geschichte sowohl von ihnen selbst erfahren, als von andern Personen aus der vom Schiffbruch erretteten Gesellschaft.

Die Blattläuse an den Rosenstöcken.

Die Landleute, und Leute, die noch den alten großmütterlichen Vorurtheilen ergeben sind, glauben, daß diese Thiere, wovon die meisten Pflanzen ihre besondere Arten haben, durch den Staub- oder Sonnenregen, auch Mehlthau, welcher gemeiniglich im Sommer, gegen Abend, wenn es recht warm ist, und in der obern Luft ein kalter Luftzug vorübergehet, der einen kleinen Vorrath aufgelöster Dünste verdichtet, und zu dünnem fast unmerkbaren Regen, der nicht einmal sichtbar wäre wenn die Sonne nicht hineinschiene, niederschlägt, aus den Wolken mit herunter, oder mit dem Winde kommen. Es ist aber nicht so, sondern sie werden alle von ihren dicken Müttern geboren. Wer im May und Juny darauf Achtung geben will, kann diese Geburt mit ansehen. Ein Weibchen bringt in wenig Tagen etliche neunzig lebendige Junge zur Welt, und in wenig Tagen ist eine Aite schon Urältermutter.*

Noch artiger und merkwürdiger ist es, wenn wir einen Rosenstock genau betrachten, da finden

* Eber sagt auch von ihrer ausserordentlichen starken Vermehrung, und daß sie auch den Sommer über, auch ohne Begattung, lebendige Junge gebähren. Die männlichen Blattläuse kommen erst im Herbste zum Vorschein; daher auch um diese Zeit erst die Begattung möglich ist, worauf die Weibchen längliche Eyer legen, die aber einige Naturforscher für schon gebildete, nur in eine Haut noch eingeschlossene Blattläuse halten. Aus diesen Eyern, welche den Winter hindurch liegen bleiben, kriechen erst den folgenden Frühlin, die jungen Blattläuse aus, welche gar bald nach einigen Häutungen, ohne sich mit einem Männchen zu paaren, lebendige Junge gebähren, und sich auf diese Art bis ins neunte Glied vermehren.

wir auf seinen Blättern einige graue, fahle Klümpchen, welches nichts anders, als gestorbene vertrocknete Blattläuse sind, in welchen sich ein rundes kleines Loch findet. Welches alles kein blosser Zufall ist, wir wollen es genauer untersuchen.

Man findet die dicken grünen Blattläuse an dem Stängel der Rosenstöcke sitzen, die sich mit ihrem Stachel in die Schaale eingebohrt haben, und den Saft aussaugen. Unter denen findet man keine trockene. Sobald aber eine aus der Reihe der andern herauskriecht, hat es etwas zu bedeuten. Einen kleinen Feind hat die Blattlaus dann im Leibe, der sie wegtreibt.

Man untersuche nur eine solche dicke Blattlaus, die gerade auf einem Blatt kriecht, steche sie mit einer Nadel auf, so wird man eine kleine Made in ihr finden, diese ist ihr Feind, den sie bey sich trägt, der sie auch ums Leben bringt. Aber wie ist er da hinein gekommen?

Eine scharmante kleine goldgrüne Fliege — so klein, daß man sie kaum mit blossen Augen sehen kann — ist die Mutter des kleinen feindlichen Würmchens in der Blattlaus. Dergleichen kleine Fliegen schwärmen immer um die Armee der Blattläuse herum. Es sucht sich eine solche kleine Fliege eine der dickesten Blattläuse unter dem Haufen aus, setzt sich darauf, und sticht ihr ihren Legestachel in den Leib. Aus demselben läßt sie ein Eychen in den Leib der Blattlaus fallen. Aber nicht mehr als eins. Zwey Würmchen würden in einer Blattlaus nicht Nahrung genug haben. Nun hat sie das Ihrige gethan, und fliegt zu einer andern, wo sie es eben

so

so macht. Im Anfange fühlt die gestochene Blattlaus davon nichts; sondern saugt ihren Rosensaft sowohl, als die andern. Sobald aber das Würmchen aus dem Ey in ihrem Leibe ausgekommen ist, und anfängt, ihre Lebenssäfte zu verzehren, wird ihr nicht wohl zu Muthe. Dann kriecht sie weg aus dem Haufen, und begibt sich auf ein Rosenblatt. Entweder unten oder oben hin. Da bleibt sie stille sitzen, bis sie der kleine Feind ganz ausgezehrt hat; welches dem Würmchen just Nahrung genug, bis zu seiner Verwandlung gibt. Und dieses geschiehet alles in der Hülse der ausgezehrten Blattlaus. Nun spinnt sich das Würmchen ein, und bedeckt sich mit einer überaus zarten Seide. Damit aber die Hülse der Blattlaus nicht abfalle, oder vom Winde weggewehet werde, so beißt es sich unten durch, und spinnt sich mit zarter Seide an den Adern des Rosenblattes an. Wenn das Würmchen da, in seiner Hülse, als eine kleine Puppe, eine Zeitlang gelegen hat, so wird es wieder eine eben solche kleine Goldfliege, als seine Mutter war; bohrt sich aus seinem Grabe heraus, davon das kleine runde Loch an den grauen Klümpchen zu sehen ist. Sobald sie heraus ist, und seines Gleichen gefunden hat, geht es wieder auf die Blattläuse los.

Mittel wider den Bienenstich.

Man empfiehlet verschiedene Mittel, welche wider den Bienenstich dienen können. Eins ist der Bienen Honig selbst, womit man nur die Wunde bestreichen, und ihn, so bald er trocken geworden, neu auflegen muß. Ein anderes ist frische Erde, welche man aufdrücket. Man kann sich auch mit warmen Urine, mit Wasser und gestossener Peterlilge

Linderung der Schmerzen verschaffen. Allein zur gründlichen Hilfe wird das Ausziehen des Stachels erfordert. Wenn nichts sonst bey der Hand ist, so hat uns die Natur selbst einen Balsam gegeben, womit wir alle Wunden von Stacheln der Bienen, Wespen, oder auch von Dornen heilen können, nämlich, den Ohrenschmalz, womit man sie nur reiben darf.

Der Blutregen.

Der Aberglaube fand hierin ein Zeichen des göttlichen Zorns und prophezeite Krieg aus dieser Erscheinung. Aber aufmerksame Beobachter der Natur, haben uns hiemit näher bekannt gemacht, und gezeigt: daß der sogenannte Blutregen nichts weniger als ein Zorngerichte Gottes verkündige; auch nicht aus den Wolken komme; sondern, daß er auf eine ganz natürliche Art entstehe.

Es gibt eine Menge Bäume und Gräser, deren Blumenstaub nicht gelb sondern roth ist. Als der Aepfel- und Espenbäume, u. a. m. daher der Blutregen auf die nehmliche Art, wie der Schwefelregen aus dem gelben Blumenstaub, entstehen kann. (s. pag. 173.) Man fand in Espenwäldern noch einem Regen zu der Zeit, da diese Bäume in voller Blüthe waren, die Stämme ganz Bluthroth, weil der Regen davon heruntergeflossen und der mitgenommene Blüthenstaub sitzen geblieben war.

Auch hat man Beyspiele, daß der Wind rothen Sand häufig in die Höhe getrieben hat, welcher beym herunterfallen für einen Blutregen gehalten worden ist.

Am

Am gewöhnlichsten aber sieht man rothe Tropfen, die für Blutregen gehalten wurden, diese kommen aber von gewissen Schmetterlingen, die bey ihrer Verwandlung einen rothen Tropfen zurück lassen, und bisweilen, wenn ihnen die Witterung günstig gewesen ist, so häufig erscheinen, daß man eine Menge solcher Tropfen erblickt und es das Ansehen hat, als wenn blutige Tropfen aus den Wolken gefallen wären.

Wirkungen der Einbildungskraft.

Als Julius Cäsar eine Stadt, worinn sich zween seiner Hauptfeinde befanden, belagerte, wollte sich der eine davon, aus Furcht, selbst das Leben nehmen und forderte Gift von seinem Arzte: der andere aber glaubte sein Tod wäre noch ungewiß, wenn er den Cäsar um Vergebung bäte, und jenen Schritt zu thun, wäre noch allemal zeitig genug. Er gieng also freymüthig zu ihm, und bat ihn um sein Leben. Cäsar freuete sich, daß er Gelegenheit zu vergeben fand, und sagte: ich bin Ihnen Vergebung schuldig, für die gute Meynung, die Sie von meiner Leutseligkeit haben, Sie können sich auf meine Freundschaft und auf meine Wohlthaten sicher verlassen.

Dieses edle und erhabene Betragen des Cäsars setzte den Mann in Entzückung. Er eilte zu seinem trostlosen Freunde hin, um, wenn es möglich wäre, ihn noch zu retten. Er fand ihn blos entkräftet, und auf dem Bette in Gestalt eines Sterbenden ausgestreckt. Da er ihm des Cäsars großmüthiges Betragen erzählte, wünschte auch dieser zu leben, und daß er das Gift nicht genommen haben mögte. Auf Zureden seines Freundes ließ er dem Arzt rufen,

sen, — wenn, sagte er, nur noch Gegengift mich retten könnte! ich fühle den herannahenden Tod. Der Arzt kam und lachte. O! sagte er, Sie sind nicht krank, Sie befinden sich, wenn Sie es nur glauben, recht wohl; ich gab Ihnen, statt des verlangten Giftes, eine Herzstärkung, ich kannte Cäsars grosse Seele, und wußte, daß er Ihnen verzeihen würde. Cäsar, der dieses vernahm, belohnte den Arzt.

Der künstliche Baumschnitt.

Zweymal im Jahr läßt sich ein Baum beschneiden; das erstemal etwa im Februar, und hernach im Heumonate, und es läßt sich der Schnitt, bey einer Menge Bäume schon im Januar, oder noch im März und April vornehmen. Die Regel verordnet den Winterschnitt zwischen Weynachten und Ostern, den Sommerschnitt aber nach Johanni zu verrichten. Mit matten Bäumen kann man gleich nach Weynachten den Anfang machen. Bäume, die zwischen Martini und Fabian Sebastian, als der besten Zeit zum Versetzen der Bäume eine frische Stelle bekommen haben, und damals gehörig verpflanzt und gestutzt wurden, müssen Ein Jahr lang mit dem Messer verschont werden. Die alte Regel, man müsse die Bäume drey Tage vor oder nach dem Neumonde beschneiden, ist nur eine Regel für Mondsüchtige, weil das Mondabnehmen, mit dem Abnehmen der Beine, Arme, Aemter und Stämme nicht die mindeste Gemeinschaft hat. Die beste Witterung zum Baumschnitte ist die, wenn das Wetter nicht sehr heiß, nicht sehr kalt ist, und wenn es nicht regnet. Die gemachten Wunden werden dadurch zu sehr erweitert, ausgetrocknet, befeuchtet, und die Heilung auf mehr als eine Art gestört.

Zuerst

Zuerst beschneidet man die frühe Obstbäume z. E. im Januar die Sommer- und Herbstbirnen, im Februar die Pflaumen, im März die Aprikosen und Pfirschen. Alsdann folgen die Apfelbäume und s. w. Aprikosen und Pfirschen beschneidet man in Junius zum andernmale. Das Werkzeug zum Schnitte ist das gewöhnliche gesichelte Gartenmesser, und zu harten oder dicken Aesten die Baumsäge.

Das Beschneiden der Bäume hat die Zierde, und Fruchtbarkeit zugleich zur Absicht. Durch den Schnitt entwickeln sich unendliche Keime im Baume, die ohne den Schnitt erst nach langen Jahren, oder auch vielleicht niemals zum Vorschein gekommen seyn würden. So bleiben tausend Fähigkeiten in der menschlichen Seele und unserm Körper, wie auch in Thieren, auf ewig versteckt und verloren, welche doch eine zufällige Gelegenheit, oder der Fleiß der Kunst, zu unserm Erstaunen entbindet. Sollte sich diese Analogie nicht auch bis aufs Mineralreich erstrecken? An den Bäumen muß der Schnitt glatt, und wo möglich mit einem einzigen Zuge gemacht werden. Zerfaserte Stellen faulen hier, wie an thierischen Wunden. Man will sogar, daß das Messer die Säge nachebnen soll. Man sägt den Ast von unten hinauf, und nicht ganz durch, und man zeichnet den Gang des Zuges mit dem Messer vor, damit die Rinde, so wenig als möglich, in der Amputation gequetscht werde. Alles gesplitterte wird nochmals weggeschnitten. Der längliche Schnitt, den man Rehfuß nennt, ist der beste. Läst man am Schnitte oben und unten einen halben Finger Dicke stehen, so setzen sich mit der Zeit am Schnitte drey oder mehr Aeste an.

Man

Man nimmt überhaupt alles dürre Holz weg, weil es das grüne mit ansteckt. Wo Aeste und Reiser gar zu dichte stehen, und weder Sonne noch Luft hindurch lassen, da lüftet man die Stellen. Denen zu dünnen Aesten schneidet man die Aeste kurz ab, und man benimmt ihnen wohl gute Zweige, damit der Saft zurück treten, und den Stamm dagegen dicker machen möge. Junge Reiser behalten höchstens nur drey Augen. Kurz; je stärker ein Baum beschnitten wird, desto mehr Holz setzt derselbe an. Die Gewohnheit pflegt den Bäumen eine runde Krone, und den Geländerbäumen eine schöne Ausbreitung der beyden Seiten zu geben.

Wie befördert man aber die Fruchtbarkeit durch den Schnitt? der berühmte de la Quintinie empfiehlt, die starken Zweige an einem Baume zu vermindern, ihm vornehmlich die schwachen zu lassen. Man wird nach den vorigen Schnitten, zweyerley Holz an den Bäumen gewahr, nämlich starke und schwache Fruchtzweige. Die starken sind Holzzweige, die schwachen Fruchtzweige. Nach der gemeinen Methode kürzt man sowohl die Holz- als Fruchtzweige, bis auf drey Augen ab. Freylich läßt sich dadurch die Verzierung eines Baumes am leichtesten erhalten. Aber zur Fruchtbarkeit nimmt de la Quintinie eine gute Anzahl Holzzweige weg, da er Fruchtzweige nur verkürzt, weil dieses die Fruchtbarkeit sehr vermehrt. Alsdenn muß aller Saft, den Holzzweige ohne Nutzen verzehren, zurücktreten, und zum Theil in die junge Fruchtzweige herübersteigen.

Unsere Geschichte lehrt uns, daß das Obst niemals aus dicken Aesten, sondern allezeit aus schwachen Zweigen hervorwächst. Man kann sich dabey getrost

getrost auf die Erfahrung berufen, wenn unfruchtbare Bäume auf die beschriebene Art beschnitten worden, ob sie gleich bejahrt sind, daß sie dennoch eine Menge Früchte bringen werden. Alte Bäume werden durch ein kurzes Abstutzen, oft ganz und gar wieder verjüngt. Es treibt der Saft an den Seiten des Abschnitts schwache Zweige, welche künftig Fruchtknospen liefern. Geilwachsende Bäume bessert kein Schnitt, sondern man muß ihrer Wurzel zwey Fuß tief schlechtere Erde geben.

Bey allem Beschneiden zur Fruchtbarkeit bemerke man noch die Regel: lange junge Fruchtzweige tragen nicht gerne; man verkürz sie folglich. Denen Fruchtzweigen von einer mässigen Länge benehme man nur die äusserste Spitzen. In der Baumschule beschneide man die Stämme ganz und gar nicht. Versetzt man den Baum, so gebe man ihm die Figur durch den Schnitt, und zwar so genau, als es möglich ist, und man verstutze zugleich seine Wurzel, und man lasse ihm nur drey seiner stärksten Wurzeln.

Befleckte Kleidungsstücke und Wäsche wieder herzustellen.

Da diese Kunst viel zur Frugalität (Sparsamkeit) beyträgt, und unter die ersten Bedürfnisse einer reinlichen Haushaltung gehört; so glaube ich manchem, dem sie noch nicht bekannt ist, einen Dienst zu erweisen; wenn ich sie in diesen Blättern mittheile.

Bey Flecken, die durch Wachs, Pech, Harz, Terpetin, Wagenschmier verursacht worden, und

die

die auf Wollenzeuge gekommen sind, sorge man zuerst, das gröbste mit einem Messer behutsam abzuschaben. Hierauf tränke man die fleckige Stelle mit Terpentinöl, halte ihn über heisse Asche, damit er das harzige Wesen auflöse, man reibe ihn zwischen den Fingern, lege ein doppelt Löschpapier auf den Zeug, fahre mit einem warmen Plätteisen über das Papier, und erneuere dieses, so oft es sich voll Fett gezogen. Ist noch eine Spur von Flecken übrig geblieben, so wiederhole man das Eintränken mit Terpentinöl, und das übrige Verfahren. Zuletzt reibe man noch die Stelle mit Weingeiste ein. Insonderheit vergehen Harzflecken vom Eyergelben, und starken Weingeiste, welcher keiner Farbe Schaden thut. Pech, theerartige oder Oelfirnißflecken bestreiche man mit Butter, Fett, und ausgepreßtem Oele, und erwärme sie gelinde. Diese Fettigkeiten zerstören das zähe Wesen, welches hierauf von dem Eyerdotter vollends heraus gerieben, und mit Wasser ausgewaschen wird. Die Wachsflecken nimmt der Weingeist, der das Wachs brüchig und reibbar macht, weg. Wagenschmier, kan auch aus seiden Zeugen blos mit dem Gelben vom Ey weggebracht werden, nemlich, man schmiert die beschmutzte Stelle mit dem Eyergelb ein, und wäscht sie mit frischem Wasser wieder aus; und wiederholt solches bis der Flecken verschwunden ist.

Augsburg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Ehe wir die Erzählung der Regierung Heinrichs I. 1031. selbst anfangen, wird es vielleicht unsern Lesern nicht ganz unangenehm seyn, wenn wir ihnen ein ganz kleines Tableau von dem Zustand der Wissenschaften und Künste jener barbarischen Zeiten in Frankreich darstellen.

Die geschmack- und geistvollen Schriften der Griechen und Römer zu lesen, war damals ein arges Verbrechen. Man schloß sie in den Bibliotheken an Ketten an, und begnügte sich damit, sie zu besitzen, ohne ihren Honig auszusaugen.

Auch die Baukunst lag fast ganz vernachlässigt darnieder. — An andere bildende Künste dachte man fast gar nicht. Der Ackerbau wurde gleichfalls schlecht betrieben, daher man sich gar nicht wundern darf, wenn so oft Theurung und Hungersnoth, und in deren Gefolge Pest und andere Seuchen viele Tausende von Menschen wegrafften. — Unter solchen Umständen der damaligen französischen Welt mußte sich Heinrich I. (r. v. 1031 — 1060) dennoch erst mit den Waffen in der Hand den Weg zum Thron bahnen, gleichsam als ob die Krone Frankreichs alle Süssigkeit des Regentenlebens einzig und allein zu verschaffen im Stande wäre. Mutter und Bruder waren wider ihn; aber die Tapferkeit Roberts, Herzogs der Normandie, zu dem er seine Zuflucht genommen hatte, befreyete ihn bald von ihren Unternehmungen, und befestigte die wankende Krone auf

einem Haupt. Doch lohnte er seinen Wohlthäter mit Undanck, griff seinen Nachfolger Wilhelm, nachherigen König von England, an, und legte so den Grund zu den blutigen Kriegen, welche bis in unsere Tage mit der größten Erbitterung zwischen beyden Reichen geführt worden sind. Mitten unter diesen Kriegen starb Heinrich I. und es folgte ihm sein Prinz Philipp I. als ein Kind von sieben Jahren auf dem Throne nach. Graf Balduin von Flandern war von seinem Vater über ihn zum Vormund ernannt, und er führte auch wirklich diese Würde mit Treue und Klugheit. Nur macht man ihm darüber einen gegründeten Vorwurf, daß er sich der Unternehmung des Herzogs von der Normandie auf England nicht widersetzte, sondern hier als Schwiegervater des Herzogs, und nicht als Regent von Frankreich gehandelt hat. Bis auf Ludwig den XIV. hat kein König von den Kapetingern so lange regiert, als Philipp der Erste, denn er saß vom Jahr 1060 bis 1108 auf dem französischen Thron. Die lange Regierungen sind sonst eben nicht immer die wichtigsten, und Philipp selbsten würde sie auch in der That nicht ausgezeichnet haben, wenn nicht der Uebergang der Normänner nach England, die Regierung des Pabsts Gregors VII. in Rom, und der Anfang der Kreuzfahrten in den Jahrbüchern von Europa unvergeßliche Begebenheiten wären, und auch selbst in seine Regierungsjahre merklichen Einfluß gehabt hätten. — Die Eroberung Englands durch den Herzog Wilhelm von der Normandie im Jahr 1066, deren Beschreibung in die englische Geschich-

* Sie hatten den Nahmen Kapetinger, von Hugo Kapet, der vielleicht von seiner besondern Mütze (Caputium) die er soll getragen haben, diesen Nahmen führte.

Geschichte gehört, ward für Frankreich bald eine Quelle von unbeschreiblichem Elend. Die Herzoge von der Normandie besaßen in Frankreich, ausser diesem Herzogthum, noch mehrere Lehnsherrschaften, als Bretagne, Anjou, Touraine, Poitou u. a. — Seit der Eroberung Englands blieben sie zwar als Herzoge der Normandie Vasallen der französischen Krone. Aber ein König in England konnte schwerlich ein ruhiger Vasall in Frankreich seyn. Philipp bemühte sich daher, die Normandie von der englischen Krone zu trennen, und den König Wilhelm zu überreden, daß er seine Lehen in Frankreich seinem Sohne Robert abtretten möchte. Aber Wilhelm meynte, es sey unschicklich, seine Kleider eher, als bey Schlafengehen, auszuziehen; sein Sohn könne warten, bis er sterbe. Der Sohn empörte sich; Philipp unterstützte ihn heimlich, aber nicht hinlänglich, und ein leichtsinniger Spott Philipps erbitterte den König Wilhelm so sehr, daß er von Frankreich die greulichste Rache nahm. Wilhelm war nemlich ausserordentlich fett, und eine Geschwulst warf ihn aufs Krankenlager. Philipp scherzte darüber mit seinen Hofleuten, und sagte: „der Alte liegt nun schon so lange im Wochenbette, und kann doch seinen dicken Bauch nicht los werden.“ Wilhelm erfuhr es, und da Spott über körperliche Fehler am heftigsten erbittert, so schwor er, seinen Kirchgang in Frankreich zu halten, und der heiligen Jungfrau zu Ehren tausend Kerzen anzustecken. * Er hielt Wort, und verbraunte 1087, viele Oerter in Frankreich. So verlohren viele unschuldige Menschen, eines witzigen Einfalls wegen, ihr Vermögen und Leben. Witz ohne Verstand und Güte des Herzens, ist eine gefährliche

* Die Wöchnerinnen pflegten damals brennende Kerzen den Heiligen darzubringen.

fährliche Sache. Ein witziger Einfall kann eine Gesellschaft zum Lachen bringen; aber zugleich einem andern das Herz verwunden. Das ist auch die Ursache, warum der witzige Spötter höchst selten wahre Freundschaft und Liebe findet.

Philipp besaß weder jene feste Entschlossenheit und rasche Thätigkeit, welche den grossen Mann ankündiget; nach jenen feinen, speculirenden, von allen Vorfällen seinen Vortheil ziehenden Geist, welcher durch Intriguen seine Absichten erschleicht. Er fröhnte seinen Vergnügungen und Wollüsten, und gab überall nach, wo er Widerstand fand. Wie hätte er es also wagen dürfen, gegen den mit Muth ausgerüsteten Gregor VII. sich aufzulehnen. Philipp und die französischen Bischöffe mußten bald sein geistliches Schwerdt gezückt sehen. Er wurde nemlich von ihm in den Bann gethan, weil er das Laster der Simonie * begangen, Pilgrime, die ihr Geld nach Rom tragen wollten, geplündert, und von Italienischen Kaufleuten schwere Abgaben erpreßt haben sollte. Es war noch ein Glück für den König Philipp, daß Gregor mit dem deutschen König sehr viel zu thun hatte, und daher die Vergehungen Philipps nicht, wie er wünschte, mit Nachdruck bestrafen konnte. Indessen blieb Philipp auch nach Gregors Tode wegen einer andern Vergehung fast bis an sein Ende im Bann. Er hatte nemlich dem Grafen von Anjou, Fulco, seine Gemahlin, Bertrade, entführt, und sie, nach Verstossung seiner ersten Gemahlin, geheirathet. Freylich war dies keine rühmliche Handlung. Der Pabst Paschal II. zwang ihn daher, im Jahr 1105, in Gegenwart seiner in Paris versammelten Bischöffe, baarfuß, und in der Kleidung eines

* Die Verkaufung geistlicher Stellen.

eines Büßenden hinzutreten, und zu schwören: ich Philipp, König von Frankreich, verspreche, daß ich nicht wieder sündigen, sondern den sträflichen Umgang mit der Bertrade aufheben will. Ich entsage meiner Sünde, und meinem Laster gänzlich, mit dem festen Vorsatz, nie wieder in dasselbige zu fallen. Dieses Versprechen will ich nach des Pabstes Sinn und Meynung, wie er solches in seinem Schreiben verordnet, halten. So wahr mir Gott helfe, und das heilige Evangelium Jesu Christi. Der lange * Bann, in welchem Philipp leb., zog doch keinen förmlichen Aufruhr nach sich. Eine Folge zum Theil von den Kreuzzügen, welche die unruhigen Köpfe zu vielen Tausenden aus dem Lande trieb, und die geschäftslosen Vasallen hinlänglich beschäftigte. Ihrer Folgen wegen gehören diese Kreuzfahrten zu den wichtigsten Begebenheiten in der Geschichte des ganzen Europa. Da sie nun zu Philipps Zeiten in Frankreich ausgeheckt worden, so werden wir in nächsten Blatt etwas ausführliches davon erzählen.

Die Fortsetzung folgt.

Fragment aus dem Tagebuch eines Reisenden:

Ueber Ankona und Loretto.

Die Bildsäule des Pabstes Klemens des Zwölften in Alkona.

Auf dem Marktplatze vor der Kirche des heiligen Dominikus, steht die Statüe des Pabstes Kle-

* Durch den Bann waren die Unterthanen eines solchen Fürsten von allen Pflichten, die sie zu beobachten schuldig waren, losgesprochen.

mens des Zwölften von Marmor, und die Inschrift sagt, daß ihm der Senat und das Volk von Ankona diese Statüe deswegen errichtet habe:

> Weil er Mitten im Meere, um die Pest abzuwenden, ein geräumiges Gebäude für die ankommenden Fremden errichtet; den Hafen des Trajanus verlängert und erweitert, von Abgaben befreyet, ihn allen Nationen eröffnet, den Handel dadurch befördert und den Wohlstand vermehrt habe.

Diese Art Inschriften, wodurch genau bestimmt wird, warum jemanden irgend ein Ehrendenkmal errichtet sey, hat sich doch noch aus den alten Römischen Zeiten erhalten, und gewiß etwas vorzüglich Ehrwürdiges, weil sie dem Volke selbst sowol, als demjenigen, welchem es seine Dankbarkeit bezeigt, gleichsam einen höhern Werth giebt. Das Volk huldigt nicht blos, sondern es belohnet.

Die segnende Stellung nimmt sich bey dieser Bildsäule vorzüglich schön aus, weil sie gerade auf dem Platze errichtet ist, wo das größte Leben und Gewühl herrscht, und das Gewimmel von Menschen aus allen verschiedenen Nationen sich zusammendrängt, die nun gerade dieser Segnung von Toleranz und Glaubensfreyheit genieſſen, welche von jenem, in dem Marmor verewigten Regenten, ertheilet wurde. — Und gewiß konnte einem Pabste nie eine ehrenvollere Statüe, als diese, errichtet werden.

Die herrlichsten Feigen und andere edle Früchte waren hier im Ueberfluß, und die reiche und ergiebige Mark Ankona prahlte hier mit allen ihren Schätzen.

Die

Die schöne Kirche, die prächtigen und hohen Palläste, die Kurie mit ihren Thürmen, und unten die Wache, alles trägt dazu bey, die Lebhaftigkeit und das stattliche Ansehen dieses schönen Platzes zu vermehren. Die päbstlichen Soldaten, welche vor der Wache spazieren giengen, waren alle sehr wohlgenährt und gekleidet, und schienen es sich ziemlich bequem zu machen. Hier war nichts Strenges und Rigoröses, und auch sie scheinen unter der segnenden Hand ihres obersten Chefs ein vergnügtes und ruhiges Leben zu führen.

An manchen Orten in der Stadt wurde gebauet, von den Schiffen aus dem Meere wurden grosse Steine hinaufgewunden; überall, wo ich hin kam, sah ich Geschäftigkeit und Betriebsamkeit von Hohen und Niedrigen; und selbst kleine Kinder waren schon mit Arbeit und Zutragen beschäftigt; die Freyheit und ungestörte Geselligkeit scheint hier alles mit neuem Muthe zu beleben.

Loretto.

Als wir gegen Abend in Loretto anlangten, waren die Strassen noch ziemlich lebhaft; und ich machte von dem Gasthofe aus, wo wir einkehrten, noch einen Spatziergang nach der Santa Kasa, wovon ich für jetzt nur die äussere prachtvolle Umgebung, aber noch nicht das innnere Heiligthum sahe.

Ich gieng darauf nach der andern Seite von Lorretto und blickte von dem Hügel auf das Adriatische Meer. Als ich zurückkehrte, war schon Licht in den Häusern, wo die Leute bey eröffneten Hausthüren auf dem Flure noch arbeiteten oder ihre Abendmahlzeit hielten, welches einen angenehmen Anblick

machte, indem man das häusliche Leben so vieler Familien mit einem Blick überschauen konnte.

Als ich in dem Gasthofe nach dem Preise der täglichen Bewirthung fragte, stellte man mir frey, ob ich für acht oder sechs, oder zwey Paul bedient seyn wollte; ich wählte das Letztere, und befinde mich gar nicht übel dabey; erhalte zwar Mittags und Abends nur Ein Gericht, aber dies recht gut zubereitet, und in reichlicherem Maße, als ich bedurfte.

Ein Paar Eheleute, die als Pilgrimme hier sind, lassen sich auf eben den Fuß speisen, und wir essen gemeinschaftlich auf einem Saale. Der Pilgrimm macht sich durch ein silbernes Herz kenntlich, das er auf dem Oberrocke trägt, und vermuthlich zum Opfer darbringen will. Uebrigens scheinen jetzt gerade nicht viel Pilgrimme hier zu seyn.

Heute in aller Frühe machte ich wieder einen Spatziergang nach den Anhöhen von Loretto. Die Sonne stieg über dem Meere auf, indeß der Mond im Nebel über den Bergen schwand, die sich in einer langen majestätischen Kette tief ins Land hinein erstrecken, während daß nun über dem Meere die Küsten von Griechenland ganz deutlich vor mit lagen.

Zur Linken schimmerte im Sonnenglanze der prächtige Tempel, welcher das heilige Haus umschließt, mit seiner Kuppel, dem schön gebauten Thurm darneben, und dem Säulengange, der den Vorhof zu diesem Heiligthum schließt.

Loretto selbst hat ein sehr angenehmes Ansehen; die Strassen gehen hoch und tief, und die Häuser

sind mit Gärten untermischt. Besonders schön ist die Strada romana, da wo sie sich den Berg hinunter windet.

Zur Linken sah ich bey meiner Rückkehr von der Anhöhe den hohen Berg bey Ankona und die Hügel in der Nähe und in der Ferne mit Städten und Dörfern besäet, und zur Rechten über kleine waldigte Hügel das Meer. — Und nun war denn auch mein erster Gang nach der Santa Kasa, oder dem heiligen Hause, das wie ein kostbares Kleinod in einem doppelten Gehäuse verwahrt ist, und seinen Namen von der frommen Dame Laureta führt, in deren Gebiet, in dem Walde von Rekanati, es zuerst von den Engeln, die es über das Meer durch die Lüfte trugen, niedergesenkt wurde, und von ihr den Namen domus Lauretana oder das Haus der Laureta erhielt.

Der Räuber wegen, welche die Pilger in diesem Walde beunruhigten, hoben es die Engel von dort wieder auf, und trugen es tausend Schritte weiter auf einen Berg, wo es aber durch den Zwist zweyer Brüder, denen dieser Berg gehörte, und welche sich um den Gewinnst dieses heiligen Hauses durch die Pilgrimme, stritten, entweihet, von den Engeln aufs neue empor getragen, an den Ort, wo es jetzt stehet, niedergesenkt, und nachher doppelt verwahrt, und mit einer prächtigen Kirche umbauet wurde, wodurch es nun gleichsam hier fixirt ist und nicht so leicht von den Engeln oder ihren Repräsentanten wieder weggetragen werden kann.

Die Geschichte dieses heiligen Hauses sagt, daß im Walde zu Rekanati, wo es zuerst sich niederließ, sich die Bäume neigten und so lange, bis die letzten

ausgerottet wurden, in dieser Stellung blieben; daß aber die übrigen Geschichtschreiber Italiens von diesem Hause geschwiegen haben, sey aus Bescheidenheit geschehen, weil man gezweifelt habe, ob auch die Nachwelt solchen Wundern Glauben beymessen werden.

Der Platz vor der Kirche macht einen prachtvollen Anblick; man sieht an der einen Seite Dorische und Korinthische Säulen übereinander mit Bogenstellungen dazwischen, und an der andern die schönen Klostergebäude.

Die Hauptthüre zu der Kirche ist von Bronze, und es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man in diesen Tempel tritt, und in der Mitte wieder einen Tempel von nicht unbeträchtlichem Umfange sieht, dem der erstere nur zur Decke oder Umgebung dienet. — Alles erweckt hier die Idee (den Gedanken) von einem Heiligen und Allerheiligsten, wie im Salomonischen Tempel. — Denn der kleine Tempel, den man in der Mitte des grossen sieht, ist auch nur wieder eine Umgebung oder Umhüllung des Allerheiligsten, dessen strahlender Schimmer durch eine Gitteröffnung, wie aus einem heiligen Dunkel hervorbricht.

Rund herum an den Seiten in der Kirche sassen die finstern und ernsthaften Bußpriester in ihren Beichtstühlen; und über einem jedem Beichtstuhle stand mit grosser Schrift der Name des Landes, dessen Einwohnern hier die Absolution in ihrer eigenen Sprache ertheilet wurde, als Germania, Polonia, Hispania, u. s. w. Diese Inschriften selber bezeichnen also schon diesen Tempel, als einen solchen,

wo

wo alle Völker und Nationen von den entferntesten Orten her sich versammelen.

Ich näherte mich nun auch dem Heiligthum und das erste, was mir auffiel, war eine Inschrift an der marmornen Einfassung des heiligen Hauses: daß man ja nicht unwürdig diesen Ort betreten solle, denn der Erdkreis besitze nichts Heiligeres,

Orbis terrarum nil sanctius habet.

An den äussern Wänden dieses Marmorhauses befanden sich nun eine Menge Basreliefs, welche vorzüglich Scenen aus der Geschichte der heiligen Jungfrau darstellen, und den andächtigen Pilger auf den Eintritt in das Allerheiligste vorbereiten. Aber auch diese äussere Marmorwand denkt man sich von der Heiligkeit dessen, was sie umschließt, durchdrungen; denn ihr wurden von den Pilgrimmen, ehe sie in das Innere traten, tausend Küsse aufgedrückt, und die Spur des immerwährenden Kniens um diese Wände ist selbst dem marmornen Fußboden eingegraben.

Ich gesellte mich nun noch einigen Fremden in der Kirche und machte mich zum Eintritt in das heilige Haus gefaßt; vor der Thüre stand eine Schildwache, und wir müßten an einen Mann, der nicht weit davon in einer Art von Komtoir saß und schrieb, unsere Stöcke, und wer einen Degen trug, seinen Degen abgeben; dann wurden wir erst in die eine Abtheilung des heiligen Hauses gelassen, in welcher der heilige Kamin (il sano camino) wo die Jungfrau Maria kochte, die hölzerne Schale, woraus sie mit dem Jesuskinde aß, und das wunderthätige

Bildnis

Bildnis der heiligen Maria von Cedernholz selbst befindlich ist.

Ihr Antlitz ist schwarz, wie einer mohrischen Königin. Sie trägt eine von Juwelen strahlende Krone auf ihrem Haupte, und ihr Gewand ist ganz mit Edelsteinen besäet, wovon der Schimmer bey dem Glanze der goldenen Lampen beynahe die Augen blendet.

So bald wir hinein traten, kniete alles nieder, und einem jeden von uns wurde die hölzerne Schale, woraus das Jesuskind gegessen hatte, zum Küssen dargereicht. Alsdann war es uns erlaubt, wieder aufzustehen, um mit Muße die Gegenstände zu betrachten, da man ohnedem durch den Schimmer von Gold und Edelgesteinen, und durch den Schein der Lampen beym ersten Anblick mehr in Erstaunen gesetzt wird, als daß man etwas deutlich unterscheiden könnte.

Zur Rechten der heiligen Jungfrau wird ihr von einem Engel aus gediegenem Golde ein Herz überreicht. Ein Geschenk der Mutter des Prätendenten, da sie sich von der heiligen Jungfrau einen Prinzen erbat.

Auf der andern Seite bringt ein silberner Engel von dreyhundert Pfunden der Jungfrau Maria ein goldenes Kind von vier und zwanzig Pfunden dar, welches bey der Geburt Ludwigs des Vierzehnten von dessen Vater in dies Heiligthum geschenkt wurde, der übrigen goldenen und silbernen Kinder zu geschweigen.

In

In der hölzernen Schale, die wir küßten, werden Rosenkränze umgerührt, welche alsdenn eine besondere Kraft haben.

Aus dieser Küche der Jungfrau Maria traten wir nun heraus, und wurden durch einen andern Eingang durch das Marmorhaus, welches dem Haupteingange in der Kirche gegenüber ist, in das eigentliche Wohnzimmer der heiligen Familie geführt, wo jeder, der in der ersten Abtheilung gewesen ist, eine Messe hört, und also in einem fort, so lange Besuchende und Pilgrimme da sind, Messe gelesen werden muß.

Hier machen nun die leeren ungeschmückten Wände von blossen rothen Backsteinen einen sonderbaren Anblick, wenn man sich denkt, daß diese schlechten und wohlfeilen Ziegel mit so vieler Pracht und Schätzen umgeben und eingefaßt sind; und wenn irgend etwas bey dem gläubigen Pilgrimm, die Idee von Heiligkeit vermehren kann, so ist es dieser Kontrast.

Und dies war also nun das eigentliche heilige Haus, worinn ich mit den übrigen knieend eine Messe hörte. Der Altar stand am Ende, gerade dem Eingange gegenüber, und über dem Altare war ein Gitter, durch welches das Bild der heiligen Jungfrau an der andern Abtheilung mit aller seiner Pracht schimmerte; und dies war eben der Glanz, der schon bey dem grossen Eingange in die Kirche, einem wie aus einer dunkeln heiligen Fernung entgegenstrahlt.

Zur linken Seite des Altars war oben eine Oeffnung, wie ein Fenster, in der Mauer, durch

welches Gabriel der Jungfrau Maria den englischen Gruß brachte, da sie eben auf dem Flecke betete, wo jetzt der Altar steht.

Da nun dieser englische Gruß in der katholischen Welt von den Lippen so vieler tausenden ertönt, und beynahe das erste ist, was die Zunge des Kindes stammeln lernt; was kann dem andächtigen Pilger wohl heiliger seyn, als nun, seinem Glauben nach, auf demselben Flecke sich zu befinden, wo eben dieser Gruß aus dem Munde des Engels selbst ertönte, der ihn der heiligen Jungfrau brachte.

Irrwische oder Irrlichter.

Diese leuchtende Dünste, die in einer Entfernung die Grösse von der Flamme eines Lichtes zu haben und hin und her zu hüpfen scheinen, bemerkt man nahe an der Erde, und zwar gemeiniglich über Morästen, Kirchhöfen, auf fetten Aeckern, und Schindangern. Wahrscheinlicherweise entstehen sie durch die in sumpfigem Wasser und in andern Körpern befindliche brennbare Luft, die sich durch das electrische Feuer sehr leicht entzündet. Es ist bisweilen geschehen, daß ein Reisender eine solche Lufterscheinung für das Licht eines Hauses gehalten hat, auf dasselbe zugegangen, und darüber sich verirrt oder gar in einen Morast oder Wasser gerathen ist. Daher haben die gemeinen Leute diesen Erscheinungen den Namen der Irrwische beygelegt, weil sie dieselben für Gespenster ansehen, welche die Menschen auf Abwege zu führen suchen. Sie bewegen sich von dem geringsten Winde. Daher fliehen sie, wenn man sie verfolget, und folgen dem nach, der vor ihnen fliehet. Denn wenn man auf den Irrwisch los

gehet;

gehet; so stösset man die Luft beständig vor sich her, und der Irrwisch muß dieser Bewegung der Luft folgen. Fliehet man aber vor ihm, so lässet man hinter dem Rücken immer einen luftleeren Raum. Die Luft erfüllet denselben wieder, und da der Irrwisch, ihrer Bewegung zu folgen, genöthiget wird, so folget er dem nach, der vor ihm flieht. Man sagt, daß sich die Irwische nähern sollen, wenn man betet, und davon fliehen, wenn man fluchet. Hat dieses seine Richtigkeit: so geschiehet es aus keiner andern Ursache, als weil derjenige, welcher ängstiglich betet, die Luft an sich ziehet; da der andere, welcher fluchet, dieselbe von sich stosset.

Befleckte Kleidungsstücke wieder herzustellen.

Oel- und Fettflecken, wenn sie frisch sind, schmelze man durch eine geschwinde Hitze, und lasse sie das Löschpapier herausziehen; diese Einsaugung verrichtet man auch durch weiche Leinwand, Kalk, Thon, zerstoßne neue Tabackspfeifen, und gepulvert Bleyweiß. Man reibe die Fettflecke stark, und bis zur Erhitzung mit Löschpapier, oder fahre mit einem heissen Biegeleisen über das Löschpapier, auf welches man Venetianische Kreide geschabt; oder man streue heißgemachten Sand unmittelbar auf den Fettfleck auf; bey dieser trocknen Hitze muß das Tuch, Papier, oder der Zeug jederzeit mit Wasser angenetzt, werden, weil sonst altes Fett Mühe hat, in die Höhe zu steigen. Aus weissem Zeuge nimmt die Seife oder auch der Seifenspiritus die Fettflecken vermittelst des Wassers weg; da die Seife dem gefärbten

färbten Zeug schadet. Zu Fettflecken kann man sich auch des gefaulten Urins und der Galle, sonderlich bey Seidenzeugen, vornehmlich aber des Eyerdotters bedienen, der nach Art einer sanften Seife wirkt, und keine Farbe beschädigt, sondern mit Wasser abgewaschen wird; die Fettflecken auf Seide reibe man ebenfalls mit dem Eyerdotter; oder mit Terpentinöl und Löschpapier. Schwarze Seide verträgt Rindergalle. Oder man streiche einen Brey von Spanischer Kreide, oder Kraftmehl und Wasser auf, und dieser saugt, wenn er trocknet, das Fett in sich.

Saure Flecken nimmt, wenn man damit eilig verfährt, der ätzende Salmiakgeist, der mit Weinstein versetzt ist, weg. Die durch Urin blaugewordene grüne Zeuge werden durch alkalische Nässe weggeschaft. Flecke von Kalk, Potasche, Salmiakgeist, faulem Urine, Gassenkothe, und die blauen Flecken des Scharlachrothen, und des mit Safflor gefärbten Rosenrothen löschet man durch Citronensaft, oder andere gelinde Säure aus.

Rostflecken und Tintenflecken, zerstört der Citronensaft, oder der Saft von weissen Johannisbeeren, das Sauerkleesalz, der faule Urin, der Vitriolspiritus. Sauer Kleesalz löse man in warmen Wasser auf, bestreiche damit die Tintenflecken der Leinwand, halte diese über Kohlen, reibe sie, und wasche sie aus. Den Vitriolgeist wasche man zuletzt in etlichen Wassern wieder aus.

Augsburg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Die allgemeine Meynung in jenen Zeiten, daß es für das Heil der Seele etwas sehr verdienstliches sey, nach Jerusalem zu reisen, um daselbst die Oerter, wo Jesus Christus gelitten, zu besuchen, und die Erde mit dem Munde zu beküssen, hatte sich schon seit Karls des Grossen Zeiten sehr verbreitet. Gutdenkende Personen, aber auch Müssiggänger und Schwärmer zogen schaarenweise dahin, um dort ihre Andacht zu verrichten, und begangene Sünden zu büssen. Diese Wallfahrten wurden nicht gehindert, so lange die Araber im Besitz von Palästina waren. Sie nahmen das Geld, und liessen dem Frommen sein Spiel. Seit 1079 aber herrschten dort Türken, welche von der Ostseite des Kaspischen Meeres herkamen, und die Araber verdrängten. Diesem rohen wilden tatarischen Völkerstamm schien auf einmal der beständige Zu- und Abfluß von Wallfahrten bedenklich. Sie drückten und mißhandelten die Pilgrimme auf mancherley Art. Schon lange hatte der Pabst Gregor VII. über die Leiden geseufzt, welche die Christen in Palästina erdulden mußten, allein seine beständigen Streitigkeiten mit den weltlichen Fürsten hinderten ihn, seinen Plan hierin durchzusetzen. Erst Urban II. hatte die Ehre diesen Entwurf auszuführen, denn verschiedne Umständne begünstigten ihn. Im Jahr 1095 kam nemlich ein gewisser Peter der Einsiedler, ein Franzose, aus Amiens gebürtig, zu dem Pabst Urban II. nach Rom, und klagte ihm persönlich, daß er so eben aus dem gelobten Lande von seiner Wallfahrt komme, und das Elend der

dortigen Christen mit Augen angesehen, und selbst sehr viele Drangsale habe mitleiden müssen; übergab auch dem Pabst Urban II. folgenden auffallenden Brief von Simeon, dem Patriarchen zu Jerusalem der folgenden Inhalts war: „Wir, die Bürger der heiligen Stadt und Landsleute Jesu Christi, leiden täglich solche Dinge, die Jesus Christus, unser König, in den letzten Tagen seines Lebens nur erlitten hat. Wir werden täglich verspottet, gegeisselt und gestochen. Täglich wird einem unter uns das Gehirn zerschmettert, der Kopf abgehauen, oder man schlägt sie an das Kreuz. Wir wollten gern aus Jerusalem, und von einer Stadt in die andere bis in die entferntesten Gegenden der Erde fliehen, und uns als Verwiesene ein armseliges Leben gefallen lassen; wenn es nicht Gottlosigkeit wäre, daß wir dasjenige Land, welches durch die Geburt, die Lehre, den Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt unseres Erlösers heilig geworden ist, ohne Einwohner, oder Priester lassen sollten. Viele Leiden ergehen jetzt elender Weise über uns, während die Christen in den Abendländern in Ruhe und ohne Furcht oder Verdacht leben. Allein sie mögen sich durch unser Beyspiel und Zeugniß rühren lassen. Die Macht der Türken nimmt täglich zu, und die unsrige ab. Das heilige Land, das täglich mit unserm Blut besprenget wird, ja unser Blut selbst schreyet um Rache, und wir demüthig Bittende werfen uns zu euren Füssen, und rufen euch im Namen unseres hochgelobten Heilandes um Hülfe und Barmherzigkeit an. Wendet doch das über euren Häuptern schwebende Ungewitter von euch und euren Kindern ab; vertheidiget uns arme Bittende; befreyet eure Mitbrüder um Gotteswillen. Wenn ihr das thut, so werdet ihr unsterblichen Ruhm verdienen, und Gott wird eure

grosse

grosse Tapferkeit in dieser Welt mit irrdischen Königreichen, und in der künftigen mit ewiger Seligkeit belohnen; deren heilige Ererbung euch für der Wuth der Hölle beschützen wird." Peter erzählte auch einen mündlichen Befehl von Christo, der ihm zu Jerusalem erschienen sey, und ihm aufgetragen habe, dem Pabst zu sagen, daß er die ganze Christenheit aufbieten, und das heilige Grab des Erlösers den Unglaubigen aus den Händen reissen sollte, wofür einem jeden der Himmel offen stehen würde. Urban gerieth darüber von heiligem Eifer ganz ausser sich, und bestellte sogleich nach Piacenza eine Kirchenversammlung, worauf gegen vier Tausend Geistliche zugegen waren. Hier las der Pabst des Kaisers Alexius Brief, der ihn um Hülfe gegen die Türken ansprach, und dann auch des Patriarchen Simeons Brief vor; und endlich erzählte er noch, was ihm Christus durch den Einsiedler Peter habe mündlich sagen lassen. Die Versammlung staunte, und gieng auseinander, ohne etwas entschieden zu haben. — Der für diese Sache sehr eingenommene Pabst Urban schrieb sogleich eine zweite Kirchenversammlung nach Clermont in Frankreich aus, gieng selbst dahin, und brachte es durch das Feuer seiner Beredsamkeit so weit, daß ein Kreuzzug beschlossen, und im Jahr 1096 gemacht wurde. Da nun der Pabst auch allen denjenigen, die an diesem Kreutzzug Antheil nehmen wollten, grosse Hoffnungen für ihre ausserordentliche Erhaltung, auf ihrem weiten und beschwerlichen Weg machte, auch die grossen Vortheile, die für das Heil ihrer Seelen daraus entspringen würde, schilderte; so entbrannte alles von Begierde, sich dabey einzufinden, und mehr als eine Million ließ sich mit dem Kreutze * bezeichnen. Die Rüstung zum

* Daher bekamen sie den Nahmen Kreutzfahrer.

Zug selbsten kostete ausserordentliche Summen, und eine allgemeine Kasse war nicht da. Man verkaufte und verpfändete daher Haab und Gut.

Niemand hatte in diesem Krieg das Oberkommando, ja es wollte auch sich niemand commandiren lassen. Peter der Eremit stand zwar an ihrer Spitze, allein ohne Kenntniß im Kriegswesen, und ohne Nachdruck gegen eine so sehr zusammengeraffte und buntscheckigte Volksmasse. Auf ihrem Marsch gieng es auch nicht sonderlich ehrbar zu, denn ohne vorausgeschickte Marschkommissaire zu haben, giengen sie nun getrost auf Ungarn zu, und waren den dortigen Einwohnern keine willkommene Gäste, weil sie wie Heuschrecken alles aufzehrten, und Theurung, Mangel und Pest verursachten. Ungarn und Bulgaren und weiterhin auch die Griechen machten sich über sie her, und schlugen viele Tausende von ihnen tod. — Freylich erlaubten sie sich auch gegen die Juden, welche in jenen Ländern wohnten, wo sie durchzogen mancherley Bedrückungen, sie foderten von diesen Feinden des Kreuzes Christi (so nannten die Kreutzfahrer die Juden) Geld und Proviant; und wenn sie beydes ihnen abschlugen, so wurden sie tod geschlagen.

Noth und unbeschreibliches Elend nöthigte sie indessen zu solchen grausamen Mitteln ihrer Selbsterhaltung. Durch das Schwerdt der Feinde und durch Hungersnoth, fielen einige Hunderttausende auf diesem Marsch, und der Rest davon kam elend und abgezehrt vor Konstantinopel an, wo man sie nach Asien hinübersetzen mußte. Der Herzog von Bouillon, der diesen Haufen Volkes gegen die Türken anführen sollte, kam erst 1097 an. Dieser tapfere Held

machte einige beträchtliche Eroberungen, zog in Jerusalem siegreich ein, und wurde von seinen Kriegskammeraden zum ersten König von Jerusalem gewählt. Er war in der That ein sehr tapferer und frommer Prinz, nur starb er zu früh für seine grossen Unternehmungen, denn der Tod überraschte ihn 1099. Sein Bruder Balduin folgte ihm. Und nach diesem regierten bis zum Jahr 1187 noch sieben Könige. Der letzte war Guido von Lusignan. Gegen zweyhundert Jahre beynahe dauerten diese Züge, nemlich von 1096 bis 1248. Man zählte 5 solcher Hauptwanderungen in den Orient, die aber alle unglücklich abliefen; denn die mit vielem Blut und Geld gemachten Eroberungen giengen nach und nach alle wieder verlohren, und blieben bis jetzt in den Händen der Türken.

Einige Italienische Völkerschaften benutzten diese Kreutzzüge ungemein zu ihren Vortheilen, worunter sich besonders die Venetianer und Genueser auszeichneten. Denn da die folgenden Kreutzfahrer ihren Marsch in verschiedenen Kolonnen gegen Italien zu nahmen, und sich theils in Venedig, theils in Genua einschifften, so liessen sich die Italienischen Seefahrer brav bezahlen, lernten die Levante genauer kennen, und befrachteten auf der Rückreise ihre Schiffe mit Orientalischen Producten, welche sie an das übrige Europa theuer verkauften, und sich jene unermeßliche Schätze sammelten, mit welchen sie bis auf die Zeiten der Entdeckung des Weges um Afrika nach Ostindien, die glänzendsten Rollen in unserm Erdtheil spielen konnten.

Grosse Folgen, gute und böse, haben indessen die Kreutzzüge immer gehabt, wenn auch gleich am

Ende das heilige Grab in den Händen der Ungläubigen blieb. Frankreich verlohr etwa zwey, und ganz Europa zehn Millionen Menschen. Ein grosser Theil davon waren liederliche Müssiggänger, und unruhige Köpfe, welche Europa ohne Schaden missen konnte. Die Kriege der Vasallen unter einander, und mit ihren Regenten, wurden vermindert, und war ein Fürst klug genug, zu Hause zu bleiben, so hatte er die schönste Gelegenheit, seine Gewalt zu vergrössern. Denn es starben manche Häuser mächtiger Vasallen aus, deren Ländereien, als eröffnete Lehen an die Krone zurückfielen. Andere verarmten, verkauften ihre Güter, und schwächten dadurch ihr Ansehen. Gieng aber der Fürst aus dem Lande, welches auch nicht selten geschah, so fand er gewöhnlich bey seiner Zurückkunft alles in Verwirrung, und brauchte er dann Geld, so gewannen die Vasallen an ihren Vorrechten. — Europa erhielt mehr Kenntniß von der griechischen und arabischen Sprache, Geschmack an morgenländischer Pracht und Gewürtzen, neue Bedürfnisse, Pflanzen, Manufakturen, Windmühlen und bequemere Häuser, die Handlung und Schiffahrt wurden erweitert, vorzüglich in den italienischen und spanischen Städten. Die Last der Leibeigenschaft ward hie und da gemildert. Venedig blieb in dem Besitz von Morea und einigen Inseln des Archipels. Es entstanden Ritterorden zur Pflege der Pilgrimme, der Hospitaliter oder Johanniter, der Tempelherren, und der deutsche Orden, welche in der Folge in Cyprus, Liefland und Preussen eigene Staaten stifteten. Der im Orient ererbte Aussatz (eine schreckliche Krankheit, wo nach und nach alle Glieder auseinander fallen) veranlaßte die Erbauung der ersten Spitäler.

Der

Der Gebrauch der Wappen unter dem Adel wurde allgemein, und die Franzosen, welche an dem ersten Kreutzzuge so grossen Antheil genommen, hatten die Ehre, daß allen Europäern von den Morgenländern der Name der Franken beygelegt wurde. — An allen diesen Kreutzzügen nahm nun Philipp, König in Frankreich, keinen Theil in eigener Person. Er machte es immer so, daß er selten aus dem Bann der Kirche kam, und ein Gebannter durfte persönlich an solchen Unternehmungen keinen Antheil nehmen. Unter seiner Regierung wurde auch der Karthäuser und Cicercienserorden gestiftet. Philipp starb 1108 von keinem seiner Unterthanen beweint.

Von Verfertigung vegetabilischer Hüte.

Der Herr Rath Wehrs in Hannover hat nicht allein um die Verbesserung der Papiermanufakturen grosses Verdienst, sondern er ist auch die alleinige Veranlassung, daß seit etwas über einem halben Jahre in Hannover aus vegetabilischen Stoffen, wovon das Hannoverische Land Ueberfluß hat, und die vorhin ganz ungenutzt verfaulen mußten, gute dauerhafte Hüte verfertiget und bereits jetzt ins Ausland versendet werden. Diese neuerrichtete vegetabilische Hutfabrik erweitert sich von Tage zu Tage immer mehr, und verdient daher mit Recht überall bekannt zu werden.

Schon vor vier Jahren schlug Herr Rath Wehrs in dem beliebten Hannoverischen Magazin, dessen Herausgeber er ist, verschiedene Hutmaterialien aus dem Pflanzenreiche zur Hutfabrikatur vor; allein kein Hutmacher fand sich, der neugierig genug

gewesen wäre, auch nur einmal im Kleinen einen Versuch zu machen. Einige Zeit nachher brachte Herr Wehrs in seinen ökonomischen Schriften in einer eigenen sehr praktischen Abhandlung die Sache aufs neue in Anregung, aber auch das half nichts. Beynahe hatte er schon alle Hoffnung aufgegeben, daß jemals in Hannover ein vegetabilischer Hut verfertigt werden würde, als ihm ein sehr erfindrischer Kopf, der dortige Kaufmann, Herr August Christoph Bark, verschiedene Probehüte vorlegte, die er nach Herrn Wehrs Anweisung von einem hannoverischen Hutfabrikanten, Namens Sachse, theils halb aus Distel: oder auch Graswolle und halb von Dänischer Wolle, theils von verfeinertem Flachs hatte verfertigen lassen. Diese vegetabilischen Probehüte fanden bey dem hannoverischen Publikum so grossen und allgemeinen Beyfall, daß man bey Hrn. Bark häufige Bestellungen davon machte, und jetzt schon mehrere hundert solcher Hüte in Hannover getragen werden.

Herr Bark liefert die Hüte, wie man sie verlangt, ganz fein, Mittelsorte, oder auch grob. Er macht ganz feine halb von Hasenhaar und halb von Distel: Gras: oder Pappelwolle, oder auch von der Seide der syrischen Seidenpflanze, ingleichem von ordentlicher Seide, entweder mit der Pflanzenwolle durchgearbeitet, oder auch mit selbiger zugleich überlegt, wodurch sie dann einem geplüschten feinen Kastorhut völlig ähnlich werden. Wohlfeiler wie die halb aus Hasenhaare und halb aus Pflanzenwolle gemachten Hüte, sind die halb aus dänischer und halb aus vegetabilischer Wolle verfertigten.

Die Barkschen Hüte selbst werden auf folgende Art verarbeitet: Die Pflanzenwolle ist mit der thierischen

schen Wolle oder Haar durchschlagen, und das Filzen, so wie bey gewöhnlichen Hüten verrichtet. Die Hüte werden roh, das ist, ungekocht gewalkt, und zwar in Essigbärme; doch kann man sie auch gekocht, und statt der Essigbärme in Brandtweinwäsche, jeden Eimer voll mit etwa 3 Loth Weinstein vermischt, walken. Die Zeit der Walke dauert nicht länger, als bey gewöhnlichen mit Hasenhaar durchschlagenen Hüten, und die Appretur wird den Hüten auf die gewöhnliche, jedem Hutmacher bekannte Art gegeben. Die Färbung derselben erfordert nur halb so viel Zeit und Feuerung, als die gewöhnliche Hutfärbung. Alle Künsteleyen werden dabey vermieden, alle theure Farbematerialien, die oft so wenig zur Haltbarkeit als Schönheit des Huts etwas beytragen, gänzlich dabey erspart. Herr Bark verkauft jedem, der es verlangt, das Recept für einen Thaler Kassenmünze.

Beym Einsammeln und Zubereitung der Gras- und Distelwolle zu Hüten, ist folgendes zu bemerken. Sobald die Wolle gesammelt worden, muß sie gleich aus ihren Saamenkapseln oder Hülsen gezogen werden. Vorzüglich ist solches bey der Distelwolle nöthig; denn läßt man selbige nur 24 Stunden in der Hülse stecken, so hebt sie sich von selbst heraus, und die Hälfte der Wolle geht verloren. Hat man gleich nach dem Einsammeln keine Zeit, die Wolle von ihrer Hülse zu befreyen, so packe man sie fest in einen Sack, oder noch besser in einen mit Gaze überzogenen Kasten, damit, wegen ihrer ausserordentlichen Leichtigkeit, nichts davon verwehen kann. Doch ist es auch nicht gut, solche Wochenlang so unenthülset liegen zu lassen, und am besten und sichersten ist es allemal, sie gleich auszuzupfen. Am leichtesten

befreyet man die Graswolle von den Hülsen, wenn man ganze Büschel davon einige Tage ins Wasser steckt, sodann die Büschel wieder aus dem Wasser nimmt, sie völlig trocken werden läßt, und nur blos die Wolle, die sich jetzt gelöset hat, in einem Kasten abschüttelt.

Nachdem die Gras- oder Distelwolle ausgeputzt worden, schneidet man von selbiger die untersten nassen Enden und das Saamenbehältnis mit einer Scheere ab, und läßt sie in einem Sacke von Gaze oder losen Linnen in welchem sie nicht zu feste auf einander geschüttet werden darf, auf einem luftigen Boden völlig austrocknen, welches in kurzer Zeit geschehen ist. Hierauf nun wird sie ohne alle weitere Vorbereitung, wie anderes thierisches Haar zu Hüten verarbeitet.

Die Nützlichkeit dieser neuen Hutfabrikatur bedarf wol keines weitläuftigen Anführens. Gras- und Distelwolle ist aller Orten und gewöhnlich in grosser Menge zu haben. Eben dieses gilt auch von der Pappelwolle. Alle drey Wollarten sind bis jetzt an keinem Orte noch gebraucht worden, und haben ungenützt verfaulen müssen. In den Zellischen Meergegenden wächst die Graswolle (Linagrostis) so stark, daß das ganze Moor, wie mit Schnee bedeckt, davon aussieht, und Herr Wehrs ließ in kurzer Zeit durch Bauernkinder für eine Kleinigkeit mehrere Säcke voll davon sammeln, und gutes Schreibpapier davon verfertigen. Auch an Disteln ist im Hannoverischen kein Mangel. 4300 Distelknospen wiegen etwa 3 Pfund 24 Loth. Solche kann ein Knabe mit Bequemlichkeit in zwey Stunden einsammeln, und daraus erhält man ein Pfund reine

Distel-

Distelwolle. Mit diesem einem Pfunde Wolle reicht man eben so weit, als mit zehn guten Winter-Hasenfellen.

Diese Hüte nun, welche halb aus vegetabilischer und halb aus dänischer Schaafwolle verfertiget werden, sind eben so dauerhaft, leicht und fein im Anfühlen, wie die mit Hasen- oder Kastorhaare verfertigten, und dabey wohlfeiler * und von überaus gutem Ansehen. Wird statt der Schaafwolle, Hasen- oder Kaninchenhaar genommen, so fallen die Hüte natürlich noch weit feiner aus, kosten aber dann wie leicht zu erachten, auch etwas mehr.

Resultate einiger Betrachtungen über die Lebensdauer der Menschen.

Aus dem Italiänischen übersetzt.

Wir bemerken einen ganz auffallenden Unterschied zwischen den Sterblisten grosser Städte und jenen der Dörfer.

Wirklich es ist klar, daß in dem Land Vaud in der Schweiz und in den Brandenburgischen Dörfern das Verhältniß der in einem Jahr Gestorbenen gegen die am Leben gebliebenen wie vier zu Hundert und Achzig ist. In dem Kirchspiel zu Schrewsburg in England ist es wie 4. zu 130., da hingegen

* Ein völlig grosser schwarzer Mannshut, wobei man die Zollmaße des Randes nach Belieben selbst angeben kann, kostet 3 fl. 36 kr. Ein runder Mannshut mit hohem Kips 3 fl. 9 kr. Damenhüte mit hohen Kipsen von allerley Farben, so wie sie verlangt werden, nach jetziger Mode kosten 2 fl. 42 kr. und weise Damenhüte 2 fl. 15 kr.

hingegen zu London von 83. Personen 4, zu Wien 4. von 78. und zu Berlin 4. von 106. sterben.

Diese einfache Vergleichung zeigt augenscheinlich, mit welchem Recht die grossen bevölkerten Städte den Namen: Gräber des Menschengeschlechts, verdienen. Auf dem Lande erreichen die Menschen oft das Ziel ihrer natürlichen Laufbahn; es ist also der verwirrte Strudel und das weichliche Leben in grossen Städten, die das stufenweise, unvermeidliche Verderben des Menschen und seinen Untergang beschleunigen.

Die genauesten Berechnungen, die man in Frankreich, Italien, Preussen, Holland und in der Schweiz gemacht hat, belehren uns, daß in allen Jahrhunderten die Zahl der Gestorbenen männlichen Geschlechts grösser war, als die des weiblichen. Eine von Herrn Süßmilch aus Berlin eingeschickte Tabelle berichtet, daß vor dem ersten Jahr 489. Knaben und nur 365. Mädchen gestorben sind. Nach einem Kalkul von 4. Jahren wurden 8219. Kinder männlichen, und 8743 weiblichen Geschlechts zu Berlin gebohren, das sich ohngefehr wie 21. zu 20. verhält. Zweyjährige Kinder starben: 3118. Knaben und 2623. Mädchen, welches das Verhältniß von 7. zu 6. ist. Mehr als 80. Jahre erreichten nur 135. Männer, da doch die Zahl der Weiber, die diese Epoke überlebten, bis auf 215. steigt. Unter denen, die zwischen dem 81ten und 105. Jahre starben, zählt man 21. Männer und 55. Weiber. Aus allen diesen Beyspielen erhellet, daß, abgerechnet der grössern Anzahl Menschen männlichen Geschlechts, die gebohren worden, und der verschiedenen Zufälle und Gefahren, denen diese mehr unterworfen sind, der Vortheil immer auf Seiten des weiblichen Geschlechts ist.

Deparcieux zu Paris und Wargentin in der

Schweiz

Schweitz haben bemerkt, daß die Weiber überhaupt nicht nur länger leben als die Männer, sondern auch, daß die Verheuratheten unter ihnen in diesem Betracht einen merklichen Vortheil vor denen haben, die es nicht sind. Dieser Vortheil ist so, daß in einem Kanton der Schweitz die Zahl der unverehelicht gestorbenen Frauenzimmer doppelt so groß, als die der Verehelichten war. Wir überlassen gerne dem kalten Metaphysiker den Ruhm, die physische und moralische Ursache aufzufinden, die den größten Einfluß auf diese Thatsache hat.

Inzwischen hat man nicht unterlassen, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt zu untersuchen, ob die Männer in dem Stand der Ehe läger leben, als die Weiber. Man fand, daß zu Breßlau in einem Zeitraum von 8 Jahren 1891. verheurathete Männer und 1166. verheurathete Weiber gestorben sind. In Pommern hat man nach einer genauen Liste berechnet, daß während 9. Jahren die Zahl der verehlichten Männer 13556. und die der Weiber 10007., ohne die unverheuratheten beyder Geschlechter, gewesen ist. Aehnliche Berechnungen geben an, daß in Schottland aus 32 Ehen zwanzig Männer und nur 12. Weiber gleichzeitig sterben; da hingegen der Vortheil, spricht man vom Wittwenstande, auf Seiten der Männer ist. Zu Dreßden hat man 4. Jahre lang ein genaues Register der in diesem Stand gestorbenen Personen gehalten und gefunden, daß die Anzahl der gestorbenen Wittwer 149. die der Wittwen aber 584. war. Zu Wittenberg starben in 11. Jahren 90. Wittwer und 378. Wittwen. Zu Gotha ist das Verhältniß von 210. Wittwern zu 790. Wittwen. In Pommern ist der Vortheil noch grösser bey den Männern. In einer Periode von 9 Jahren starben 411. Männer und 1553. Weiber im Wittwenstand. Diese Vergleichungen lassen uns

argwöh-

argwöhnen, daß es für die Männer weit schädlicher ist, als für die Weiber, wenn sie mehr auf die Erhaltung des Geschlechts, als des Individuums bedacht sind.

In Ansehung der Vermehrung oder Verminderung der Bevölkerung sowohl grosser als kleiner Städte, beweisen die Resultate aus einer Menge von Beobachtungen, wie ungünstig die ersten dem menschlichen Geschlecht sind. Der Mensch der durch einen natürlichen Instinkt ein geselliges Wesen ist, findet seine Zerstörung in dieser Geselligkeit selbst, oder, um besser zu reden, in den Mißbräuchen der Gesellschaft. Zu Paris, Wien, Amsterdam, Koppenhagen, Berlin, sind die Geburtslisten immer viel geringer, als die der Gestorbenen. Daher kömmts, daß man in dieser leztern Stadt, in einem bestimmten Zeitraum 3855. Geburten gezählt hat, während sich die Zahl der Gestorbenen bis auf 5054. erstreckte.

Auf dem Land hingegen, wo die Luft viel reiner ist, wo der Ackerbau blüht, wo die Gebräuche einfacher sind, nimmt die Bevölkerung auf das schnellste zu. Doktor Heberden hat beobachtet, daß sich auf der Insel Madera die Zahl der Einwohner in 84. Jahren verdoppelt hat. In den amerikanischen Kolonien geht die Vermehrung noch geschwinder. Man hat bemerkt, daß in Neu Jersey die Zahl der Geburten die der Gestorbenen jährlich um 2000. übersteigt, und daß nach 22. Jahren von dem Jahr 1738. an gerechnet, die Bevölkerung sich verdoppelt habe. Welche wunderbare Verschiedenheit der Kräfte, der Konstitution, des Glückes in dem menschlichen Leben, wenn man diese Wohnungen mit denen grosser Hauptstädte vergleicht.

Nach vorhandenen Listen hat man seit 100. Jahren zu London 1480800. Kinder getauft und es

starben

starben daselbst 24732. Weiber im Kindbett, also ohngefehr eine Frau bey 59. Kinder; bey 16102. Entbindungen starben 131. Kinder während der Geburt, das heißt 1. Todter auf 31. Lebende. In dem englischen Hospital für Wöchnerinnen zählt man bey 96. einfachen Entbindungen eine doppelte oder eine dreyfache. Im Hotel-Dieu zu Paris waren in 10. Jahren bey 16481. Entbindungen, die man zählte, 160. doppelte, und nur 2. dreyfache.

Merkwürdiger Wasserfall.

Die Pissevache im Walliserlande in der Schweiz, ist ein sehr merkwürdiger Wasserfall. Ein grosser reissender Strom stürzt in einer Höhe von ungefähr zwei hundert Fuß herab. Der Fels, von welchem er fällt, ist senkrecht, und die Gewalt des Wassers hat ihn an seiner Spitze wie einen Trichter ausgehölt. Nachdem er einige Zeit brausend auf diesem steilen Abhange fortgerollt ist, so giebt sich auf einmal die ganze Masse des Wassers davon ab, und fällt schnurgerade am Fusse des Berges nieder. In dem Bogen, den sein Fall beschreibt, entfernt sich der Wasserstral gänzlich vom Berge, und wenn nichts zur Seite wegsprizte, an die neben anliegenden Felsen anschlüge, und die Gegend unter Wasser sezte, so könnte man troknes Fusses zwischen dem Felsen und dem Wasserfall durchgehen, und unter einem halben Gewölbe von lebendigem, schnellbewegtem Wasser, Schutz vor dem Regen finden. Der Anblick dieses hängenden Wassers, das unaufhörlich herunter stürzt und erneuert wird, immer fällt und hangen bleibt, ist ein Vergnügen, das die Seele hinreißt, und in einem Augenblick sie ganz beschäftiget. Tausend seltsame Gestalten, von welchen nicht eine einzige der andern gleicht, folgen Blick auf Blick mit einer unglaublichen Geschwindigkeit auf einander.

Wald

Bald stürzt der Strom majestätisch in einer Masse herunter, und indem er unten wüthend auf den Felsen fällt, von ihm eben so gewaltsam zurückgestossen wird, und auf das Wasser, das ihm nachfolgt, ungetrennt zurückprallt, verbreitet er allenthalben einen dichten Regen, wie bey dem stärksten Gewitter. Oder kleine Wasserstralen fahren, mit der Geschwindigkeit des Blitzes, aus der ganzen Masse heraus, und eilen ihrem Fall zuvorzukommen. Dort stossen viele Gruppen des nassen Elements heftig aufeinander, wallen in Wirbeln eine über der andern im Luftraume fort, und erreichen so den Fuß des Berges. Manchmal wird ein Theil des Stromes von der Gewalt des Windes weggetrieben, und gegen die benachbarten Klippen geworfen; hier bricht sich die Flut mit entsezlichem Getöse, und überzieht eine grosse Strecke mit Schaum. Das berstende Wasser spritzt nach allen Seiten hin, tausend Bäche strömen überall herab, und die entfernten Gebüsche sind mit Wasser bedeckt. Dort hat das hangende Wasser eine schwärzliche Farbe; hier ist es von einer blendenden Weise; wieder an einem andern Orte schmilzt es in Wolken, und verschwindet gänzlich. Tausend verschiedene Bewegungen stellen sich mit einem Blicke dar. Tausend verschiedene Töne schallen auf einmal von tausend auf verschiedene Art getroffnen Felsen wieder; und die ganze Wassermasse, die unaufhörlich niederprallt, und das Gemisch von Wellen, Felsen, Schaum und Wolken, die mit der allerschrecklichsten Gewalt unter einander getrieben, geschlagen und bewegt werden, stellt unten ein Bild der Natur, die mit grossen Schritten der Verwüstung entgegeneilet, und des Streites der zum Untergange der Welt vereinigten Elemente vor. Die Höhe dieses Wasserfalls macht ihn weit ansehnlicher, als den zu Schafhausen, er ist auch nicht so grauerlich, wie der des Niagara.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Den durch Philipps Tod erledigten französischen Thron bestieg nun sein Prinz Ludwig VI. oder der Dicke genannt, im Jahr 1108. Er war ein thätiger und furchtloser Fürst, der nicht nach Palästina gieng, sondern in seinem eigenen Land genug Kreutzzüge gegen seine zu mächtig gewordenen Vasallen that. Mit diesen hatte er sein ganzes Leben hindurch zu fechten, und sein Glück war immer seinem Muthe gleich. Nur gegen den König Heinrich von Engsland, der seinem ältern Bruder die englische Krone, und auch die Normandie geraubt hatte, konnte er nichts ausrichten. Eine wichtige Vergrösserung der Krone geschah durch die Vermählung seines Erbprinzens mit der Tochter und Erbin des Herzogs von Aquitanien und Guyenne. Ein grosser Theil des Landes jenseits der Loire bis an die Pyrenäen, Poitou, Gascogne, Saintonge und Biscaye wurden dadurch mit der Krone verbunden. Und eine Veränderung in den Städten, welche in der Folge mit darzu beytrug, die Macht der Vasallen zu brechen, nahm unter ihm ihren Anfang. Die Einwohner in den Städten, welche Handthierungen und Gewerbe trieben, befanden sich wenig besser, als leibeigne Sclaven. Ihre Herren forderten willkührliche Abgaben, und mißhandelten sie durch ihre Gerichte und Beamte nach Belieben. Der König, entweder weil er Geld brauchte, oder aus Staatsklugheit, um sich eine Stütze mehr gegen seine Vasallen zu verschaffen, verkaufte mehrern Städten in

seinen Ländereyen eine Art von Freyheit durch die Einführung der Kommunen oder Gemeinheiten. Die Bürger erhielten dadurch das Recht, ihr Vermögen als ihr volles Eigenthum anzusehen; ihren Aufenthalt zu verändern; ihre städtischen Angelegenheiten und Gerichte durch selbstgewählte Rathsherren verwalten zu lassen; ihre Truppen selbst zusammen zu ziehen, und in das Feld zu führen, und gegen ungerechte Gewalt ihre Stadt zu vertheidigen. Wie viel sie jährlich ihren Herrn an Abgaben zu zahlen hätten, ward bestimmt, so wie die Fälle, in welchen ihr Herr eine ausserordentliche Geldhülfe zu fordern berechtiget blieb. Eine Stadt erhielt mehr, die andere weniger von solchen Vorzügen. Die Vasallen folgten dem Beyspiel des Königes, und verkauften eine gleiche Freyheit ihren Städten, deren Bürger bald Reichthum und Ansehen genug erwarben, einen dritten Reichsstand, mit dem Adel und der Klerisey zu bilden. Auch ein neuer Mönchsorden entstand unter Ludwig VI., den Norbert ein Teutscher im Jahr 1120 stiftete, und der von den Ort Premontré, den Namen Premonstretenserordens erhielt. Bey allen seinen wichtigen Unternehmungen leitete ihn der staatskluge Suger, Abt von St. Denis. — Sonsten hat uns die Geschichte keine merkwürdige Thaten aufbehalten. Ludwig starb 1132, und auf ihn folgte Ludwig VII., der Jüngere oder das Kind genannt. Der Pabst Inocenz II. wollte ihm gleich bey seiner Thronbesteigung das Recht nehmen, unwürdige Personen aus der Zahl der Kandidaten zu geistlichen Würden auszuschliessen. Es kam auch darüber zu heftigen Streitigkeiten, welche der König durch einen Kreuzzug unterbrach. Dem Abt Suger von St. Denis, und dem Grafen Rudolph von Vermandois

mandois wurde die Regentschaft übergetragen. Der teutsche Kaiser Konrad III. brach mit einem andern Heere auf. Aber ohnerachtet der grossen Macht der christlichen Fürsten war dieser Zug dennoch einer der unglücklichsten. Die Teutschen wurden geschlagen, ehe sie sich noch mit den Franzosen vereinigen konnten. Die Griechen, welchen die Kreutzfahrer fürchterlicher schienen, als die Türken, führten sie in öde gebürgige Gegenden, wo allein von dem französischen Heere an hunderttausend Mann durch Schwerdt, Hunger und Krankheiten sollen aufgerieben worden seyn; und der König gieng 1148 zurück, nachdem durch so vieler Menschen Blut nichts weiter erhalten worden war, als daß man Jerusalem und das heilige Grab gesehen hatte. Es lebte damals ein Mann, der im Geruch der Heiligkeit war, 77 Klöster gestiftet hatte, und sich von den Fürsten in Staatssachen brauchen ließ, der Abt Bernhard von Kloirraux. Dieser hatte den Kreutzzug vorzüglich mit betrieben, und den glücklichsten Erfolg im Namen Gottes versprochen. Nun machte man ihm von allen Seiten Vorwürfe. Allein Bernhard verstand es, sich zu helfen. Er schob alles Unglück auf die Sünden der Kreutzfahrer, und tröstete das Volk damit, daß die Seelen der Gebliebenen sich im Himmel befänden.

Der König fand bey seiner Zurückkunft sein Reich durch die Klugheit des Abts Sugers in Ruhe. Aber diese ward bald unterbrochen. — Des Königs Gemahlin, Eleonore, die Erbin von Guienne, hatte den Kreutzzug mit gemacht, und vor den Augen des Königs ziemlich ausschweifend gelebt. Ludwig schied sich von ihr 1152 unter dem Vorwand einer zu nahen Verwandtschaft. Damit verlor er

das Herzogthum Guyenne und Poitou, welche Landschaften Eleonora dem Herzoge Heinrich von der Normandie anheyrathete. Dieser Prinz, ein Sohn des Grafen von Anjou, Plantagenet, und der Tochter des Königs von England, Heinrichs I. besaß von seiner Mutter die Normandie, vom Vater Anjou, Maine und Touraine, durch seine Gemahlin Guyenne und Poitou, seit 1154 das Königreich England, und in der Folge erhielt er auch Bretagne, durch die Vermählung seines dritten Sohnes, Gottfried, mit der Erbin dieser Grafschaft. Ein solcher Vasall konnte seinen Landesherrn in die äusserste Verlegenheit setzen, und an gutem Willen dazu fehlte es ihm nicht. Der König von Frankreich suchte sich dagegen durch nähere Verbindungen mit andern grossen Herren des Landes zu verstärken. — Er vermählte eine von seinen Töchtern mit dem Grafen von Champagne; eine andere mit dem Grafen von Blois, und seine Schwester mit dem Grafen von Toulouse. Er selbst nahm zur dritten Gemahlin eine Gräfin von Champagne, und aus dieser Ehe ward Philipp II. erzeugt, der nach dem Tode seines Vaters, welcher 1180 erfolgte, den französischen Thron bestieg.

Philipp II. den ein Heer von Schmeichlern Augustus nannte, war zwar nur 15 Jahre alt, als er die Regierung antrat. — Er besaß in gleichem Grade Klugheit, Herzhaftigkeit, Muth, Ruhm und Vergrösserungssucht; erlaubte sich aber auch manche Grausamkeit und Ungerechtigkeit. Einstens schlug er sich mit 500 Reutern durch die englische Armee durch, weil er es schimpflich fand, vor seinem Vasallen zu fliehen. Die Geistlichkeit von Rheims weigerte sich einsmals, ihm eine Beysteuer zum Kriege zu geben, und bat, er möchte mit ihrem

Gebet

Gebet vorlieb nehmen. Bald darauf wurden ihre Güter von einigen Herren ausgeplündert. Nun sollte Philipp helfen, und nun half er ihnen nemlich — mit Gebet. Dem Gesandten des Pabstes, der ihn durch Banndrohung von einem Krieg mit England abschrecken wollte, gab er die trockene Antwort: „ich bin Niemand, als Gott, meine Krone schuldig, und ich werde alles thun, sie von Menschen unabhängig zu erhalten. Jede Gelegenheit zur Erweiterung seiner Länder und zur Vergrösserung seines Ansehens war ihm willkommen, und die Zeitumstände begünstigten ihn ausserordentlich. Seit Karls des Grossen Zeiten glückte es keinem so, wie ihm. — Die Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Poitou, Auvergne, Artois, Vermandois, Amiens, Sanceron, und andere Ortsften vereinigte er mit der Krone, und setzte dadurch das Haus Plantegenet, welches in England regierte, ausser Stand, ihm zu schaden. — Die Grossen wagten es nach einigen mißlungenen Versuchen nicht, die Unterwürfigkeit eines ruhigen Vasallen ihm zu versagen, und die Geistlichkeit konnte sich durch kein Murren von mehrmaligen Beyträgen zu den Staatsbedürfnissen befreyen.

Den Anfang seiner Regierung bezeichnete Philipp durch eine schändliche Handlung, durch welche aber damals habsüchtige und dumme Menschen der Gottheit einen Dienst zu thun wähnten. Im April 1182 befahl man allen Juden, aus den königlichen Ländereyen sich zu entfernen, oder sich taufen zu lassen. Daß sie durch Wucher einen grossen Theil der Reichthümer an sich brachten, das konnte allerdigs wahr seyn. Aber die Schuld davon fällt nicht auf sie allein. Daß sie alle Charfreytage Christenkinder gestohlen und gekreuzigt, auch mit gesegneten

Hostien Unfug getrieben hätten; das mag wohl im Allgemeinen Erdichtung seyn. Daß nicht einige solche Erzählungen sich auf Wahrheiten gegründet hätten, möchte ich doch aber auch nicht geradezu läugnen. Denn wie sollten die Juden das einzige Volk gewesen seyn, das keine religiösen Schwärmer gehabt hätte? Der König konnte sie allerdings als bürgerlich schädliche Menschen, wenn er an ihrer Verbesserung schlechterdings verzweifelte, aus seinem Lande jagen, ohne sich damit einer Ungerechtigkeit im strengen Sinne schuldig zu machen. Aber er that noch mehr, er beraubte sie, und zum Raub konnte ihn auch die uneingeschränkteste Souverainetät einer Krone nicht berechtigen. Zwar erlaubte er den Unglücklichen, ihre beweglichen Güter zu verkaufen. Aber liegende Güter zog er ein; alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber mußte ihm eingehändiget werden, und er befreyte alle Schuldner von der Verbindlichkeit, ihre Schulden an die Juden zu bezahlen, doch mit der Bedingung, den fünften Theil der schuldigen Gelder an ihn zu entrichten. Die meisten dieser Elenden zogen nach der Normandie, und in andere französische Länder des Königs von England, und doch erlaubte ihnen Philipp selbst am Ende seiner Regierung in seine Länder zurückzukommen.

Die Fortsetzung folgt.

Vom Elephantenfang und dem Verkauf derselben auf der Insel Zeilan.

Die meißen Elephanten werden in einem Korahl gefangen; so nennt man auf dieser Insel das für diese Thiere bestimmte Jagdzeug. Es gleicht einem grossen Fischernetze mit zween von einander

stehen-

stehenden Flügeln, die sich in dem Beutel endigen, und besteht aus starken gesunden Bäumen, welche theils durch die Natur, theils durch die Kunst gezogen sind, und dicht beysammen stehen. Zeigt sich hier oder da zwischen ihnen eine Lücke, so wird sie mit starken Pfählen ausgefüllt, damit der Elephant nirgends ausweichen kann. Sobald man von den Waldjägern die Nachricht erhält, daß sich eine gute Herrde Elephanten zeigt, so müssen die Oberhäupter der Zeilaner sogleich einige tausend Mann aufbieten, mit denen man die aufgesuchte Heerde langsam nach der vordern Oeffnung des Korahls treibt, der einen sehr grossen Raum ausmacht. Hat man sie einmal so weit gebracht, so hat man gewonnen Spiel. Die Mannschaft zieht sich nun in dieser Oeffnung zusammen, macht mit Mund- und Handinstrumenten ein grosses Geräusche, und bringt die sich friedlich zusammen haltende Heerde bis in den engern Raum, den man den Spielkorahl nennet. Nun wird gleichsam ein Kordon durch sechs bis sieben tausend Menschen gezogen, die ein starkes Feuer und zugleich mit ihren Instrumenten ein Getöse machen, wovor sich der Elephant scheuet und seinen Gang nicht rückwärts, sondern vorwärts nach einen sehr schmalen Raum nimmt, welcher der Nothkorahl heißt. Diese Enge schließt man mit einem heftigen Feuer, und macht dabey ein schröckliches Geschrey, wodurch der Elephant betäubt sich nach Freyheit umsieht, und sich dieselbe durch seine Stärke zu verschaffen sucht. Er versucht dieselbe an beyden Seiten der Wehre des Korahls; da er aber findet, daß er die starken Bäume mit seinem Rüssel nicht umwerfen kann, so wird er böse, und fängt mit demselben heftig zu blasen an. Wenn sich das Feuer ihm nun nähert, so wagt er sich in den schmalen

Ausgang des Korahls, und glaubt, weil er am Ende desselben zahme Elephanten stehen sieht, nun seine Freyheit gefunden zu haben. Dieser schmale Gang, wo nur jedesmal ein Thier gehen kann, ist oben überdeckt, und auf diesem Verdeck sitzen oben einige erfahrne Elephantenjäger, die das Thier mit Stöcken, an deren Ende ein krummer Hacken mit einer Spitze ist, bis ans Ende forttreiben. So bald es sich hier befindet, zieht man die Balken, womit der Ausgang versperrt ist, hinweg und macht ihm Raum. Voll Freude, seinen Kerker durchbrochen zu haben, thut nun der Elephant einen starken Satz, allein die am Ende auf beyden Seiten stehenden zahmen Elephanten, (die man Jäger und Seelenverkäufer nennt,) zwingen ihn, Halt zu machen und nehmen ihn in die Mitte. Will er nicht gehorchen und stille stehn, so züchtigen sie ihn auf Befehl ihrer Herren mit so starken Rüsselschlägen, daß er vor Angst durch die natürlichen Auswege alles von sich giebt. Er merkt nun, daß er sich von dieser Gewalt nicht befreyen kann, giebt nach und läßt sich willig an einen etwas abstehenden Baum hinführen, an welchen man ihn an einem Hinterfuß mit einem starken Strick von unzubereitetem Elenns- oder Hirschleder befestiget, so stehen läßt und die zahmen Thiere zurückführet. Ist nur erst ein wilder Elephant auf die eben beschriebne Art aus dem Korahl fortgebracht, so folgen die übrigen, in Hofnung ihre Freyheit zu erlangen, weit williger, und werden ebenfalls an Bäume angebunden So müssen sie einige Tage stehen und hungern, und daraus merken lernen, daß sie Gefangene sind. Bey jedem Elephanten werden Leute hingestellt, die ihm nach und nach Futter vorlegen, damit er Menschen kennen lerne. Anfänglich sieht er diese Pfleger grimmig an, allein nach einigen Tagen

wird er gelassener und läßt zu, daß man ihm an den Leib kommen darf. Nun lernt er auch nach und nach die Sprache seines Befehlshabers kennen und ihr folgen, und leidet es, daß man ihm einen Strick um den Hals legt, ihn so an einen zahmen koppelt und nach dem Stalle führt. Ein zahmer Elephant bekömmt auf jeder Seite einen wilden, und wenn er sehr groß ist, wohl gar zwey kleinere wilde. Auf dem zahmen sitzt der Kornak mit seinem gespitzten Hacken und lenkt das Thier, wohin es gehen soll, und bringt auf solche Weise die Gefangenen in den Stall, in welchem starke Bäume oder Pfähle befestiget sind, an welche sie in gewissen Entfernungen einzeln mit dem Hinterbeine angebunden werden, damit sie nicht zusammen kommen können. So läßt man sie nun stehen, füttert sie täglich mit Blättern von Kokosbäumen und läßt sie des Tages einmal durch die zahmen zur Tränke führen, bis die Zeit kommt, wo man sie zu Markte bringen und verkaufen kann. Wie viele Mühe und Unruhe eine solche Jagd verursacht, ist leicht daraus zu erkennen, daß man hier nicht, wie bey Jagden andrer Thiere, Hunde und Schießgewehr brauchen kann; am meisten aber muß man die Dreistigkeit der Elephantenjäger bewundern, die mit diesem an sich so fürchterlichen Thiere eben so gut umzugehen wissen, als bey uns ein Jäger mit seinen abgerichteten Hunden. Diese Jäger bekommen einen sehr geringen Gehalt; doch jene, welche blos zum Zusammentreiben der Elephanten helfen, erhalten noch weniger, denn es wird ihnen blos ein Tag auf dem Kerbholze, als ein gewöhnlicher Frohndienst, angeschnitten.

Eine andere Art von Elephantenfang stellen die sieben, unter dem Tribut der Holländischen Ostindi-

schen Handlungsgesellschaft stehenden Prinzen in ihren Ländern an. Sie lassen in den Gegenden, wo der Elephant gewöhnlich seinen Fras sucht, einige Klaftern tiefe Gruben machen, diese werden mit leichten Stangen überlegt, mit Blättern bedeckt, und in der Mitte mit solchem Futter versehen, dem der Elephant am liebsten nachgeht. Dieser geht dem Geruch nach, bricht aber durch, und wird auf solche Art unvermuthet gefangen. Er macht nun allerley Versuche, sich selbst zu helfen, da er es aber unmöglich findet, so schreyt er, um andre seines Geschlechts zur Hilfe zu rufen. Es erscheinen auch Elephanten, aber schon gezähmte und zu diesem Geschäfte abgerichtete, die ihn mit Stricken heraus ziehen müssen, und ihn in die Hände ihrer Herren liefern. Unmöglich würde es seyn, so grosse und schwere Thiere ohne Schaden heraus zu ziehen, wenn man nicht die eine Seite der Grube etwas flach machte, um die Sache zu erleichtern. Ist er nach dem Herausziehen mürrisch, so wird er so lange geschlagen und gezüchtiget, bis er sich alles gefallen läßt, und die Befehle des Herrn vollziehen lernt.

Der Beschluß folgt.

Schöne Charakterzüge.

(Aus einem Brief aus Nantes, den 13. Aug. 1781.)

An einem Freytag gieng ich über die hiesige Magdalenenbrücke, um mit einem Wachtmeister, meinem Kameraden, nach meinem Quartier zu gehen. Ich ward da einer Menge Volkes gewahr, welches die Hände gen Himmel aufhub, und für Mutter und Kind, welche im Begriffe waren, zu ertrinken,

um

um Hülfe schrie; aber dieses Schreien half nichts, weder der Mutter, welche das Opfer mütterlicher Zärtlichkeit war, noch dem Kinde, welches Unvorsichtigkeit in diese Gefahr gestürzt hatte. Ich komme, ich sehe die Aerme der Mutter und des Sohnes auf dem Wasser um Rettung bitten. Ich werfe geschwind meinen Säbel und mein Kleid von mir, und da ich sehr wohl schwimmen kann, so erreichte ich sie alsobald in zween Schüssen. Die ersten Aerme, die ich ergreife, sind der Mutter ihre. Ich fasse sie und bringe sie an das Ufer.

Das erste, so eine Person thut, der das Leben gerettet worden ist, ist, es zu geniessen; aber so ist es nicht mit einer Mutter, die ihren Sohn in Gefahr sieht. Ohne an die Gefahr zu denken, aus der sie gerettet worden ist, fällt sie auf ihre Knie, und sagt zu mir: Herr, Sie haben mein Leben gerettet, retten Sie es auch meinem Sohne, oder ich werde mich sogleich wieder in das Wasser stürzen, um mit ihm zu sterben. Ich begab mich sogleich wieder ins Wasser, um das Kind zu retten. Aber, sobald ich einige Ruthen weit geschwommen war, sah ich, daß einige Fischer in einem Nachen herbeygekommen waren, und das Kind gerettet hatten. Ich kam wieder an das Ufer, und war Zeuge des rührendsten Schauspiels, das menschenfreundlichen Herzen sich darbieten kann. Sie läuft zu ihrem Kinde, nimmt es in ihre Arme, und macht es das Wasser ausspeien, so es eingeschluckt hatte. Aber, sobald sie es wieder zu sich gebracht hatte, war ihr nichts mehr angelegen, als ihren Dank denjenigen zu bezeugen, denen sie es schuldig war. Bald lief sie zu den Fischern, die ihr ihren Sohn wieder geschenkt hatten, und dankte ihnen mit den Empfin-

dungen

dungen deren nur eine Mutter fähig ist; bald wandte sie sich an mich, um mir ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen, daß ich ihr das Leben gerettet hätte, um das von ihrem Sohne zu erhalten. Aber, ich nahm nicht ohne Vergnügen wahr, daß sie den Fischern den Vorzug vor mir gab, weil sie ihr Kind errettet hatten, und daß es ihr viel mehr Freude machte, ihren Sohn in ihren Armen zu halten, als sich selbst gerettet zu sehen. Ich war darüber nicht eifersüchtig. Im Gegentheile zeigte es mir, wie weit die Zärtlichkeit einer wahren Mutter gehe. Diese Mutter ist eine Wäscherin, ihr Sohn war bey ihr, er sieht das Schiff, so das Wasser fortführt, er will es anhalten, er sinkt; die Mutter, die ihrem Sohn in Gefahr sieht, stürzt ihm nach, will ihn retten, und kommt beynahe um.

Die Gegenwart des Geistes.

Eine Orientalische Erzählung.

Hegiage, das Schrecken und die Furcht der Völker, wegen seiner unerhörten Grausamkeiten, irrte in einem wüsten Gefilde ohne Gefolge, ohne Zeichen seiner Würde herum, und traf einen Araber aus der Wüste an, den er folgender Gestalt anredete.

Mein Freund, ich mögte gerne wissen, was Hegiage, von dem man so viel redet, für ein Mensch ist?

Der Araber. Hegiage ist kein Mensch; er ist ein Tieger, ein Ungeheuer.

Hegiage. Wessen beschuldigt man ihn denn?

Der Araber. Tausend Verbrechen wegen. Er hat sich in dem Blute von mehr als einer Million seiner Unterthanen gebadet.

Hegiage. Hast du ihn niemals gesehen?

Der Araber. Nein.

Hegiage. Gut; siehe mich an; er ist es, mit dem du redest.

Der Araber, ohne einige Bestürzung zu zeigen, sahe ihn starr an, und sagte trotzig: Aber weist du auch wer ich bin?

Hegiage. Nein.

Der Araber. Ich bin aus dem Geschlechte der Zobeit, worin ein jeder, der dazu gehört, einen Tag im Jahr toll ist. An mir ist heute die Reihe.

Hegiage vergab ihm. Die Gegenwart des Geistes thut alles; denn sie zwang den Tyrann, dem Araber zu vergeben.

Mechanische Ursache des bekannten Kunststückes, da man einen Stab, der auf zwey Gläsern aufliegt, ohne deren Schaden entzwey schlägt.

Man setze zwey Stühle, von gleich hohem Sitze, so weit von einander, und in eine gerade Linie,

Linie, als der Stab lang ist, und fülle zur Vorsicht, 2 Gläser mit Wasser an, damit sie desto fester stehen. Auf die beyden Ränder dieser Gläser lege man einen astlosen dünnen troknen Stab, der so lang seyn kann, als man ihn bey der Hand hat; je länger, je besser. Diesen zerschlägt man mit einem andern Stabe, nachdem man vorher seine Mitte gezeichnet, in der man ihn zerstücken will.

Nach den Gesetzen der Bewegung, bewegt sich ein widerstehender Körper wirklich nach der Gegend hin, gegen welche der Widerstand seine Richtung hat, folglich muß sich der dem Schlage widerstehende Stab von den Gläsern entfernen, und also nicht in sie wirken, weil er dem Schlage entgegen wirkt. So zerbricht ein kölnisches Tobackspfeifenrohr, dessen Enden man an zwey Haare aufhängt, und mit Gewalt zerschlägt, ohne die Haare zu beschädigen; und dieses ist der Grund von dem vorgelegten Problem.

Die magische Bauchsprache.

Ehedem verstand man unter der Bauchsprache eine Rede, die ohne Oeffnung des Mundes, Töne und Worte blos in dem Kanale der Luftröhre heraufdrängte. Ich werde die dazu erforderliche Bewegungen, nach dem Berichte des Baron von Mengen aus Wien, welcher in der Bauchsprache eine Fertigkeit erlangt hatte, zergliedern.

Dieser bediente sich, um den Verdacht von sich selbst höflich abzulehnen, einer nicht Einen Fuß hohen hölzernen Puppe, mit offnem Munde, in dessen erweiterten Falten, sich der Mund selbst, vermit-

vermittels eines, durch die Mitte des Halses quer durchgehenden Zapfens, ganz oder halb öffnen ließ. Beyde Augen waren offen und glänzten mit ihrer Emalge. Die Figur war ein altes Männchen, von der Sonne verbrannt, so einen türkischen Bund auf hatte, ohne Hände und Füsse, und blos mit einem Mantel, als Zaubrer bekleidet. Der Baron hielte und regierte sie mit der linken Hand, und zwar unter dem Mantel, und allezeit bedeckt, indessen daß er die Stimme, Sprache, Rede, oder auch Singstimme, blos zwischen dem linken Backen und Zähnen, vornehmlich aber mit der links scharf angedrückten Zunge, gegen die linke Wange und Zähne bildete, wobey der Athem das Spiel macht, welches eine gewaltsame Anstrengung des Athems, und eine lange Uebung voraussetzt. Das übrige verrichtet die Zunge, bey völlig geschloßnen Lefzen, und eine gute Brust. Eben das gilt auch von der, jedem Selbstlauter und Worte angemessenen, ganzen, oder halben Oeffnung des hölzernen Mundes, die das Auge des Zuschauers sehen muß, und mit jedem Worte übereinstimmt, wozu freylich Uebung gehört, weil jeder auf die begeisterte Puppe seine Augen unverwandt richtet. Selbst derbe Verweise und Spöttereyen an die Zuschauer, entschuldigen sich in dem Munde des hölzernen Sittenlehrers. Bisweilen ward ein kleines Concert von vier Stimmen aufgeführt, indem der Baron ein Instrument spielte, hinter welchem er die Figur auf dem Schoosse hielt, diese schien mitsingend einzufallen, indessen daß er mit dem Munde ein Waldhorn nachmachte, und auf einem gefalzten Kartenblatte den Fagot in genauem Tacte bließ, wozu gewis eine starke Lunge erfordert wird. Auf eine ähnliche Art liessen die Orakel ihre Götzen

reden;

reden; denn Thorheit wäre es, zu glauben, daß man aus dem Magen, oder der Blase wirklich zu reden vermögend sey.

Die Betende.

Laura betet! Engelharfen hallen
Frieden Gottes in ihr krankes Herz,
Und wie Abels Opferdüfte wallen
Ihre Seufzer himmelwärts.

Wie sie kniet, in Andacht hingegossen,
Schön wie Raphael die Unschuld malt,
Vom Verklärungsglanze schon umflossen
Der um Himmelswohner stralt.

O sie fühlt, im leisen, linden Wehen,
Froh des Hocherhabnen Gegenwart,
Sieht im Geiste schon die Palmenhöhen
Wo der Lichtkranz ihrer harrt!

So von Andacht, so von Gottvertrauen
Ihre engelreine Brust geschwellt,
Betend diese Heilige zu schauen
Ist ein Blick in jene Welt.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Das Wichtigste in Philipps II. Geschichte sind seine Kriege mit den Königen von England, die wegen ihren französischen Besitzungen Vasallen seiner Krone waren. Die Staatsklugheit forderte allerdings Herabsetzung eines Vasallen, der im Stande war, es mit dem ganzen Königreich aufzunehmen. Und kömmt jene in Streit mit der Moralität, so muß diese, wie es die Erfahrung lehrt, gemeiniglich nachstehen. Und wenn die Folgen einer Handlung mit in Rechnung gebracht werden bey dem Urtheil über die Moralität derselben; so ist die Entscheidung über eine Kollision* der Pflichten der Staatsklugheit und der Moralität vielleicht das schwerste unter allen Urtheilen. Philipp kämpfte mit drey Königen von England um die Verminderung ihrer Macht in Frankreich. Gegen Heinrich II. unterstützte er offenbare Rebellen in der Normandie, Bretagne und Guyenne. Heinrich starb im Jahr 1189, als sein unruhiger Sohn, Robert, im Begriff war, mit den Königen von Frankreich und dem deutschen Kaiser nach Palästina zu ziehen, und den Ungläubigen Jerusalem zum zweytenmal abzunehmen. Philipp und Robert thaten den Zug in Gesellschaft 1190, und jener kam als Feind seines vorigen Bundsgenossen zurück. Roberts stolzer Muth und Hitze, und Philipps feinere Vergrösserungs- und Ruhmsucht, ließ keine redliche Aussöhnung zu. Richard wurde auf der Rückreise von dem österreichischen Herzog Leopold, den er in Palästina beleidiget hatte, zu Wien 1192.

* Streit zweyer einander entgegenstehender Pflichten.

angehalten, und Kaiser Heinrich VI., dem Leopold seinen Gefangenen ausgeliefert hatte, gab ihm erst 1194 seine Freyheit. Bey diesen Umständen handelte Philipp meineidig und unedel, indem er Richards Gefangenschaft durch Unterhandlungen mit dem Kaiser zu verlängern suchte, und mit desselben aufrührischem Bruder, Johann heimliche Verbindungen schloß. Richard wollte sich nun rächen, und griff den König 1194 mit Vortheil an. Man verglich sich, bekriegte sich aufs neue, und Richard wurde 1199, bey der Bekriegung eines Vasallen, durch einen Pfeilschuß getödtet. Ihm folgte sein Bruder Johann. Philipp unterstützte den jungen Herzog von Bretagne, Arthur, der von seinem Oheim, dem englischen Könige, die französischen Lehen haben wollte. Arthur wurde gefangen, und Johann ermordete ihn im Jahr 1202. Nun forderten Arthurs Freunde bey ihrem Oberlehnsherrn, dem König von Frankreich, Gerechtigkeit. Dieser ließ daher den englischen König, als seinen Vasallen, vor das Gericht der Pairs von Frankreich fordern, um sich da wegen des angeschuldigten Mords zu rechtfertigen. Johann erschien nicht; die Pairs erklärten ihn daher des Mords und der Felonie * für schuldig, und daß er alle seine Lehnsgüter in Frankreich an die Krone verwürckt habe. Philipp griff nun zu, und setzte sich in den Besitz von der Normandie, Anjou, Touraine und Poitou. Johann brachte gegen ihn ein Bündniß zu Stande mit dem Kaiser Otto IV., dem Grafen von Flandern, von Boulogne und andern Grossen in Frankreich. Allein Philipp fiel plötzlich über das deutsche Heer hin, und schlug es den 27. Jul. 1213, bey Bouvines, einer Stadt

* Ein solches Verbrechen der Vasallen, durch welches er seine Lehnsgüter verwürckte.

Stadt in Flandern, und Johann in England verlo'r darauf seine Krone durch seine Unterthanen. Dieser Prinz, der sich durch Grausamkeit und Schwäche verhaßt und verächtlich gemacht hatte, wollte seinen Baronen die ihm abgezwungene Magna charta * (den grossen Freyheitsbrief) nicht halten. Ein grosser Theil des Reichs empörte sich im Jahr 1216, und Philipp erlaubte seinem Kronprinzen, Ludwig nach England zu schiffen, und die von den Mißvergnügten ihm angebotene Krone anzunehmen. Er trug sie aber nur 18. Monate. Johann's Tod und die Klugheit des Vormunds, den er seinem unmündigen Prinzen hinterlassen hatte, des Grafen von Pembrock, brachte die Unzufriedenen zu ihrer Schuldigkeit zurück. Der König in Frankreich stellte sich, als habe sein Prinz sich wider den väterlichen Willen in diese Sache eingelassen, und schwieg. Die englische Krone an sein Haus zu bringen, daran hatte er wohl nicht im Ernste gedacht. Aber die Unterhaltung der Unruhen in England versprachen ihm einen sichern Besitz der weggenommenen englischen Besitzungen in Frankreich.

Philipp, der sonst auf alles aufmerksam war, woraus er Vortheil ziehen konnte, nahm keinen Theil an der Verfolgung der Albigenser und des Grafen Raymund VI. von Toulouse. Entweder glaubte er mit seinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun zu haben; oder er fand es nicht für gut, die Geistlichkeit gegen sich zu erbittern. Sonst wäre die Gelegenheit vortreflich gewesen, festen Fuß in Toulouse zu fassen. Die Albigenser führten diesen Namen

*) Eine Urkunde, durch welche dem Adel seine Rechte, und jedem Engländer Sicherheit seiner Person, und seines Eigenthums zugesichert worden.

von der Stadt Alby in der Grafschaft Toulouse. Da sie in einigen wichtigen Punkten der christlichen Lehre besondere Meynungen hegten, so wurden sie als Ketzer jämmerlich verfolgt. Im Jahr 1206 ließ der Pabst Inocenz III. sogar das Kreutz gegen sie predigen. Der Graf Raymund VI. von Toulouse, der sein Land nicht einer allgemeinen Verwüstung preiß geben wollte, that Vorstellungen, und gerieth darüber, als ein Freund der Ketzer, in den Bann der Kirche. Ein Abgeordneter des Pabsts wurde ermordet, und diesen Mord gab man, ohne Beweis, dem Grafen Schuld. Der Abt Arnold von Citeaux stellte sich nun mit andern Bischöffen und Mönchen an die Spitze eines zusammengelaufenen Haufens; ließ die Albigenser in ihren Städten angreifen, indeß er mit den Geistlichen, während des Sturms, Komm heiliger Geist, Herre Gott! sang, und ließ in den weggenommenen Ortschaften alles, was Leben hatte, niederhauen. Bey der Wegnahme der Stadt Beziers, wo Montfort commandirte, wurden gegen 30000 Menschen niedergehauen, und als die Soldaten diesem vorstellten, sie würden die Rechtglaubigen nicht von den Ketzern unterscheiden können, so gab ihnen Graf von Montfort, dieser grausame Bösewicht zur Antwort: „Schlagt sie nur alle, ohne Unterschied todt, Gott wird die schon kennen, die ihm angehören!“ Das Ende dieser Greuel erlebte Philipp II. nicht. Er starb am 14. Jul. 1223, und hinterließ seinem Sohn Ludwig VIII. eine befestigte Königsgewalt, und einen sehr vergrösserten Staat.

Diesen schändlichen Krieg setzte nun Ludwig VIII. mit Nachdruck fort. Die Religion war immer noch der Vorwand, und die Staaten des Grafen

von

von Toulouse, ihres Beschützers, waren die Lockspeise, welche seinen Arm gegen die armen Albigenser bewaffnete. Er gelangte aber nicht zum Ziel seiner Wünsche, sondern starb auf der Rückkehr aus dem Feldzuge, der Sage nach, an beygebrachtem Gift, im Jahr 1226, nachdem seine Regierung kaum volle 3 Jahr gedauert hatte.

Die Fortsetzung folgt.

Vom Elephantenfang und dem Verkauf derselben auf der Insel Zeilan.

Fortsetzung.

Eine dritte Art, die Elephanten zu fangen, ist den in Zeilan sogenannten Mohren, oder besser, indianischen Muhamedanern eigen, die sich damit beschäftigen, um ihre Abgaben an ihre Grundherren, die holländische Handlungsgesellschaft abtragen zu können. Diese von Natur sehr starken Leute gehen zur Zeit der Dürre, da der Elephant aus Mangel an Wasser diese oder jene Gegend besucht, um seinen Durst zu stillen, auf die Jagd, immer je vier und vier, von ihren jungen Knaben, die sie dazu abrichten, begleitet, und durchsuchen den Wald, bis sie einige Elephanten entdecken. Nun bemühen sie sich, das größte Thier aufzufinden, gehen auf selbiges los und suchen es zu reitzen, daß es auf sie loskomme. Wenn nun der Elephant seine Feinde zu vertreiben sucht, so fängt der geübteste unter ihnen, der einen Ellenlangen Stock von Ebenholz in der Hand hält, vor dem Elephanten zu fechten an, welcher mit seinem Rüssel immer nach dem Stocke schlägt. Der

Mohr parirt die Schläge aus, und macht allerley Sprünge: der Elephant wird nun böse und thut sein Bestes, um seinen Feind zu bezwingen. Unter diesem Gefechte befindet sich auf jeder Seite des Elephanten ein Mohr, und der vierte sucht von hinten Gelegenheit zu bekommen, dem Thiere einen Fangstrick an ein Hinterbein zu bringen. Die Knaben wagen sich dicht an dasselbe, und während daß der Elephant sein Geschäfte mit dem Fechter hat, bringen sie ihm den Strick mit der größten Geschwindigkeit an das Bein und führen ihn so lange fort, bis sie einen dazu passenden Baum finden, an den sie ihn befestigen. Zween von ihnen gehen unterdessen fort, und holen ein zahmes Thier, mit dem sie das wilde bändigen und fortführen.

Wir wollen noch eine Begebenheit erzählen, die hier nicht am unrechten Orte zu stehen scheint, und von einem sehr glaubwürdigen Augenzeugen, der mehrere Jahre ein wichtiges Amt auf der Insel Zeilan verwaltet, berichtet wird. Der Vidan oder Oberaufseher wurde einmal nach jährlicher Gewohnheit befehligt, die neugefangnen Elephanten mit seinen Leuten und Jagdthieren abzuholen, und sie nach den Ställen zu bringen. Der Statthalter ermahnte ihn, ja alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, damit die ganze Heerde gesund und in gutem Zustande überbracht werden möchte. Er reisete ab, und auf seiner Rückreise fand sich ein abgeschlagenes Thier, oder Runkedor, (das ist ein Elephant, der zur Zeit der Brunst kein Weib bekommen können) unter seine Elephanten ein. Er machte sein bestes Jagdthier, das er Schilli (Liebling) nannte, los, und sagte: Gehe hin und pflege der Liebe mit diesem Manne, bringe ihn aber wieder mit zurück. Das Thier

machte seinen Marsch mit dem Runkedor von den übrigen Thieren weg, die man nach einigen Stunden weiter fortbrachte Des Abends kamen sie vor eine Festung, wo sie übernachteten und Futter fanden. Der Kommandant, von Geburt ein Deutscher, glaubte, der Vidan würde den andern Tag seine Reise fortsetzen; allein er blieb da, und bat um mehr Futter, weil er, wie er sagte, noch auf seine Gilli warten müßte. Der Kommandant, nachdem er sich den Verlauf der Sache hatte erzählen lassen, lachte ihn herzlich aus, und verlangte schlechterdings, daß er weiter ziehen sollte. Nach langen Bitten erhielt endlich der Vidan Erlaubnis, bis an den andern Morgen bleiben zu dürfen. Was geschah? in der Nacht kam Gilli mit ihrem Liebhaber glücklich an; er ließ sich willig an sie ankoppeln, und so brachte man ihn den dritten Tag glücklich an Ort und Stelle. Jederman bewunderte den Vorfall, den der Vidan nebst den andern Kornaks bestätigten, und alles lief, den Runkedor zu besehen. Er war 6 Ellen und 1 Zoll hoch und mit schönen Zähnen versehen, und wurde für 2500 Thaler verkauft.

Der Verkauf der Elephanten geschieht alle Jahre einmal im Königreiche Jaffanapatnam auf der Insel Zeilan, und zwar im Monat Julius. Die Kaufleute von der Küste Malabar und aus Bengalen werden durch Avertissements eingeladen, in welchen man auch die Geschlechter und die Grösse der vorhandenen Thiere anzugeben pflegt. Den bestimmten Tag werden alle Thiere hervorgebracht, in gewisse Loose vertheilet, grosse, mittlere und kleine, und unter jede Parthie gestellt. Ein jedes Loos hat seine Numer, welche die Kaufleute aus einer goldnen oder silbernen Schale ziehen. Wenn das geschehen

ist, berechnet man nach einem vorliegenden Preiscourant die Summe jedes Looses, und ziehet der Rabbat für die Fehler ab, wohin z. E ein Mangel an Nägeln auf den Füssen, (die 18 in völliger Zahl sind,) ein Riß in die Ohren, ein kurzer stumpfer Schweif u a m. gehören. Bey dieser Verrichtung hat der Sekretär mit seinen Schreibern von keinem der Kaufleute einige Einrede zu gewarten, denn er versteht den Preiscourant mit dem Rabbat sehr gründlich. Ist dies vorbey, und die Kapitalien berechnet, so erzeigt der Statthalter den Kaufleuten eine Ehre, besp engt sie mit Rosenwasser aus einem goldnen Gefäße, überreicht jedem eine zeilanische Blume mit eigner Hand und läßt sie durch seinen Thürsteher mit geriebnen Sandelholze bestreichen. Die Kaufleute machen dafür ein tiefes Kompliment, und damit ist der Markt vollbracht. Es sind Jahre gewesen, wo man an hundert Elephanten auf einmal verkauft, und wobey die Handlungsgesellschaft ein ansehnliches gewonnen hat; denn ein Elephant, der 6 Ellen hoch ist, und keine Fehler und zwey gleich grosse Zähne hat, kömmt über zwey tausend Thaler zu stehen. Jagdthiere werden niemals verkauft, und man wählt daher gemeiniglich solche dazu, welche irgend einen Fehler haben. Die zeilanischen Einwohner kaufen keine Elephanten, denn sie könnten sie nicht brauchen, sondern die Käufer sind immer aus andern Gegenden, wo sie besser benützt werden können.

Befleckte Kleidungsstücke wieder herzustellen.

Rothe Weinflecken nimmt trocknes Küchensalz und Milch, oder frischer Urin, wie auch das

Schwe-

Schwefeln oder der Franzbranndtwein, und zuletzt das Wasser fort. Ueberhaupt zerstört der Franzbranndtwein viele Flecken auf Seide. Gelbgewordenes oder verlegnes Leinenzeug erhohlt sich wieder, wenn man es in Buttermilch, oder saure Molken einweicht, und hierauf in Seife und Wasser wäscht, und bleicht. Bey Wein- und Essigflecken hilft der weinige Salmiakgeist, den man mit einen leinen Lappen einreibt, auszieht und abtrocknet. Oder man reibe die Stelle mit Weinsteinsalz, so man in Wasser zergehen läßt. Die starke Eisenflecken zieht der Salzgeist aus der Wäsche heraus, den man einreibt und auswäscht; oder man halte nur den mit diesem Geiste eingetränkten Flecken über eine Tasse voll heissem Wasser. Endlich ziehen 2 Tropfen Scheidewasser den mit Wasser benetzten Tintenfleck aus der Wäsche ohne allen Schaden heraus.

Eine weisse Fleckkugel zu allen Arten von Seidenzeugen, gegen Oel, Fett u. d. verfertigt man 2 Loth Siegelerde, eben so viel romanischen Bolus, guten Franzbranndtwein, woraus man Kugeln ballt. Man schabe davon ein wenig auf die Fettstelle, fahre mit einem heissen Bolzen darüber, und reibe und bürste das Pulver ab. Aus Papier wird ein Fettflecken gebracht, wenn man Leinwand auf das Fett deckt, Gipsmehl auf die Leinwand ausstreut, das Buch zumacht und beschwert, und das Pulver nach einigen Minuten wegfegt.

Eine Anekdote.

Grosse Geister erheben sich allemal über die Vorurtheile, nicht ihr Alter, nicht ihre weitausgebreitete Tiranney; nicht das Ansehen derer, die sie

hegen, kann ihnen den Sieg zweifelhaft machen, welchen sie durch einen ernstlichen Kampf wider dieselben zu behaupten suchen. Wer den schwedischen König Gustav Adolph nicht unter die grossen Geister zählen will, muß entweder seine Geschichte leugnen, oder sich gefallen lassen, daß man seinem Verstand zu klein hält, daß Bild eines grossen Geistes zu übersehen. Es ist nicht einmal nöthig, Gustavs ganzen Charakter zu entwerfen, ein einzelner Zug desselben verräth schon den König, der wenig seines Gleichen hat; und diesen Zug will ich von dem Ernst entlehnen, mit welchem er die Vorurtheile zu besiegen entschlossen war. Das Vorurtheil: es könne eine gekränkte Ehre nicht anders gerettet werden, als wenn man sich in Gefahr setzt, daß der Feind uns noch dazu das Leben rauben kann, war in den preussischen Feldzügen bey der Armee des Königes von Schweden ganz souverain geworden. Täglich geschahe es daher, daß durch unnöthige Zweykämpfe die Zahl der besten Officiere gemindert, und ganze Familien ins Elend gestürzet wurden. Auf was Art könnte diesem Uebel gewehret werden? Durch nichts anders, als das Ansehen des Monarchen, der die Duelle bey Lebensstrafe verböthe und sich selbst einem jedem zum Rächer seiner gekränkten Ehre darstellete. Es ereignete sich aber zu einer Zeit, daß zwey Officiere es dennoch rühmlicher hielten, ihre Sache im Zweykampf auszumachen, allein da sie wohl wußten, wie wenig ihr Herr gewohnt war, Befehle zu geben, deren Erfüllung aber auf eines jeden Willkühr ankommen zu lassen; so war kein andrer Weg, sie mußten sich beym Könige erst Erlaubniß bitten. Gustav Adolph, der niemanden leicht Gehör versagte, ließ auch diese Officiere vor sich, da sie sich hatten melden lassen. Kaum waren

sie

sie ins Zimmer getreten, so ließ der König durch Worte und Mienen schon merken, wie bereit er sey, ihr Glück zu machen, und wie es bey ihnen nur stünde, ihm dazu Gelegenheit anzuweisen. Nie hatten diese Kavaliere einen bessern Zeitpunkt treffen können, als diesen, sich in die höchste Gnade ihres Königes zu setzen, wenn sie ein anderes Anbringen, als das gegenwärtige gehabt hätten; aber kaum hatten sie des Zweykampfes erwähnt, so stieg dem Monarchen schon das Blut ins Gesicht und ein königlicher Zorn verabscheuete diese Verächter seiner zu ihrem Besten ertheilten Befehle. Auf einmal aber faßte sich der König, und nahm die Miene des Mitleids an sich. Er gestand ihnen ihre Bitte zu, bedauerte aber, daß sie ihre Ehre beleidigt hielten, wenn sie sich nicht dem Zwange der Vorurtheile unterwürfen, und unvernünftige Gebräuche mitmachten. Ist es den euer fester Entschluß, sprach der König, daß ihr euch schlagen wollt? Ja, Sire, versetzten die Officiere. Nun gut, sprach der König, so verschiebt euren Streit so lange, bis ich euch Zeit und Ort bestimmen werde, und vielleicht ist es euch lieb, wenn ich selbst ein Zeuge eures Muths und eurer Tapferkeit bin. Nichts konnte diesen eingebildeten Helden erfreulicheres gesagt werden. Sie pralten allenthalben mit der Ehre, die ihnen bevorstünde und erwarteten mit Ungeduld den Tag, da sie auf Befehl und im Angesicht ihres Herrn den Kampfplatz betreten sollten. Endlich erschien er und der König erwartete sie selbst auf dem angewiesenen Platze. Sobald die Duellanten nun hervortraten, ließ der König einen Kreiß von Soldaten um sie schliessen, und redete sie mit einer Mine voll Unmuth und diesem Befehle an: Frisch heran, ihr Herren! es ist euch erlaubt, euch zu schlagen; aber nicht erlaubt, eher

aufzu-

aufzuhören, als bis einer von euch auf dem Platze bleibt. Und du, sprach er zum Profoß der Armee, halt dich bereit! so bald als einer getödtet seyn wird, sollst du dem andern an dieser Stelle und in meiner Gegenwart den Kopf abschlagen. Nie ist wohl ein Mensch heftiger erschrocken, als diese Kavaliere, da sie eine so unerwartete Sentenz ihres Herrn höreten, von dem sie wußten, daß er in seinen Entschliessungen sich so leicht nicht änderte. Unbeweglich stunden sie einige Minuten, und ihr Löwenmuth war durch Scham und Furcht besieget. Endlich warfen sie sich zu den Füssen des Monarchen, und bathen mit Thränen um Gnade. Gustav Adolph, der seinen Zweck erreichet sahe, handelte auch hier als König, da er ihnen solche ertheilte. Sogleich sprangen sie auf, umarmten sich, und schwuren sich vor den Augen des Königes eine ewige Freundschaft zu. Hiedurch war der Zweykampf mit einemmal gänzlich abgeschaft.

Historische Bemerkungen über den Aufsatz von Verfertigung vegetabilischer Hüte im 39. St. der Mannichfaltigkeiten.

Sie kündigen in Ihrem öffentlichen Blatt, Mannichfaltigkeiten genannt, Herrn Rath Wehrs Vorschläge von Hutmaterialien, die er in seinem hannöverischen Magazin machte, für neu an, und ich muß es, um deutsche Gewächse geltend zu machen, Ihnen durch 48jährige Beweise der grösten deutschen Fürsten, Gelehrten, Künstler, und der meisten Akademien Europens und meiner eignen 8jährigen Erfahrung und anderer Beobachtungen bestättigen. Schon Friedrich II. foderte alle seine Gelehrte auf, ihre Aufmerksamkeit auf die Haare und Wolle der

Gewächse

Gewächse zu richten, und als man alles, was man von der Art an Blumen, Früchten, Saamen, Blättern und Stengeln finden konnte, auf Befehl des Königs zusammengebracht hatte, fand man, daß einige davon zum Spinnen und Wirken, ja sogar zur Verfertigung gewalkter Waaren, schon an und für sich ohne fremden Zusatz brauchbar sind, wie Sander in seiner ökonom. Naturgeschichte 3. Theile Seite 188 schreibt. Schon 1745 erfand Doktor Linugquist in Schweden, eine Maschine, einige dieser Wollarten zu reinigen, wie ich sie im 7ten Band 7. §. S. 51. der schwedischen Abhandlungen fand, als die meinige schon am Wasser stand. Beyde sind hier in Augsburg gestochen zu haben, wozu die Beschreibung in 8 Tagen folgen wird, wie auch 8 illuminirte Gewächse, welche in Deutschland Zentnerweis wie Unkraut wachsen, und zu Fabriken und Manufacturen dauerhaft brauchbar wären, wie es Prof. Gleditsch in Berlin hat um das Jahr 1745 auch schon für die Mark, Preussen, Pommern, und den schlesischen Landmann fühlbar und augenscheinlich erwiesen. Im Jahr 1746 machte Larouviere in Frankreich schon aus der syrischen Seidenpflanze Flanel und Felbel, die 1770 der König den englischen Flanellen als gesünder vorzog. Pastor Schäffer sandte schon 1765 Abhandlungen an die churfürstliche Akademie der Wissenschaften zu München und damit von der Alber oder Schwarzpappel und Grasswolle (Linagrostis) Gestricktes und Gewirktes, Papier, Hüte und Seidenwatten ein, und eben um diese Zeit schickte er auch wie Pater Clarus aus Kloster Farnbach in Niederbaiern Papier von der Seidenpflanze ein. Prof. Hadlich, erster Bürgermeister in Erfurt, ließ die Weidenwolle, wie sie dort häufig wächst, durch Knaben auf einer sehr wohlfeilen

feilen Maschine so appretiren, daß sie gebohrne Macedonier für cyprische hielten. Er schickte an das Hamburger Adreß- und Intelligenzcomtoir in München 1767 ganze Kleider auf Velperart nebst Spitzen samt Lichtdochten und vielen andern Mustern mit grossen Beyfall ein. Der Herr geheime Hofkammerrath Hirsch zu Anspach zeigte im 1767 Jahrgang der ökonomischen Gesellschaft in Franken im 6. Stück ihre verschiedene Brauchbarkeit in einem Auszug an, wie anno 1765 in der Leipziger ökonomischen Nachrichten davon schon erwähnet wurde.

Nach Krünitzens Encyclopädie Band XXVII. Seite 60 machte schon 1768 der Manufacturier Bertrault Hüte aus einer Wolle, und in Frankreich brauchte man die Seidenpflanze eben so gut, wie die Stuhlabgänge der Weber und verarbeitete zu Hüten die gezupfte Seide, von welchen letzten Herr Akteur Heigl in München schon vor 15 Jahren in Mannheim auch für sich Hüte verfertigen ließ. So liessen Fontanell, du Hamel, und le Breton in Paris, die ersten aus der Seidenpflanze Saamenseide, und letzter aus der Mooskolbenwolle Hüte und andere Zeuge verfertigen. Prof. Schreber in Erlang zeigt in seinen Uebersetzungen der Künste und Handwerke VI. Band in der Vorrede, und im Artikel von den Hutmaterialien Seite 179 das Nämliche, und beweißt, daß erst seit beiläufig 1737 Hutmacher Mathieu von London den Parisern um's Geld die Haasenhaare peitzen gelernet, damit sie nicht, wie zuvor, schlechte, sondern gute Filze aus Haasenhaaren machen lernten, weswegen auch diese Hüte aus Haasenhaaren ehevor in Paris sogar verbothen waren. Prof. Sukow sagt in seiner ökonom. Botanik über Fabriken und Manufakturpflanzen von Seite 333 an mehreres davon.

Wie

Prof. Schrank führt in seiner bair. Flora vieles an. Doktor Böhmer hat schon lange in seinem Schauplatz der Natur 9ten Band den Nutzen der Weidenwolle erwiesen.

Consistorialrath Hecker in Berlin, ließ aus der Weiden- und Graswolle schon 1769 mit Schaafwolle vermischte Hüte mit Vortheil machen.

Großhändler Rieger in Wien bekam von dem weltberühmten einzigen Kaiser Joseph II. ein Privileg. exclusivum auf Fabrikaten aus einem feinen Wollgewächs-Produkte, wovon in Lausanne schon eine Lichtdochtfabrike existiren soll, wie, wenn ich nicht irre, Commissionsrath von Riem schrieb. 1791 stund Hutmacher Greven wider mein in München seit 1786 existirende Hutfabrike* im hannöverischen Magazine schriftlich auf, und wollte aus der Vernunft und Erfahrung beweisen, daß die vegetabilische Wolle nicht filze, sondern sich im Wasser auflöse, welche Vorurtheile auch die meisten deutschen Hutmacher leider noch haben. Herr Förster auf Niederdeutschoßig ließ aber aus Moos, Teichkolben (Typha) Hüte der leipziger ökonom. Societät 1789 vorlegen, und der Rathsverwandte Herr Giese schickte von zwey Hutmachern, zwey glücklich ausgefallene Hüte an die wittenberger Provincialversammlung 1790 von Wollgras (linagrosti,) ein; denn das wittenberger Wochenblatt führte schon 1788 mehrers davon an. Kumpfmiller, Hutmacher zu Erding in Oberbaiern, und sein Nachbar Hutmacher Limmer und Zedai in München sammt

* Wovon bey Hutstaffierer, Neumair in Augsburg auf dem hohen Weg, feine dauerhafte Hüte von verschiedenen Farben um billigste Preise zu haben sind.

sammt meinem Fabrikanten Giglberger machten schon 1786 Hüte aus dreyerley Gewächsen in die Wette, und Neumaier, Hutfabrikant in Breslau, soll von dem höchstseligen König Friedrich II. eine gute Belohnung, so wie auch Keller, Hutfabrikant in Hessen-Homburg, von seinem gnädigsten Landesherrn darüber erhalten haben.

In Salzburg, Tittmoning und im Nordgau, oder der sogenannten oberen Pfalz hat man wirklich auch schon gute Hüte davon, und in Schlesien läßt Stadt- und Rathsdirektor Schnieber mit andern, Hüte und halbseidene Zeuge aus der Seidenpflanze machen, die in Salzburg wirklich nachgeahmet werden, weil Krünitz diese Hüte allen andern vorziehet; zur nähern Berichtigung ins Kurze gezogen von Ihrem Leser

Professor Herzer,
Wollennegotiant in Pfalzbaiern.

Nachahmung der Sternschnuppen.

Es läßt sich dieses elektrische Meteor durch die Kunst, auf folgende Art nachmachen. Man mischet unter zerstoßnem Schwefel und Salpeter ein wenig Zitronensaft und benetzt die geknetete Masse, die man wie eine Kugel formt, anzündet und solche in die Luft wirft; so breitet sie ein, den fallenden Sternen ähnliches Licht aus, und läßt im Fallen eine eben so schleimige Materie auf der Erde zurücke, als die Sternschnuppen.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Mit Ludwig dem IX., der bey seines Vaters Tod nur zwölf Jahre alt war, und von 1226 bis 1270 regierte, fängt die zweite Periode in der neuen Geschichte von Frankreich, seit der Regierung der Kapetinger an. In einen Zeitraum von 235 Jahren fallen die wichtigsten Begebenheiten, die Erwerbung der Grafschaften Toulouse, Poitiers, Champagne, Brie und Roußillon, der Dauphine, und der Herrschaften Cerdagne und Montpellier, der Krieg mit Arragonien wegen Sicilien; die Vertreibung und Ausrottung der Tempelherren; der grosse Krieg mit den Königen von England über die Krone von Frankreich; die abscheulichen Händel zwischen den Häusern Bourbon und Burgund, und wichtige Verordnungen in Ansehung der Erweiterung der kirchlichen Freyheiten der französischen Nation. Bey des Königs Minderjährigkeit führte seine Mutter, Blancon, eine Castilische Prinzessin, mit vieler Weisheit die Regentschaft. Einige mächtige Vasallen empörten sich zwar, aber ohne allen Erfolg, weil Heinrich der Dritte in England über seinen Vergnügungen vergaß, sie zu unterstützen. Ludwig übernahm im Jahr 1236 die Regierung selbst, und fand seine Krone von dieser Seite hinlänglich gesichert, und mit einem Theil der Länder des Grafen Raymund des VII. von Toulouse vergrössert, womit dieser Herr sich den Frieden hatte erkaufen müssen. Beynahe das ganze heutige Languedoc war damit in königliche Hände gefallen, und der Rest ward der Krone, durch eine Vermählung der Tochter des

Grafen mit dem Bruder des Königs Alfons, Grafen von Poitiers, gesichert. Durch diese Erwerbung erhielt der König eine Verbindung seiner Landschaften mit dem mittelländischen Meere, an welchem die Könige vor ihm keinen Seehafen hatten. Denn die Küste dieses Meeres war im Besitz der Grafen von Toulouse und Provence, und der Könige von Majorca, Arrogonien und Kastilien. Ludwigs IX., mit dem Beynamen des Heiligen, macht allerdings Epoche in der Geschichte von Frankreich, weil er mit unbezwinglicher Standhaftigkeit innere Ruhe und Ordnung aufrecht erhielt, die Handlung als ein Staatsgeschäfte ansah, ihr einen Platz in dem Regierungssystem anwieß, und die Rechte seiner Krone gegen alle auswärtige Eingriffe standhaft vertheidigte. Sein Charakter ist einer der seltensten, die in der Geschichte vorkommen. Er verband mit dem Aberglauben eines Mönchs, so sagt einer der ersten Geschichtschreiber von ihm, allen Muth und Seelengrösse des Helden; und was man noch für ausserordentlicher halten möchte, die Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit des uneigennützigsten Patrioten, nebst der Sanftmuth und Menschlichkeit des vollkommensten Philosophen. Man kann hinzu setzen, eine Einsicht in die Regierungskunst, die man bey jener Frömmigkeit nicht erwarten sollte, welche durch die herrschende Denkungsart seiner Zeit eine so falsche Richtung haben mußte. Seine Frömmigkeit war mehr als blinde Anhänglichkeit an äussere Religionsgebräuche, — sie war bey ihm Sache des Herzens, der Ueberzeugung, und der grössesten Gewissenhaftigkeit, die ihn freylich zu manchem politischen Fehler verleitete.

Von

Von dieser Art war vorzüglich sein Kreuzzug nach Palästina, den er wegen einem Gott gethanen Gelübde, nachdem er von einer sehr schweren Krankheit genesen war, zum Schaden seines Reiches nach Palästina unternahm. Für diese Art religiöser Kriege war seine ganze Seele eingenommen. Schon der erste dieser Züge lief für ihn und seine Armee äusserst unglücklich ab. Er schiffte sich nemlich mit einer zahlreichen Armee nach Egypten ein, um von dort aus weiter nach Asien vorzudringen. Er landete glücklich, und alles schien den besten Erfolg zu weissagen, ja die Franzosen glaubten schon die Herrn des ganzen Landes zu seyn. Bald aber erfolgten Niederlagen: die schrecklichste Hungersnoth riß im Lager ein, in ihrem Gefolge kam eine Krankheit, durch welche das Fleisch bis auf die Knochen vertrocknete, und die Haut schwarz ward, und endlich mußte sich die ganze Armee mit dem König gefangen ergeben, und nur die Rückgabe der Festung Damiate und 100000 Mark Silbers gaben ihm und dem elenden Rest seiner Truppen die Freyheit wieder. Aber immer noch blieb die Eroberung von Palästina sein Lieblingsgedanke, immer gab er denen, welche ihn zum Rückzug nach Frankreich bewegen wollten, die Antwort: Wenn ich nach Frankreich zurückkehre, was soll dann aus dem Königreich Jerusalem werden? Der Tod seiner Mutter, welche alle Mühe gehabt hatte, das Reich in Ordnung zu erhalten, machte endlich, daß er 1254 mit dem unglücklichen Rest seiner Armee in seine Staaten zurück gieng, wo er durch weise Veranstaltungen, sein Volk vergessen machte, daß er die Blüte und den Kern der Nation einem Hirngespinnst aufgeopfert hatte. Zu nachgiebig betrug er sich gegen die Könige von Aragonien und von England, die beyde An-

sprüche auf einige kleine Provinzen seines Reiches machten, und die er auch, gegen seine gefaßte Grundsätze der Standhaftigkeit, vielleicht durch unbekannte Umstände gedrungen, beyde abtrat. Auch scheint es ein Widerspruch in seinem Charakter zu seyn, daß dieser so gewissenhafte Fürst, sich seinem Bruder Karl von Anjou, der durch Ungerechtigkeit und Mord den Thron von Neapel bestiegen hatte, nicht mehr widersetzte; aber er sah vielleicht in dieser Eroberung ein leichtes Mittel, in die Morgenländer zu kommen, wohin seine ganze Seele immer noch strebte. Es währte auch nicht lange, daß er, verführt durch eine Gesandtschaft des Königs von Tunis, welcher einige Neigung für das Christenthum zu haben schien, mit einer Flotte nach dem Hafen von Tunis segelte, den er aber wider alle Erwartung verschlossen, und ein grosses Heer unter den Mauern der Stadt gelagert fand. Dennoch landete er, allein Verderben und Tod warteten seiner. Eine fürchterliche ansteckende Krankheit, der gewöhnliche Alliirte südlicher Nationen, machte bald das französische Lager zu einem Siechhaus, und Karl von Anjou, der ihm gefolgt war, fand, als er ankam, den König, und den größten Theil der Armee als Leichen. — Noch im Tode war es sein letztes Wort gewesen: Ja, ja wir wollen hin. — Hin nach Jerusalem. Er kam um 1270, und wurde gleich darauf für einen Heiligen erklärt. Sein Prinz, Philipp III. der Kühne, folgte ihm von 1270 bis 1285 in der Regierung nach.

Der Charakter dieses Königs war ganz dem Zunamen, den man ihm gegeben hatte, entgegengesetzt Er war schwach, geizig, leichtgläubig, und keine einzige muthige That bezeichnete seine Regierung.

rung. Unter ihm ward 1282 durch die unter dem Namen der Sicilianischen Vesper bekannte Ermordung aller in Sizilien befindlichen Franzosen, das Blut der Konradine gerächt; aber auch hier that Philipp wenig, die Ehre der Nation zu rächen. Er drang zwar in die Staaten des Königs von Arragonien, der jene mit angestiftet hatte, ein, aber seine Unternehmungen hatten einen so übeln Erfolg, daß er vom Kummer überwältigt, 1285 zu Perpignan starb. Unter seiner Regierung soll in Frankreich der erste Adelsbrief ertheilt worden seyn. Ihm folgte auf dem französischen Thron der in der französischen Geschichte mit äusserst schwarzen Farben geschilderte Philipp IV. der Schöne oder der falsche Münzer, vom Jahr 1285 bis 1314. — Acht Jahre dieser Regierung giengen ruhig vorüber, als Philipps Uebermuth das Signal zu einem fürchterlichen Krieg gab. Ein englischer Matrose hatte im Zank einen französischen getödtet: dieß war die Ursach, warum die englischen Schiffe beschimpft, genommen und verbrannt, und der König von England, als Vasall der französischen Krone vor Gericht geladen wurde. Philipp hatte mehr Glück, als es seine Sache verdiente. Eduard von England und seine Alliirten wurden geschlagen, und der Graf von Flandern, der es mit ihm gehalten hatte, mußte sich dem Pabst Bonifaz VIII. in die Arme werfen. Dieser befahl dem König zur Strafe, einen Kreutzzug zu thun. Allein Philipp fand nicht für gut, zu gehorchen, und da der päbstliche Gesandte in einem zu hohen Tone mit ihm sprach, so ließ er ihn in Verhaft nehmen. Dieß bewog den Pabst Bonifaz auf den König den Bannstral zu schleudern. Philipp appellirte an ein künftiges Concilium der Bischöffe, und bereitete in der Stille eine schreckliche Rache,

deren Ausführung einem gewissen Nogaret aufgetragen wurde. Der Pabst wurde plötzlich zu Anagni überfallen, von den französischen Soldaten gemißhandelt, drey Tage lang in ein Gefängniß gesteckt, und darinn ohne Speise und Trank gelassen. Zum Glück für den Pabst empörten sich in der Nacht die Bürger — er wurde befreyt, entfloh nach Rom, wo er bald darauf in einem betrübten Zustand seines Gemüthes starb. Wenn Nogaret hier die Befehle seines Königes erfüllte, so zeigte sich dieser König von einer sehr verächtlichen Seite, und hatte sich die Folgen des Hasses seiner aufgebrachten Nation selbst zuzuschreiben; und würklich waren die Streitigkeiten des Pabstes kaum geendiget, als die hart gedrückten Flandrer sich empörten, und beseelt von dem Feuer, das aus Unterdrückten früher oder später Verzweiflende macht, Wunder der Tapferkeit thaten. In dem Treffen bey Courtray blieben allein 20000 Franzosen, und sie erhielten am Ende einen vortheilhaften Frieden.

So groß die Feindschaft zwischen Bonifaz und Philipp gewesen war, so genau verband er sich mit Klemens V., der ihm die päbstliche Krone z[illegible]anken hatte. Diese Verbindung zielte vorzüglich auf die Unterdrückung des Tempelherrnordens ab, einer Gesellschaft, die im Jahr 1118, zur Beschützung der christlichen Pilgrime war gestiftet worden. Gastfreyheit, Heroismus und andere erhabene Tugenden, charakterisirten diesen zahlreichen und mächtigen Orden; aber Philipp haßte ihn, weil einige seiner Glieder ihn durch freye Urtheile beleidiget, und einen Aufruhr zu Paris, der wegen des von ihm geschlagenen falschen Geldes entstanden war, nicht gemißbilliget hatten. Vielleicht glaubten auch die Tempelher-

ren

ren nicht alle Lehrsätze der Religion, die sie öffentlich bekannten, vielleicht hegten sie besondere Meynungen, vielleicht hatten sie unwürdige Glieder unter sich; aber sie waren doch gewiß aller der Abscheulichkeiten nicht schuldig, die man ihnen, unter dem Schein des Rechts, plündern zu können, aufbürdete. Aber ihr Untergang war einmal beschlossen, sie wurden an ein, und eben demselben Tag in Verhaft genommen, und vielen unter ihnen durch entsetzliche Martern das Geständniß der ihnen angeschuldigten Verbrechen ausgepreßt. Mehr als 70 wurden bey langsamen Feuer gebraten, und alle behaupteten ihre Unschuld bis zum letzten Augenblick des Lebens. — So suchte Philipp durch sein ganzes Reich diesen Orden zu vertilgen, dessen Hauptverbrechen in seinen Augen — ihr Reichthum, nach welchem er lüstern war, mag gewesen seyn. Philipp überlebte diese Grausamkeiten nicht lange, denn nun erst quälten ihn die schrecklichsten Gewissensbiße, und er war noch glücklich genug, vor dem Zeitpunct zu sterben, da die ganze Nation unter das härteste Joch von Despotismus gepreßt, durch unermeßliche Abgaben ausgesaugt, dieser Bedrückungen endlich müde, die Waffen wider einen Monarchen ergriffen haben würde dessen Daseyn sie so oft verwünscht hatten.

Auf ihn folgten vom Jahr 1314 bis 1328 Ludwig X., Philipp V. und Karl IV. Wir können aber nichts als die Namen dieser Fürsten nennen, da der erste und zweite zu lasterhaft war, der letzte aber, obschon mit allen Regententugenden geschmückt, nur zu kurze Zeit lebte, als daß sich viel von ihnen sagen liesse.

Die Fortsetzung folgt.

Praktisches Heilmittel bey entrindeten Obst- und Forstbäumen.

Aus des Forsyth Königl. Gärtners zu Kensigton, Abhandlung über die Krankheiten und Schäden der Obst- und Forstbäume, nebst der Beschreibung eines von ihm erfundenen und bewährten Heilmittels. Aus dem Englischen übersetzt, von George Forster. Mainz und Leipzig 1791 fünf Bogen 8. Man wünschte in England einen beschälten Eichbaum zu retten, und man zog die Nachricht ein, daß der Gärtner Forsyth ein solches Mittel, sonderlich bey Obstbäumen, aber auch bey Waldbäumen anwendbar erfunden, und mit dem besten Erfolge angewandt habe.

Man ernannte daher Kommissarien, die Sache zu untersuchen, und da diese die gewünschte Thatsache wahr befanden, so bekam der Erfinder die ansehnliche Belohnung von dreytausend Pfund Sterling, mit der Bedingung, dieses Mittel öffentlich bekannt zu machen. Ich zweifle, ob ausser Britannien selbst ein Prinzenverband jemals so viel eingebracht habe. Da so wenige Bogen leicht vergriffen werden, und die Sache eine weitere Untersuchung und Anwendung verdient, so werde ich die Vorschrift des Engländers hersetzen.

Man nimmt einen Scheffel frischen Kuhmist, einen halben Scheffel Kalkschutt von alten Gebäuden, am besten von der Decke des Zimmers, einen halben Scheffel Holzasche, ein Sechzehntheil eines Scheffels Gruben- oder Flußsand. Die drey letztere Materien werden, ehe man sie in die Mischung einträgt, fein gesiebt. Hierauf arbeitet man alles, vermittelst ei-

nes

nes Spatens, wohl unter einander, und nachher mit einem hölzernen Schlegel, bis die Masse so glatt und eben ist, als ein feiner Mörtel, welchen man zu den Zimmerdecken gebrauchet. Ist das Gemenge der Vorschrift gemäß fertig, so muß der beschädigte Baum, ehe man diese botanische Salbe aufträgt, zum Empfang derselben dergestalt vorbereitet werden, daß man alle abgestorbene, schadhafte Theile wegschneidet, bis man auf das gesunde frische Holz kömmt. Die Oberfläche des Holzes läßt man sehr glatt, und man rundet die Ränder der Rinde mit einem Messer, oder andern Werkzeuge vollkommen eben, welche Vorsicht wesentlich ist. Alsdann trägt man den Mörtel etwa ein Achttheil eines Zolles dick auf, und zwar über die ganze Oberfläche, des von der Rinde, oder faulem Holze entblößten Stammtheils, dergestalt, daß man an den Rändern die Mörtellage ganz dünnne verreibt. Nun vermischt man trockne, gesiebte Holzasche mit einem Sechstheile dergleichen Quantität Asche von gebrannten Knochen, schüttet dies Aschenmengsel in eine blecherne, oben durchlöcherte Streubüchse, und bestreut damit die Oberfläche des Mörtels, bis derselbe damit ganz bedeckt ist. Man läßt dieses Pulver eine Stunde ruhig, um ihm Zeit zu lassen, die Feuchtigkeit einzusaugen, streuet wieder frisches Pulver auf und reibt es mit der Hand sanft ein. Man setzt dieses Bestreuen so lange fort, bis der Mörtel eine trockene und glatte Fläche angenommen hat.

Alle Bäume, welche man nahe über der Erde weghauet, müssen an dem Schnitte glatt behauen, und am Rande, wie gesagt, ein wenig abgerundet werden. Das trockne Pulver, dessen man sich hernach zum Ueberstreuen bedient, muß zu diesem Be-

Hufe mit einer gleichen Quantität trocknen, gepulverten Alabasters oder Gipses vermischt werden, um dem Herabträufeln von den benachbarten Bäumen, und den Regengüssen zu widerstehen.

Hebt man etwas von dem Mengsel zum künftigen Gebrauche auf, so muß man es in ein Faß, oder in ein anderes Gefäß thun, und Urin darüber giessen, so daß derselbe die Oberfläche bedeckt; widrigenfalls benimmt die Luft dem Gemische größtentheils seine Wirksamkeit. Wenn man keinen Kalkschutt von alten Gebäuden bekommen kann, so gebraucht man gepulverte Kreide oder gemeinen Kalk, weicher aber wenigstens Einen Monat vorher gelöscht seyn muß.

Das Wachsen des Baums wird allmählig den darauf gestrichenen Mörtel, an den Ründen, zunächst an der Rinde ablösen; man muß daher sorgen, mit den Fingern an solchen losen Stellen, sonderlich nachdem es geregnet hat, darüber zu streichen, damit die Mörtellage den Baum überall decke, und keine Risse bleiben, weil sonst Luft und Näsſe in die Wunde eindringt, und neue Fäulnisse erzeugen würde.

Die Promenade eines Todtenkopfs.

Andrennio verliert in einer Schlacht auf einer gewissen Insel, ohnfehlbar war es Sicilien, die Geschichte verschweigt den Namen der Insel, seinen besten Freund, den er herzlich liebte. Oft zuvor brach sich derselbe Lorbeer auf den Schlachtfeldern, und entkam unbeschädigt. — Er erfuhr nicht nur seinen Tod bald, sondern die Liebe gab sich auch nicht

eher

eher zufrieden, als bis er umständliche Nachricht hatte, wie sein Freund ums Leben gekommen. Eine Kugel aus dem kleinen Geschoß durchbohrte seinen Schädel in der Gegend des rechten Schlafes, wodurch er plötzlich in die tiefe Ewigkeit hingeschleudert worden. Andrennio beklaget seinen Freund Jahre lang, und weinet oft heisse Thränen in den Schoos Gottes über den empfindlichen Verlust seines Freundes. Nun einen wahren Freund verlieren ist wahrlich ein grosser Verlust; denn bekanntlich sind nicht alle Freunde bis auf den Kern hinein gut, und nicht auf jedem Zweige sitzen Freunde.

Nach drey Jahren wurde Andrennio selbst nach dieser Insel berufen. Er ritt oft auf das Schlachtfeld, wo sein Freund zuvor sein Leben ließ, und glaubte eine Linderung seines Schmerzens in dem öftern Besuch dieser stillen Gegend zu finden, auf diesen grünen Triften, auf welchen izt friedfertige Thiere gelassen weideten, wo ehemals vernünftige Menschen auf Befehl der Obern einander die Hälse brachen. Unverhoft nahm er einen sehr weissen Todtenkopf wahr, durch dessen Oeffnungen blumigtes Gras gedrungen, und wie er ihn betrachtete: fand er auch eine Oefnung auf der Seite des rechten Schlafes. Hat der Zahn der Zeit, oder ein anderer Zufall diese Oefnung verursacht, oder war es wirklich der Kopf, vor den Andrennio ihn hielte, das weiß ich izt nicht; kurz, es mußte der traurige Rest seines Freundes seyn. Er besah ihn hin und her, drückte ihn an seine Brust, und sprach im wärmsten Freundes-Gefühl: Du sollst mein Gefehrte seyn, wohin mich noch die Vorsehung rufen wird, und dereinst neben mir im Grabe ruhen. Und gleich nach seiner Heimkunft mußte der Bediente den

bezeich-

bezeichneten Todtenkopf aufsuchen, und ihn herbey bringen.

Andrennio stellte ihn in sein Schlafgemach neben seiner Bettstätte auf einen kleinen Tisch vor einem silbernen Kruzifixe hin. Die erste Nacht verging nicht ohne Schauer über der Nähe eines Todtenkopfes. Ha, Flecken der Seele können nicht gleich, wie ein höckerichter Leib mit einer Saloppe, bedeckt werden. In seinem Hause wohnte eine Wittwe, seine Haushälterin, welche Alters halber in dem verdorbenen Gehirn ihrer Nachbarinnen zu einer Hexe hinanreifte, jezt aber selbst Bezauberung befürchtete. Diese Wittwe hatte einen Bruder als Commissarium bey dem heiligen Officio. Sie klagte ihme, daß sie keine Rast noch Ruhe hätte, seit dem der Todtenkopf im Hause wäre; denn sie behauptete, den Todtenkopf in einer zitternden Bewegung gesehen zu haben, wodurch sie die Entfernung desselben zu erzwingen hofte.

Andrennio mußte Amtshalber an einem Tage ausgehen. Bey seiner Zurückkehr, welche Abends geschah, war seine Wohnung von einer Menge Menschen umstellt, und zu einem Tummelplaz umschaffen. Seine Haushalterin lag in den lezten Zügen, ihr Beichtvater, zwey andere Geistliche und ihr Bruder umgaben das Bett, und glaubten, der Lebens-Maaßstab dieser alten Matrone gehe zu Ende. Die Ursache dieses tödlichen Anfalls war die Angst, in welches dieses alte Mütterchen plözlich gesezt worden; denn als sie ihrem Herrn das Bett machen wollte: so bewegte sich nicht nur der Todtenkopf, sondern rollte auch vom Tischgen herunter, und

spatzierte im Zimmer herum. Andrennio hörte nicht so bald diesen Vorfall, als er gleich seinem Schlafzimmer zueilte, und auch wirklich den Kopf auf dem Boden liegen sah. Niemand getraute sich mit ihm in das beschriebne Zimmer hinein zu gehen, als eine Hauptmännin. Kaum hatte er den Kopf wieder an seinen gewöhnlichen Ort hingesetzet, als er von freyen Stücken in ihrer beyder Gegenwart auf die Seite fiel, gar über den Tisch herunterpurzelte, und sich gegen seinem Bette walzte.

Obgleich Andrennio aus besserm Erz formirt war, und in den Pflanzschulen der Weisheit einen Schatz gesammlet hatte: so wird er doch hierüber bestürzt, und hält diese Erscheinung für etwas übernatürliches. Doch setzt er den Kopf wieder an seinen Ort. Als er ihn fest hielte: merkte er, daß sich etwas in ihm bewegte. Er brachte ihn zum Fenster, und nahm mit Erstaunen den Schwanz eines Ratten wahr, welcher zu eben derjenigen Oeffnung heraushieng, durch welche ehedem die Kugel in den Kopf gedrungen. Er zog den Ratten leicht heraus, und dieser rettete sich durch eine unverweil: Flucht. Nun sah man ins Klare und das Rätz war aufgelöst.

Ohnfehlbar wurde durch eine Katze der Ratte so gejagt, daß er in des Kopfes Loch als in einem Mausloch seine Sicherheit suchte. Aus den Höhlungen des Schädels, wohinein er sich mit Gewalt gedrungen, war ihm die Rückkehr sehr schwer, bis Andrennio ihn an seinem langen Schwanze als an einem sichern Leitfaden aus den Irrgängen herausriß. Ein Zahn des Kinnbackens ragte vor den noch übrigen

gen wenigen Zähnen besonders hervor, welcher als eine Krücke den ganzen Kopf unterstützte, aber auch die Bewegung des Kopfes auf einer Seite sehr erleichterte, wenn der unruhige Ratte demselben das Uebergewicht gab. Ist vollends der Stand des Tischgens, worauf der Kopf lag, abhängig gewesen, wie die Geschichte versichert, wie leicht rollte dieser trockene Hirnschädel über den Tisch weg zur Erde.

Der Nebel.

Der Nebel ist eine Menge wässeriger Dünste, welche aus der Erde und den Gewässern sehr langsam und in grosser Menge aufsteigen, in der Luft schweben, und darinn verdicket werden, so, daß sie das meiste Licht auffangen, und die Luft trüber machen, als sie gewöhnlich zu seyn pflegt. Diese Verdickung der Dünste geschiehet sonderlich durch die Kälte. Es wird also zu einem Nebel allemal erfordert, daß die Luft merklich kälter sey, als die Erde, von welcher die Dünste aufsteigen; daher die Nebel im Sommer selten, im Winter aber häufiger, und noch mehr im Herbst und Frühlinge, sonderlich des Morgens und Abends, wenn die Luft plötzlich erkaltet, die Erde mehrere Wärme hat, und sie auch länger, als die Luft, behält, gesehen werden.

Die Wolken.

Eine Wolke ist eine Menge wässeriger Dünste, welche in der obern Luft schweben, oder ein von der Oberfläche der Erde entfernter Nebel. Die Wolken erscheinen uns zwar als zusammenhangende und feste Körper; aber dieses rühret daher, weil wir die Zwischenräume zwischen den Dünsten, daraus sie bestehen,

stehen, wegen ihrer Entfernung, eben so wenig, als die Löcher in einem entfernten Gitter, welches wir für ein Bret halten, sehen können. Die Höhe der Wolke über der Oberfläche der Erde ist nicht leicht grösser als eine halbe Meile.

Der Regen.

Der Regen ist eine Menge Wassertropfen, welche aus einer Wolke niederfallen; und entstehet überhaupt, wenn die wässerigen Dünste in einer Wolke einander so nahe kommen, daß sie in Tropfen zusammen fliessen; da sie dann wegen ihrer Schwere niederfallen. Insonderheit wird ein solches Zusammenfliessen der Dünste in Tropfen verursachet, 1) durch den Wind, welcher die Dünste in der Luft zusammen treibt, 2) durch die Kälte, welche die Dünste ebenfalls näher aneinander bringt, 3) durch den Donner, welcher die Luft plötzlich erschüttert. Wenn die Tropfen sehr klein sind, heisset es ein **Staubregen**; wenn er nur aus einer vorübergehenden Wolke fällt, ein **Strichregen**; wenn der ganze Himmel über einer Gegend mit regnenden Wolken bedeckt ist, ein **Landregen**; wenn grosse Tropfen in grosser Menge herunterfallen, ein **Platzregen**; wenn eine grosse Wolke durch Winde auf einmal zusammengedrückt und in Wasser verwandelt wird, ein **Wolkenbruch**; und wenn eine Wolke durch zween starke einander entgegen gesetzte Winde zusammengedrückt und in Wasser verwandelt, aber dieses Wasser, indem es niederfällt, in einem Kreise herumgedrehet und über die Oberfläche der Erde fortgetrieben wird, ein **Wasserwirbel**. Daß es manchmal Milch, Steine, Frösche oder Mäuse regnen soll, ist eine fabelhafte Erzählung des gemeinen Volks, ob man gleich nicht

läugnen

läugnen kann, daß bisweilen wirklich ansehnliche Fische und andre schwere Körper aus der Luft herabgefallen sind. Allein diese Körper sind nicht, wie die Einfallt glaubt, in den Wolken erzeugt worden, oder aus den Wolken herabgekommen, sondern von grossen Wasserhosen oder Wirbelwinden in die Höhe gerissen, und oft durch eine grosse Weite in der Luft fortgeführt worden.

Ein optisches Vergnügen.

Will man sich ein solches Vergnügen machen, womit die Afrikaner noch heutiges Tages zaubern oder weissagen, so querle man unter 3 Eyerklar eine Erbse groß Queckſilber, und giesse es in ein Glas kaltes Wasser aus, um schwimmende Landschaften, Thürmer, und mehr zu sehen, als die Kaffeeschwestern mit ihren Kaffeesatze leisten können.

Ein nützliches Futterkraut für das Vieh.

Das Sumpffuttergras dienet dem Rindvieh zur Mastung, und bindet in einer Zeit von 3 Jahren Moräste so, daß man darauf gehen kann. Die fingerdicken Kessel und die Grasblätter sind schilfenklingenförmig, anderthalb Fuß lang, und nicht scharf, sondern futterbar. Die Wurzel läuft in unzählige Wurzelzweige aus. Man bekömmt den Saamen von Madagascar und von Oczacow, und ein Moraſt würde in wenig Jahren zu einem nützlichen Torfgrunde werden.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Könige aus dem Hause Valois vom Jahr 1328 — 1589.

Philipp VI. von 1328 — 1350.

Da Karl IV. ohne Erben gestorben war, so hatte Eduard III. König von England, als der älteste Schwestersohn Karls, ohnstreitig ein näheres Recht auf die Krone, als Philipp, der nur ein Sohn des väterlichen Onkels der drey letzten Könige war. Mächtige Freunde, und der unüberwindliche Abscheu, den die Franzosen gegen die englische Herrschaft hatten, setzten ihn indessen auf den Thron, den er nicht sobald bestiegen hatte, als er sich vornahm, Eduard zu demüthigen. Der König mit diesem ihm an Klugheit und guten Feldherren weit überlegenen Monarchen, erfüllte seine ganze Regierung. Hundert Jahre lang kämpfte dieses Haus um seine Krone mit den Königen von England, und stand mehr als einmal auf dem Punkt, sie zu verlieren. Eduard III. fieng diesen Krieg an, der Frankreich erschöpfte, den Engländern am Ende wenigen Vortheil brachte, und einen unversöhnlichen Nationalhaß zwischen beyden Völkern zurückließ. Im Jahre 1346 gewann Eduard das grosse Treffen bey Crezy, in welchem zum erstenmal der Donner der Kanonen die fürchterlichste Würkung that und ein Zufall Philipps Schicksal entschied. — Frankreich verlohr in dieser Schlacht 30000 Mann, 1200 Ritter, unter welchen sich auch der blinde Johann,

König von Böhmen, befand, der sich zwischen zwey Pferde anriemen, und so in das hitzigste Gefecht bringen ließ, wo er auch umkam. Philipp selbst konnte sich kaum mit 60 Reutern retten. Frankreich gerieth über diesen unersetzlichen Verlust in die äusserste Bestürzung: von einem Ende des Reichs bis ans andere sah man die Folgen eines verderblichen Krieges, und überall erscholl die Stimme der Unzufriedenheit. Die Folge von diesem Treffen war der Verlust von Calais, welche Stadt Eduard nach einer einjährigen Belagerung durch Hunger erobert. Der Heldenmuth einiger Bürger darf hier nicht unbemerkt gelassen werden. Eduard war heftig gegen die Stadt erbittert, und bestand darauf, daß sechs der angesehensten Bürger, baarfuß, den Strick um den Hals, und die Stadtschlüssel in der Hand, in sein Lager kommen, und da als Opfer seiner Rache hingerichtet werden sollten. Eustachius von St. Peter bot sein Leben für die Rettung seiner Mitbürger zuerst an. Seinem Beyspiel folgten Johann von Aire, zwey Brüder, Jakob und Peter von Wuisant, und zwey andere, deren Namen unbekannt sind. Nur den Bitten der Königin von England hatten sie es zu verdanken, daß ihnen Eduard das Leben schenkte. Aber alle Einwohner von Calais, einen alten Mönch ausgenommen, mußten die Stadt verlassen. Eduard bevölkerte sie mit Engländern, legte hier die Niederlage von der englischen Wolle, Leder, Zinn und Bley an, welche Waaren damals vorzüglich von Fremden gesucht wurden. Die Engländer erhielten durch Calais einen kürzern und sichrern Weg nach Frankreich, als der über Gutienne war, und blieben 211 Jahre in dem Besitz desselben. Eduard unterzeichnete jetzt einen Waffenstillstand, der ihm eben so nöthig war, als seinem

Feind. Denn die Vasallen und Lohnsoldaten waren nicht gewohnt, Jahr aus Jahr ein im Felde zu liegen, und eine mörderische Pest, welche aus dem nördlichen Asien herkam, wütete jetzt durch ganz Europa. Philipp starb vom Kummer verzehrt, und von seinen Unterthanen gehaßt, im Jahr 1350, und dennoch, sagt ein französischer Schriftsteller, „so unglücklich diese Regierung war, so schien doch die Schande der folgenden ihr Andenken wieder in Ehren zu setzen." Wenige Jahre vor seinem Tode hatte er noch das Glück, Dauphiné an das königliche Haus zu bringen, doch so, daß dieses Land nie mit der Krone vereint werden, und der Prinz, welcher es besäße, den Namen Dauphin führen sollte. Ihm folgte sein Prinz Johann II. welcher von 1350 bis 1364 regierte, dem seine Rechtschaffenheit den Beynamen des Guten gab. Ihn traf das Unglück weit härter, als seinen Vater, und er sah sein Reich durch auswärtige und einheimische Feinde ausgeplündert und verwüstet, ohne helfen zu können. Daß der Stillstand mit England im Jahr 1355 sein Ende nahm, daran war vorzüglich der König Karl von Navarra Schuld. Ob er gleich von mütterlicher Seite ein Enkel Ludwigs des Zehnten war, und die Tochter Johanns des Guten zur Gemahlin hatte; so trieb ihn doch sein unruhiger Geist zu geheimen Verbindungen mit England an. Johann sah sich daher genöthiget, ihn gefangen zu setzen. Der König von England griff sogleich das Reich von Calais aus an, und der Prinz von Wallis, wegen der schwarzen Rüstung, welche er trug, der schwarze Prinz genannt, fiel von Guienne aus, ins Land ein. Der König von Frankreich hatte es in seiner Gewalt, den Prinzen von Wallis, der es mit seinen 12000 Mann gegen die 80000 Mann starke fran-

zösische Armee nicht aufnehmen konnte, einzuschliessen, worauf sie der Hunger sicher zu Kriegsgefangenen gemacht hätte; der König hielt aber einen solchen Sieg für unrühmlich. Er griff daher den 19. Sept. 1356, die Engländer in ihrem Lager bey Poitiers an, das von allen Seiten verschanzt war, und wohin man nur auf einem engen, auf beyden Seiten mit Buschwerk geschlossenen Wege kommen konnte. Allein unglücklicher Weise geriethen die Franzosen gleich beym ersten Angriff in Unordnung, flohen, ehe sie noch geschlagen waren, und liessen ihren König, als einen Gefangenen in feindlichen Händen. Nun stieg die Zerrüttung im Innern des Reiches aufs höchste, und der Zustand desselben wurde jetzt über alle Beschreibung erbärmlich. Der Dauphin, oder Kronprinz Karl, ein Herr von neunzehn Jahren, wurde zwar als Statthalter des Reichs erklärt, aber niemand wollte gehorchen. Die Stände wollten die Regierung in ihren Händen haben, und die Städte sich selbst regieren. Der Adel wurde wegen seiner Feigheit in der letzten Schlacht, verachtet; die Bauren rotteten sich zu Tausende zusammen, sengten und brannten auf den Gütern des Adels, und Miethsoldaten, welche man nicht bezahlen konnte, plünderten durch das ganze Land. In Paris wüthete der Aufruhr am heftigsten. Stephan Marcel, Vorsteher der Kaufleute und erster Bürgermeister, führte einen rasenden Pöbel an, der über Auflagen schrie, die er doch nicht bezahlte. Die Wuth gieng so weit, daß Marcel im Zimmer des Dauphins zwey Marschälle von Frankreich niederhauen ließ, und der Dauphin mit allen Hofleuten die blaurothen Mützen * dieser Rebellen aufsetzen mußte.

* Eine Seite dieser Mützen, woran sich diese Aufrührer erkannten, war roth, die andere blau. Der

mußte. Die Gesetzlosigkeit wurde allgemein; der König von Navarra stellte sich an die Spitze der Aufrührer, welche ihn aus seinem Arrest befreyt hatten; und Marcel stand auf dem Punkt, ihm und den Engländern Paris durch Verrätherey in die Hände zu spielen. Aber Johann Maillard, ein Bürger, merkte Verrätherey, spaltete dem Bürgermeister mit seiner Streitaxt den Kopf, und das Volk, welches jetzt selbst nicht recht wußte, was es wollte, die Engländer aber haßte, nahm den Dauphin mit Jubelgeschrey in die Stadt auf. Der Adel schloß sich, seiner eigenen Sicherheit wegen, an den König an, und Eduard, dem es schwer fiel, in einem verwüsteten Lande den Krieg fortzusetzen, unterzeichnete mit Frankreich am 8. May 1360 den Frieden zu Bretigny in Chartroine. König Johann sollte für seine Person drey Millionen Kronen: oder goldene Schildthaler, in Terminen bezahlen, welche Summe Sume auf 9. Millionen Thaler unseres Geldes schätzt. Eduard sollte ferner aller Ansprüche auf die französische Krone entsagen, und die vormaligen Besitzungen in diesem Reiche aber mit aller Souverainetät behalten. Dieser Friede endigte Frankreichs Elend nicht; er war nur ein Stillstand von kurzer Dauer. — Johann fand nirgends Mittel, sein Lösegeld zu bezahlen. Von Rom aus wurde ein doppelter Zehnten von der Geistlichkeit bewilliget. Den Juden verkaufte man eine zwanzigjährige Erlaubniß, ins Reich zurückzukommen. Der Geldmangel blieb indessen doch so groß, daß man lederne Münzen gebraucht haben soll. Der König überlebte das Ende dieses

Dauphin fragte den Marcel, ob man sich auch an seiner Person vergreifen wollte? Nein — sagte der Unverschämte, das nicht; um Sie aber sicher zu stellen, so nehmen Sie hier meine Mütze.

Elend nicht, sondern starb in London im Jahr 1364, wohin er gereiset war, um die noch streitigen Artickel des letztern Friedens in Ordnung zu bringen. Sein Prinz Karl V. der Weise genannt, folgte ihm in der Regierung nach. Wenn je der Name des Weisen einem Fürsten als ein gerechter Tribut gegeben worden, so ist es ohnstreitig bey Karl V. denn ohne seine Klugheit wäre die Monarchie sicher gesunken, und dem Joch der Engländer unterworfen worden. Ohne daß er an der Spitze seiner Armeen erschien, wußte er doch in seinem Kabinet solche Maaßregeln zu nehmen, und solche Feldherrn zu wählen, daß er sich des wahrscheinlichsten Erfolgs seiner Unternehmungen versichert halten konnte. Bertrand dü Guesclin ein Mann, in welchem der Geist der alten Ritterschaft lebte und webte, wurde das Schrecken der Engländer, und nur 6 Jahre dieser Regierung waren nöthig, ihnen alles wieder zu nehmen, was sie in 20 Jahren erobert hatten. Des Prinzen von Wallis und seines Vaters Tod, senkten die Waagschaale vollends auf die Seite Frankreichs, und die Nation hoffte, schon Tage des Glücks zu geniessen, als ihr dieser weise König, „der die Fürsten nur darum glücklich fand, weil sie viel Gutes thun können," durch einen plötzlichen Tod entrissen ward. Er regierte von 1364 bis 1380.

Karl der VI. sein Prinz kam nach ihm auf den Thron, und regierte von 1380 bis 1422.

Die schrecklichsten Unfälle bezeichneten die Tage der neuen Regierung: die Brüder des verstorbenen Königs plünderten während der Minderjährigkeit des jungen Monarchen das Reich aus, machten die härtesten Auflagen, bis das gedrückte Volk allenthal-

ben

ben die Waffen ergriff, um sich mit Gewalt Hülfe zu schaffen. Paris war der Mittelpunkt der Empörung: der junge König führte selbst eine Armee gegen die Bürger seiner Hauptstadt an. Sie verlor ihre Mauern und 300 der Aufrührer wurden peinlich in der Seine ersäuft. Um die Blicke der Nation von den Scenen des innern Elends wegzulenken, beschloß Karl, England anzugreifen, welches damals unter der Tyranney Richards II. seufzte. Er rüstete zu diesem Ende 1386 eine Flotte aus, die aus 1287 Seegeln bestand, und in deren Mitte eine hölzerne mit Thürmen und Bastionen besetzte, auf aneinander befestigten Booten ruhende, 2000 Schritt im Umfang grosse Stadt befindlich war. Zur Landung waren 20000 Reuter, 20000 Armbrustschützen, und 20000 mit Axten und Partisanen bestimmt. Aber die Langsamkeit, mit der das ganze Unternehmen betrieben wurde, machte, daß die beste Jahreszeit vorüber gieng, und als endlich die Flotte auslief, ward sie durch heftige Stürme zertrümmert. Karl entsagte nun der Eroberungssucht und tröstete sich bey Maskeraden, Bällen und andern Lustbarkeiten, als er von einem heftigen Wahnsinn,* den man einem ihm durch die Herzogin von Burgund beygebrachten Tranke zuschrieb, befallen ward, und kaum war einige Hoffnung zur Genesung da, als ein neues Unglück ihn in den vorigen Zustand versetzte. An dem Vermählungstage einer Prinzessin, hatte er und einige Herren sich in Leinwand, auf welcher Flachs mit Pech befestiget war, als Wilde verkleidet. Der Herzog von Orleans beleuchtete sie mit einer Fackel, sie fiengen an zu brennen; zweyen kostete es das Leben, und das Schrekliche dieser Begebenheit wirkte

* Diesen zu vertreiben, soll das um jene Zeit erfundene Kartenspiel einigen Nutzen gehabt haben.

dergestalt auf den König, daß er seinen Verstand aufs neue verlor. Die Herzoge von Burgund und Orleans stritten um die Regentschaft, und ob auch gleich der letztere auf Anstiften des ersten durch Meuchelmörder umgebracht worden war, so hörten die Unruhen dennoch nicht auf. Der Sohn des Ermordeten und sein Schwiegervater, der Graf von Armognock, drohten mit einer blutigen Rache. Burgund verband sich mit den Engländern, welche in Frankreich landeten. Das Treffen von Azinkourt 1415 glich denen bey Krezy und Poitiers; 20000 Franzosen, unter welchen 9000 Ritter waren, blieben auf dem Schlachtfeld, und 14000 wurden gefangen. Dennoch hörte die Furie des bürgerlichen Krieges nicht auf, ihre Fackel zu schwingen. Eine Scheinversöhnung entwaffnete endlich den Herzog von Burgund, aber er hätte aus eigener Erfahrung wissen sollen, das Gift und Dolch der Rache nur Spielwerk zu seyn dünken. Dieß vergessend verstand er sich zu einer freundschaftlichen Unterredung mit dem Dauphin, bey welcher er ermordet wurde. Sein Sohn und die Gemahlin des Königs warfen sich in die Arme des Königs von England. Mit ihm kamen sie zu Troyes zusammen, und hier ward ein Tractat geschlossen, in welchem Heinrich von England eine französische Prinzessin zu heyrathen versprach, als Thronerbe und Regent von Frankreich erklärt, der Dauphin aber als Feind des Vaterlandes verurtheilt wurde. — Frankreich wäre gewiß auf immer unter englische Herrschaft gekommen, wenn nicht der Tod beyder Könige die Lage der Sachen auf einmal verändert hätte. Karl starb 1422.

Die Fortsetzung folgt.

Das Familiengemälde.

(Ein Fragment aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Die Sonne war schon untergegangen, als ich ans Land kam, und da der Abend sehr angenehm und heiter war, so freut ich mich, nach einer so langen Einsperrung, meine Beine wieder ausstrecken zu können, und entschloß mich, nach meinem Hause am westlichen Ende der Stadt, zu Fuße zu gehn. — Es ist noch zweifelhaft, ob irgend eine Hauptstadt in Europa London an Volksmenge gleich kommt, ausser allem Zweifel aber ist es, daß keine es ihr an Bequemlichkeit und Reinlichkeit zuvor thut. — Ich wünschte, daß diejenigen, die etwa Lust hätten, mir die Wahrheit dieses Satzes streitig zu machen, bedenken mögten, in welcher bewunderungswürdigen Sicherheit fast eine Million von Menschen hier beysammen leben, und auf welch eine eben so bewundernswürdige Art diese Million mit allem versorgt wird, was nur die Nothwendigkeit fordern, oder die ausschweifendste Ueppigkeit wünschen kann. Die gute Ordnung, die in unsern Strassen bey Tage erhalten wird, die unvergleichliche Nutzbarkeit und Schönheit ihrer Erleuchtung bey Nacht, und, was vielleicht das Wesentlichste von allem ist, der erstaunliche Zufluß von Wasser, womit sogar jedes Privathaus, so klein es auch sey, versorgt wird, dessen Uebriges alle Rinnen und Gassen reinigt, und so vieles darzu beyträgt, gute Luft, Gesundheit und Fröhlichkeit zu erhalten! — Paris riecht man über zwey Stunden, ehe man hinkommt, Madrid über vier und alle grosse Städte in Frankreich und Spanien verhältnißmässig; und was die italienischen

Städte anlangt, so ist die Atmosphäre, welche sie umgiebt, so sehr mit Knoblauch geschwängert, daß die Nase die andern Composite, welche durch jene überwältigt werden, nicht leicht unterscheiden kann. Doch wird, trotz aller Vortheile, deren unsere Hauptstadt sich rühmen kann, hier und da an einer Ecke oder am Ende eines kleinen Gäßchens, mancher unwillkommner Duft in die Nase wehen, den sie immer lieber im Rücken gehabt hätte. — In diesen Fällen nehm ich gewöhnlich meine Zuflucht zu meiner Tobacksdose; zum Unglück aber waren itzt ihre Schätze erschöpft, weil ich einigen meiner Gefährten gar zu freygebig mitgetheilt hatte. Es fiel mir also ein, in meinem alten Tabacksladen in Covent-Garden vorzusprechen, und sie wieder anfüllen zu lassen. Vielleicht, dacht ich, werd ich hier zu gleicher Zeit ein wenig von dem erfahren, was es Neues in der Stadt giebt. Der Laden war, wie gewöhnlich, erleuchtet. Da aber die Thür verschlossen war, so mußt ich zweymal anklopfen, ehe ich eingelassen wurde; worauf denn der Herr von der Treppe herunter kam, und mir zu meiner Rückkehr und dem gesunden Ansehen, das ich mitgebracht, Glück wünschte. — Ich dankte ihm für seine Höflichkeit; — und da meine Nase sehr ungeduldig geworden war, zog ich meine Tabatiere heraus, und borgte hastig eine Prise aus dem Topfe, den er unterdeß hervorgeholt hatte. Es schien mir, als er meine Dose füllte, daß seine Mienen von mehr als gewöhnlicher Heiterkeit und Gutherzigkeit glänzten; — und da ich zu gleicher Zeit eine weibliche Stimme, von einer Guitarre begleitet, über mir hörte, sagte ich: Ich fürchte, daß ich sie von angenehmer Gesellschaft heruntergezogen habe, ich mag keinen Menschen, wärs auch nur ein Augenblick, in seinem Vergnügen

stöhren, da haben Sie also Ihr Geld, und nun machen Sie nur, daß Sie wieder zu Ihren Freunden hinauf kommen.

Der Beschluß folgt.

Aus der Naturgeschichte des Löwen.

Allgemein hat man bisher dem Löwen zwey Eigenschaften zugeschrieben, die man sonst nur bey dem Menschen suchte und auch da so selten mehr findet. Viele unserer Reisebeschreiber, Naturhistoriker legen diesem Thiere die Tugend der Großmuth und Beherztheit bey, und suchen durch manche Beispiele die Wahrheit ihrer Behauptung zu beweisen.

Einer unserer neuesten und scharfsinnigsten Weltumsegler, Sparrmann sucht uns eine ganz andere Idee von diesem König der Thiere beizubringen; ich will sie meinen Lesern in der Hofnung mittheilen, daß sie einiges Vergnügen bey dieser Schilderung der Natur des Löwen empfinden werden.

Der Löwe, sagte er, ist ungemein feig und es fehlt ihm, in Vergleichung mit seiner Stärke wirklich an Muth, welches aus einer Menge glaubwürdiger Erzählungen und aus dem bewiesen werden kan, was ich selbst gesehen habe. Bisweilen zeigt er aber auch eine ausserordentliche Unerschrockenheit. Folgendes Beispiel mag dieß bestättigen.

In einem mit einer Mauer umgebenen Viehhof war ein Löwe eingebrochen und hatte daselbst Schaden gethan. Man erwartete ihn mit Gewißheit auf eben dem Wege wieder, zog daher quer

über

über den Eingang eine an geladenen Flinten festgemachte Linie, damit dieser Selbstschuß den Löwen, wenn er mit der Brust daran stossen würde, treffen möchte. Der Löwe aber, der noch bey Tag an die Linie kam und ihr nicht traute, trat sie mit dem Fuß weg, gieng, ohne sich durch den Knall schrecken zu lassen, ernsthaft und sorglos vor sich hin und fraß von dem Stück Vieh, das er vorher getödtet hatte, nach Belieben.

Nicht Großmuth, wie einige wollen, sondern Hinterlist und Feigheit, mit etwas Stolz vermischt, sind, wie ich noch beweisen werde, die Hauptzüge im Karakter des Löwen. Wird dieß starke und geschmeidige Thier manchmal mit ungewöhnlicher Kühnheit und Herzhaftigkeit bewafnet, so ist dieß keiner andern Ursache als dem Hunger zuzuschreiben. Da es ausserdem gewohnt ist, seinen Raub immer selbst und ohne Schwierigkeit zu tödten und oft dann zu verzehren, wenn sein Blut noch sehr erhizt ist, so kan es nicht anders seyn, als daß es leicht gereizt wird und mehr Hang zur Grausamkeit, als Großmuth zeigt. Da der Löwe hingegen nicht gewohnt ist, Widerstand anzutreffen, so ist es kein Wunder, wenn er zuweilen den Muth verliert, und manchmal, wie Büffon erzählt, durch Stockschläge davon gejagt wird.

Ein glaubwürdiger Mann beym Seekochflusse erzählte mir, er habe bey einem Spaziergange auf dem Felde unvermuthet einen Löwen angetroffen. Als ein geschickter Schütze habe er sichs zugetraut, ihn mit seinem Gewehr sogleich todt zu schiessen, und deswegen Feuer auf ihn gegeben. Zum Unglück aber sey der Schuß alt und naß gewesen, daher

her das Gewehr spät losgegangen und die Kugel vor dem Löwen in die Erde gefahren sey. Hierüber habe er einen solchen Schrecken bekommen, daß er die Flucht ergriffen habe, bald aber ausser Athem gekommen, und da ihm der Löwe auf dem Fuß folgte, auf einen kleinen Steinhaufen gesprungen sey, woselbst er mit hoch aufgehobenen Büchsenschafte still gestanden und sich in Bereitschaft gesezt habe, sich so gut als möglich zu vertheidigen. Ob diese Stellung und dieses Benehmen den Löwen muthlos gemacht habe, wagte er nicht zu bestimmen; er sey aber ebenfalls stehen geblieben und habe sich, welches noch sonderbarer ist, in einer Entfernung von etlichen und zwanzig Schritten vom Steinhaufen niedergelegt. Der Schütze konnte es inzwischen nicht wagen, von der Stelle zu gehen, zumal da er auf der Flucht das Pulverhorn verloren hatte. Nach einer guten halben Stunde stand der Löwe endlich auf, gieng ganz leise und anfangs nur Schritt vor Schritt, als wollte er sich wegstehlen davon und fieng, da er etwas weiter war, aus allen Kräften an, zu laufen. —

Unter den vielen, oft fehlerhaften Erzählungen von dem Löwen, kann ich nachstehende, als eine, durch hinlängliche und glaubwürdige Zeugen bestätigte Begebenheit anführen. — Ein schon etwas alter Hottentotte, der bey einem Christen am obern Theile des Sonntagsflusses auf der Seite nach Camtego in Diensten war, sah einen Löwen in weiter Entfernung zwey ganze Stunden lang ihm auf dem Fusse nachfolgen. Er schloß hieraus ganz natürlich, daß der Löwe nur auf die herannahende Finsterniß der Nacht warte, um ihn als seine Beute zu verzehren und sah, daß ihm nichts anders, als dieß schreckliche Verhängniß bevorstehe, weil er

kein

kein Gewehr, als seinen Stock hatte und nicht vermögend war, vor Einbruch der Nacht nach Hause zu kommen.

Da er indessen die Gemüthsart des Löwen und seine Weise, sich über seinen Fang herzumachen, kannte, so verfiel er endlich auf ein Mittel, sein Leben zu retten. Anstatt seinen Weg nach Hause fortzu setzen, suchte er einen sogenannten Klippenkranz auf — dieß ist der Name solcher Stellen, die oben flach und an einer Seite steil, abschössig und steinig sind. — Am Rande eines solchen Abhanges setzte er sich nieder und wurde zu seiner Freude gewahr, daß der Löwe auch stille stand, um denselben Abstand zu beobachten. Sobald es dunkel wurde, rückte er etwas weiter vorwärts und nahm seinen Platz unterhalb des obersten Randes des Abhanges in einer Kluft, wo er sich einigermassen fest halten konnte. Um aber den Löwen noch mehr zu betrügen, steckte er seinen Huth und sein Pelzwamms auf seinen Stock und machte damit über sich sowohl, als etwas vor sich um die abschüssige Stelle her einige Bewegungen. Dieser listige Einfall that die erwünschte Wirkung. Es dauerte nicht lange, so kam der Löwe wie eine Katze, leise heranschleichend, sah den Pelz auf dem Stocke für den Hottentotten selbst an, und maß seinen Satz so genau ab, daß er sammt der täuschenden Figur den Abhang Kopfüber hinunter stürzte. Der Hottentotte war darüber vor Freude so ausser sich, daß er in ein lautes t'Kassi — ein Ausrufungswort von mancherley Bedeutung — ausbrach.

Dieß ist inzwischen nicht das einzige Beispiel, daß sich Löwen in Africa bey ihren Sprüngen oder Anfällen haben äffen lassen. Auf Viehhöfen oder Weiden, wo ein Löwe ein Stück Vieh getödtet hat,

oder wo man sonst Ursache findet, sich auf seinen Besuch gefaßt zu machen, richtet man etwas, das einen Menschen vorstellt, neber einer Anzahl geladener Gewehre auf, die losgehen und ihn schiessen, wenn er sich über jenes Blendwerk hergemacht hat. Weil sich dieß so leicht und behende bewerkstelligen läßt, und man in Africa sich nicht darum bekümmert, Löwen lebendig zu fangen, so giebt man sich auch nicht die Mühe, ihnen Gruben zu graben.

Am Tage und auf ebenem Felde können 12 bis 16 Hunde einen Löwen gar leicht umbringen. Es ist nicht nöthig, daß die Hunde, mit welchen man einen Löwen jagen will, sehr groß und dazu abgerichtet sind, sondern die Jagd läßt sich mit gewöhnlichen Hofhunden vollkommen gut ins Werk setzen. Wenn diese nämlich dem Löwen ziemlich nahe sind, läßt es sein Stolz nicht zu, zu entfliehen; er sezt sich daher nieder. Alsdann laufen die Hunde um ihn herum, stürzen mit einemmal auf ihn los, und sind, vermöge ihrer vereinigten Stärke im Stande, ihn, der sonst das stärkste aller Raubthiere ist, zu zerreissen. Selten bekommt er dann die Frist, mit den Vordertatzen mehr als zwey oder drey leichte Schläge auszutheilen, von denen indessen ein jeder eben so vielen angreifenden Feinden unfehlbar tödtlich ist.

Büffon sagt, die Pferde sowohl, als die Hunde müssen zur Löwenjagd abgerichtet seyn, allein dieß ist eine blosse Vermuthung. In Africa jagen die Kolonisten den Löwen mit einem gewöhnlichen Jagdpferde, und meine beiden Reitpferde liessen sich einmal eben so leicht und willig zur Jagd zweer grossen Löwen, als sonst zu der Jagd der scheuen Gazellen brauchen.

Man wagt es nur auf ebenem Felde, den Löwen zu jagen. Hält er sich in einem Walde oder

auf

auf buschigen Anhöhen auf, so sucht man ihm durch Hunde zu reizen, bis er hervorkömmt. Auch sind gewöhnlich zwey, oder mehr Personen beyeinander, damit der eine dem andern geschwind zu Hülfe kommen und ihn retten könne, wofern der Schuß mißlingt.

Sieht der Löwe die Jäger von Ferne, so macht er wie allgemein versichert wird, von aller seiner Schnelligkeit, die sehr groß ist, Gebrauch, um ihnen aus dem Gesichte zu kommen. Trift sich's aber, daß man ihn in der Nähe entdeckt, so eilt er zwar davon, aber ohne sehr zu rennen, gleich, als wenn er zu stolz wäre, furchtsam zu scheinen. Er wird daher auch, wenn er sich ernsthaft verfolgt sieht, bald gereizt, oder müde zu fliehen. Er läuft immer langsamer, geht endlich nur Schritt für Schritt weiter, sieht nach seinen Verfolgern von der Seite hin, steht zulezt still, wendet sich gegen sie, schüttelt sich, brüllt kurz und durchdringend, um seinen Verdruß an den Tag zu legen, und ist bereit, sie zu empfangen und zu zerreissen. Er ist inzwischen leicht tod zu schiessen und hat kein zähes Leben.

Das Katzenfeuer.

Die Funken, die sich zeigen, wenn man eine Katze im Finstern streichet, und das Katzenfeuer heisset, kommen von dem Schweisse der Katze her. Denn dieser hat schwefelichte Theilchen bey sich, welche sich entzünden, wenn sie durch das Reiben in Bewegung gesetzt werden. Es kann aber ihre Entzündung wegen der wässerigen Feuchtigkeit, so sich dabey findet, nicht heftig seyn.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Karl VII. regierte von 1422 — 1461.

Heinrichs Sohn war ein noch in der Wiege liegendes Kind, als er zum König von Frankreich ausgerufen wurde. Die Stände leisteten zwar den Herzog von Bedfort, der die Regentschaft führte, den Eid der Treue, aber bald entspann sich zwischen den englischen Generalen und dem Herzog von Burgund ein Mißverständniß. Mitten unter Festen und Lustbarkeiten, denen sich Karl überließ, erwachte bey seiner Parthey der Geist des Patriotismus, und die Erscheinung des Mädchens von Orleans, Jean d'Arc, die den göttlichen Beruf, das Reich von den Engländern zu befreyen, zu haben vorgab, gab seiner Sache den Ausschlag. Sie war die Tochter eines Wirths aus dem Dorfe Dom Remi, an der Gränze von Lothringen. Da sie die gewöhnlichen Knechtsdienste verrichten mußte, so war sie auch gewohnt, mit Pferden umzugehen, und sie ohne Sattel zur Tränke zu reiten. Ueberall sprach man von dem Unglück des jungen Königs, und bedauerte sein Schicksal, das mit dem Verlust von Orleans entschieden seyn würde. Das Mädchen nahm den herzlichsten Antheil; der junge König wurde ihr einziger Gedanke; ihre junge feurige Einbildungskraft ward erhitzt, sie schwärmte, und überredete sich, wie alle Schwärmer von jeher, in der Fieberhitze ihrer Phantasie höhere Eingebungen zu haben. Sie erklärte dem Gouverneur der benachbarten Stadt Voucouleuros,

leraes, Gott habe sie berufen, den König zu retten, und zur Krönung nach Rheims zu führen, welche Stadt damals in englischen Händen war. Der Gouverneur derselben, wurde nun entweder von der Schwärmerey angesteckt, oder meynte, daß eine Maschine dieser Art, von kalter Ueberlegung eines Andern geleitet, grosse Würkung auf das Volk haben könne; er schickte sie also nach Chinon an den König. Dieser und seine Minister sahen allen Nutzen ein, der sich von einem solchen Blendwerck machen lasse; um den Muth des Volks zu heben, und die Würkung zu verstärken, ließ man feyerliche Untersuchungen über die Wahrheit ihrer Sendung anstellen, Der König selbst äusserte das größte Erstaunen, über entdeckte Geheimnisse seiner Person, und das Mädchen schrieb nun gerade zu an die englischen Feldherren, sie möchten nach Hause gehen. Am ganzen Leibe geharnischt, mit einer geweihten Fahne in der Hand und einem erfahrnen Offizier an der Seite, glückte es ihr, Lebensmittel nach Orleans zu bringen, und das gemeine Volk fand diesen Beweiß von der Göttlichkeit ihrer Sendung unwiderlegbar. Im englischen Lager würkte das ausserordentliche dieser Dichtung eine allgemeine Bestürzung, welche der Feldherr dadurch nicht hemmen konnte, daß er sagte, das Mädchen wäre keine Gesandtin Gottes, sondern des Teufels. Den letztern fürchtete der gemeine Mann um desto mehr, je weniger er wußte, oder wissen konnte, was dieses Wesen eigentlich seyn sollte. Die Furcht im Lager verbreitete sich so allgemein, daß am 24 May 1429 eine grosse französische Convoy mitten durch die englischen Schanzen hindurch zog, ohne angegriffen zu werden. Der Graf von Dünois, der in Orleans commandirte, traf alle Einrichtungen, welche zur Sicherheit der

Unter-

Unternehmungen nöthig waren. Der gemeine Mann hingegen blieb in der zum glücklichen Erfolg nothwendigen Meynung, daß alles von dem Mädchen von Orleans herkomme. Die Engländer in ihren Verschanzungen nun selbst angegriffen, hoben die Belagerung auf, und wurden von eben den Truppen geschlagen, welche sich vorher im offenen Felde nicht durften sehen lassen. So unbegreiflich groß ist die Gewalt der Meynung. Das Mädchen von Orleans führte hierauf den König, ihrem Versprechen gemäß, nach Rheims, welches, wie alle Städte auf dem Wege dahin, ohne Gegenwehr sich ergab, und Karl VII. wurde hier am 17. Julius mit allem Pomp gekrönt. Diese Handlung machte einen für Karln vortheilhaften Eindruck auf die Franzosen, welche gewohnt waren, die Krönung ihrer Könige an diesem Ort zu sehen. Jetzt wollte das Mädchen von Orleans ihre Rolle niederlegen, und in ihren vorigen Stand zurücke kehren. Zu ihrem grossen Unglück aber ließ sie sich erbitten, zu bleiben. Bey einem Ausfall aus der Stadt Compiegne fiel sie den 25. Merz 1430 den Engländern in die Hände. Viele Leute glaubten, sie sey von einigen französischen Offizieren aus Neid über ihr Ansehen wohlbedächtig verlassen worden. Die Engländer sangen über diesen Fang Danklieder — machten ihr den Prozeß als einer Ketzerin, verdammten sie auf Lebenszeit zum Gefängniß bey Wasser und Brod, und weil sie das unerhörte Verbrechen begieng, ein paar Hosen anzuziehen, welche man absichtlich in ihrem Gefängniß aufgehangen hatte, und ihre Schwärmereyen abermals für Wahrheit ausgab, so wurde sie am 14. Julius als eine unverbesserliche Hexe lebendig verbrannt. Einen deutlichern Beweiß von ihrer Furcht vor einem Mädchen konnten die Engländer nicht geben,

ben, als durch diese niederträchtige Handlung. Doch die englisch gesinnten Franzosen hatten keinen kleinern Antheil an dieser abscheulichen Handlung. Daß in der Folge ihr Prozeß wieder durchgesehen, und ihre Ehre hergestellt wurde, läßt sich von selbst errathen.— Indessen hatten die Engländer, obgleich kein Mädchen von Orleans mehr lebte, kein besseres Glück. Karl blieb nun der erklärte Günstling des Glücks, nur fand er weit und breit umher seine Ländereyen verwüstet, und um weitern Unruhen vorzubeugen, hielt er zum erstenmal eine kleine stehende Armee. *

Mit dem Herzog von Burgund söhnte sich Karl durch den Vergleich zu Arras (1435) welcher dem Könige zwar viel kostete, dagegen aber den Engländern ihre vornehmste Stütze in Frankreich entzoge, Der König mußte ferner erklären, daß er an dem oben schon erwähnten Mord des Herzogs Johann auf keine Art Antheil gehabt habe; daß er die Mörder, wenn man ihrer habhaft werden könnte, wolle hinrichten, und für die Ruhe des Erschlagenen, Gebete, Kapellen und Klöster stiften lassen. Der Tod des Herzogs von Bedford gab endlich Karln vollends das Uebergewicht über England, welches alle Besitzungen bis auf Calais verlohr, und nun konnte er die ganze Monarchie unter seinem Scepter vereinigen. Er genoß aber dieses Glück nicht lange, denn der schändliche Charakter seines Sohnes Ludwig verbitterte ihm den Rest seiner Lebenstage, und voll der Gedanken, daß ihn dieser mit Gift aus dem Weg räumen

* Nach jedem geendigten Krieg wurden sonst allemal die Soldaten, die man Söldner nannte, abgedankt, die dann auf ihrem Rückmarsche raubten und mordeten.

räumen wollte, starb er Hungers 1461. Ihm folgte sein Sohn Ludwig XI. von 1461 — 1483.

Dieser Fürst hat sich unrechtmässiger Weise in den Ruf eines grossen Staatsmannes gesetzt, da er im Grunde nichts als Feigheit und Hinterlist besaß, und in der Gesellschaft seiner Henkersknechte die unmenschlichsten Grausamkeiten begieng. Tyrann gegen den Adel und Bürger, welchen beyden Ständen er ihre wichtigen Privilegien zu entziehen suchte, war er nicht zufrieden, ihnen diese beraubt zu haben, sondern er weidete sich noch an den Mordscenen vieler unglücklichen Familien. Jeder, der sich seinen gewaltsamen Volkseingriffen rechtlich widersetzte, wurde als Verbrecher in eiserne Vogelbauer eingesperrt, welche nicht mehr als 8 Fuß ins Gevierte hatten, um darinn zu verhungern. Bey Hinrichtungen mußten Kinder unter das Blutgerüste tretten, um von dem rauchenden Blut ihrer Eltern bespritzt zu werden. Treulos und eidbrüchig war er, wenn es seine despotischen Vortheile erheischten. Und bey allen diesen Lastern heuchelte er noch den Christen, und wollte für einen andächtigen und gehorsamen Sohn der Kirche angesehen seyn. Allein gar bald erwachte das Volk, das sich nur eine Zeitlang täuschen läßt, und es verbanden sich 1465 eine Menge von Mißvergnügten durch den Bund der öffentlichen Wohlfahrt auf das genaueste mit einander. Uebermüthig und trotzend im Glück, und kriechend im Unglück, die Eigenschaft schlechter Seelen, nahm Ludwig seine Zuflucht zu Verheissungen und Eidschwüren, und stellte durch den 1468 zu Conflans unterzeichneten Tractat die Ruhe wieder her. Allein diesen Vergleich war er niemals gesonnen zu halten, sondern nur seine ihm an Macht überlegene Feinde zu trennen.

Und so wie er diesen Zweck erreicht hatte, so brach er Eidschwüre, und verläugnete die von ihm selbst unterschriebenen Acten. — Er nahm auch gleich darauf seinem Bruder das ihm zugesicherte Herzogthum Normandie, vergiftete ihn nachher, hetzte die Lütticher gegen ihren Herrn den Herzog von Burgund auf, und war doch thöricht genug, sich um eben dieselbe Zeit nach Peronne zu dem Herzog zu begeben. Seine Verhaftnehmung und die Unterzeichnung eines für ihn schimpflichen Tractats war die Folge davon. Haß, Spott und Verachtung begleiteten ihn nun allenthalben, Todesfurcht bemeisterte sich seiner Seele, und so verdammte er sich in das Schloß dü Plessis les Tour, das mit Thürmen, Wachen, und 15000 Fußangeln vertheidiget wurde, und wo er unter Arzneymitteln und Reliquien voll der schrecklichsten Qualen und Gewissensbissen 1483 starb.

Karl VIII. sein Sohn folgte ihm in der Regierung. Dieser Prinz war in seinem 14. Jahr, und nach den Gesetzen mündig, allein die Erziehung, die er unter seinem grausamen Vater genossen hatte, war so schlecht gewesen, daß er nicht einmal lesen konnte. Die Stände fühlten es daher, daß ein solcher König nicht allein regieren könnte, und übertrugen also seiner Schwester Anna die Regentschaft. Den Anfang seiner Regierung erfüllten einige bürgerliche Unruhen, welche wegen den überhäuften Staatsabgaben entstanden waren, und deren Verminderung die Gemüther wieder besänftigte, und im Jahr 1492 kam er gar auf den sonderbaren Gedanken, Neapel erobern zu wollen. Der ungestümme Eifer mit welchem der Adel nach dieser Eroberung strebte, war so groß, daß ihm nichts weiter als ein Anstrich von Religion fehlte, um die Zeiten

wieder

wieder herzustellen, wo Frankreich das Königreich Jerusalem erobern wollte. Der damals in Neapel regierende Ferdinand erbot sich ihm zu huldigen, aber das Anerbieten ward mit Verachtung ausgeschlagen. Die Armee rückte in Italien ein, wo sich ihr niemand widersetzte, und 1495 Karl zu Neapel wirklich als König gekrönt wurde. So wichtig diese Eroberung war, so war es doch weit mehr lächerlich, daß Karl auch den Titel eines Kaisers von Konstantinopel annahm, und nie als mit Vortragung aller kaiserlichen Zeichen erschien. Indessen war die Freude nur von kurzer Dauer. Denn alle italienische Fürsten verbanden sich wieder den Eroberer, und eben so schnell, aber weniger friedlich, als die Franzosen nach Italien gekommen waren, mußten sie wieder nach Frankreich zurückkehren. Dennoch aber war Karl immer noch vom Eroberungsgeist beseelt, und fieng schon an, neue Zurüstungen zu machen, als er in einem Alter von 28 Jahren 1498, ohne Erben starb, und die Krone seinem Vetter, dem Herzog von Orleans hinterließ.

Die Fortsetzung folgt.

Das Familiengemälde.

(Ein Fragment aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Beschluß.

Sie stören mich keineswegs in meinem Vergnügen, erwiederte mein Tobakshändler, ja, Sie werden es vermehren, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen zu sagen, was Gelegenheit dazu gegeben hat. Es ist in Wahrheit eine Szene, die Ihr empfindsames Herz wohl interessiren mögte. Zwey junge Leute, die schon sehr lange mit mir unter diesem Dache

Dache leben, hatten das Unglück, einen würdigen Vater, dessen Geschicklichkeiten und vortreflicher Karakter ihn zu einem bessern Schicksal berechtigten, durch eine Reihe von Widerwärtigkeiten heruntergebracht und endlich ins Gefängniß geworfen zu sehn, wo er, durch die Strenge eines unbarmherzigen Gläubigers, beynahe zwanzig Jahre hat zubringen müssen. Ungeachtetet ihre Umstände ihnen das Vermögen versagten, ihn aus seinem Elende zu retten, so trösteten sie ihn doch beständig durch ihre täglichen Besuche und erhielten ihn nebst seiner zwoten Frau durch ihrer Hände-Arbeit, gossen immer den Balsam kindlicher Liebe in sein verwundetes Herz. — Eine Begnadigung hat endlich den unglücklichen Vater in Freyheit gesetzt, und diesen Abend haben sie ihn aus der schrecklichen Gefangenschaft, die seine grauen Haarr beynahe in die Grube gebracht hätte, heimgeholt. — Wir haben ein kleines Abendessen bey dieser Gelegenheit angestellt, und hatten es noch nicht lange geendigt, als Sie an die Thür klopften. — Eine seiner Töchter, deren Stimme Sie itzt hören, ist auch gekommen, ihm zu seiner Befreyung Glück zu wünschen, und da die ganze Familie musikalisch ist, so begleitet sie ihren eigenen Gesang mit der Guitarre. — Nichts kann in diesem Augenblick grösser seyn, als das Entzücken des Vaters, daß er sich, nachdem er so viele Jahre hindurch die grausame Härte des Schicksals erfahren, endlich sich in Sicherheit unter dem Dache seiner Kinder befindet. Sie mahlen mir die Geschichte, erwiederte ich, als einer, der an der allgemeinen Freude den lebhaftesten Antheil nimmt. Mit Recht konnten sie dies eine Szene nennen, die wohl ein empfindsames Herz interessiren mögte. Bey Gott! Sie hat das meinige so sehr hingerissen, daß ich fast ein Auge darum ge-

ben mögte, um mit dem andern durch ein Schlüssel-loch zu gucken, und einen Anblick dieser glücklichen Leute zu haben, ohne sie in ihrem Vergnügen zu stören. Nun, damit kann ich Ihnen dienen, fuhr der Wirth fort, da weder Gastfreundschaft noch Ehre es verbieten können, die Verdienste seiner Freunde zur Schau zu stellen, wenn ihre Handlungen nicht nur gesehen werden, sondern öffentlich auf den Beyfall der Welt Anspruch machen dürfen. — Das kleine Zimmer, worinn sie zusammen sind, hat eine Glasthüre mit einem Vorhange, welcher nur die untere Hälfte derselben bedeckt. Wollen Sie sich die Mühe geben, eine Treppe hoch mit mir hinaufzusteigen, so können Sie unbemerkt sehen, und Ihre Neugierde befriedigen. Für alles, was ich jemals diesseits des Grabes im Vermögen haben werde, hätt ich diesen Anblick nicht gemißt. Er zeigte mir ein Familiengemälde, welches allen Meisterstücken der Kunst Trotz bieten konnte; selbst der Pinsel eines Raphael, eines Titian oder eines Guido würde es nicht erreicht haben; denn es war von einer grössern Hand gezeichnet und kolorirt, von deiner unnachahmlichen Hand, o Natur, die du immer, bis auf die letzte Seite, die ich schreibe, der Gegenstand meiner Anbetung seyn sollst. Ich wünschte tausendmal meine Jemey, daß Dein wohlwollendes Herz den Anblick desselben mit mir genossen haben könnte! — Doch ich will Dir wenigstens eine Idee von der Anordnung geben, und Deine Empfindsamkeit wird alles ausmahlen. Stelle dir also die Familie vor, um den Tisch herum gruppirt, von dem sie gegessen hatte; — in vollem Anblick vor mir den Vater, dessen Gesichtszüge die Spuren des Alters und der Schwachheit trugen, vielleicht etwas verstärkt durch seine Leiden, aber zu gleicher Zeit ver-

klärt durch ein helles, gefälliges Auge, welches eine Seele verkündigte, die über alle Leiden erhaben war. — Zu jeder Seite von ihm seine guten Söhne, und zunächst bey diesen seine Frau, die treue Theilnehmerin seiner Trübsale. — Gegen ihr über der leere Stuhl, von dem ich meinen Führer, der itzt bey mir stand, so plötzlich abgerufen hatte, und die Tochter, deren Stimme ich unten gehört hatte, nebst der freundlichen Hausfrau, welche ihnen dieß kleine Gastmal bereitet hatte, füllte den übrigen Theil dieses glücklichen Zirkels aus. Die Tochter sang noch zu ihrer Guitarre wehmüthige grambesänftigende Töne; aber meine Seele war zu beschäftigt, um auf Töne zu achten, sie beobachtete die Karaktere, welche dieß seltene Gemälde ausmachten, und bemerkte voll Aufmerksamkeit die Ausdrücke von Herzlichkeit und Liebe, die während des Gesanges von einem Auge zum andern schossen. — Oft warf der gute Alte Blicke des Entzückens auf jeden von seiner Familie, einen nach dem andern, haftete dann seine Aufmerksamkeit auf seine Tochter, deren Stimme seine Wiederkehr zu den Seinen bewillkommte, — und dann und wann erhob er seine Hände und Augen in stiller Dankbarkeit zu der Vorsehung, die ihn nach so herben Prüfungen endlich in Frieden heimgeführt hatte. Sobald das Lied geendigt war, winkte er seine Tochter zu sich, nahm sie dann beym Arm, zog sie sanft zu seiner Wange herab, und verbarg sein Gesicht an ihrer Brust. Die Hausfrau schob ihm jetzt ein Glas Wein näher, welches schon für ihn eingegossen war, und lange unbemerkt vor ihm auf den Tisch gestanden hatte. Er trank es freundlich aus, betrachtete alle um sich her mit einem Blick unbegränzter Zufriedenheit, und legte seine Hände auf seine beyden Söhne neben ihm, welche dieselben gleich mit gröster

Wärme in die ihrigen drückten, unterdeß in ihren Gesichtszügen alle diejenigen Regungen der Zärtlichkeit abgebildet waren, deren Ausdruck die Natur allein dem menschlichen Antlitz anvertraut hat, und welche zu beschreiben, alle Bestrebungen der Sprache viel zu schwach sind. Glaube mir, theuerste Jemey, es war kein trockenes Auge im ganzen Zimmer; — ja, ich kann hinzusetzen, auch nicht vor der Thüre — denn ich sah mehr als Einmal meinen ehrlichen Tobakshändler seine Augen abwischen. Es giebt Thränen der Wonne sowohl, als des Schmerzes. Die letztern werden durch unsere eigene Leiden hervorgebracht; — die erstern sind der abgedrungene Tribut, welchen die Empfindsamkeit der Tugend zollt. Ich bedaure, sagte ich, indem ich mich zu meinem Gefährten wandte, daß dies Gemälde, welches Sie mir hier gezeigt haben, und über welches die Liebe ihr wärmstes, reitzendstes Kolorit ausgegossen hat, in Ihrem kleinen Zimmer verborgen seyn muß; es sollte öffentlich zur Schau ausgestellt seyn, der Anblick desselben würde die Guten befestigen, und die Fühllosen beschämen. Ich konnte die Szene, die ich mit so grossem Vergnügen betrachtet hatte, nicht verlassen, ohne folgenden Segen aus der Fülle des Herzens über sie ausschütten: der Himmel beglücke euch, Kinder der Tugend! —

Ueber das Wachsthum der Pflanzen.

Kein einziges Gewächs entstehet ohne ein Saamenkorn. Ein jedes Saamenkorn hat äusserlich eine Schaale oder Hülse, inwendig aber ein mehlichtes Wesen, und in diesem den Anfang und die Anlage des Gewächses seiner Art, nach seinem Blatt,

Stengel und Wurzel, welche Anlage im kleinen man Keim nennet.

Wenn ein in die Erde gestreutes fruchtbares Saamenkorn darinnen feuchte, und bis auf einen gewissen Grad erwärmet wird, so lösen diese von dem schwammigen Kerne eingesogene Feuchtigkeiten die mehligen und öligen Theile des Kerns auf, woraus eine Art von Milch entsteht, welche in die kleinsten Gefässe des Keims, nehmlich des jungen Pflänzchens tritt, und ihm die gehörige Nahrung verschafft. Der Keim fängt daher an sich auszudehnen; und weil ihm alsdenn seine Häute bald zu enge werden, kömmt er zuerst durch die feine, an der Oberfläche des Kerns befindliche Oeffnung mit dem Wurzelchen, und alsdenn auch mit dem zarten Stängelchen heraus, wodurch der Kern gesprengt wird. Man mag das Saamenkorn gelegt haben, wie man will, so dringt allemal das Wurzelchen in die Erde, und das zarte Stängelchen steigt aus der Erde in die Höhe. Der Kern giebt dem zarten Pflänzchen noch so lange seine Milch, bis er diejenige Nahrung annehmen kann, welche das Wurzelchen aus der feuchten Erde vermittelst der an jeder Wurzelspitze befindlichen kleinen Oeffnung, welche einem Mund ähnlich siehet, an sich ziehet.

Die Erde selbst ist nicht die eigentliche Nahrung der Pflanzen, sondern das Wasser, und vorzüglich dasjenige, was mit feinen öligen und salzigen Theilchen vermischt ist. Denn man kann Pflanzen in blossem, ja sogar destillirtem Wasser, aber nicht in blosser, unangefeuchteter Erde aufziehen. Die Erde an sich selbst trägt zum Fortkommen der Gewächse nur dieses bey, daß sie den Wurzeln einen

Schutz

Schutz gegen die Hitze und gegen andre Gewalt verschafft, und ihnen die eingesogenen Feuchtigkeiten mittheilet. Man kann sich hiervon sehr leicht durch die Erfahrung überzeugen. Denn wenn man grosse Pflanzen in einem mit Erde angefüllten Gefässe aufzieht, und die Erde, sowohl ehe man die Pflanzen hineinsetzt, als auch nachdem man sie wieder herausgenommen hat, wieget; so wird man keinen merklichen Unterschied in dem Gewichte wahrnehmen, wenn auch die aufgezogenen Pflanzen zu ansehnlichen Bäumen geworden sind. Hieraus erhellt also, daß die Erde selbst entweder gar nichts, oder nur sehr wenig von ihren Bestandtheilen den Pflanzen mittheilet; weil sonst diejenige Erde, aus welcher ein grosser Baum aufgewachsen ist, nothwendig weniger als vorher wiegen müßte, wenn sie viel von ihren Bestandtheilen verloren hätte.

Allein obgleich die Pflanzen die vornehmste Nahrung aus dem Wasser ziehen, so ist doch dieses zu ihrem Wachsthum und Gedeihen noch nicht hinlänglich; denn dieses erfordert ausserdem nicht nur einen gewissen Grad von Wärme, vorzüglich von Sonnenwärme, sondern auch frische Luft und Licht. Ja die neuern Beobachtungen haben gelehrt, daß auch das in der Atmosphäre schwebende electrische Wesen einen grossen Einfluß auf das Fortkommen der Gewächse habe.

Diejenigen Ursachen, welche bey den thierischen Körpern allerhand Krankheiten und sehr oft ihren Untergang nach sich ziehen, haben auch meistentheils bey den Gewächsen eben dergleichen Folgen. Ueble Witterung, schlechte Nahrung, und verschiedne Insekten greifen nicht nur die Blätter, sondern auch die

Wurzeln

Wurzeln und die innern Theile der Pflanzen an, wodurch allerley Verstopfungen, Geschwulst, Entzündungen und krebsartige Geschwüre erregt werden. Wenn aber auch eine Pflanze allen diesen Zufällen, die ihren Untergang vor der Zeit beschleunigen können, glücklich entgeht; so ist sie doch eben dem Schicksale unterworfen, welchem die Thiere ausgesetzt sind. Sie wird nach und nach alt; ihre Gefässe werden mit der Zeit steif und hart; die Säfte bewegen sich darinnen nicht mehr mit der nöthigen Geschwindigkeit; die Lebensverrichtungen hören daher allmählig auf; die Pflanze stirbt, und wird endlich, wie die thierischen Körper, in Staub verwandelt.

Die geschwinde Mästung der Gänse und Hühner.

Eine gelehrte Gesellschaft zu London krönte die Erfindung eines Mannes, welcher die Art anwies, junge Hühner in kurzer Zeit fett zu machen, mit einer goldnen Denkmünze. Sein Verfahren dabey war folgendes: er nahm der Bruthenne die des Nachts ausgekrochne Hühngen, und legte ihr dagegen andere Eyer an die Stelle. Diese fährt zu brüten fort, und man füttert die zarte Hühngen, welche man an einen warmen Orte erhält mit hartgekochten kleingehackten Eyern, worunter man etwas Brod mischt. Nach Verlauf von vierzehn Tagen, wirft man ihnen ein Mengsel von Hafermehl, Theriack, so zu einem körnigen Teige gemacht worden, zum Futter vor. Die Hühngen finden daran so viel Geschmack, daß sie nicht nur begierig davon essen, sondern auch dergestalt zunehmen, daß sie innerhalb zwey Monaten das völlige Wachsthum eines Hahnes erreichen, und auch überflüssiges Fett ansetzen.

Die

Die Gänse, so man mästen will, binden die Engländer einzeln in leinene Tücher, sie lassen ihnen blos den Hals und Kopf frey, und denn hängen sie dieselben, an einem finstern Orte auf, nachdem sie ihnen die Ohren mit Wachs verstopft haben, damit sie weder hören noch sehen, und folglich keine Gelegenheit haben mögen, sich zu bewegen, und zu schreyen. In diesem Zustande nudelt man sie täglich dreymal, mit Gerstenschroten, und setzt ihnen beständig ein mit Wasser und Sand angefülltes Gefäß zur Seite. Eine so behandelte Gans wird so fett, daß ihre Leber vier Pfund wiegt.

Holzleim, der das Wasser von der geleimten Stelle abhält.

Unter gemeinen Tischlerleim mische man alten Mahlerfirniß, indem man zerstoßnen Leim in gewärmtem Oelfirnisse zergehen läßt, und beydes an dem Feuer wohl durcheinander rührt. Man erwärmt indessen die beyde gerade gehobelte Hälften des Holzes oder den Riß der gesprungenen hölzernen Walze in den Pressen, man streicht den heissen Leim auf, oder auf den einzuflickenden Span, schlägt diesen in die Ritze, und dreht die Walze nach einigen Tagen ab, da man sie dann etlichemal mit heissem Leinöl tränkt. Der frische Käse, in welchem man ungelöschten Kalk, ohne Wasser ablöscht, und kalt aufstreicht, thut eben die Dienste, wenn man ihm nur Zeit zum Trocknen läßt, und beyde Arten halten das Wasser von der ausgebesserten Selle ab.

Optische Bemerkung.

Wenn man bey Lichte schreibt oder lieset, bemerkt man, daß ein Wachs- oder Talglicht allemal die

die Objekte am stärksten erleuchtet, wenn es bis zu einem gewissen Punkte niedergebrannt ist. Herr Gerlach, Lehrer bey der Ingenieurakademie zu Wien, hat die Regel, wornach sich dieses richtet, gefunden. Soll irgend ein Ort auf einer Horizontalfläche von einem Lichte so stark erleuchtet werden, als möglich ist, so muß dieses Licht so hoch über der Fläche erhöhet seyn, als der Ort von dem Punkte, worauf es steht, entfernt ist.

Das Holz, wie Mahagonieholz zu beizen.

Diese Beize nimmt das Ulmen- und Ahornholz vorzüglich gut an. Man bestreicht also die Bretter mit Scheidewasser, alsdann ziehe man aus zwey Quentgen Drachenblut, einem Quentgen Alkanawurzel und einem halben Quentgen Aloe, vermittelst acht Loth starken Weingeistes, die Farbe aus, und diese streiche man mit einem Schwamme oder Haarpinsel dreymal auf den Grund der Beize auf.

Eine Anekdote.

Ein gewisser Graf besah auf seinen Reisen unter andern Merkwürdigkeiten einer berühmten Stadt auch das Hospital, und darinn auch den Ort, wo die Unrichtigen verwahrt werden. Er traf unter denselben einen Menschen an, der ihm vernünftiger, als die andern schien, diesen fragte er um die Thorheiten der Leute, die hier beysammen waren. Wahrhaftig, mein Herr, antwortete dieser, die Ursache, warum wir hier sind, ist sehr geringe. Man hält uns für närrisch, weil wir geringe Leute sind; wenn wir reich und vornehm genug wären, so würde man sagen: wir hätten Vapeurs, und man ließ uns laufen, wohin wir wollten.

[illegible]rg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Ludwig XII. regierte von 1498 — 1515.

Großmuth und Milde bezeichneten die Regierung dieses gütigen Fürsten, unter welchem Frankreich vollkommen glücklich gewesen wäre, wenn er sich nur weniger durch glänzenden Schimmer hätte verführen lassen. Als er sich das Verzeichniß derer, die unter der vorigen Regierung gedient hatten, geben ließ, bemerkte er alle, die ihn beleidiget hatten, mit einem Kreutze. Jedermann befürchtete nun blutige Ahndung, als der König zu den Umstehenden sagte: das Kreutz sey das Zeichen des Christenthums, und als Christ müsse er seinen Feinden verzeihen. Seine erste Regierungssorge war, die Steuern um ein Drittheil zu mindern, und selbst eigene Güter zu veräussern, um der Staatskassa aufzuhelfen, wobey er öfters zu sagen pflegte: Ein Hirte könne seine Heerde nicht genug mästen. Eben so gewissenhaft war er, wann er genöthiget war, zu Bestreitung grosser Kriegsunkosten Gelder aufzunehmen — Als er einst 100000 Thaler von seinen Unterthanen zur Führung des Italiänischen Krieges borgen mußte, so schwur er bey Gott, daß die äusserste Noth ihn dazu zwinge, und nichts, als der Tod solle ihn abhalten, sie wieder zu bezahlen Eben dieser Geldmangel nöthigte ihn auch, zuerst Hofbedienungen erblich zu verkaufen. Am Hof warf man ihm wegen seiner grossen Sparsamkeit Geitz vor. Allein er achtete nicht darauf, sondern sagte: ich will lieber meine

Hofjunker über meinen Geitz lachen, als meine Unterthanen über meine Verschwendung weinen sehen.

Den von seinen Vorfahren angelegten Plan auszuführen, Mayland und Neapel für die französische Krone zu erobern, war gleichfalls seine Lieblingsidee, allein sowohl er, als seine Nachfolger scheiterten an dieser Klippe, und trugen nach und nach nicht wenig zum Verfall des innern Wohlstandes des Reiches bey. Wäre Ludwig mehr Staatsmann gewesen, so hätte er sich auch nicht so oft von seinen Feinden hintergehen, und zu nachtheiligen Traktaten verleiten lassen. Dessen ohngeachtet liebte ihn sein Volk als seinen gemeinschaftlichen Vater. Und in der That liebte auch er sein Volk zärtlich, und nur die italiänischen Händel erlaubten ihm nicht, mehrere thätliche Beweise davon zu geben. Schauervoll war daher für jeden Franzosen die Nachricht von seinem unvermutheten Tod, der 1515 erfolgte.

Franz I. Graf von Angouleme und Herzog von Valois, Ludwig XII. Vetter folgte ihm in seinem zwanzigsten Jahre auf dem Throne nach, und zwar unter grossen Erwartungen der Nation. Wirklich besaß er auch eine grosse Menge glänzender Eigenschaften; aber zum Unglück für die Nation, deren Wunden einer friedlichen Regierung bedurften, waren alle seine Neigungen auf den Ruhm der Waffen gerichtet. Ludwig XII. sein Vorfahr hatte sich zu einem Zug nach Italien gerüstet, und der neue König drang ohngeachtet des Bündnisses, welches der Kaiser Maximilian I. die Schweitzer und der Pabst wider ihn geschlossen hatten, in das Mayländische ein, von dem ihn das fürchterliche Treffen, welches

ches er 1515 bey Marignon wider die Schweitzer gewann, Meister machte. Die Schweitzer wehrten sich damals wie Löwen, und ersetzten den Mangel des Geschützes durch den höchsten Grad von Erbitterung. Die Franzosen stellten ihnen die ungestümme Hitze ihrer Reuterey, ihr grobes Geschütz und die ausdauernde Tapferkeit von 20000 teutschen Landsknechten entgegen, welche damals in ihrem Sold standen. Am 13. Sept. fieng die Schlacht an, am folgenden Morgen wurde sie fortgesetzt, und erst um 9 Uhr zogen sich die Schweitzer zurück. Ganz Mayland fiel nun in des Siegers Hände, und der Herzog Maximilian Sforza gieng mit einem Gehalt von 36000 Livres nach Frankreich.

Inzwischen war Kaiser Maximilian I. gestorben, und Franz, der sich heftig beleidigt fand, daß die teutschen Fürsten nicht ihn, sondern Karl von Oesterreich erwählt hatten, suchte bald mit diesem Monarchen Händel, an dem er aber einen Gegner fand, der ihm, wo nicht an Tapferkeit, doch an List und Verschlagenheit unendlich überlegen war. Eine Zeitlang ward der Krieg mit abwechselndem Glück geführt, aber das unglückliche Treffen bey Pavia 1525 entschied sich gänzlich für Karl V. Franz wurde gefangen, und 25000 seiner besten Truppen lagen todt auf dem Schlachtfelde. Der gefangene König wurde nach Madrid gebracht, wo er nur unter harten Bedingungen seine Freyheit wieder erhielt. Er mußte allen Ansprüchen auf Italien entsagen, sich anheischig machen, Burgund abzutretten, zwey Millionen Goldgulden als Lösegeld zu bezahlen, und seine Söhne als Geisel auszuliefern. Franz dachte an nichts weniger, als diesen Traktat zu halten, es

erfolgte also ein neuer Friedensbruch — diesem ein neuer Traktat und 1535 waren beyde Fürsten schon wieder gegen einander in den Waffen. Während diesem Krieg ließ sich Franz auf eine damals unerhörte Weise zum erstenmal mit dem türkischen Kaiser Soliman II. in ein Bündniß ein, welches von den nachfolgenden französischen Monarchen immer unterhalten wurde. So schlecht damals Karls Einfall in die Provenze ablief, so war es doch lächerlich, daß Franz von dem schlechten Erfolg seines Gegners benebelt, ihn durch einen Parlamentsschluß als einen Vasallen Frankreichs unter Trommelschlag auf die Gränzen vorladen ließ. Während des zehnjährigen Stillstandes, der diesem Krieg folgte, sah man den Kayser in Frankreich, wo er durchreisete, um die wider ihn empörten Einwohner von Gent in den Niederlanden zum Gehorsam zu bringen. Franz hatte ihm diese Durchreise mit vieler Großmuth — doch mit der Bedingung zugestanden, daß er ihn mit Mayland belehnen sollte, — aber Karl hatte nicht sobald das französische Gebiet im Rücken, als er sein Versprechen geradezu vergaß.

Dieses brachte Franz I. so auf, daß er abermals zu den Waffen griff. In diesem Krieg brachen auch die Türken zu Frankreichs Gunsten los, und verwüsteten Karls italiänische Besitzungen an der Seeküste unerhört. Der Friede zu Capy endigte 1545 ehe man es vermuthete, auch diesen Krieg, den letzten, welchen Franz führte, indem er bald darauf, nachdem er noch vorher durch die grausamsten Hinrichtungen einiger tausend seiner Unterthanen, welche die Lehrsätze der Glaubensreinigung angenommen hatten, einen Beweiß seiner Rechtglaubigkeit

abgelegt

abgelegt hatte, an einer seinen Sitten eben keine Ehre machenden Krankheit 1547.

Heinrich II. sein Prinz folgte ihm in der Regierung nach. Kaum hatte dieser Monarch den Thron bestiegen, als er sich mit den teutschen Protestanten wider Karl V. verband; da ihn aber diese durch Schliessung eines besondern Friedens im Stiche liessen, so hatte er nun alles mögliche zu thun, sich der ganzen Macht des Kaysers zu erwehren. Karl des V. Abdankung änderte zwar das Staatssystem von Europa, aber sein Nachfolger in Spanien, Philipp II. setzte den Krieg mit Eifer und Glück fort, und der grosse Sieg, den er 1557 bey St. Quentin davon trug, verbreitete solches Schrecken, daß, wenn er seinen Sieg verfolgt hätte, alle Städte die Thore vor ihm geöffnet haben würden. Heinrich selbst war zu wenig Monarch und Feldherr, um sich rathen zu können, aber glücklicher Weise nahm der Herzog von Guise den Engländern Calais, deren Königin Maria, als Gemahlin Philipps an dem Kriege Theil genommen hatte Glücklicher Weise starb diese Maria, und da ihre Schwester Elisabeth mit Frankreich Friede schloß, so säumte Philipp nicht, diesem Beyspiel zu folgen. Frankreich konnte nun einiger Ruhe geniessen, als Heinrich, dieser geschworne Feind der Religionsverbesserung — verwundet von dem Splitter einer Lanze, der ihm bey einem Turniere das Auge traf, sein Leben endigte 1559. An diesem König verlohr das deutsche Reich Metz, Toul und Verdün.

Franz II. des vorigen ältester Prinz, bisher wegen seiner Gemahlin Marie, König von Schottland, trat nach seines Vaters Tod die Regierung

an, allein mit wenig Glück. So kurz sie auch war, so erzeugte sie doch jene schreckliche Kriege, welche Frankreich unter den folgenden Königen verwüsteten. Nothwendig mußten unter dem schwachen Franz, der beynahe nichts als die äussere Ehre der königlichen Würde genoß, während daß seine Mutter, Katharina von Medicis, und das Haus der Guisen das Reich despotisirten, Partheyen im Staate entstehen, und die Religion wurde der Deckmantel, worunter die Grossen ihre verschiedenen eigennützigen Absichten verbargen. Eine schreckliche Verschwörung der Protestanten war noch zeitig genug entdeckt, und kehrte, wenn sie auch weiter keine Folgen hatte, den Hof wenigstens mit mehr Nachsicht gegen sie zu verfahren. Indessen glomm das Feuer doch nur unter der Asche, und der Untergang der beyden Beschützer der Protestanten, des Prinzen Conde und des Königs von Navarra, war schon völlig beschlossen, als der König plötzlich, nicht ohne Verdacht, Gift bekommen zu haben, nach einer einjährigen Regierung 1560 sein Leben endigte.

Nun kam Karl IX., des vorigen Bruder auf den Thron. Unter seiner Regierung ereigneten sich die fürchterlichsten Mordscenen. Katholiken und Protestanten warteten nur auf eine schickliche Gelegenheit, ihre wechselseitige Verbitterung ausbrechen zu lassen, und diese Gelegenheit bot sich ihnen nur zu bald dar. Eine zu Poissi zwischen beyden Religionsverwandten zur Herstellung der Einigkeit festgesetzte Unterredung vermehrte den Haß nur noch mehr. Der Herzog von Guise, Montmorenci, und der Marschall von St. Andre, welche das Reich regierten, konnten keine andere als blutige Anschläge fassen, da der grausame Philipp II. von Spanien den

größten Einfluß in ihre Entschlüsse hatte. Die Häupter der Protestanten, Conde und der Admiral Coligni, in ihren eigenen und den Freyheiten ihres Gewissens gekränkt, griffen endlich zu den Waffen, und so kam es zu einem Kriege, der von beyden Seiten mit aller Unmenschlichkeit geführt wurde, die man sich gegen Menschen erlaubt, welche man der ewigen Verdammniß werth hält. Nach vielem vergossenen Blut, nach häufigen, allezeit plötzlich wieder gebrochenen Friedensschlüssen, nachdem Conde in dem Treffen bey Jarnack getödtet worden, und Heinrich von Navarra an der Spitze der Protestanten stand, sann der Hof einen Plan aus, den der Erbfeind des menschlichen Geschlechts selbst nicht besser hätte erfinden können. Karl und seine Mitverschwornen sprachen von nichts, als Friedensversicherungen, der König bot dem Prinzen Heinrich seine Schwester zur Gemahlin an, alles hoffte Ruhe, und die Protestanten eilten haufenweise nach Paris, das Fest der allgemeinen Versöhnung feyern zu helfen. Schon waren vier Tage unter Lustbarkeiten verflossen, während daß sich der Hof zur Ermordung seiner unglücklichen hintergangenen Unterthanen rüstete.

Die Nacht vom 23. bis 24. August 1572, jene schreckliche Bartholomäusnacht, die ein unauslöschlicher Schandflecken in der Geschichte dieses Landes bleiben wird, ward zum Blutbade erkohren. Von Mordlust getrieben eilten die Henker, nachdem das Zeichen mit der Schloßglocke gegeben worden, auf die Erwürgung der wehrlosen Protestanten aus. Coligni ward in seinem Bette ermordet, sein Leichnam zum Fenster hinausgeworfen, der Kopf abgehauen und balsamirt nach Rom geschickt. Mord

und Greuel wüteten unter einem waffenlosen Volk. Weder Greise noch Kinder noch Weiber fanden Verschonung. Der abscheuliche Monarch sah mit seinem Bruder dem Herzog von Anjou der Niedermetzlung mit Lust zu, und schoß mit hoher Hand auf die Unglücklichen, welche mit gerungenen Händen und thränenden Augen unter den Thoren des Pallastes eine Freystätte suchten. Alle Straffen lagen voll mit Todten angefüllt, und das Louvre war dick mit Blut bespritzt. Conde und Heinrich wurden als Prinzen vom Geblüt von dem Blutbad ausgenommen. Ueberall waren in den Provinzen geheime Befehle zu ähnlichen Grausamkeiten gegeben worden, und mehr als 100000 Menschen wurden gewiß dem Götzen des Aberglaubens aufgeopfert. Doch gab es noch menschenfreundliche Männer, welche lieber ungehorsam scheinen, als solchen Befehlen gehorchen wollten. Ich habe, schrieb der Vicomte von Orthe, Gouverneur von Bayonne an den König von Frankreich, nichts als tapfere Soldaten und gute Bürger, aber keinen einzigen Henker unter meinen Untergebenen gefunden. — Nun feyerte man Freudenfeste, aber die Verzweiflung der Protestanten gab bald zu erkennen, daß Religionsverfolgung den Verfolgten fast übermenschliche Kräfte ertheilt. Karl sah sein Reich aufs neue von den Schrecknissen des bürgerlichen Krieges zerrüttet, Martern des Gewissens folterten ihn, und er starb bald nach dieser schändlichen That eines schmählichen Todes, im 24. Jahre seines Alters — an einer gänzlichen Auflösung des Blutes, das ihm durch alle Schweißlöcher drang, 1574.

Die Fortsetzung folgt.

Das

Das Gewitter.

Ein Gewitter entsteht, wenn eine Wolke durch die innere Bewegung ihrer Theile, die ausser den wässerigen, auch aus salzigen und schwefelichten Dünsten bestehen, oder durch die Winde so aneinander getrieben werden, daß die Wolke elektrisch wird, und alsdenn einer unelektrischen Wolke, oder einem andern unelektrisirten Körper nahe kömmt, wodurch ein grosser Funken oder Blitz erzeugt wird, welcher durch seine schnelle Bewegung die Lufttheile erschüttert, und dadurch einen starken Schall oder ein Getöse verursacht, welches man den Donner zu nennen pflegt. Wird dieser Schall von dichten Wolken, von Bergen, oder von andern erhabenen Körpern zurückgeworfen, so wird derselbe dadurch nicht nur verstärkt, sondern auch verlängert; daher in gebirgichten Gegenden ein Gewitter allemal viel fürchterlicher klingt, als auf dem ebenen Lande, oder mitten auf der See. Das Einschlagen eines Gewitters geschiehet, wenn der Blitz, durch welchen zugleich die schwefelichten Dünste in der Luft entzündet werden, bis auf Körper in der Oberfläche der Erde fortgehet. Der Schaden, den ein Gewitter anrichten kann, geschiehet blos durch den Blitz; daher man sich, so bald dieser vorbey ist, vor dem Donner nicht mehr zu fürchten hat. Die Entfernung eines Gewitters kann aus der Zeit beurtheilt werden, welche zwischen dem Blitz und dem darauf folgenden Donner verfliesset. Denn wenn man von dem Augenblicke an, da der Blitz geschiehet, 18 Secunden oder Pulsschläge zählen kann, ehe der Donner gehöret wird, so muß das Gewitter auf eine deutsche Meile entfernet seyn; daher die Gewitter nur als-

alsdann gefährlich sind, wenn Blitz und Knall sogleich auf einander folgen.

Daß bey harten Donnerschlägen gewisse, in den Wolken erzeugten Steine herabfielen, wurde ehedem selbst von einigen Philosophen behauptet. Heut zu Tage aber sind die Naturforscher von der Unrichtigkeit dieser Meynung, die nur bey den Unwissenden noch Beyfall findet, völlig überzeugt. Es läßt sich auch leicht durch starke elektrische Funken zeigen, daß eine kleine Flamme, ohne Beyhülfe eines Steins, blos durch die Geschwindigkeit, womit sie sich bewegt, die festesten Körper zerschmettern kann. Die sogenannten **Donnerkeile** oder **Donnersteine**, welche man hin und wieder in den Naturalienfammlungen antrifft, werden zwar in der Erde gefunden, sind aber keine natürlichen, sondern durch die Kunst gemachten Steine, welche nach dem Urtheile der Kenner in den ältern Zeiten als Werkzeuge oder Kriegsgewehr sollen gebraucht worden seyn. Der Aberglauben behauptet, daß wer einen Donnerkeil im Hause habe oder bey sich trage, solle dadurch für dem Donner gesichert seyn. Und wenn man den Kühen die Eiter damit bestreiche, oder sie durch das Loch der Donnerkeile melke, sollen sie die durch Zauberey verlorne Milch wieder bekommen.

Was man Wetterleuchten nennt, ist gemeiniglich nichts anders, als der Blitz eines entfernten Gewitters, von welchem der Donner nicht gehört wird. Denn da der Schall durch keinen so weiten Raum, als das Licht fortgepflanzt wird, so läßt sich von einem sehr entfernten Gewitter, von welchem man den Donner nicht mehr hören kann, doch der Blitz, oder der Widerschein davon, sonderlich bey

Nacht,

Nacht, noch sehr deutlich bemerken. Denn einen Blitz, welcher eine viertel Meile hoch ist, kann man 22 ½ Meilen weit sehen, und den Widerschein desselben noch weiter, den Donner aber kann man kaum 2 oder 3 Meilen weit hören. Es entstehen aber auch bisweilen leichte Entzündungen, die mit keiner heftigen Erschütterung der Luft begleitet sind, und daher auch in der Nähe keinen merklichen Schall verursachen können.

Edelmuth und Dankbarkeit eines Juden.

Ob wohl ein Christ den Juden in der Dankbarkeit übertreffen sollte, mag folgende Geschichte entscheiden:

„Eine polnischfürstl. Familie war, durch verschiedene Zufälle, im Anfang dieses Jahrhunderts so zurückgekommen, daß der letzte Prinz aus derselben sich entschloß, seinen Stand zu verläugnen, und bey einem Edelmann, der sich von den Vorfahren des Prinzen bereichert hatte, in Dienste zu treten. Einst hielt er mit den Pferden seines Herrn vor einer jüdischen Schenke. Der Wirth, ein edler Israelit, erkannte ihn und behandelte ihn als einen Prinzen mit äusserster Höflichkeit, und so sehr ihn auch der Prinz versicherte, daß er keinen Titel annehmen würde, dessen Würde er nicht behaupten könnte; so blieb der Wirth doch gebückt vor ihm stehen, und bat ihn dringend, mit ihm in die Stube zu gehen."

„Gnädiger Herr! fieng er hier an: ihr Vater und Großvater haben mich mit Wohlthaten überhäuft.

häuft. Es ist billig, daß ich mich gegen ihren letzten Abkömmling dankbar beweise. Gott hat mich gesegnet, und ich freue mich, Gelegenheit gefunden zu haben, diesen Segen mit andern theilen zu können. Ich kann denn nur ruhig sterben, wenn ich mit dem Bewußtseyn hinscheiden kann, etwas zur Wiederherstellung ihres alten Glanzes beygetragen zu haben."

„Hierauf drang er so lange in den Prinzen, bis er sich entschloß, seine Dienste zu verlassen. Als das geschehen, und der Prinz wieder zurückgekehrt war, ließ er ihn auf eine anständigere Art kleiden. Dies aber, sagte er, ist noch nicht genug. Ihre Pferde sind in meinem Stalle. Vor meiner Thür steht ihre Kutsche, und dies sind ihre Domestiken. Es waren vier schön gekleidete Jünglinge. In meiner Nachbarschaft ist ein reicher deutscher Partikulier, der eine schöne tugendhafte Tochter hat, aber die Schwachheit besitzt, daß er sie nur an einen Manne mit einem Ordensbande verheirathen will. Sie sind Prinz. Hier sind tausend Dukaten. Gehen Sie zum König und bitten sie ihn um einen Orden. Kommen Sie aber bald zurück. Denn ich bin alt und werde bald zu meinen Vätern gehen."

„Der Jude suchte indessen die Heirath einzulenken, und kaum erschien der junge Prinz, der in einem Alter von zwanzig Jahren war, so erhielt er das Mädchen und mit ihr 100 00 Gulden Morgengabe, nebst dem Versprechen, noch so viel zu bekommen, sobald ihm das erste Kind gebohren würde. Er zeugte zween Prinzen, von denen der eine in der Jugendblüthe starb, der andere aber eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ, die gleich edel-

müthig den Abkömmlingen des braven Juden wohl that, der ihrer Familie den vorigen Glanz wieder verschafte."

Und dieser Prinz war der Fürst Woroniezki.

Die Enthauptung der Schnecken.

Das Problem, einem Thiere den Kopf mit so kaltem Blute abzuschlagen, als das geköpfte Thier dabey gleichgiltig bleibt, und sich einen neuen Kopf mit Hörnern, Augen und Gehirn, zur Schadloshaltung wieder aufsetzt, wie man etwa eine Perücke, mit der andern verwechselt; das scheint in der That in der Pysik, Magie oder Blendwerk zu seyn. Und doch ist die Sache richtig. Man schneide einer Schnecke, in dem Augenblicke den Kopf mit der Scheere ab, wenn sie Kopf und Hörner am meisten ausstreckt, wenn man nur nicht den dünnen Absatz berührt. Sogleich zieht sich die Enthauptete in ihr Gehäuse zurücke, erscheint nach einigen Minuten wieder, giebt den Auswurf von sich, verschließt die Mindung der Schale mit der Schleimhaut, und wartet in Finstern die animalische Vegetation geruhig ab. Endlich erscheint sie mit den neuergänzten Theilen wieder, welche weiß, und durchsichtig sind, nachdem sie seit der Zeit als man ihr den Kopf, einen Theil des Halses, die zwey grosse Hörner, den Sehnerven, nebst dem Auge und die Oberlippe abschlug, ein ganzes Jahr lang ohne Nahrung geblieben. Nach der gewaltsamen Verstümmelung verwahrt man sie in der Stube, und in einem Glase mit feuchter Erde, worinnen sie ohne alle Nahrung in dem Glase auf und ab kricht, indem man blos an dem Orte des Schnittes einen gelben, gallerartigen Wulst bemerkt.

Wenn

Wenn man sie, nach einer Ruhe von neun Monaten, dem Regen aussetzt, so erblickt man den Anfang zu den Hörnern, und Spuren von den schwarzen Augenflecken. Dieses läßt sich erst nach einem vollen Jahre wahrnehmen, und wenn der Prozeß der Kriminalhandlung im Julius vorgenommen worden, so sind die Hörner erst im Junius des folgenden Jahrs zum Ausstrecken, Einziehen und Verwenden vollkommen ausgebildet. Man hat alles gethan, wenn man sie vor der Sonne schützt, und ihr einen beständigen Schatten giebt. Das Phänomen ist einerley, wenn man den Schnitt im September vornimmt. Man wähle nur zu dem Versuche junge Schnecken mit einer gelben Schale von fünf Windungen, oder Streifen, und von braunem Saume. Eben so kann man auch die Regenwürmer, wie die Bäume, durch den Schnitt vermehren.

Gedicht nach Saadi

einem alten Persischen Dichter aus dem 12ten Jahrhundert.

Der König und der Knabe.

Ein König siecht; und seiner Aerzte Kunst
Räth ihm die Leber eines Knaben, der
Erst vierzehn Jahr und frisch erwürget sey,
Noch wenn sie zuckt, zu essen. Rasch ergeht
Ein Ausruf durch sein Land. Und sieh, es bringt
Ein Vater selbst den Sohn; empfängt das Gold
Und flieht; ein Tieger menschlicher Gestalt!

Beym

Beym Lager des Monarchen steht, indem
Man ihm das Opfer bringt, ein Kasi, *) den
Der König fragt: „Ob es auch Rechtens sey
Hier zu verströmen Menschenblut?“ Und der
Ihn schnell belehrt: „Die Pflicht des Unterthans
„Für seinen Fürsten sey zu dulden Tod.“

„So sey dann Tod dein Loos, o Knabe!“ spricht
Der Fürst und winkt. In eines Henkers Hand
Blitzt schon das Schwerdt. Der Jüngling kniet, und blickt
Des Streiches harrend auf zum Himmel, und
Ein freundlich Lächeln glänzt in seinem Blick.
Kein Wort, das Gnade fleht! — Befremdet ruft,
Als er dies sieht, der Fürst dem Henker zu:
„Halt ein! — Und du des Todes naher Raub,
„Sprich: wie du lächeln kannst, ein Haar breit nur
„Vom ewgen Schlaf entfernt!“ — Voll höhern Muths
Antwortet dieser ihm: „Der Aeltern Schoos
„Ist sonst der Kinder Schutz; zum Priester flieht
„Der, den die Welt verstößt; und Recht und Macht
„Ward Königen zu Theil, damit ihr Thron
„Bedrückter Unschuld Rettung sey. Doch mich
„Verkauft ein Vater; mich zu tödten nennt
„Ein Kasi wohlgethan; und ein Monarch,
„Den nie mein kleinstes Wort beleidigt, nie
„Mein Auge sah, befiehlt dem Henkerschwerdt
„Mich zu ermorden. Ach kein Freund, der mir
„Noch übrig bleibt, als Gott — als Gott allein!
„Ihn bald zu sehn, zu klagen ihm, wie hier
„Mich jeglicher verlies, dess' freut' ich mich.“

Des

*) Ein geistlicher Richter.

Des Mitleids Schauer bebt durchs Fürsten Herz.
Vom Auge rollt ihm eine Zähre, die
Sein köstlichster Juweel, sein ganzer Schatz,
Verdoppelt zehn- und zwölfmal, nicht erreicht.
„Nein, ruft er aus, und rauschte schon um mich
„Asrahels *) Fittig; säh ich aufgehn schon
„Die Sonne, die für mich nicht untergeht;
„Viel lieber stürb ich, eh ein schuldlos Blut
„Mein Leben fristen, ewge Reu dafür
„Mein Herz beschweren soll!" — Sprichts und umarmt
Den Jüngling, den er reich begabt entläßt.

Und schaut, — und schaut! der Ewige, — er winkt
Asraheln nicht; er winkt, Gesundheit, dir!
Dein Balsam-Odem haucht ins Fürsten Herz
Verjüngte Kraft, weil er nicht ganz vergas,
Daß er ein Mensch und Lehnmann Gottes war.

Die Gesichter einer Gesellschaft scheuslich vorzustellen.

Man lasse Kochsalz und Safran in Brandwein zergehen. In diese Flüssigkeit taucht man Werg oder einen Klumpen groben Flachs ein, und zünde das Werg am Licht an, welches man sodann ausbläst. So lange das Werg brennt, verwandeln sich die weisse Gesichtsfarben in eine grüne Maske, und aus der Röthe der Lippen und Wangen entsteht ein dunkles Olivengrün, als ein magisches Signal zum Anbruche der Geisterstunde.

*) Der Todesengel bey den Mohomedanern.

Augsburg im Brinhauserischen Bücher- und Kalenderverlag.

Mannichfaltigkeiten.

Geschichte von Frankreich.

Heinrich III. des vorigen Königs Bruder regierte von 1574 — 1589.

Heinrich war vier Monate König in Pohlen, als er auf die Nachricht von dem Tod seines Bruders, dieses Reich heimlich verließ, um die Krone Frankreichs in Besitz zu nehmen. Die Nation hatte grosse Hoffnungen auf diesen Prinzen gesetzt, aber sie verschwanden nur zu bald. Da man sahe, wie er ganze Tage nur damit verschwendete, seine Zimmer aufzuputzen, Kupferstiche darinnen aufzukleben, und über den Schnitt eines Kleides, oder die Falten einer Halskrause zu berathschlagen. So weichlich er indessen war, so getreu blieb er dem Plan seiner Vorfahren, die Protestanten zu unterdrücken, die aber so mächtig geworden waren, daß man ihnen 1576 alle ihre Forderungen auf einmal zugestehen mußte. Unwillig über diesen Traktat suchten ihnen die Guisen (Herzoge von Lothringen) die sogenannte heilige Ligue oder Bündniß entgegen zu setzen, eine schändliche, die Rechte der Krone untergrabende Verbindung, die aber ein so feines Gewebe der Politik war, daß das verblendete Volk eine völlige Wiederherstellung des goldenen Weltalters darinn zu erblicken glaubte. Bald aber zwang die Ligue den König, wider die Protestanten die Waffen zu ergreifen, und den König von Navarra, den Pabst Sixt V. in Bann gethan hatte, der Thronfolge unfähig zu erklären. Müde endlich, der Sclav der stolzen Herzoge von Guise zu seyn, und durchaus von ihren Befehlen abzuhangen,

ließ der König den Herzog und den Kardinal von Lothringen durch Meuchelmörder umbringen, zum Beweise, wie schwach die Macht war, die er in seinen Händen hatte. Der Herzog von Mayenne war entwischt, und der König hatte nicht Muth genug, auf Paris loszugehen. Der Mord der Herzoge von Lothringen hatte inzwischen das ganze katholische Frankreich wider den König aufgebracht. Es zerbrach dessen Bildnisse, schalt ihn einen Tyrannen, und die Doctoren der Sorbonne, *) erklärten den Krieg gegen den König für rechtmässig, weil er Treue und Glauben gebrochen habe. Das Volk stellte in Paris Prozessionen an, bey welchen die Fackeln ausgelöscht, und dazu ausgerufen wurde: „Also verlösche das Leben des Tyrannen Heinrichs von Valois!" Man machte sogar ein besonderes Reichssiegel, auf dessen einer Seite das französische Wappen, auf der andern aber ein lediger Thron mit der Aufschrift stand: „Siegel des Königreichs Frankreich." Der entwischte Herzog von Mayenne führte nun die Aufrührer selbst an, und nannte sich Generallieutenant des königlichen Hauses und der Krone Frankreichs. In diesem Gedränge ergriff endlich Heinrich eine Parthey, welche er früher hätte ergreifen sollen; er vereinigte sich nemlich mit dem Könige von Navarra, und durch 10000 Schweizer verstärkt, welche ein gewisser Herr von Sanci auf eigene Kosten angeworben hatte, belagerten beide mit einem Heere von 30000 Mann die Stadt Paris. Aber hier fand Heinrich III. seinen Tod. Ein Dominikanermönch Jakob Clement von Schwärmerey erhitzt, begab sich aus der Stadt in das Lager zu St. Cloud, unter

*) Die Pflanzschule der französischen Theologen, welche mit zu der theologischen Facultät der Universität gehört, gestiftet 1252.

unter dem Vorwand, dem Könige wichtige Geheimnisse zu entdecken. Er erhielt Gehör in Gegenwart des Generalprocurators la Guesle, und des Kammerjunkers Bellegarde. Der König saß gerade unangekleidet in dem geheimen Gemach. Klement näherte sich, dem König etwas ins Ohr zu sagen, die beyden Herrn kehrten sich um, und sogleich stieß ihm Clement ein Messer in den Unterleib. Auf das Geschrey stürzte die Wache in das Vorzimmer herein, und hieben den Mörder nieder. Der König starb am folgenden Tage den 2. Aug. 1589., und erklärte noch kurz vor seinem Ende durch eine Akte, Heinrich IV. bisherigen König von Navarra für den rechtmässigen Erben der französischen Krone.

Heinrich IV. regierte von 1589 bis 1610.

Mit Heinrich III. war nun das Haus Valois ausgestorben, und die französische Krone gebührte nach dem Erbrecht dem Hause Bourbon. — Dieses stammte von Robert von Frankreich, Grafen von Clermont, Herrn von Bourbon, dem fünften und jüngsten Sohn des Königs Ludwigs des Neunten her. Das Haupt der ältern Linie des Hauses von Bourbon Vendome war Heinrich, König von Navarra. Ein Fürst, dessen Andenken dem ärmern Theil der Nation allezeit theuer und werth war; dem bey allen seinen Ausschweifungen in der Liebe, bey seinem Hange zum Spiel, und seiner mehrentheils durch die Noth erzwungenen Undankbarkeit gegen seinem alten Freunde, die Nachwelt den Beynamen des Grossen nie wird verweigern können. Er trat endlich nach einem sechsjährigen Kampf die Furie des Bürgerkrieges und des Fanatismus zu Boden, rettete Frankreich von einer gänzlichen Zerstückelung,

und von den Kabalen der spanischen Ländersucht, und zeigte seinen Nachfolgern den Weg, Frankreichs Macht zu erheben. Heinrich befand sich allerdings in einer sehr schlimmen Lage; aber so ganz hofnungslos war sie doch nicht. Der sogenannte heilge Bund, den Spanien mit Geld und Truppen unterstützte, hatte Paris in Händen; ein grosser Theil des gemeinen Mannes war durch falschen Religionseifer verblendet, und gegen den König, der noch der reformirten Religion zugethan war, ganz eingenommen; verschiedene Grossen verliessen das königliche Heer, und giengen entweder zur Ligue über, oder auf ihre Güter, um da an ihrer Unabhängigkeit zu arbeiten. Heinrich hatte zwar mit offenbarer Gewalt, und heimlicher Verrätherey zu streiten, und dabey gebrach es ihm immer an Geld; aber auf der andern Seite konnte Heinrich auf die kräftigste Unterstützung der Reformirten im Reich, und der Königin Elisabeth von England rechnen. Auch selbst viele eifrige Katholiken ehrten das Erbrecht des Hauses Bourbon; denn sie waren nicht gesonnen, die Absichten Spaniens, welches Frankreich gerne an sich gerissen hätte, zu begünstigen. Es erklärten sich auch sogleich für Heinrich IV. ausser den Reformirten und den Schweizern bey der Armee, die Marschälle Armand von Biron, und Johann von Aumont, die Herzoge von Montpensier, von Longueville und von Piney. Diesen Häuptern der katholischen Royalisten versprach Heinrich, sich, sobald als möglich, in der römischkatholischen Religion unterrichten zu lassen. An der Spitze der Ligue stand der Herzog von Mayenne, aus dem Hause Guise, welcher dem spanischen Hofe, dessen Hülfe er brauchte, mit dem Ruhm eines Beschützers der reinen Lehre schmeichelte, zugleich

gleich aber aus allen Kräften dagegen arbeitete, daß das Reich nicht an eine spanische Prinzessin fallen möchte. Das Volk in Paris war immer noch wie wüthend, mordete und betete, fluchte auf den vorigen und jetzigen König; verehrte den Königsmörder Clement als einen Heiligen, und stillte seinen Hunger bey dem oftmaligen äussersten Mangel, mit Prozessionen. Inzwischen unterhandelte Heinrich in Rom und im Reich, und schlug die ganze Macht des Herzogs von Mayenne den 14. Merz 590, in der glorreichen Schlacht bey Ivri. Der König hatte dazu den Plan entworfen, und führte ihn selbst, nebst dem Herzog von Montpensier, und den Marschällen von Biron und Aumont aus. Heinrich war überall gegenwärtig; er wollte an diesem Tage die französische Krone erfechten, oder auf immer verlieren. Vor dem Angriff sprengte er durch sein Heer, zeigte auf den weissen Federbusch seines Helms und sagte: „seht nach diesem Federbusch, wenn ihr eure Fahnen verlieren solltet! ihr werdet ihn auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.“ Die Schlacht bey Ivri in der Normandie setzte den heiligen Bund in solche Verlegenheit, daß der König von Spanien sich genöthiget sah, seinen größten Feldherrn, den Herzog von Parma Alexander Farnese aus den Niederlanden kommen zu lassen, um Paris zu retten. Diese Hauptstadt, an deren Schicksal die Fortdauer oder das Ende des bürgerlichen Krieges hieng, litt die entsetzlichste Hungersnoth. Man as schon, wie einige erzählen, das Fleisch der Leichname. Heinrich, dessen Herz voll Güte und Mitleiden war, soll durch anfängliches Zögern, und dadurch, daß er eine grosse Menge ausgehungerter Einwohner durch sein Lager ziehen ließ, den glücklichen Erfolg der Belagerung vereitelt haben. Der Herzog von Parma rette-

te nun Paris, indem er den König durch einen verſteckten Marſch betrog, und die Zufuhr nach der Stadt öfnete. Nun erholte ſich die Ligue und der ſogenannte Bund der Sechszehner, *) obgleich der Herzog nach den Niederlanden zurückgieng; und der Krieg dauerte fort, ohne daß es zu einem entſcheidenden Treffen kam. Der Bund veranlaßte endlich im Jenner 1593 eine Verſammlung der Reichsſtände zu Paris. Der König ließ unterhandeln, verſprach den ſchleunigſten Uebergang zur katholiſchen Kirche, und ſchwor am 25. Julius 1593 würklich den Glauben der Reformirten ab. Man ſchloß einen Waffenſtillſtand, das Volk hörte auf, den König als einen Ketzer zu haſſen, die Abſichten des ſpaniſchen Hofes auf die franzöſiſche Krone, lagen unverkennbar am Tag, und wurden verabſcheut. — Die Ligue konnte von dieſer Seite wenig mehr hofſen, einzelne Herren unterwarfen ſich unter der Hand dem König, und der Graf von Brißac, für ſeinen Vortheil beſorgt, übergab in Abweſenheit des Herzogs von Mayenne, am 22. März 1594, für die Marſchallswürde und hunderttauſend Thaler, die Stadt Paris. Der Uebergang von der reformirten zur katholiſchen Kirche würkte unſtreitig auf eine entſcheidende Art auf das Ende der Unruhen. Er ließ ſich nun in Chartres krönen, und hielt ſeinen feyerlichen Einzug in Paris. Die Reformirten murrten indeſſen laut über ſeine Religionsveränderung Wenn man aber bedenkt, daß dadurch das Leben von viel tauſend Menſchen gerettet wurde, welche bey der Fortdauer des Krieges würden umgekommen ſeyn; ſo verdient dieſer Schritt mehr Entſchuldigung als Tadel. Pabſt Clemens VIII. machte ihm aber immer noch Schwü-

*) Meiſtens ein Complot von den eifrigſten und vornehmſten Pariſerbürgern.

Schwürigkeit wegen der Entbindung aus seinem Bann, in welchem er als ein sogenannter rückfälliger Ketzer *) lebte; doch durch die Vorstellungen seines Ministers in Rom gewonnen, gab endlich der Pabst hierinn nach, und sprach ihn vom Bann frey. Von dem Bündniß der Sechszehner blieb indessen immer ein Rest übrig, welcher seinen König zuletzt doch noch dem Fanatismus opferte. Schon 1594 den 27. Dec. versuchte Johann Chatel, den König zu ermorden. Dieser war so eben von seiner Reise in sein Zimmer getretten. Der Bösewicht schlich mit den Hofleuten hinein, stach den König nach der Kehle, traf aber, weil sich dieser in dem Augenblick bückte, einige ihm vorgestellte Herren zu umarmen, einen Zahn. Der Thäter wurde ergriffen, und erhielt nebst seinen Anstiftern den verdienten Lohn seines abscheulich attentirten Mordes. So hatte Heinrich immer noch mit geheimen und öffentlichen Feinden zu kämpfen. Durch den mit Spanien zu Vervins 1598 geschlossenen Frieden wurde die Ruhe des Reichs hergestellt, und durch das von ihm im nemlichen Jahr zu Gunsten seiner protestantischen Unterthanen gegebene Edict von Nantes **) noch besser gegründet. Den Rest seiner Regierung wendete nun Heinrich auf die Verbesserung der Finanzen, (doch ohne das Volk zu drücken,) der Landesprodukte, Seiden- und anderer Manufakturen, der Schiffahrt, Kriegsmacht, und übrigen Polizey, worinn

*) Heinrich hatte nemlich schon bey der Pariser Bluthochzeit die reformirte Religion abschwören müssen. Hat sich aber nach verschwundener Gefahr sogleich wieder zu derselben bekannt.

**) Dadurch erhielten sie Religionsfreyheit im ganzen Reiche, ausgenommen in Paris und in einigen andern Städten auch Antheil an allen hohen und niedern Aemtern des Staates.

worinn ihn sein grosser Minister, Herzog von Sülli, getreu unterstützte. Diese Zeit des Friedens benützte er auch, den Nachrichten Sülli zu Folge, nicht nur zu den so eben angeführten Staatsverbesserungen, sondern auch zu einer furchtbaren Rüstung gegen die Macht des Hauses Oesterreich. Bey dieser Rüstung soll Heinrich einen eben so sonderbaren, als unerreichbaren Zweck vor Augen gehabt haben, nemlich die Verbannung aller Kriege aus Europa, und die Stiftung eines ewigen Friedens. Er wollte zu dieser Absicht Europa in 15 an Grösse und Macht einander gleiche Staaten eingetheilt wissen. Frankreich, Spanien, England, Dännemark, Schweden und Savoyen sollten sechs erbliche Königreiche und der Kirchenstaat das deutsche Reich, Hungarn, Böhmen und Polen fünf Wahlreiche, einige italienische Staaten aber, die Schweizer, Niederländer und Venetianer vier Freystaaten ausmachen. Von diesen 15 Staaten sollte ein Generalsenat und 6 Untersenate eingesetzt werden, zur friedlichen Entscheidung aller Streitigkeiten. Welcher Staat sich dem Urtheilsspruch nicht unterwerfen würde, den sollten die übrigen mit Gewalt zum Gehorsam zwingen. Wenn nun auf diese Weise ein allgemeiner Frieden zu Stande gebracht worden wäre, dann sollten mit einem Heer von 220,000 Mann zu Fuß, und 54000 zu Pferd und mit einer Flotte von 117 Schiffen die Türken aus Europa gejagt werden. Die Unmöglichkeit, einen solchen Entwurf auszuführen, fällt von selbst in die Augen. Er gründete sich zunächst anf eine durchgängige Gleichheit der Macht aller europäischen Staaten gegen einander, und diese auf eine gleiche Grösse des Landes. Die nächste Absicht bey diesem Plan und bey den französischen Rüstungen gieng

ganz

ganz unbezweifelt. Die Gelegenheit zum Krieg konnte ein sehr wichtiger Erbfolgestreit geben in den teutschen Herzogthümern Jülich, Kleve und Berg, und in den Grafschaften Mark und Ravensberg, deren Besitzer, Herzog Johann Wilhelm im Jahr 1609 gestorben war. Brandenburg und Pfalzneuburg machten darauf die vorzüglichsten Ansprüche und setzten sich mit gewaffneter Hand in den Besitz. Der Kayser Rudolph II. drang hingegen darauf, daß diese Länder, bis zur rechtlichen Entscheidung, in seine Verwahrung sollten gegeben werden, und ließ die Stadt Jülich besetzen. Heinrich verband sich nun mit Brandenburg und Pfalzneuburg, und stand bereit, an der Spitze von 40000 Mann Franzosen, 6000 Schweizern und 4000 vom Adel, mit einem, für die damaligen Zeiten ausserordentlich starken Zug von schwerem Geschütz, und einer Kasse von 40 Millionen Livres aufzubrechen. Zur Regentin des Reichs ernannte er vorher seine Gemahlin. Diese drang vor seiner Abreise auf eine öffentliche Krönung. Heinrich gab wider Willen nach. Die Krönung geschah am 13. May 1610 zu St. Dennis. Drey Tage darauf sollte die Königin ihren feyerlichen Einzug in Paris halten. Zwey Tage vorher setzte sich der König in seinen Wagen, der mit den teutschen Landkutschen viele Aehnlichkeit hatte, wo die Leder auf beyden Seiten aufgezogen werden konnten. Zu des Königs Rechten saß der Herzog von Epernon; im Schlag auf eben derselben Seite sassen die Herren von Lavardin und von Roquelaure; in dem zur Linken der Herzog von Montbazon und der Marquis de la Force; und vorn in der Kutsche der Oberstallmeister von Liancourt und der Marquis von Mirabeau. Inzwischen kam die Kutsche in eine enge

Gasse, wo sie wegen vieler Karren und Wagen still halten mußte; die Lakayen giengen über einen nahe dabey liegenden Kirchhof; nur zwey blieben zurück, von welchen der eine vorausgieng, um Platz zu machen, und der andere sich bückte, sein Knieband zu befestigen. Der König sagte dem Herzog von Epernon etwas ins Ohr; die Herren im Schlage kehrten ihr Gesicht nach den Pferden. In diesem Augenblick stieg Franz Ravaillac auf das Hinterrad, gab dem König zwey Stiche, und traf die Hohlader unter dem Herzen. Der König starb auf der Stelle, mit den Worten: mein Gott! ich bin verwundet! Diese abscheuliche That geschah 1610 den 14. May. Einige meynen, Ravaillac sey ein wahnsinniger Schwärmer gewesen, welcher geglaubt habe, der König hänge noch an der Lehre der Hugenotten, und wolle diesen die Katholische gelegentlich aufopfern. Andere haben Heinrichs Gemahlin, eine Italienerin, welche von ihrer, an Spanien verkauften Favoritin, der Concini regiert wurde, und über die Ausschweifungen ihres Gemahls in der Liebe eifersüchtig war, nebst dem Herzog von Epernon und dem König von Spanien im Verdacht. Befremdend ist es allerdings, daß die Prozeßacten des Mörders nie bekannt, und aus dem Archiv des Parlaments entwendet worden. Daß der Herzog von Sülli es anfangs nicht wagen wollte, in den königlichen Pallast zu kommen, daß man in Spanien von dem Tod des Königs sprach, ehe er erfolgte, und nicht die geringste Gegenanstalt wider desselben Rüstung machte. So war nun auch mit Heinrichs Ermordung sein grosser Plan gegen das Haus Oesterreich bey Seite gelegt, und viele seiner vortreflichen Anstalten giengen schlafen; denn die nachfolgende Regierung war äusserst unruhig, und fast ohne alles Ansehen.

Die Fortsetzung folgt.

Das

Das chemische Wetterglas.

Man bediene sich dazu der gewöhnlichen, langen cylindrischen Gläser, so man zum Lavendelwasser gebraucht, und nachher mit Siegelwachs wohl verwahrt, nachdem man die klare Auflösung bis an den Hals eingegossen, die einen fingerhohen Bodensatz fallen läßt. Man setzt sie an die freye Luft, da sich bald alles trübe oder klar macht, und die Krystallisirungen bilden bey schlechtem Wetter allerley Figuren; in schönem, trocknen, beständigen Wetter fällt alles zu Boden, und das Glas wird wie der Tag heiter. Die Windstürme haben den meisten Einfluß darauf.

Die meterologische Auflösung besteht aus gemeinem reinen Kornbrandtwein, worinn drey Theile Kampfer, ein halber Theil gereinigter Salpeter, und ein halber Theil Salmiak aufgelöst sind.

Es wäre leicht, daß viele Beobachter, an vielen Orten die Krystallisirungen, nebst dem Steigen und Fallen der Masse, und den Einfluß jedes Windes, der Elektricität, des Frostes und der Wärme auf dieses Wetterinstrument zu einerley Zeit bemerkten.

Die Schnelligkeit der Pferde.

Man ist heutiges Tages zu Rom gewohnt, dem Volke ein Schauspiel zu geben, wozu einige römische Prinzen und Herren ihre Pferde in der Absicht hergeben, sie vor dem Volke eine gewisse Rennbahne durchlaufen zu lassen, ohne, wie in England, dieses durch Reiter zu verrichten; und es ist dem Volke

genug, die lebhafte Anstrengung und die stolze Nacheiferung dieser Läufer gegeneinander zu bewundern, welche zugleich nebeneinander die Bahn durchfliegen.

Acht oder zehn barbarische Pferde, welche gemeiniglich klein und unansehnlich sind, stehen in einer geraden Linie, und fangen den Galopp in dem Augenblicke an, wenn das vor ihre Brust ausgespannte Seil niederfällt. Die Länge der Laufbahn, wozu man gewöhnlich die Gasse del Corso bestimmt, welche mit Sand bestreut wird, beträgt achthundert fünf und sechzig französische Toisen oder Klaftern. Diese Länge wird, nach dem Versuche mit einer Sekundentaschenuhr und dem Zeichen, in hundert ein und vierzig Sekunden von den Barbarn durchstrichen, und dieses beträgt über 36 und $\frac{3}{4}$ Fuß, oder mehr als sechs Pferdelängen auf Eine Secunde. Die englischen Reiter sollen in ihrem Pferderennen noch geschwinder seyn.

Zu Newmarket laufen die englischen Pferde vier englische Meilen in acht Minuten, weniger vier bis fünf Sekunden, die Meilen zu achthundert, sechs und zwanzig Toisen, und dieses macht über ein und vierzig Fuß auf die Sekunde, folglich vier Fuß mehr, als bey den Barbaren zu Rom. Und doch hat man dieses englische Wettrennen bisweilen in sechs Minuten sechs Sekunden geendigt gesehen. Dieses macht vier und funfzig auf die Sekunde. Ausserdem machen die englischen Pferde vier Meilen hinter einander mit dem Reiter, und die Barbaren nur Eine und ohne Reiter; und es ist offenbar, daß sie die erste Meile schneller durchfliegen, als die letzte. Ein berühmtes englisches Pferd, mit Namen Sterling, hat einigemale die Meile in Einer Minute,

d. i.

d. i. zwey und achtzig und einen halben Fuß jede Sekunde zurückgelegt. Es flog also in der That schneller, als der heftigste Wind. Ein Wind, dessen Geschwindigkeit in Einer Sekunde 85 Fuß betrüge, würde in Einer Stunde sechs Seemeilen forttreiben, und dieses ist doch die größte Geschwindigkeit, welche auf dem Meere bekannt ist. Da aber ein Schiff nur etwa den dritten Theil von der Windschnelligkeit annimmt, so überfliegen die Sterlinge selbst die besten Schiffe.

Die Selbstentzündung feuchter Pflanzen.

Die Landwirthe erfahren es zu ihrem Nachtheile, daß noch so trocken eingefahrnes Heu, dennoch in die Gährung in der Scheune übergeht, wie man aus der Hitze, und dem starken Geruche abnehmen kann.

Diese Erscheinungen, mit einem beträchtlichen Maaße von ausschwitzender Feuchtigkeit zusammen genommen, machen den ersten Grad der innerlichen Gährung aus. Wenigstens lehret es die in einen Heuhaufen gesteckte Hand; daß sich darinn eine verborgne Hitze verhält. Ausserdem machen die Dünste des Heues, den Kopf schwer, wenn man sich lange in einer Scheune aufhält, oder gar in der Höhe des Heues schläft. Der Athem wird ängstlich, die Lunge empfindet eine unnatürliche Hitze, und man würde endlich wie vom Kohlendampfe umkommen, wenn man sich nicht an die freye Luft begeben wollte. Nasses Heu, und in Haufen äussert eben diese Erscheinungen, nur in höherm Grade. Es schwitzt einen wäßrigen Nebel aus, dessen endliche Begleiterin eine volle Flamme ist. Da diese elastische Dämpfe von brennbarer Natur sind, so lassen sie sich durch ein

brennen-

brennendes Licht, eine Tabackspfeife, und durch allerley electrische Materien, so wie durch die Sternschnuppen entzünden. Das einzige Mittel ist, den phlogistischen Dämpfen allen Ausgang, oder den Zutritt der freyen Luft zu benehmen; oder vielmehr denselben gleich anfangs, durch einen starken Luftzug den freyen Uebergang in die Luft zu verschaffen, ehe sie Zeit bekommen, sich zu sammeln, und das Heu, mit der Gabel gleich nach dem Einfahren, täglich zu lüften.

Den schlimmen Einfluß eines solchen dumpfigen Heues, auf die Gesundheit des Viehes, verbessert man dadurch, daß man es mit dem Laube von Nuß- und Kastanienbäumen, und mit Rheinfahrnkraut füttert.

Einige kleine naturhistorische Bemerkungen.

I.

Wenn man des Nachts mit zugedrückten Augen in einen Hünerstall geht; so kann man die Hüner und Hähne von ihren Stangen wegheben, und an andere Stellen setzen, oder sie heraus tragen, ohne daß weder diese noch ihre Nachbarn unruhig werden; öfnet man aber die Augen, so läßt sich nicht eines ergreifen, weil alsdann ein allgemeiner Aufstand und Lerm erfolgt. Was mögen nun wohl die Hüner in des Menschen Augen sehen? vermuthlich sehen sie feurig, wie wir die Augen gewisser Thiere, z. B. der Katzen, im Finstern.

2.

Der Hopfen gehört bekanntermassen unter die Linneische Klasse der Pflanzen mit ganz getrennten Geschlechtern (Dioecia). Die männliche Pflanze ist der weiblichen in ihren Blättern und ganzem Wuchse fast vollkommmen ähnlich. Nur ihre Blüte die aus einem Büschel kleiner Blümgen besteht, welche eine ausserordentliche Menge Saamenstaub in sich fassen, der bey einem mässigen Schlage mit einem Stocke, oder auch bey etwas starkem Winde, weit umher stäubt, ist von der weiblichen Blüte und ihren zum Getränk so brauchbaren Zapfen ganz verschieden. Jene wird niemals Hopfen tragen, und diese niemals ohne jenen Staub, zur Fortpflanzung aus dem Saamen geschickt werden. Dies sind die Kenntnisse, die selbst dem blossen Oekonomen und jedwedem Landsmanne nicht fehlen sollten. Ich kenne jemanden, der gern tragbaren Hopfen in seinem Garten pflanzen wollte. Er hatte sich an Wuchs und Blättern verschiedene Pflanzen dieser Art gemerkt, die in einem benachbarten Gehölze standen; nur auf das vornehmste, auf die Blüten, hatte er nicht Achtung gegeben. Er holte im Herbst eine Menge Ableger, pflanzte sie mit vieler Sorgfalt in seinen Garten und freuete sich schon auf die Erndte. Aber, was fand er im Sommer? Eine fehlgeschlagne Hofnung und eine vergebliche Arbeit. Er hatte lauter männliche Pflanzen getroffen, und muste sie mit eben der Mühe wieder ausrotten.

3.

Daß Schafe wenig Wasser brauchen, ist bekannt; daß sie aber etliche Monate ohne Wasser leben

leben können, beweist folgende Nachricht, die mir durch Gerichtspersonen bestätigt worden ist. In Hohenek, einem kleinen Dorf in der Herrschaft Sausenberg, lief ein Schaf beym Eintreiben auf den Heuboden. Die Bauren haben ein kleines schräglaufendes Pflaster zu der Thüre des Heubodens oben in der Scheune. Es fiel oben zwischen dem Heustock und dem Dach hinab, ward also unsichtbar, und der Bauer, der im ganzen Ort das Schaf nicht erfragen konnte, hielt es für verlohren. Erst im Frühjahr fand man das Schaf von ungefähr, und jedermann erstaunte über das Fett, daß das Schaf angesetzt hatte. Es hatte sich ein grosses Behältniß, wie eine Kammer, ins Heu eingefressen, und hatte in dieser Verlassenheit wenigstens vier Monate gelebt, ohne einen Tropfen Wasser zu bekommen, ohne durch Blöcken sich zu verrathen, oder irgend einen Mangel an Tag zu geben.

4.

Die Haut der Rehböcke ist im Winter so dick mit Haren besetzt, daß die ganze Haut nach dem Gerben voller Löcher ist, und fast nicht gebraucht werden kann. Im Frühjahr aber giebt sie ein weiches, geschmeidiges Hosenleder. Von einem Spiesser wiegt sie aber kaum ein Pfund.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Ludwig XIII. regierte von 1610 — 1643.

Ludwig XIII.* des vorigen Sohn wurde nun dem Namen nach König, in der That aber regierte, weil er damals erst 9 Jahre alt war, die Königin Mutter mit ihrem Anhang, und die weisen Anstalten des guten Königs Heinrich wurden mit seinem Todestag vergessen. Diese Fürstin aus der berühmten Mediceischen Familie, Maria genannt, trat ganz in die Fußstapfen der grausamen Katharina, die aus dem nemlichen Hause entsprossen war. Ein gewisser Italiener Koncini, und dessen Frau, der Königin gewesene Amme, wurden die Werkzeuge der Tyranney, und zum Lohne ward Koncini Marschall von Frankreich und Gouverneur einer Provinz. Darüber entstand ein allgemeines Murren, im Reiche, der Prinz von Konde, der die Reformirten zu gewinnen wußte, stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, und dennoch blieb die Regierung in den Händen dieses Ausländers. Der König selbst, ob er gleich volljährig war, sah alle seine Handlungen beschränkt, und sich zu der schimpflichsten Knechtschaft verdammt. Durch Zureden seines Günstlings de Luines endlich bewegt, empörte er sich wider diesen lästigen Zwang, und der Marschall von Ankre wurde 1617 auf der Brücke des Louvre mit 3 Pistolenschüssen getödtet. Das jauchzende Volk

* Man nennt ihn auch den Gerechten, und zwar darum, wie man sagt, weil er in dem Zeichen der Waage gebohren war.

schnitt seinen Körper in Stücken, röstete ihn am Feuer, und bot ihn stückweise den Vorübergehenden feil. Nun schien der König sich auf einmal zu fühlen; seine Mutter wurde nach Blois verwiesen, und die Marquise von Ankre, die man höchstens nach Italien hätte zurückschicken sollen, wurde als eine Hexe verbrannt. Ludwig war indessen doch zu schwach, allein regieren zu können, und Luines bekam daher alle Gewalt in seine Hände. Kaum war dieser gestorben, als die Königin Mutter, und mit ihr der Kardinal Richelieu am Hofe erschien. Dieser grosse Kopf wurde bald unumschränkter Beherrscher des Reiches, und alle seine Unternehmungen zeugten, zwar nicht von einem edeln Charakter, aber doch von dem feinsten Verstand. Sein erstes Projekt war die Schwächung der Protestanten, deswegen nahm er ihnen nach einer sehr hartnäckigen Belagerung Rochelle, den festesten Ort, den sie in Frankreich besassen, weg. Die Anstalten zu dieser Belagerung, und die Ausführung selbst kosteten ihn unsägliche Mühe. Die Eroberung der Stadt, die von einer englischen Flotte unglücklicher Weise nicht entsetzt werden konnte, schien unmöglich, so lange man ihr nicht die Zufuhr von der See her sperren konnte. — Dieses bewerkstelligte Richelieu, der die Belagerung persönlich dirigiren wollte, durch ein sehr kühnes Unternehmen, für dessen Erfinder der königliche Baumeister Metezjeou und der Baumeister Tiriot gehalten worden. Man sperrte nemlich den Kanal, welcher zu dem Hafen Rochelle führte, durch einen 7140* Toisen langen Damm, welcher im Dezember angefangen, und im May vollendet wurde. Die Rocheller litten bereits den entsetzlichsten Mangel, und diesem mußte endlich der heroische Geist des Burgermeisters Guidon weichen.

* 3807 Toisen machen eine deutsche Meile aus.

weichen. Ein Scheffel Korn kostete 400, eine Kuh 800 Gulden, ein Pfund Ochsenhaut mit Zucker zugerichtet, einen Thaler, und von 18000 Einwohnern lebten nur noch 4000. Am 28sten October 1628 übergab endlich Guiton den Ort. Aber man brauchte einige Tage, die Leichname der Verhungerten von den Strassen wegzubringen, ehe der König seinen Einzug halten konnte. Der Herzog von Rohan widerstand zwar noch einige Zeit; unterwarf sich aber doch zuletzt am 13. May 1629. Die Reformirten waren nun mit einemmal ihrer Sicherheitsplätze beraubt, und unbewehrt der königlichen Willkühr überlassen. Richelieu ließ ihnen aber doch die Uebung ihrer Religion, und den Genuß der Rechte eines Staatsbürgers. Entweder dachte er würklich in Religionssachen, welche er von Staatssachen sehr gut zu unterscheiden wußte, nicht unduldsam; oder der in Italien ausgebrochene Krieg gegen die österreichische Macht, nöthigte ihn zu gemässigtern Gesinnungen gegen entwaffnete Leute. In diesem italiänischen Kriege vernichtete Richelieu Spaniens Uebermacht in diesem Lande, und brachte Pignerol in Piemont, den Schlüssel von Italien mehr durch Geld und Kniffe, als durch Tapferkeit in französische Hände. Während diesem Krieg stand Richelieu mehr als einmal auf dem Punkt, gestürzt zu werden allein seine Schlauheit erhielt ihn immer wieder auf seinem Posten. So wie er aber alle seine Feinde besiegt glaubte, den Adel, die Geistlichkeit und besonders das Parlement zu Paris durch Unterdrückung seiner bisherigen Gewalt in Staatssachen, zum Despotismus gewöhnt hatte; so kündigte er Spanien noch einmal den Krieg an, griff auch zugleich den Kaiser, durch die den Schweden im 30jährigen Krieg zugesicherte Hilfe an, wodurch er seinem König den größ-

ten Theil von Elsaß und Brißgau, und auf der spanischen Seite Katalonien und Roussillon zu verschaffen wußte.

So sicher er sich aber von seinen Feinden glaubte, so gefährlich wurde für ihn eine während diesem Krieg angesponnene Verschwörung, die er aber noch glücklicher Weise entdeckte, und deren Urheber durch öffentliche und geheime Hinrichtungen aus dem Wege geschaft wurden. Die Mutter des Königs, Maria von Medices, welche den Kardinal Richelieu erhob, und welcher er dagegen mit schändlichem Undank lohnte, starb 1642 in ihrer Landesverweisung in Kölln, in den dürftigsten Umständen, blos von der Wohlthätigkeit des päbstlichen Nuntius und der Jesuiten unterstützt. Gegen das Ende des nemlichen Jahres folgte ihr auch ihr Todtfeind Richelieu in die Grube nach. Ludwig, dem ein längeres Leben wegen seinen gütigen und wohlthätigen Gesinnungen zu wünschen gewesen wäre, starb gleichfalls wider alles Vermuthen in seinem 42. Jahre 1643.

Richelieus Charakter war schlecht, sein Kopf aber besser. Er ists, der in das französische Kobinet den unerhörtesten Despotismus einführte, und den nachfolgenden Fürsten zwar mehr unumschränkte Gewalt verschaffte, dagegen aber ihnen die Liebe ihrer Unterthanen raubte.

Nach Ludwigs XIII. Tod kam die französische Krone auf seinen Sohn Ludwig den XIV. Weil dieser Prinz aber damals erst 5 Jahre alt war, und also die Regierung nicht selbst führen konnte, so wurde seine Mutter Anna von Oesterreich, wider den letzten Willen ihres Gemahls, unumschränkte Regentin, und erklärte einige Zeit nachher

den

den Kardinal Mazarini, den schon Richelieu zu seinem Nachfolger ausersehen und angewiesen hatte, zum ersten Minister. Alles schien eine glückliche Regierung zu ahnden, da die französischen Waffen gegen Spanien und den Kaiser sehr glücklich waren, und Frankreich im westphälischen Frieden sehr gut bedacht wurde. — Es währte aber nicht lange, als eine unter dem Namen Frondeurs oder die Schleuderer, bekannte Verbindung aus Eifersucht über den Einfluß Mazarine's, als eines Fremden, in die französische Staatsgeschäfte, entstand. Von Spanien unterstützt, und von dem Prinzen von Conde gutgeheissen, schien diese Verbindung bald gefährlich zu werden. Der königliche Hof mußte auch wirklich Paris verlassen, und Mazarini selbst einigemal sich flüchten, bis endlich die Volljährigkeit Ludwigs XIV. und die Tapferkeit des grossen Turenne das Bündniß zerstöhrte, und Conde genöthiget ward, sich gänzlich in spanischen Schutz zu begeben. Der mit Spanien 1659 geschlossene Friede stellte nun von dieser Seite die Ruhe des Reichs wieder her. Nicht lange nach diesem Frieden starb Mazarini, ein Mann, auf welchem Richelieus Geist nicht ruhte, und der bey seinen mehr eingeschränkten Staatseinsichten dennoch das Volk durch die härtesten Abgaben drückte, sich ein Vermögen von mehr als 300 Millionen in kurzer Zeit sammelte, den Hof gegen das Winseln der gedrückten Unterthanen, wovon viele tausende vor Hunger starben, durch angestellte glänzen- Vergnügungen taub machte, und so allmählig den Grund zu dem Ruin des Landes legte. —

Nach dem Tod dieses Ministers fieng nun Ludwig an, selbst zu regieren, und zwar mit alle dem Despotismus, den er in der Schule seiner unmensch-

lichen Minister gelernet hatte, und der den Karakterzug in seiner Regierung ausmachte. Kriegerischer Ruhm und die Bewunderung der Welt war das einzige Ziel, welches dieser ehrgeitzige Monarch zu erlangen suchte. Weder der Ruin seines Reiches, noch der Gedanke, viele Tausende durch oft unmögliche Unternehmungen unglücklich zu machen — nichts hielt ihn ab, nach diesem Zweck zu streben. Kolbert dem Frankreich seine Manufakturen, Künste, Handlung und Schiffahrt zu verdanken hat, und Lonvois, der an der Spitze des Kriegsraths stand, erleichterten ihm die Ausführung vieler seiner ehrgeitzigen Plane. Die gegen ihn entstandene dreyfache Allianz, die ihm 1668 ein fürchterliches Ungewitter drohte, schwächte seine Macht nur wenig; der Aachner Friede, zu dem ihn dieses Bündniß nöthigte, vermehrte noch seine Besitzungen, und es gelang ihm, sogar England auf seine Seite zu bringen. — Nun griff er die vereinigte Niederlande an, und zwey Feldzüge, wie der von 1672 war, würden sie ihm unterworfen haben, wenn nicht der Kaiser und Spanien sich ihrer angenommen, und seine über das schnelle Glück seiner Waffen eifersüchtigen Alliirten ihn verlassen hätten. Dennoch trugen Conde und Turenne einen Sieg nach dem andern davon, und obgleich dieser bey Rosbach 1675 erschossen ward, der Prinz aber 1676 seine Stelle niederlegte, blieben Ludwigs Waffen doch so siegreich daß er 1678 zu Nimmwegen einen sehr rühmlichen Frieden schloß. Mit so viel Ehre er auch diesen Krieg endigte, mit so viel Schande befleckte er sich, als er einer nichts bedeutenden Ursache halber die Stadt Genua bombardiren ließ, und ihren Doge zwang, ihn in eigener Person um Verzeihung zu bitten, noch mehr aber, als er 1685 die heiligen Verträge brach, welche den

Prote-

Protestanten ihre Gewissensfreyheit zusicherten. Nur die eckelhafteste Schmeicheley kann etwas lobenswürdiges darinn finden, daß er das Edikt von Nantes aufhob, und durch seine Grausamkeiten gegen 800000 gute und fleissige Unterthanen aus dem Reich zu gehen zwang. Diese Tyranney und seine häufigen Friedensbrüche vereinigten 1687 bald das halbe Europa wider ihn; aber auch dieser Verbindung gieng er ohne einen Bundesgenossen entgegen, und der 1697 zu Ryswick geschlossene Friede gewährte ihm nochmals den Ruhm des Siegers. Dieser Friede bestand nur drey Jahre. Der Tod Karls II. Königs von Spanien, und das Testament, das er zum Besten eines französischen Prinzen, wahrscheinlicher Weise durch französische Kabalen geleitet, gemacht hatte, zündeten aufs neue die Fackel des Krieges an. Dieses war der lezte, und der unglücklichste Krieg, den Ludwig führte. Eugen und Marlborough, und die Schlachten von Turin, Höchstädt, Ramillies und Malploquet brachten Frankreich dem Untergang nahe. In den Niederlanden gieng eine Provinz, eine Festung nach der andern verloren — die Feinde streiften bis in die Nähe von Paris, und nur die in London veränderte Ministerialparthey konnte Frankreich durch die Friedensschlüsse von Utrecht und Baden 1713 und 1714 retten. Ludwig überlebte diesen Krieg nicht lange; von Sorgen, Kummer und Unruhen gequält, starb er 1715 nach einer langen, aber das Reich durchaus in Verfall stürzenden Regierung, und mit Hinterlassung einer Schuldenmasse von mehr als 4500 Millionen Livres, welche Summe seine blutigen Kriege — und Maitressen verschlangen. Bey den französischen Geschichtschreibern erhielt Ludwig den Beynamen des Grossen. — Ob er ihn aber in jeder Rücksicht verdient, das ist eine

andere Frage. Es erhob sich zwar unter seiner Regierung die Gelehrsamkeit; und die Wissenschaften und Künste, welche er ohne sie zu kennen, aus Eitelkeit unterstützte, erhielten einen Schwung, den sie vorher nie gehabt hatten. Die unter Mazarini zu Grunde gegangene Seemacht ward wieder hergestellt; die Industrie erhielt neues Leben, und die Hauptstadt Paris — Polizey, Sicherheit und Verschönerung. Der Staat wurde zwar vergrössert und Spanien an das Haus Bourbon gebracht. Aber das Land ward auch schrecklich entkräftet; ganze* Provinzen entvölkert, und die Staatsschulden stiegen zu jener ungeheuern Masse. Verdient ein Monarch der Grosse genannt zu werden, welcher Millionen für seine Lüste verschwendet, indessen Tausende von seinen Unterthanen kaum einen Bissen Brod haben? Der entweder aus blinden Religionseifer oder aus Unbekanntschaft mit seinem Lande, hundert tausende der bravsten und schuldlosesten Bürger verjagt und morden läßt? Der seiner Eitelkeit bis zum Eckel fröhnt, und seinen Namen in allen Winkeln der Hauptstadt der Nachwelt aufdringt? Wahrhaftig mit den Beynamen der Fürsten darf man es so genau nicht nehmen.

Einige kleine naturhistorische Bemerkungen.

5.

Der Aal Fisch gehört unter diejenigen Thiere, welche ihr Geschlecht nicht durch Eyer fortpflanzen, sondern lebendige Junge gebähren. Seine Nahrung bestehet in kleinen Fischchen, Insekten und Würmern; besonders ist er ein grosser Freund von Erbsen

* Mehr als 4 Millionen seiner Unterthanen soll das feindliche Schwerdt verzehrt haben.

Erbsen und vom Rogen anderer Fische. Bey Tage liegt er gemeiniglich auf dem Boden in Schlamm; des Nachts aber sucht er seine Nahrung, und zwar nicht nur im Wasser, sondern ausser demselben im Grase und in den Erbsen, daher pflegt man sie an einigen Orten auf folgende Art zu fangen.

Wenn in den Gärten, die an das Wasser stossen, grüne Erbsen sind, so sollen die Aale herauskommen, sich in die grünen Erbsen begeben, und weidlich naschen.

Sobald die Leute das merken, streuen sie Asche bis an das Ufer des Flusses. Und nun klopfen sie mit einem Stocke an den Erbsen herum. Die Aale geschwinde fort. Sie drehen sich im Kreise, wie die Schlangen, und schiessen dann weiter. Kommen sie nun auf die Asche, so können sie nicht weiter, sondern bleiben liegen, weil ihr glatter Leib dadurch so steif wird, daß er sich nicht mehr bewegen kann. Dann sind sie gefangen.

Wenn in der Küche ein etwas starker Aal soll geschlachtet werden, so weiß man, was die Köchin für Mühe hat, ehe sie ihn bändigen kann. Alle Augenblicke gleitet er ihn aus den Händen, und zappelt an der Erde. Hat sie ihn am Kopf auch noch so fest gefasset, so schlingt er sich um den Arm, daß sie ihn muß fahren lassen, oder er wäre im Stande, (wie einige behaupten) ihr den Arm zu zerbrechen. Gemeiniglich pflegt sie ihn mit dem Schwanze anzunageln. Das hat man aber jezt nicht mehr nöthig, da man seine Natur und Eigenschaften besser kennt.

Der amerikanische Zitteraal und der Krampffisch geben doch denen, die sie anrühren, einen starken elektrischen Schlag. Hält man aber einen Magnet an sie, so verlieren sie ihre Kraft. Das hat man auch mit dem Aal probirt. Wenn er noch so unbändig ist, so darf man ihm nur einen Feuerstahl, einen eisernen Nagel, ein Messer an den Kopf halten, oder bey ihm hinlegen, so ist er ruhig, und liegt ganz stille. Nimmt man das wieder weg, so tobt er wieder. Die Erfahrung hat dies bestättigt.

Es ist noch zu bemerken, daß ein bewafneter Magnet noch stärker auf ihn wirkt. Hält man den nur an den Rand eines Eimers, worinn er ist, gleich kömmt er mit dem Kopfe an den Rand, thut überaus ängstlich, schnappt nach der Luft, bläßt die Kehle auf, und läßt die eingezogene Luft, durch die vielen kleinen Löcher der Seitenlinie, in Blasen rückweise wieder von sich.

Die Neunaugen, Schleyen und einige andere sollen es auch thun.

Was doch Gott in den Magnet für sonderbare Kräfte — und in die Thiere für sonderbare Eigenschaften, dieses zu fühlen, gelegt hat!

Die gebesserte Zänkerin.

Es gibt sehr viele schlimme Angewohnheiten, denen man sehr leicht hätte vorbeugen können, die aber, wenn wir uns denselben einmal überlassen haben, sich selten mehr als nur mit vieler Ueberlegung und Selbstverläugnung bessern lassen. In England ist daher das Sprüchwort: „man müsse ein Weib

in

in ihren Hochzeitschuhen beugen, wenn man sie geschmeidig machen wolle." Ein solches Betragen that eine ausnehmend gute Wirkung in einer wohlhabenden Familie in England, die ich erzählen will.

Ein Herr in der Grafschaft Lincolnshire hatte viele Töchter, wovon drey früh und sehr glücklich verheirathet wurden. Die vierte hingegen gab zwar keiner von ihren Schwestern, weder an Schönheit noch andern Vorzügen das geringste nach, hatte aber von ihrer Kindheit an eine so gebieterische und herrschsüchtige Gemüthsart, die man einen hohen Geist zu nennen pflegt, geäussert, daß es beständig grossen Verdruß in der Familie verursachte, sie in der Nachbarschaft deshalb in bösen Ruf brachte und all ihre Liebhaber von einer Erklärung oder mit Anträgen abschröckte. Indessen bewarb sich doch ein reicher, angesehener Herr um sie, der in der Familie sehr bekannt war, und bemerkt hatte, daß diese aufbrausende und für die Glückseligkeit häuslicher Freuden sehr böse Gemüthsart, ihr einziger Fehler war, und er erhielt ihr Jawort! Die Notarien vollendeten den Ehekontrakt, worinn ihr mit allem Fleiß (das sonst schlechterdings englische Sitte ist) nichts verschrieben wurde, und sie wurden vermählt. Als sie einige Zeit in des Vaters Hause zugebracht hatten, reisete der Ehemann ab, seine Wohnung zu dem Empfang der jungen Frau zubereiten zu lassen. Während seiner ganzen Freyerey hatte er, ungeachtet er ein sehr gesezter, guter Mann war, sich öfters gegen sie beklagt, daß er das jähzornigste Geschöpf unter der Sonne sey. Durch diese einzige Aeusserung gab er ihr zu gleicher Zeit zu verstehen, daß er an ihr eine zu hitzige Gemüthsart übersehen

müßte,

müßte, und er machte ihr bange für seiner eigenen. Auch hielt sie sich ihm für sein gesextes bedächtliches Betragen in ihrer Gegenwart sehr verpflichtet. Und hiedurch beugte er ihren Sinn, hob glücklich jeden Ausbruch ihres übereilten, sehr oft unanständigen Betragens, und beschloß ferner ihr noch mehr Furcht für seine aufbrausende Hitze einzujagen, um ihr allen Muth zu benehmen, sich je wieder einfallen zu lassen, ihrer eigenen Hitze zu folgen. Am bestimmten Tage kam er zurück sie heimzuführen; allein, statt einer glänzenden Equipage, herrlichen Kutsche, die bey einer solchen Gelegenheit auch minder bemittelte Leute sehen lassen, erschien der junge Mann ohne einen Bedienten, blos von einem beliebten Jagdhunde begleitet, auf einem Gerippe von Pferde, das sein Jäger den Tag zuvor zum füttern seiner Hunde gekauft hatte, und das jezt seine neue Gebieterin, samt dem Herrn tragen sollte. In diesem Aufzuge bat er auf eine sehr verbindliche, wiewolen etwas gebieterische Art, seine Gemahlin, sich aufs Reutküssen zu setzen; sie thats — und sie ritten — oder krochen vielmehr, nicht ohne heimliche Seufzer von Seiten der jungen Frau, so miteinander fort. Ein Heckenthor aufm Wege sperrte die Strasse: er befahl dem Hund, es auf zu machen; der arme Hund sah empor, schwänzelte — um seine hitzige Gemüthsart zu zeigen, zog der Herr eine Pistole und schoß ihn darnieder. Kaum hatte er dies gethan, so bat er tausendmal um Vergebung wegen seines unglücklichen Jähzorns und Ausschweifung in Gegenwart einer Person, für welche er so viele Ehrerbietung hege; bald darauf stolperte sein Klepper und erhielt sich kaum vor dem Sturze. Der Ehemann fluchte darüber gleich gräßlich, und schwur: wenn er seine liebe Gemahlin noch einmal so schrekte, so

stosse

stosse er ihn gleich nieder. Das kraftlose Thier stolperte bald wieder. Augenblicklich steigt der sorgfältige Mann ab, nimmt aufs verbindlichste zuerst seine Gemahlin, dann Sattel und Zeug ab, und stößt das Pferd nieder. Sagt alsdenn zu seiner Frau: **Kind! ich bitte dich, nimm den Sattel** — sie thats und schleppte ihn heim, wo sie alles, wider Erwarten, in der besten Ordnung und ihrem Stande und Vermögen gemäß eingerichtet, vorfand. Beide lebten mit einiger Zurückhaltung oder einigem Mißtrauen eins gegen das andere, übrigens aber in der Gemüthslage so vergnügt als möglich zusammen. Einige Zeit darauf gab der Vater der Dame allen seinen Schwiegersöhnen ein Fest: und da die Frauen sich nach dem Essen entfernt hatten und die Herren miteinander tranken, ergriff der Leztvermählte die Gelegenheit, anzumerken, wie sehr sich die Leute in Ansehung der Gemüthsart seiner Gemahlin irrten: **denn sie sey die sanftmüthigste und gutherzigste Frau von der Welt.** Dies Lob hörte man mit lautem Gelächter an. Allein er schlug zur Probe vor, um zu beweisen, wer von ihnen allen am meisten Herr sey, es solle einer nach dem andern seine Gemahlin herabrufen lassen. Man schickte einen Bedienten hinauf, der verschiedene Antworten brachte. Dem einen: **sagt meinem Mann, ich wolle bald kommen.** Dem andern: **wenn das Spiel aus ist** ꝛc. aber kaum zischte der Bediente der Gemahlin des jungen Mannes ins Ohr: ihr Gemahl wolle sie sprechen — so legte sie die Karten auf den Tisch, kam herab, und sagte: **mein Schatz, sie verlangen mich zu sprechen?** Er umarmte sie zärtlich und sagte ihr nach wiederholten Liebkosungen, die angestellte Probe; gestand ihr seine Gutherzigkeit und versicherte sie, da sie nun ihre eigene Gemüthsart

bändis

bändigen könne, so wolle er seine eigene auch nicht länger verstellen. Und diese Ehe ward eine der glücklichsten!

Das animalische Barometer.

Ein gemeiner Blutegel, den man in den Bächen und stillstehenden Seen antrift, und zum Aussaugen des Blutes in der Wundarzneykunst anzuwenden gewohnt ist, zeiget die Veränderungen der Atmosphäre an, wenn man ihn, in einer, mit Wasser angefüllten gläsernen Flasche, lebendig erhält; und ich habe ihn so dauerhaft befunden, daß sich seine zerschnittne Theile einige Wochen lang, im Wasser bewegten und fortlebten. Ich werde hier blos seine Barometerscale zeichnen.

Bey heiterm und schönem Wetter liegt er auf dem Grunde der Flasche, ohne Bewegung, und in einer Schneckenlinie gebogen. Will es regnen, so steigt er zur Oberfläche des Wassers herauf, und auf dieser bleibt er so lange liegen, bis sich das Wetter wieder schön zu werden anläßt. Soll das Wetter windig werden, so durchläuft dieser thierische Merkur das Gefäß, mit grosser Behendigkeit, und er hört nicht auf, sich zu bewegen und zu schlängeln, als bis der Wind zu wehen anfängt. Gegen die Zeit eines Donnerwetters, bleibt er etliche Tage ausser dem Wasser, er scheint von dem Mangel der Elektricität beunruhiget zu werden, und empfindet lebhafte Krämpfe. Den Winter hindurch liegt er jederzeit auf dem Boden im Winterschlafe und in einer Schneckenlinit. Soll es schneien, oder aufthauen, so nimmt er seinen Sitz an der Flaschenmündung.

Zu seiner Erhaltung giebt man ihm, im Sommer, wöchentlich einmal, und zur Winterzeit alle vierzehn Tage frisches Wasser, Sand und etwas Kleye. Eben so kann man ihn, als ein Thermometer gebrauchen; indem er bey warmer Witterung unten, und bey kalter, oben lebt.

Gleiche Eigenschaften besitzt der Schlammpeisker, Steinbeisser, (cobitis fossilis) der im Schlamme der Teiche lebt, und den man aus dem Schlamme herausgraben muß. Man erhält ihn in einer Wasserflasche, deren Boden mit Sand bedeckt ist, bey etlichen Brodkrumen, fast Jahre lang, und man steckt ihn in eine verstopfte Wasserröhre, welche er bald öffnet, oder man beobachtet an ihm die Witterung ebenfalls. Er verhält sich bey schönem Wetter auf dem Boden ruhig; und wühlt den Sand auf, sobald das Wetter stürmisch oder regnigt werden will.

Ein ganzes Gemach ohne Nachtheil zu entflammen.

Man löse kleine Stücke Kampfer kalt in gutem Brantwein auf. Diesen läßt man bey verschloßnen Thüren und Fenstern in einem Gefässe auf Kohlen, die nicht flammen, abrauchen, und das Gemach mit einem unsichtbaren Nebel erfüllen. Tritt nun jemand mit einem brennenden Lichte in der Hand in das Zimmer ein, so geräth die ganze Luft desselben auf einen Augenblick in Flamme.

In der Nacht nach der Uhr zu sehen.

Man füllet eine Kugel von Glas, so die Grösse eines Kinderballes hat, mit gereinigtem Queckſilber, und bewegt die Kugel gegen das Zifferblatt, so erscheint, wie in den Barometern, und am Reibeküssen der elektrischen Maschine, ein hinlängliches Licht, um den Stand des Zeigers an der Uhr unterscheiden zu können.

Auf diese Art macht man die feurige Schlangen des Moses nach, wenn man Glasröhren nach der Schlangenfigur biegt, mit Queckſilber anfüllt, und in der Hand hin und her bewegt.

Mittel wider die Hausfliegen.

Eine Mischung von einem Loth Honig und einem halben Quentchen Queckſilber, womit man einige auf die Stubenöfen gestellte Unterrassen bestreicht, mindert diese beschwerliche Einquartirung.

Mittel, das Holz wider die Würmer zu versichern.

Man bestreiche das fertige Holz mit einer Beitze von grünen Wallnußschaalen, so man mit etwas Alaun abgekocht. Nach der Trocknung wird es mit Schweineschmalz, vermittelst eines Wollenlappens, stark gerieben.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Geschichte von Frankreich.

Ludwig XV. regierte von 1715 — 1774.

Er war ein Sohn * des Herzogs Ludwig von Burgund, ein Enkel des Dauphin Ludwig und Urenkel Ludwigs XIV, und am 15. Febr. 1710 gebohren. Sein Aeltervater hatte einen Regentschaftsrath ernannt, dessen Haupt der Herzog Philipp von Orleans, ein Brudersohn Ludwigs XIV seyn sollte. Allein dieser Prinz bewegte durch Versprechungen und Drohungen das Pariser Parlament, das königliche Testament zu vernichten, und ihm allein die Regentschaft zu übertragen. Das Volk zitterte bey dieser Nachricht für das Leben des jungen Königs, indem der Regent, welcher nach dem Tode des jungen Königs, der nächste Kronerbe war, allgemein in dem Verdacht der Giftmischerey stand. Der Erfolg widerlegte aber diesen schrecklichen Argwohn, und Ludwig XV blieb länger am Leben, als es sein Volk wünschte. Der Regent ließ sich in seiner Regierung auf keine Art einschränken, und das Parlament sah sich bald in der Erwartung betrogen, als eine Art von Ausschuß der Reichsstände an den Regierungsgeschäften Theil nahmen. Die legitimirten Söhne des letztern Königs verlohren die Rechte und Vorzüge, welche ihnen ihr Vater gegeben hatte; und die Nation ward durch Finanzunternehmungen von ganz neuer Art geplündert. Ein halbes Jahrhundert seufzte das Land unter ungeheuern Abgaben, welche zu unglücklichen Kriegen,

* Bey dem Tode Ludwigs XIV war er erst 5 Jahre alt.

und zur Befriedigung der zügellosesten Verschwendung des Hofes verwendet wurden.

Nun suchte der Regent alle mögliche Mittel hervor, um die unter der vorigen Regierung aufgehäufte Schuldenlast zu tilgen. Ein thörichter Plan eines gewissen Schottländischen Abentheurers, Johann Law, der durch Errichtung einer Handlungsgesellschaft von Missisipi in Nordamerika die Staatsschulden mit Papieren bezahlen wollte, führte den Herzogregenten und die Nation irre. Alles Geld wurde in Papiere umgesetzt, das Edikt verbot, mehr als 500 Franken an Münze im Hause zu haben, und auf einmal, als das Vermögen der Unterthanen in den Händen des Regenten war, wurden die Papiere heruntergesetzt. Im Jahr 1723 trat der König die Regierung selbst an, oder der Kardinal Fleury regierte von nun an bis 1743 in seinem Namen. Das Reich genoß eines sichern Friedens, als der Schwiegervater Ludwigs, Stanislaus, König von Pohlen, von dem Churfürsten August von Sachsen des Pohlnischen Thrones entsetzt ward, und Frankreich darüber mit dem Kaiser, welcher Sachsen unterstützt hatte, in einen kleinen Krieg verwickelt wurde. Er ward nicht sobald durch den Wiener Frieden 1735 geendiget, als der Tod Kayser Karls VI. eine neue Scene des Blutvergießens eröffnete. Frankreich, das Marien Theresien die ungetheilte Erbschaft ihres Vaters zu erhalten versprochen hatte, verband sich dennoch treuloser Weise mit ihren Feinden, bemächtigte sich durch die weise Kriegsführung Morizens von Sachsen, eines natürlichen Sohns des Königs Augusts des Starken, der österreichischen Niederlande, und nur der großmüthigen Unterstützung Englands hatte es

Maria

Maria Theresia zu danken, daß sie 1748 durch den Aachner Frieden zum ruhigen Besitz ihrer väterlichen Staaten gelangte. Allein dieser Friede, in welchem England und Frankreich eingeflochten waren, hatte die Gränzen zwischen den englischen und französischen Besitzungen in Amerika unbestimmt gelassen, und diese Vernachläßigung zündete 1755 ein neues weit um sich greifendes Kriegsfeuer an. Bald sah man England mit Preußen, und Frankreich mit seinem alten Feinde, dem Hause Oesterreich, verbunden. Das Kriegsglück erklärte sich meistens wider Ludwigs Waffen, der sich unumschränkt von seiner Maitresse der Marquise * von Ponpadour beherrschen ließ. Seine amerikanischen, afrikanischen und ostindischen Besitzungen giengen verlohren, der Handel und die Seemacht wurden zerstört, die nach Deutschland geschickten Armeen geschlagen, und Frankreich mußte 1763 den Frieden durch Abtretung weitläuftiger Länder an Großbrittannien erkaufen. Ein gewisser Damien, welcher schon 1757 den König hatte ermorden wollen, ihn aber nur zwischen den Rippen verwundete, ** war Ursache, daß der mächtige Orden der Jesuiten in Frankreich alle seine Rechte verlohr. Die übrige Regierung Ludwigs XV. gieng ruhig und friedlich dahin. Die Besitznehmung von Corsika war kein

* Sie war eine Schlächters Tochter, und die Frau eines gewissen d'Etioles. Dieses ränkvolle und haabsichtige Weib raubte dem König vollends die Liebe seiner Unterthanen. Mit ihr verschwendete er viele Millionen, die ihn in außerordentliche Staatsschulden versenkten.

** Seine Hinrichtung war die grausamste. Man verbrannte ihm die rechte Hand, riß ihn mit glühenden Zangen, und goß ihm geschmolzen Bley in die Wunden. Sechs Pferde konnten den Körper nicht zerreissen; man mußte das Beil zu Hülfe nehmen.

eigentlicher Krieg zu nennen, und die Unruhen, welche die Widerspendigkeit der Parlamenter hervor brachte, giengen zu schnell vorüber, als daß sie die innere Ruhe hätten stöhren können.

Nach Fleuris Tod hatte nicht leicht ein Minister so entschiedenen Antheil an den Staatsgeschäften, als Choiseul. Dieser Minister bemühte sich vorzüglich, das Seewesen herzustellen, und eine neue Verbindung mit Oesterreich zu knüpfen. Diese glaubte er besonders durch die Vermählung des Dauphin mit der Erzherzogin Maria Antonia zu erzielen, welche auch würklich 1770 den 16. May vor sich gieng. Die Feyerlichkeiten dieser Vermählung kosteten zwanzig Millionen Livres; mehrere hundert Menschen verlohren bey dem Feuerwerk, das die Stadt Paris gab, ihr Leben, und der Hunger erregte an mehrern Orten Aufruhr, indeß der König selbst auf Rechnung seiner Privatcaße mit dem Kornhandel Wucher trieb. Ludwig XV blieb bey dem allgemeinen Mangel fühllos, und der Herzog von Choiseul, der Liebling des Volks, verlohr seine Ministerstelle, als das Opfer eines abscheulichen Complots, den die Gräfin du Barri, der Herzog von Aiguillon, und der Kanzler Meaupou unter sich gemacht hatten. Du Barri, Maitresse des Königs, die noch jetzt lebt, war ein Geschöpf der niedrigsten Gattung, und dem Schein nach an einen gewissen Grafen du Barri verheyrathet. Der Herzog von Aiguillon hatte in Bretagne solche Abscheulichkeiten begangen, daß das Parlament von Paris ihm als dem abscheulichsten Missethäter würde den Proceß gemacht haben, wenn er nicht durch den Machtspruch des Königs wäre gerettet worden. Maupou endlich war ein Niederträchtiger, der sein Glück

machen

machen wollte, indem er dem ausgelassensten Despotismus fröhnte. Gleich nach dieser Veränderung im Ministerium, in welchem nun drey der abscheulichsten Menschen regierten, führte Meaupou den unerwarteten Streich aus, welcher das Parlament von Paris vernichtete.

Er wußte den König dahin zu vermögen, daß in der Nacht vom 20. Jenner 1771 alle Parlamentsglieder durch eine versiegelte Kabinetsordre aus Paris verwiesen wurden, und dagegen Meaupou ein neues Parlament, das ganz aus seinen Anhängern bestand, errichten durfte. Die Prinzen vom Geblüte, welche die Parthey des alten Parlaments nahmen, hatten ein gleiches Schicksal, und die Parlamenter in den Provinzen entgiengen ihrer Aufhebung nur durch knechtische Unterwürfigkeit. So führte ein von der Nation verabscheuter Mann, der Kanzler Meaupou, ein Werk aus, welches vor ihm kein König von Frankreich, selbst Ludwig XIV nicht, für möglich gehalten hatte. Ein würdiges Gegenbild von dem Kanzler war um diese Zeit der Generalcontrolleur der Finanzen, der Abbé Terray. Er legte 50 Millionen Livres neue Steuern auf das Land; druckte jedermann, von dem Prinzen vom Geblüte bis auf den Taglöhner; raubte den Gläubigern des Staats die Zinsen ihrer Kapitalien; erstahl sich ein jährliches Einkommen von 1200,000 Livres, und seine Grausamkeit würkte in einem Jahre 2350 Bankerotte, und 200 Selbstmorde.

Der 10. May 1774 befreyte endlich Frankreich von einem König, der binnen fünf Jahren 180 Millionen Livres nur an einzige Maitresse verwenden

konnte, indessen einige tausend fleißige Bürger des Staats vor Hunger umkamen. Er starb nemlich an den Blattern, welche er sich durch seine gewöhnliche Ausschweifungen zugezogen hatte. Er hinterließ 3800 Millionen Livres Schulden, und 200 Millionen hatten die Blutigel des Staates, die Generalpächter, schon auf die Einkünfte des folgenden Jahres vorgeschossen. Unter solchen traurigen Umständen hatte Ludwig XVI, dem die Nation schon lange vorher den Beynamen des Hergesehnten gegeben hatte, das Unglück, den Thron seines Großvaters 1774 zu besteigen. Er fieng seine Regierung mit einer Handlung der Wohlthätigkeit und der Gerechtigkeit an. Er erließ seinem Volke das gewöhnliche Geschenk bey der Thronbesteigung, und stellte das alte Parlament wieder her. Doch mit der Einschränkung, sich nicht mit den übrigen Parlamentern im Reiche als ein Korps anzusehen; oder die Einregistrirung der königlichen Edicte, nach geschehener Vorstellung zu verweigern, oder nach gemeinschaftlicher Verabredung ihre Geschäfte auszusetzen, welches als Hochverrath angesehen werden sollte, oder durch Arrets die Vollziehung königlicher Befehle zu hindern. Ludwig XVI erwarb sich durch diese Handlung die Liebe des Volkes, welches nicht einsah, daß im Grunde eben dieselben Maximen beybehalten wurden, nach welchem Ludwig XV dieses Parlament verwiesen hatte. Ludwig XVI wieß aber bald auch die Vorstellungen des Parlaments mit den Worten ab: „ich will, daß mir gehorcht werde.“ — Die alten Minister wurden abgedankt, und der Graf von Maurepas, welcher, durch die Pompadour von dem Departement des Seewesens verdrängt, 23 Jahre lang vom Hof entfernt gelebt hatte, erhielt das Vertrauen des Königs.

nigs. Türgot ein sehr rechtschaffener Mann bekam die Direction der Finanzen, schafte die für den Landmann so verderblichen Frohndienste zum Wegbau ab; hob die Zunft auf, verlohr aber seine Stelle schon im May 1776. Man machte ihm den Vorwurf, daß er mit dem Oekonomistensystem, nach welchem alle Abgaben auf den reinen Ertrag der Ländereyen sollten gelegt werden, einen Versuch nicht in Kleinen, sondern sogleich an der ganzen Nation gemacht, und dadurch die Staatsschulden um 80 Millionen Livres vermehrt habe. Im October 1776 wurde Taboureau de Steaux Generalkontrolleur und Necker, aus Geuf, ein Protestant, und einer der reichsten Banquiers in Frankreich, sein Gehülfe.

Der Marquis de Pezay hatte ihn dem Grafen Maurepas empfohlen, und er erhielt bald die ganze Verwaltung der Finanzen unter dem Titel eines Oberfinanzdirectors. Die Sparsamkeit, welche er an dem Hof und in allen Theilen der Finanzverwaltung einführte, und einführen wollte, erregte ihm so viele und so mächtige Feinde, daß er im May 1781 seine Stelle niederzulegen genöthiget war. Den gefährlichsten Haß zog er sich zu, als er die drückende Erhebung der Steuern durch königliche Intendanten abschaffen, und die Provinzialadministration einführen wollte, bey welcher die Auflagen in den Provinzen, durch eingebohrne unbescholtene Männer aus der Geistlichkeit, dem Adel, und den Einwohnern der Städte und des Landes, vertheilt und eingehoben werden. Daß die Staatsschulden vergrößert wurden, daran war nicht Necker Schuld, sondern der Krieg, den Frankreich seit 1778 mit Ruhm und Glück gegen England führte, um den Amerikanisch-Englischen

Kolonien ihre Unabhängigkeit von Großbrittannien zu verschaffen. Der Erfolg war nicht vortheilhaft; denn Frankreich schmeichelte sich, dadurch den Handel der Amerikaner an sich zu ziehen, allein diese setzten demohngeachtet ihre Handlungsverbindungen mit England fort, und Frankreichs Geldschätze waren erschöpft, die Staatsschuld ungeheuer vermehrt, und wahrscheinlich der Freyheitstrieb der Franzosen dadurch rege gemacht.

Graf Vergennes lenkte damals das Staatsruder, ein sehr ehrgeitziger Mann, der große Summen verschwendete, um seine Ränke durchzusetzen, und dem Thron seines Fürsten einen scheinbaren Glanz im Ausland zu verschaffen. Sein letztes dem Publikum bekannt gewordenes Werk war, die Allianz mit Holland, die Erstickung des zwischen Oesterreich und Holland ausgebrochenen Kriegsfeuers, und ein Handlungstractat mit Rußland. Holland das bald die ohnmächtige Hülfe des französischen Ministeriums fühlte, trat von dieser Allianz ab, und schloß sich wieder an seine alten natürlichen Bundsgenoßen — England — an.

Inzwischen waren die Finanzen in eine schröckliche Unordnung gerathen, der Staatscredit war verschwunden, und weder Kalonne noch Necker waren mehr im Stande den allgemein drohenden Staatsbanquerout zu verbergen. Das Murren des Volks wurde laut, es verlangte durch seine Parlamente die Berufung der Reichsstände. Der König gerührt über die traurige Lage seines Volkes, gab nun den Wünschen desselben nach, und schon im Jahr 1789 im May, hielten die Reichsstände in Versailles ihren

feyer-

feyerlichen Einzug. Die Berathschlagungen dieser Männer, und das Resultat derselben waren für den Hof sehr ungünstig. Nachdem sich die Versammlung über mehrere Puncte endlich aufs engste vereiniget hatte, so beschloß sie sich als constituirende Nationalversammlung zu erklären, und sich nicht eher zu trennen, als bis sie Frankreich eine neue Konstitution gegeben hätte. Die willkührliche Gewalt des Königs wurde eingeschränkt, in der Folge die Staatsgelder in Beschlag genommen, und dem König eine Summe von 25 Millionen Livres zu seinem Civiletat abgegeben. Das Benehmen des Hofes erregte Mißtrauen, und dieses wurde die erste Veranlassung zu den schrecklichsten Mordscenen, die bis diese Stunde Paris herabwürdigen. Die Eroberung der Bastille am 14. Julius, war das Signal zu den noch folgenden barbarischen Scenen. Die in der Nähe um Paris zusammengezogenen Truppen brachten der Nationalversammlung und dem Volke zweydeutige Begriffe von den Gesinnungen des Hofes bey. Diese suchte der König zu benehmen, gieng deswegen in die Nationalversammlung, und kündigte ihr die Zurücksendung der Truppen an. Allein die Unruhen dauerden dennoch in Paris fort, und selbst die Errichtung der Nationalgarde konnte weder in Paris noch in den Provinzen die Gewaltthätigkeiten hemmen. Diese und verschiedene Kränkungen, welchen der König sich beständig aussetzen mußte, stimmten ihn, sich mit seiner Gemahlin aus Frankreich zu entfernen, wo er aber 1791 zu Varennes an der französischen Gränze angehalten, und sogleich unter einer starken Bedeckung nach Paris zurückgebracht wurde. Nach angestellten Untersuchungen begnügte sich die Nationalversammlung mit der von dem Könige gegebenen Antwort: „Er

habe bloß den fremden Mächten zeigen wollen, daß er frey sey.“ Allein die persönlichen Feinde des Königs und der Königin, unter welchen sich der Orleanische Complott am geschäftigsten zeigte, gaben sich nun alle Mühe bey jeder Gelegenheit, das Benehmen des Königs beym Volk verdächtig zu machen, und ihm vollends die Liebe der Nation zu rauben. Aller eidlichen Versicherungen des Königs von seiner Liebe gegen die Nation, ohngeachtet, wurden die schändlichsten Schmähschriften ausgestreut, und bey dem im Jahr 1792 unter der zweyten Nationalversammlung ausgebrochenen Krieg mit Oesterreich und dessen alliirten Höfen, dem Hof geheime Verbindungen mit den Prinzen, und den übrigen zu vielen tausenden ausgewanderten Franzosen zu Last gelegt. Der 10. August endlich war der Tag, der nach einer in den Tuillerien und deren Gegenden veranstalteten fürchterlichen Massacre, wo der König mit seiner Gemahlin und Kindern in die Nationalversammlung sich flüchtete, das Schicksal dieser unglücklichen Familie entschied. Sie wurden in den Tempelthurm als Gefangene gesetzt, und durch dem jetzigen Convent verlohr Ludwig XVI. im vorigen Jahr seine Krone, und 1793 am 21. Jenner fiel sein Kopf auf dem Schaffot. Durch das Blut dieses unglücklichen Fürsten aber war die Rachsucht seiner grausamen Richter noch nicht gestillt; sondern die Königin, welche inzwischen noch 9 Monate lang unter nahmenlosen Leiden und den härtesten Behandlungen in ihrem Kerker geschmachtet hatte, mußte gleichfalls ein Opfer ihres Blutdursts werden, denn auch sie starb am 16. October dieses Jahres auf dem Blutgerüste. Schrecklicher Wechsel des Schicksals! Sie, diese erhabene Fürstin, die ehedessen die Herzen der ganzen Nation durch ihre

menschen-

menschenfreundliche Herablassung — und durch ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen, ganz bezaubert hatte, wurde nun das unglückliche Schlachtopfer der Wuth eines blutdürstigen Pöbels, der durch die Würkung der Anarchie bis zur Unmenschlichkeit der rohesten Barbaren herabgesunken ist.

Eine Anekdote.

Gellert, über dessen Tod die Erde geweint, und der Himmel sich gefreuet hat, liegt, wie bekannt ist, auf dem Johanniskichhof in der Vorstadt von Leipzig, begraben, an der Seite seines Brudes, des Postkommissairs, und ein Leichenstein, auf welchem nichts mehr, als ihre Namen, Alter, und der Tag ihres Todes stehet, bedeckt ihr Grab. Vor einiger Zeit kam ein Reisender zu dem Küster an der Johanneskirche, dem Ansehen nach eine fürstliche Person, weil er einen Stern auf der Brust, und zween reich gallonirte Bediente hinter sich hatte, und sagte, daß er aus Wien sey, und Gellerts Grab zu sehen verlange. Der Küster schlüßt ihm den Kirchhof auf, und zeigt ihm das Grab. Der Reisende bleibt einige Minuten in tiefen Gedanken, und mit auf das Grab gehefteten Blicken vor demselben stehen. Darauf wirft er sich auf dasselbe nieder, umfasset den Leichenstein, und ruft aus: Ich habs gefunden dein Grab, theurer Gellert! ich habs gefunden! Hier ruhst du also, und ich schwebe über deiner Asche. Tausend Dank für die Lehren deiner Weisheit und Tugend, die du mir gabst! Du hast mich auf den Weg der Glückseligkeit gebracht, und durch deine Schriften meinen Geist und Herz gebildet. — Und so hielt er ihm eine Lobrede mit einer Begeisterung, dabey ihm

die

die Thränen über das Gesicht flossen. Als er sich wieder aufrichtete, raufte er einen Rosen mit der Erde bey dem Leichenstein aus, wickelte ihn in sein Schnupftuch, und sagte: das will ich mit nach Wien nehmen, und es wird mir heilig seyn, weil es Erde von Gellerts Grab ist. Er erzählt, das Gellert in Wien tausend Leser und Liebhaber habe, und daß der Kaiser selbst seine Schriften in der Tasche trage, und sich vergnüge. Eine Ehre für Deutschland und für Wien, daß es die Verdienste eines Gellerts zu schätzen weis!

Ein Kunststück mit Zahlen.

Wenn eine Person in der einen Hand eine gleiche Anzahl Rechenpfennige hat, in der andern aber eine ungleiche Zahl, zu erkennen, wo die gleiche oder ungleiche Zahl ist.

Man muß die Anzahl der Rechenpfennige, die in der rechten Hand sind, durch eine ungleiche Zahl multiplicieren lassen, und die in der linken Hand durch eine gleiche Zahl, und fragen, ob die Summa der beyden Producte zusammen genommen, gleich oder ungleich ist.

Ist das Product eine gleiche Zahl, so besteht die Anzahl der Rechenpfennige in der rechten Hand aus einer gleichen Zahl; ist aber das Product ungleich, so sind die Rechenpfennige in der linken Hand gleich.

Die Ehre des Ackerbaues in China.

In diesem Lande stehet die nützliche Kunst des Ackerbaues in dem größten Ansehen. Um ihr alles

mögliche Ansehen zu geben, gehet der Kaiser alle Jahr einmal mit großer Pracht auf das Feld. Die Prinzen seines Hauses, die Präsidenten der hohen Gerichtshöfe, und eine große Menge von Mandarinen (vornehmen Hofbedienten) begleiten ihn. So bald der Kaiser auf dem Felde angekommen; so stellet sich an beyden Seiten die Leibwache, an der dritten die Mandarinen, und an einer vierten eine große Menge Ackerleute. Hierauf tritt der Kaiser allein hervor, fällt vor allen Anwesenden auf die Kniee, und berühret mit seiner Stirn neunmal die Erde, seine tiefste Ehrfurcht gegen den Tim (so nennen die Chineser den Gott des Himmels) zu bezeugen, verrichtet auch mit lauter Stimme ein Gebet, worinn er den Himmel um den Segen über ihn und sein ganzes Land, und aller seiner Unterthanen Arbeit anflehet, und opfert darauf als oberster Priester der obersten Gottheit einen Ochsen. Während dem aber, daß man das Fleisch des Thieres zerlegt, und zum Opfer bereitet, wird ein Pflug, und ein Paar prächtig angespannte Ochsen hergebracht. Alsobald legt der Kaiser den kaiserlichen Schmuck ab, und pflügt selbst mehrere Furchen durch das ganze Feld herunter, alsdann übergiebt er den Pflug den vornehmsten Mandarinen, von welchen einer nach dem andern so lange pflüget, bis alle vom Obersten bis zum Niedrigsten Hand angelegt haben, worauf der Kaiser dann selbst Geld und Kleidungsstücke unter die gegenwärtigen Ackerleute austheilet, welche in Gegenwart desselben das Stück Landes vollends umpflügen. Eine gleiche Ceremonie wird bey der Säezeit beobachtet, und der Kaiser in China ist diejenige Person in dem ganzen Lande, welche alle Jahr die erste Furche ziehet, und den ersten Saamen ausstreuet. Ist diese Ceremonie vorbey; so müssen in allen Provinzen

vinzen die Vicekönige oder Statthalter ein gleiches thun.

Welch eine Ermunterung muß das nicht für die Ackerleute in China seyn! Aber auch welche Beschämung ist es nicht für viele deutsche Bauren, welche sich schämen, den Pflug in die Hand zu nehmen, und das Geschäfte des Ackerbaues für so niedrig halten, daß sie solches nur ihren Knechten überlassen! Von unserm Kaiser Joseph dem Zweyten weiß man aus öffentlichen Nachrichten, daß er, wie der Kaiser in China, ein gleiches gethan, und durch sein Exempel die Bauern gelehret hat, daß das Pflügen keine niederträchtige und solche Arbeit sey, deren man sich zu schämen Ursach habe. Möchte doch der Landmann sich einmal überzeugen lassen, daß sein Beruf ihm nicht Schande, sondern, wenn er ihn treulich und recht abwartet, vielmehr Ehre bringe! Sein Beruf ist Gottes Wille; und schämt er sich jenen auszuüben, so schämt er sich ein Diener Gottes zu seyn.

Der Taback.

Ist eine Pflanze, deren Blätter, wenn sie gehörig zubereitet sind, zum rauchen und schnupfen gebraucht werden. Er ist in der Mitte des 16ten Jahrhunderts aus Amerika, seinem eigenthümlichen Vaterlande, gebracht worden, wo er noch von Engländern, Spaniern, Portugiesen, Dänen, Franzosen und Holländern in so grosser Menge gebauet wird, daß alle Jahre etliche hundert Schiffe davon nach Europa geführet werden können. Er geräth auch am besten in jenen warmen Ländern, und muß diejenige Sorte, welche in vielen Gegenden Deutschlands gebauet wird,

der

der Amerikanischen an Güte weit hinten an gesetzet werden. Er hat seinen Namen von der Insel Tabago, wo ihn die Spanier zuerst gefunden haben. Wenn die Blätter desselben zeitig sind, so werden sie von den Stengeln gebrochen, an Faden genähet, an einem trocknen luftigen Orte aufgehänget, bis sie trokken geworden: alsdann auf mancherley Art eingeweicht, und mit allerhand Säften benetzt, — welches die Beitze genannt wird — dann auf verschiedenen Tabacksfabricken ausgelesen, gesponnen; darauf in Rollen ganz oder in Briefen und Paketen geschnitten verschickt — oder gemahlen, und dadurch zu Rauch- oder Schnupftaback zubereitet. Mancher Taback erhält seinen Namen von dem Orte, wo er wächst, z. E. der Virginische, Portorricio u. s. w. Mancher von den Körben, in denen er verschickt wird, z. E. der Kanaster, der unter dem Rauchtaback der berühmteste ist, wie unter dem Schnupftaback Tongo, Spaniol und Rappee.

Man verfeinert auch den geringen Landtaback auf verschiedene Arten, wovon ich einige hersetzen werde. Man gießt auf die in ein Faß gepackte geringe Tabacksblätter, eine aus Pottasche, Pflaumen und Bier, eine Stunde lang gekochte starke Lauge, die man durchgeseihet, auf. Nach einer Zeit von 4 Wochen trocknet man diesen unter dem Namen von Varinas, geadelten Landsmann. Andere beizen die geringen Blätter bloß 24 Stunden in Küchensalzwasser, gießen solches hernach ab, und besprengen sie hernach mit einer Tinktur aus der Cascarollenrinde, oder Sassafraswasser, wenn sie geschnitten sind. Eine andere Umschaffungsbrühe geben die Stengel vom Knaster oder Varinas her, wenn man sie in Essig

zu Sirup auskocht, und den schlechten Taback im Fasse damit besprengt.

Mittel, zu verhindern, daß das Oel im Bremen nicht rauche noch ruße.

Netze den Tacht mit Weinessig, und lasse ihn wieder trocknen: oder thue destillirten Zwiebelsaft in die Lampe, und oben darauf das Oel.

Oel aus Papier zu bringen.

Nimm klein zerstossenen und gesiebten Kalch, thue ihn auf ein Papier, und lege das Blatt, worin der Flecken ist, darauf; so geht er heraus. Ist derselbe aber alt, so muß es öfters wiederholt werden.

Verjährte, ganz blaß gewordene Schriften, auf Papier oder Pergament, wieder leserlich zu machen.

Man mischt ein halbes Quart weißen, aber alten Wein unter 4 Loth fein gepulverte Galläpfel, und ein halbes Loth Zitronenspiritus, in einer gläsernen Flasche. Diese wird alle zwey Stunden, Einen Tag hindurch mit Nachdruck, jedesmal Eine Viertelstunde umgeschüttelt. Mit dieser klar abgegossenen Flüssigkeit, feuchtet man etwas Baumwolle an, womit man über die veraltete Schriften fanft fährt, und jede von selbst wieder trocken werden läßt.

Augsburg im Brinhaußerischen Bücher- und Kalenderverlag.

Unterhaltungen

~~107-225~~

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mannichfaltige Unterhaltungen zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse
ein Buch für die mittlere Volksklasse

Augsburg 1794

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 1214
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11246148-2
VD18 11630760-003